GUTENBERG, HAUSFREUND FÜR GEBILDETE FAMILIEN







114. Emancu [illegible]

Modenkupfer fehlen!

No. 1. (Sonnabend, den 1. April.) 1843.

Leipziger Moden-Journal.

Zeitschrift für die elegante Welt.

Redigirt und herausgegeben von R. Büchner.

Vierter Jahrgang. Zweites Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst **brillantem** Modenkupfer und vierteljährlich extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ⅓ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich. Zu beziehen durch alle wohllöbl. Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Leipzig durch die Expedition **Petersstraße** No. 31/58, 1. Etage.

Wie man jetzt Heirathen schließt.

Erster Brief.

Geliebte Freundin!

Endlich habe ich das mir gesteckte Ziel erreicht, ich bin Braut! Braut desjenigen Mannes, der dem Cölibate zugeschworen, und das Wort Heirath — mehr als die Pocken haßte. Du fragst, wie das zugegangen? Auf sehr einfache Weise. Ich lauschte ihm seine Eigenthümlichkeiten ab und studirte seine Schwächen. Beharrlichkeit und Verstand erreichen gewöhnlich mehr, als Gold, Tugend und Schönheit, und man hat Beispiele, daß ein fester Wille mit Schlauheit und List gepaart, die ungleichartigsten Ehen schloß, daß ein Mädchen niederer Sphäre den adelstolzen Marquis und eine leichtsinnige Grisette den wählichsten Gentleman ehelichte.

Du weißt, daß ich schon ein Bedeutendes über die tausend Wochen hinaus war, als ich die Bekanntschaft des jungen Steuerrathes von X. machte, ein Mann, zu dem alle mit Töchtern gesegneten Mütter wallfahrteten, und alle heirathsfähigen Jungfrauen begehrlich die Augen erhoben. Ein glücklich angebrachtes Bonmot machte den Steuerrath auf meine Wenigkeit aufmerksam und zur Steuer der Wahrheit muß ich bekennen, daß ich nichts unterließ, um ihn an mich zu ziehen und festzuhalten. Ich erkundete demnach seine Gewohnheiten und Leidenschaften, Ansichten und Vorurtheile, und einmal im Klaren, ordnete ich meinen Angriffsplan, und gehe nun, wie meine Freundinnen behaupten, mit schwachen Mitteln ausgerüstet, als Siegerin aus einem Kampfe hervor, der Anfangs wenig Hoffnung ließ, ihn glücklich zu bestehen.

Die erste Parallele war gegen ein renommirtes Gasthaus eröffnet, das der Steuerrath seit Jahren jeden Abend zu besuchen pflegte, um im Kreise heiterer Freunde den Nektar echten Nürnbergergebräues zu schlürfen. Nichts konnte ihn abhalten, in die Opferhalle des Gambrinus einzukehren, der, ein fabelhafter König, täglich die Zahl seiner Anhänger mehrt. Der Oberkellner, ein verständiger, berechnender Mensch, die täglich vom Steuerrath bezogenen paar Oboluſſe Trinkgeld gegen den vollen Beutel, den ich ihm bot, falls er geneigt wäre, meiner Proposition Gehör zu geben, in die Wagschale legend, begriff sogleich den gewichtigen Vortheil in meinem Anbote und fälschte dem Steuerrathe so lange den edlen Bierquell, bis derselbe dessen überdrüssig ward, den Besuch des Gasthauses verschwor, und nie wieder daselbst einsprach. Natürlich wußte der Steurrath nicht gleich wohin, er eilte zu mir, und ich habe es nie versäumt, ihn mit dem köstlichsten Hopfensafte, dessen das Königreich Baiern sich rühmt, bedienen zu lassen.

Du siehst hieraus, daß ich eine Abendstunde gewonnen, die der Steuerrath bisher einer fremden Gottheit opferte, und ich thue mir viel darauf zu Gute, ihn von ihr abgezogen und mir dienstbar gemacht zu haben. Was

ist jedoch eine Stunde für die ganze Tageslänge einem Manne, der allen Zerstreuungen hingegeben ist, und an Aufforderungen hierzu so vielfache Gelegenheit hat: Ich mußte meine Parallele weiter rücken.

Der Steuerrath hatte die Gewohnheit, in den Nachmittagsstunden seinen schwarzen Morra in einem Kaffeehause zu trinken, und in den Windungen des edlen Whist den Faden der Zerstreuung bis zum Abend auszuspinnen. Um ihm nun Kaffeehaus und Spiel zu verleiden, gab ich ihm mit Beihilfe des Kaffeehausinhabers einen Vetter von mir zum Partner, der es durch eine äußerst gefällige Konversation und gewisse Spielkünste dahin brachte, daß der Steuerrath täglich ein paar Stunden und beträchtliche Geldsummen verlor. Dies erregte, da sich dieses Spiel täglich wiederholte, seine Galle, und wurde die Veranlassung von Debatten, die zuletzt so heftig wurden, daß man sich gegenseitig Galanterien, wie sie Matrosen und Holzspalter verarbeiten, und die Karten an den Kopf warf. Das war für den gelassenen sanft- und gutmüthigen Steuerrath denn doch zu arg. Er verschwor es, jemals wieder ein Kaffeehaus zu besuchen, und bringt nun seinen Nachmittag bei mir zu, im Domino oder Piquetspiel sich erheiternd.

Auf ähnliche Weise wußte ich einige Freunde von ihm zu entfernen, denen er sehr zugethan war und bedeutend anhing, und wenn man mein Verfahren als intriguant bezeichnet, so war es nur gerechte Rache dafür, daß sie alle möglichen Mittel anwendeten, um den Steuerrath von mir und meinen Intentionen abzuziehen. In Betracht der verschiedenen Töchter, Schwestern und Nichten aber, die man ihm anbot, muß ich bekennen, daß ich so nebenher von Jeder aus ihnen eine kleine Geschichte zu erzählen wußte, die ihm jede Annäherung verleidete.

Du kannst nicht denken, liebe Freundin, wie tief ein leicht und pikant hingeworfenes, stachliges Anecdötchen und doppelsinniges Histörchen in die Seele schneidet! Einem Körnchen Verleumdung, einem Gran Lächerlichkeit, verfallen die festesten Mauern der Zuneigung und Freundschaft, und ich bitte Dich, diese kleinen, unschuldigen Künste nie außer Acht zu lassen, und immer zur rechten Zeit anzuwenden. So geschah es, daß ich dem Steuerrath theils aus Langeweile, theils aus Mißmuth, lieb und wesentlich nothwendig wurde, daß meine Gesellschaft ihn für alle Entbehrungen, die ich gegen ihn einleitete, entschädigte, und daß er mir schließlich seine Hand reichte, eine Hand, auf welcher der Rathstitel und artige Renten lagern. Mir lächeln gegenwärtig durch geschickt kombinirte Manövers ein Triumphzug und die Haube, ihm bleiben nach erlittener Niederlage nichts übrig, als ein Verzweiflungssprung in die Charybdis der Ehe und die Schlafmütze. Der Mann ist übrigens nicht der schönste, auch nicht der scharfsinnigste und geistreichste, aber er ist ein **Mann**, und ich werde durch ihn **zur Frau**, ein Motiv, das alle Bedenklichkeiten in den Hintergrund drängt.

Dies, liebe Freundin ist das Ergebniß einer einjährigen Bekanntschaft — gehe nun hin, und thue desgleichen, ewig Deine Louise Y.

Zweiter Brief.

Theurer Onkel!

Sie warfen mir oftmals meinen Widerwillen gegen die Ehe, und meine Liebe zur Unabhängigkeit vor, daß ich nie auf Ihre Rathschläge eingehen wolle, und fortfahre, einer schrankenlosen Lebensweise zu obliegen. Ueber Nacht jedoch kommt Rath, sagt ein altes Sprüchwort. Die spitzen Finger der Gicht, welche mich jetzt zeitweise mahnend berühren, und die trostlose Oede meiner Kasse, ließen mich zu der Erkenntniß kommen, daß es Zeit sei, Ihren wohlmeinenden Lehren Folge zu leisten. Ja, das Geld ist keine Chimäre, und eine sorgliche, mit den nöthigen Mitteln ausgerüstete Pflegerin keine fata morgana. Ich werde heirathen. Heirathen! heroischer Entschluß! Und zwar auf **Empfehlung**, denn die Person quaestionis ist mir bis Dato, das Physische betreffend, noch gänzlich unbekannt, was aber wenig bedeuten will, denn körperliche Eigenschaften und Vorzüge sind vergänglich, und verwelken mit dem Altern der Zeit.

Ich habe bei meiner Wahl, wie Sie, bester Onkel! gleich ersehen werden, auf die höchste Solidität gesehen, und vorsichtig auf guten Grund gebaut, denn meine Braut besitzt ein herrliches Rittergut mit dem ergiebigsten Ackerland. Auch wird man meiner Leidenschaft ein festes Fundament nicht absprechen, da Aline, so nennt sich die Braut, ein Haus in der innern Stadt mit vier Stockwerken auf einem der ersten Plätze eigen nennt, dessen Unterbau meist auf Quadern ruht. Außer den angeführten, grundhältigen Vorzügen erfreut sie sich eines schönen Parkes, entzückender Gärten und mannichfaltiger Fischteiche, sie ist mithin die reizendste Person von der Welt, und obgleich mißgünstige Neider behaupten, sie sei **wild**, so kann das eben auch eine Anspielung auf das zahlreiche **Wild** sein, das ihre Wälder belebt, und wenn Satyriker sagen, sie besitze einen **braunen** Teint und sei doch gar zu **schweigsam**, so leitet sich das auf ihre Nationalität, als **Braunschweigerin**. Im Uebrigen hat man mit schönen Frauen viel Ungemach, da jeder



Zaunkönig sich berechtigt hält, ihr Schmeicheleien zuzuflüstern! sie gleichen hierin den Uebersetzungen, sind sie schön, so sind sie nicht treu, und sind sie treu, so sind sie nicht schön. Was ist äußere Schönheit auch? Nichts, als das höchst betrügliche Ufer einer gefährlichen See. Ist meine Zukünftige jedoch wirklich vom Mehlthau der Jahre angegriffen, und ein Weniges verwelkt, so sind doch ihre Obstbäume blühend, und mangeln auch ihrer Stirne Lilien und ihren Wangen Rosen, so prangen deren doch eine Unzahl in ihren Töpfen und Blumenbeeten. Es leiteten mich demnach bei meiner Wahl die triftigsten Grundsätze: der Hang nach ihren fetten Triften, blumigen Wiesen und holzreichen Wäldern. Ich kann fast mit Gewißheit voraussagen, daß es mir an ihrer Seite wohl gehen werde, denn sie sitzt als Schafzüchterin tief in der Wolle, auch kann ich mich der Hoffnung hingeben, gut mit ihr zu fahren, denn sie ist im Besitze sehr anziehender Kremnitzer Goldfüchse und weichgepolsterter Karossen. Wenn übrigens einige Neidharte die Meinung aussprechen, ich sähe zumeist auf die antiken Eigenschaften meiner Braut, so kann sich diese Aeußerung nur auf ihre beträchtliche Sammlung alter Thaler beziehen.

Der Himmel gebe nur, daß die Holde so lange lebt, bis sie zu meinen Gunsten testirt habe; als vorsichtiger Mann jedoch werde ich vor der Hand den Heirathspakt so einrichten, daß die eine Hälfte ihrer reizenden Eigenthümlichkeiten mir grundbüchlich versichert werden, die andere Hälfte einantworte ich der ausgedehntesten Nichtbeachtung. Ich hoffe, daß Sie, bester Onkel, meine Wahl um so mehr billigen, da ich für Geld diene, für Geld arbeite, demnach auch für Geld heirathe.

Ihr Sie liebender Neffe Z.

Liebe nach dem Tode*).

In tiefes Sinnen versunken, saß Fräulein Adolfine von Stein in der Jasminlaube ihres Gartens. Sie war die Braut — eines Todten. Grund genug zu tiefem, ernstem Sinnen.

Adolfine war in ihrer Jugend eben so reich an Freiern, als gegen dieselben spröde und wählerisch gewesen. Daß sie viele Freier gehabt, konnte das Jemanden Wunder nehmen? Sie war ja eine der ersten Schönheiten der Stadt gewesen, und welches schöne Mädchen hat nicht der Freier viele? Auch das Wählen war verzeihlich und sogar nothwendig, denn alle Freier konnte sie ja nicht nehmen, und mußte folglich wählen. Aber leider ging es Adolfinen ungefähr so, wie vielen jungen Männern, welche sich zu keinem Lebensberufe entschließen können, und so lange in ihrer Wahl schwanken, bis der günstigste Zeitpunkt, in welchem sie etwas Ordentliches hätten ergreifen können, vorüber ist. So Adolfine. Ich weiß nicht die Zahl ihrer Freier, aber das weiß ich, daß der erste ihr zu alt, der zweite zu häßlich, der dritte nicht schön genug, der vierte ein Raucher war, und daß am Ende von allen Freiern kein einziger Adolfinen blieb. Ach, Mädchen, Mädchen, die ihr zu viel Freier habt, nehmt Euch ein Exempel daran! —

So überschritt das Fräulein allmählig das zwanzigste, das fünfundzwanzigste, das dreißigste Jahr. Immer rascher verflossen die Jahre, immer erbarmungsloser fiel eine Blüthe einstiger Schönheit nach der andern ab, — — endlich nahte das fünfunddreißigste Jahr, und aus Adolfinens Antlitz hätte Niemand mehr geahnt, daß sie einst die reizendste Schöne der Stadt gewesen. Und noch immer war sie unvermält.

In ihrer Jugend schön wie der Mai, war sie nun reizlos wie ein düsterer Novembertag. Ihre Aeltern waren gestorben, und hatten ihr bei weitem nicht so viel hinterlassen, daß sie sorgenfrei hätte leben können. Zu ihrem Glück war einer ihrer Ahnen so weise gewesen, für einen solchen Fall, wie der Adolfinens war, zu sorgen. Er hatte nämlich eine Stiftung für jene von seinen Descendentinnen gegründet, welche in die traurige Lage kommen würden, nach Ueberschreitung ihres dreißigsten Lebensjahres das zu sein, was die böse Welt „alte Jungfern" nennt.

Ein zweites Glück war es für Adolfinen, daß sie Verstand genug besaß, ihr Unglück niemandem Andern, als sich selbst zuzuschreiben. Sie lebte still und eingezogen, und sah nie jemanden Andern, als einige ältliche — Gnade, meine Damen, ich wollte sagen: nicht mehr ganz junge — Bekanntinnen, welche noch keinem Manne ihre Hand gereicht hatten, aus dem einfachen Grunde, weil noch kein Mann um dieselbe angehalten. — Diese unterhielten sich und langweilten Adolfinen damit, daß sie als wandelnde, kaffeetrinkende und strumpfstrickende Zeitungsblätter alle Neuigkeiten auf zehn Meilen in der Runde brühwarm erzählten, die ganze Männerwelt verlästerten, über jede junge Braut die Nase rümpften und ihre Möpse und Katzen mit den besten Bissen fütterten. Adolfine seufzte jedes Mal, wenn sie dieses

*) Wiener Theaterzeitung.

jungfräuliche Heer heranrücken sah, und wenn sie bedachte, daß sie auch eines Tages die Zahl dieser Unglücklichen vermehren müßte. Von Männern kam aber Niemand zu ihr, als ein entfernter Vetter, ein Auditeur, der alle Vierteljahr das Stiftungs-Quartal Adolfinen überbrachte.

Eines Tages hatte das Fräulein, so ungern sie es auch that, dem Drängen einer der oben geschilderten Damen nachgegeben, und war mit auf die Besitzung der Frau von Sternfels gefahren. Diese Dame feierte — die Annalen haben uns nicht aufbewahrt, ob ihren Geburtstag oder den Todestag ihres Gatten (welchen der Himmel schon vor zwölf Jahren von seinem ehelichen Kreuze erlöst hatte), — diese Dame also, wiederhole ich, feierte ein sehr wichtiges Fest, zu welchem alle Damen der Umgegend, welche nur irgend Freude am Bekritteln ihres Nächsten fanden, geladen waren. Da wurden denn alle Mädchen der ganzen Gegend durchgemustert, alle Splitter in Balken verwandelt, da wurde die Chronique scandaleuse aller Ehepaare berichtet, mit Zugaben und Glossen ausgestattet, kurz, — die Zungen sämmtlicher Damen waren in rascherer und rastloserer Bewegung, als ein Mühlrad in einem nassen Sommer.

A propos, Frau von Kern, unterbrach plötzlich eine der Damen das Gespräch der Gesellschaft, kannten Sie den Gardehauptmann Rosenfeld?

Rosenfeld? ein lockererer Zeisig, der schon funfzig Liebschaften gehabt, — funfzig Mädchen die Heirath versprochen, und alle funfzig sitzen gelassen hat?

Ei, Fräulein Adolfine, — fiel eine Dritte ein, — Sie werden ja plötzlich roth, Sie haben doch — — —

Es war ein Glück für Adolphinen, daß gerade der also sprechenden Dame ein Gläschen Malaga kredenzt wurde. Ueber den Malaga vergaß die Sprecherin den Dorn, mit dem sie Adolphinens Gemüth hatte verletzen wollen, und das Fräulein von Stein benutzte diese Gelegenheit, sich von ihrer Quälerin zu entfernen.

Und was gibt es mit diesem Rosenfeld? fragte die Frau von Kern. Wird vielleicht dieser Flatterling sich endlich doch zu Hymens Fesseln bequemen?

Er wird es müssen, erwiederte die Gefragte.

Ah, ah! fiel plötzlich in unisono der Chor sämmtlicher Damenkehlen ein. Vielleicht gar eine scandaleuse Geschichte! Erzählen Sie, — erzählen Sie — hat er —

Sie kannten doch die Schwester des Lieutenants Benvenuto? Ein hübsches Mädchen, nur etwas zu tiefe Wangengrübchen —

Und eine etwas hochrothe Couleur der Haare. —

Und die rechte Schulter etwas emporstehend?

Und weiße Zähne, aber eingesetzt. Ja, ein hübsches Mädchen, wenn man von diesen Mängeln absieht. In die war also der Hauptmann verliebt?

Ob gerade verliebt, weiß ich nicht, sagte die Erzählerin, die nun endlich wieder zu Worte kam.

Aber die Cour machte ihr Rosenfeld.

Aha, — fiel wieder eine der Zuhörerinnen ein — er hatte also andere Absichten, als sie zu heirathen. Und ihr Bruder, der Lieutenant, kam dahinter?

Ja, und forderte den Hauptmann. Durch einen Zufall erfuhr ich es.

Und Sie suchten nicht, es zu verhindern? fiel Adolfine rasch ein.

Verhindern? rief die Erzählerin. Wie will eine arme Frau zwei duellsüchtige Officiere hindern, einander zu ermorden! Und wozu endlich sollte ich sie hindern? Sind nicht die Männer ein Uebel, und ist es nicht besser, wenn das Uebel weniger auf der Welt wird?

Andere Kaffeetischneuigkeiten kamen an die Reihe und wurden lebhaft besprochen und mit Sarkasmen glossirt, aber Adolfine hörte nichts mehr von Allem. Ihre Gedanken waren bei dem Duelle Rosenfelds. Der Gardehauptmann hatte auch einst unter ihre Anbeter gehört, und war einer der Eifrigsten unter denselben gewesen. Sie hatte ihn nie verschmäht, aber jene Koketterie, welche Allen mit großer Schönheit und vielen Freiern begabten Mädchen so eigen und ganz natürlich ist, hatte sie gehindert, ihm die Achtung, die sie gegen ihn hegte, auch zu zeigen. Wäre Adolfine weniger von Verehrern umschwärmt gewesen, so hätte ihr Herz wahrscheinlich auch Neigung zu ihm gefaßt.

Er also ein Flatterling? sagte Adolfine zu sich selbst.

Gewiß ist dies nur Verleumdung. Und wenn ers wäre, bin dann nicht ich vielleicht die Ursache, daß er es geworden?! Ich lohnte seine Liebe mit Geringschätzung, ich verwundete sein Herz, war es nicht vielleicht dann Rache für die verkannte, für die mißachtete Liebe, wenn er kein Mädchen mehr einer ernsteren Aufmerksamkeit würdigte, wenn er, Liebe nur heuchelnd, von Blume zu Blume flog und — — — ach, vielleicht bin also ich die Ursache dieses blutigen Zwistes, und wenn er oder sein Gegner fällt, ich die Ursache eines Mordes.

Fräulein, Sie erblassen, — rief plötzlich eine der geschwätzigen Damen.

Ja, bei Gott, sie sinkt in Ohnmacht, rief eine zweite.

Mein Flacon her, kreischte eine dritte.

Und in kürzerer Zeit, als ich brauchte, um diese Ausrufe niederzuschreiben, hatte sich der ganze Damenkreis um Adolfinen versammelt, die in der That blaß und einer Ohnmacht nahe auf ihrem Stuhle saß.

Mein Gott! rief die Frau vom Hause, was hat Sie so angegriffen? Etwa die Geschichte von meinem Kater, die ich so eben erzählte? Ach, der guten Seele war der abgehackte Fuß meines armen Murners so zu Herzen gegangen.

Adolfine schüttelte den Kopf: Ein leichtes Unwohlsein, flüsterte sie. Ein wenig frische Luft, und Alles ist vorüber. Vielleicht wäre es am räthlichsten, wenn ich nach Hause führe?

Und trotz aller Protestationen und alles Zuredens, Adolfine solle bis zum Ende Theilnehmerin des Festes bleiben, beharrte sie unerschütterlich auf ihrem Entschlusse. Eine mitleidige Dame, deren Landgut nicht fern von Adolfinens Wohnung war, erbot sich, sie zu begleiten; ein Anerbieten, welches um so lieber gethan wurde, als sich Frau von Sternberg in der Gesellschaft ebenfalls nicht sehr behaglich fühlte.

Während der Fahrt ergoß Adolfine ihrer Begleiterin, die eine rege Theilnahme für sie bewies, ihr ganzes Herz. Das Gespräch wurde, wie stets bei solchen Umständen zwischen Personen des zarten Geschlechts, immer wärmer. Darüber vergaßen aber die Damen gänzlich auf den Kutscher zu achten, der, entweder des Weges unkundig, oder durch die Abflüsse des Festmahles in überirdische Regionen versetzt, ganz unversehens von der Straße abgekommen war. Der Nachmittag war schon ziemlich vorgerückt, und in einer Stunde längstens konnte die Abenddämmerung beginnen. In um so größeren Schrekken geriethen die Damen, als sie ihre Verirrung gewahr wurden. Schon befand sich die Kutsche in einem Walde.

Ehe der Kutscher sich so weit orientirte, um umlenken zu können, hörte die Dame plötzlich kaum dreißig Schritte vor sich einen Schuß, dem ein Schmerzensruf folgte. In der Besorgniß, in die Nähe von Räubern gekommen zu sein, rief Adolfinens Begleiterin dem Kutscher mit gedämpfter Stimme zu, sich so leise als möglich zu verhalten. Der Kutscher aber verstand gerade das Gegentheil, und hieb dermaßen in die Pferde, daß diese sich bäumten und darauf wie rasend mit der Kutsche tiefer in den Wald hineingaloppirten. Die darin sitzenden Damen, die vermeinte Räubergefahr ganz vergessend, erfüllten mit ihrem Angstgeschrei die Luft. Plötzlich blieben die Pferde wie festgebannt stehen. Adolfine hatte Geistesgegenwart genug, um nach der Ursache dieses Stillstandes zu sehen, und diese war — —

An der Stelle, wo die Pferde ihren raschen Lauf gehemmt hatten, war der Wald zu einem freien grasbewachsenen Platze gelichtet. Mehrere Männer waren auf diesem Platze dicht neben dem Fahrwege mit einem Officier (als solchen erkannte man ihn an seiner Uniform) beschäftigt. Der Officier lag in seinem Blute. Augenscheinlich war hier ein Duell vorgegangen. Adolfine seufzte auf, denn sie gedachte des Gegenstandes, der sie bei dem Feste so schmerzlich berührt hatte, des Duelles, von welchem die Damen daselbst gesprochen hatten. In diesem Augenblicke machte Einer der mit dem Verwundeten Beschäftigten eine Bewegung und Adolfine erblickte das ihr zugewandte Antlitz des Officiers.

Rosenfeld! rief sie fast unwillkürlich aus.

Der Verwundete schlug matt die Augen auf, flüsterte mit schwacher kaum vernehmbarer Stimme den Namen Adolfine! und sank zurück. Der Wundarzt, welchen die Secundanten aus Vorsorge zum Duell mitgenommen hatten, beugte sich über den Verwundeten vor, fühlte, ob der Puls schlage, lauschte, ob seine Brust athme, und sagte endlich zu den Umstehenden ernst: Er ist todt! —

Die tiefste Stille folgte auf diese Worte, keiner der im Kreise Versammelten wagte zu athmen, um es ja nicht zu übersehen, wenn noch ein Athemzug die Brust des Gefallenen höbe, oder seine Lippe bewegte; aber die Ruhe des Todes schwebte über ihm.

Adolfine verbarg laut weinend ihr Gesicht mit beiden Händen. In diesem Augenblicke zogen die Pferde wieder an, und die Calesche mit den beiden Damen fuhr davon.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

(Die heimliche Ranges-Erhöhung). Friedrich der Große hatte den Offiziern der Garnison zu Potsdam verboten, einen Maskenball zu besuchen, der im Opernhause in Berlin gehalten wurde. Ein junger Offizier gab sich aber selbst die Erlaubniß, heimlich dahin zu reisen, weil er glaubte, daß ihn die Maske unkenntlich machen würde.

Der ebenfalls auf dem Balle anwesende und verkleidete König erkannte den Mann aber und redete ihn barsch mit den Worten an: „Sie sind ein Offizier der Garnison von Potsdam?“

„Allerdings,“ antwortete der Offizier schnell, „Du hast es errathen, liebe Maske, — aber ein Schurke, der es weiter sagt!“

Friedrich wendete sich weg und verließ den Offizier, der sich alsogleich nach Potsdam zurück begab und dort jeden Augenblick arretirt zu werden befürchtete.

Am folgenden Tage erschien der König zu Potsdam bei der Wachtparade. Er rief den Offizier zu sich und sagte ihm

heimlich: „Ich ernenne Ihn zum Hauptmanne: aber — ein Schurke, der es weiter sagt!" Der Offizier verbeugte sich ehefurchtsvoll und stellte sich wieder in die Linie.

Nach vollendeter Parade wurde er von allen Seiten mit der Frage bestürmt, was ihm der König gesagt habe. Selbst seine Vorgesetzten fragten ihn; — er durfte aber weder die Rede des Königs noch seine Rangeserhebung bekannt machen und hielt reinen Mund. Erst nach Jahresfrist erfolgte vom Könige die schriftliche Ordre über die Verleihung dieser Hauptmannsstelle.

(Ein Uebersetzung ins Preußische). Ein Preuße, welcher Raimunds „Alpenkönig" im Leopoldstädter Theater gesehen hatte, war mit der Aufführung des Ganzen zufrieden, nur, äußerte er sich, sollte das Lied: So leb' denn wohl Du stilles Haus, von welchem man so vieles Aufhebens macht, viel nobler sind, nicht wie im Uetext:

So leb' denn wohl Du stilles Haus,
Wir ziehn betrübt aus Dir hinaus,
Und fänden wir das größte Glück,
Wir denken doch an Dich zurück.

es sollte heißen:

So leb' denn wohl Du still Jebäude,
Wie ziehn hinaus janz ohne Freude,
Und fänden wir auch ein Pläsir,
Wir dächten doch retour an Dir.

(Amüsantes). Ein Witwer, der eine Witwe heirathete, begann sein Gesuch um die Heirathsbewilligung folgendermaßen: Wie es unsere beiderseitigen Todtenscheine ausweisen, bin sowohl ich als meine Verlobte verwitwet.

— Wie waren an einem heißen Sommerabend nach N. gegangen, und soupirten im Wirthshause zum **, wo wie bekannt, Alles sehr theuer ist. Es erhob sich ein Gewitter, ein starker Regen, wir zechten wacker drauf los. Es wurde endlich spät, der Regen immer stärker, zu Fuße konnten wir nicht nach Hause; — es war nur ein einziger Wagen aufzutreiben, und wir waren unserer Funfzehn. „Laßt es nur gut sein," sagte Einer aus der Gesellschaft, „wenn der Wirth die Zeche machen wird, da werden wir Alle zusammenfahren."

(Ein Pariser Abenteuer). Zwei Pariser Löwinnen des Tages, Cousinen und Beide an Beamte von Rang verheirathet, hätten vorigen Sommer für ihr Leben gern ein Seebad besucht, wozu ihnen die Vorspiegelungen zweier junger Courmacher noch mehr zum Sporn dienten. Die Gatten, denen man den Wunsch mittheilte, entschuldigten sich mit ihren Geschäften bei der Administration und Finanz, so wie mit einem geringen Vermögen; indessen ward die Badelust der Schönen immer größer, das Zureden der Dandys immer dringender und die Dämchen beschlossen, eine ihnen alljährlich bewilligte Reise zu einer Tante in der Provinz zu einem Ausfluge nach Havre unter der Aegide ihrer Verehrer zu benutzen. Beschlossen, gethan; die Reise ward angetreten; jedoch in anderer Richtung und bald sahen sich die vier Abenteurer in einem der ersten Gasthäuser des Badeortes einlogirt — versteht sich in verschiedenen Wohnungen — und bald waren alle Lustpartien und Ergötzlichkeiten des Badelebens im vollen Gange — unsere Pariserinnen schwammen in Wonne. Eines schönen Morgens jedoch, nach einem köstlich verlebten Tage, kam anstatt der galanten Verehrer, ein Brief, welcher den Schönen meldete, daß Jene sich — nach Amerika eingeschifft hätten, um ihren Gläubigern zu entrinnen und es ihren soliden Gefährtinnen überließen, die Karte des Wirths zu bezahlen. — Unsere Abenteuerinnen waren in Verzweiflung; der Wirth producirte eine Rechnung von 1100 Franken, die Cousinen hatten nur sehr bescheidene Baarschaft, werthlosen Schmuck und keine Freundinnen von Vermögen, auf deren Discretion sich zu verlassen gewesen wäre — auf keiner Seite war ein Ausweg zu finden. Endlich ward beschlossen, daß das Loos die Eine als Opfer bezeichnen und diese dann ihrem Gatten schreiben und die Schuld für sich allein bezahlen sollte; das Loos traf die Gattin des Finanzmannes. Mit Resignation unterzog sich diese ihrer Pflicht und schrieb an den Gemahl, jedoch das Abenteuer auf die möglichst glimpfliche Weise darstellend. — Der Financier las den Brief mit Entsetzen, erklärte jedoch den Streich als eine jugendliche Thorheit und da er eben verhindert war, die Gattin selbst auszulösen, ging er zu seinem Freunde, dem Administrativen, und bat ihn, an seiner Statt die Reise zu machen. Dieser, im Stillen hohnlachend über den bethörten Freund und sich gratulirend, daß seine Frau besser sei als ihre Cousine, macht sich sogleich auf den Weg, kömmt an Ort und Stelle an, läutet — seine eigene Frau öffnet ihm die Thüre. — Die gräßliche Enttäuschung macht ihn ganz verdutzt; indessen faßt er sich, führt seine Aufgabe mit Anstand durch, bringt die Dämchen nach Paris zurück und — leitet sogleich eine Scheidungsklage ein, welche nächstens vor Gericht entschieden werden wird.

(Die Frauen bei den Persern). Die persischen Frauen befinden sich, wie überhaupt das weibliche Geschlecht im Orient, noch in einem Zustande kläglicher Unwissenheit, woran das geisttödtende Leben in den Harems gewiß hauptsächlich Schuld ist. Sie tragen Amulete, die mit Sentenzen aus dem Koran beschrieben sind, um die Stirne oder Schultern gebunden. Sie sind sehr abergläubisch, und glauben an glückliche und unglückliche Tage. Ferner hegen sie eine ungemeine Furcht vor Geistererscheinungen und Kobolden, von denen sie die merkwürdigsten Beschreibungen zu geben wissen. — Obgleich Polygamie durch Mahomets Glauben geheiligt ist, und ebenfalls die Sitte, das weibliche Geschlecht von allem Umgang abzuschließen, so erlaubt der Koran doch nur vier Weiber zu haben, in Hinsicht der weiblichen Sclaven aber findet keine Beschränkung statt. — Groß ist die Eifersucht der Perser auf ihre Frauen. Vielleicht wird nirgendwo der Bruch der Ehegelübde strenger geahndet, als unter den Muhamedanern. In Constantinopel steckt man die Schuldigen sogleich in einen Sack und wirft denselben in den Bosporus, mit derselben Ruhe, als wenn eine Katze ertränkt würde. In Persien werden sie ebenfalls in einen Sack gesteckt, dann aber von der Spitze eines hohen Thurmes hinabgeworfen. Richter ist in solchen Fällen allein der Ehemann, ihm hat Niemand in dieser Hinsicht Vorschriften zu geben. — Unfruchtbarkeit wird als ein großer Vorwurf für die Weiber angesehen, gerade wie einst zur Zeit Rahels und Hannahs. Die Geburt eines Sohnes ist der Gegenstand unendlicher Freude. Geschenke, in Kleidung und andern Dingen bestehend, werden für das Kind eingesandt; dagegen Töchter ein weniger gesuchter Artikel sind. — Die Heirathen werden von den Eltern geschlos-

sen, und die jungen Leute schon im frühen Kindesalter mit einander versprochen. Bewerbungen geschehen durch Stellvertreter, so auch die Heirathsceremonie selbst. Ich war neugierig, zu erfahren, wie ein Heirathscontract zu Stande gebracht würde, da der Bräutigam seine Verlobte immer erst drei Tage nach der Hochzeit zu sehen bekommt. Sie ist ihm von irgend einem weiblichen Eheprocurator als „blühender wie die Rose," „duftender als das Veilchen," „schöner gestaltet als Hebe" geschildert worden, durch welche Beschreibung sein Herz „einer Kohle gleich wird" und „seine Leber vertrocknet." Dann unterredet sich der zukünftige Mann mit den Eltern über das Geschenk, welches er seiner Braut machen will. Wenn der Contract zu Stande gekommen ist, so unterzeichnet ein Mollah ihn, und die Trauung findet statt, indem beide Partheien zuhören, aber nicht sichtbar sind. Nach Beendigung derselben wird die jetzt rechtmäßige Gattin in einen Schleier gehüllt, aufs Pferd gesetzt und der Wohnung ihres Mannes zugeführt. Daselbst finden große Festlichkeiten Statt, und je mehr einer der besseren Gesellschaft angehört, desto glänzender sind seine Festgelage. Bei diesem Verkauf der Mädchen kommen nicht selten auch große Enttäuschungen vor, die an die der Rahel und Lea erinnern. Kein Perser würde eine Frau heirathen, welche von einem Manne bereits angeblickt worden ist. Es ist ein Beispiel vorgekommen, daß ein Khan dem Vater seiner Auserwählten viele Tausende bot, wenn er ihm dieselbe von Angesicht zu Angesicht zeigen wolle; aber er erlangte die Erfüllung seines Wunsches nicht. Die Sitte ist hierin ein unerbittliches Gesetz. Aber, wie gesagt, eben deshalb ereignet es sich wohl, daß einer die Unrechte heirathet.

— Nach europäischen Begriffen gibt es eigentlich gar keine Straßen in China, denn ein Felsen ist doch keine Straße, ein Sumpf eben so wenig, das Bett eines Bachs noch weniger, und einige tiefe Gleise und enge Fußwege, die sich durch die Felder ziehen, verdienen den Namen ebenfalls kaum, und doch gibt es im Allgemeinen in China keine andern Wege. Bisweilen wird die Straße so unwegsam, daß man gar nicht fortkäme, wenn die chinesische Industrie einem nicht zu Hülfe käme. Wenn es regnet, so bilden sich Bäche und Sümpfe, über die der Reisende nie kommen würde, wenn er nicht Lastträger fände, die ihn auf ihren Schultern hinübertragen; ein andermal verwandelt sich der Weg in einen breiten Fluß, der mit Inseln übersäet ist, und man bedient sich dann seines Karrens wie eines Schiffs. Denn der Karren ist so gebaut, daß, wo der Weg trocken ist, man die Räder anbringt, und wo das Wasser tief wird, man die Räder in die Maschine wirft und dann wie in einem Kahn schwimmt; die Maulthiere bleiben angespannt und ziehen an einem langen Strick die amphibische Maschine durch das Wasser. Wenn der Wind stark weht, so zieht man die Segel auf dem Karren und Schubkarren auf und kommt durch diese glückliche Combination von Fuhre und Schifffahrt etwas leichter vom Platz. Es ist ein eigner Anblick, diese Segel, die sich auf allen Seiten durch die Felder bewegen, zu beobachten, und die Marktplätze, wo sich diese besegelten Karren versammeln, sehen aus wie eine kleine Rhede. Im Verhältniß, als man sich Peking nähert, verbessern sich die Straßen, und in der Nähe der Hauptstadt sind sie wenigstens viermal so breit als europäische Landstraßen; allein damit ist dem Reisenden nicht viel geholfen, denn wenn es regnet, so steckt man bis ans Knie im Koth, und beim schönen Wetter erstickt man in den dicken Staubwolken; die Fußgänger gehen daher auf engen Fußpfaden am Rand der Felder hin.

(Aus Abrahams 'a Sancta Clara Schriften.) Schönheit ohne Tugend. Ein schönes Weib ohne Tugend ist wie Apothekerpillen, auswendig schön verguldet, inwendig aber pfui Teufel! Auswendig wie ein schön eingebundenes Buch, inwendig ein leeres Register. Ein goldner Becher und ein saurer Landshuter Wein darin; ein gefirnißtes Tabaksbüchsel, und Mancher bekommt solch eine Schöne, die aber untugendlich, eine Freundliche, aber mit Gefahr, daß sie nicht ihrem Manne das türkische Wappen auf den Kopf setzt, ihm ein lateinisches V. auf die Stirn macht, den höflichen Mann in einen Kirchthurmknopf verwandelt, worauf ein Hahn steht.

Was doch Geld macht! Geld macht Affect in der Welt, Geld macht Effect in der Welt, Geld macht Infect in der Welt, Geld macht Defect in der Welt, Geld macht Praefect in der Welt. Hast Geld, so kommst fort, hast keins, so bleibst dort, hast Geld, so sitz Dich nieder, hast keins, so bin ich dir zuwider!

Der Ehestand. Der Ehestand ist ein Acker, der Witwenstand ein Garten, der Jungfraustand ein Paradies. Der Ehestand ist ein Blei, der Witwenstand ein Silber, der Jungfraustand von Gold. Der Ehestand ist ein Stern, der Witwenstand ein Mond, der Jungfraustand eine Sonne. Der Ehestand ist ein Dorf, der Witwenstand eine Mark, der Jungfraustand eine Stadt. Der Ehestand ist ein Wasser, der Witwenstand ein Bier, der Jungfraustand ein Wein. Der Ehestand ist ein Türkis, der Witwenstand ein Rubin, der Jungfraustand ein Diamant. Der Ehestand ist eine Leinwand, der Witwenstand ein Taft, der Jungfraustand ein Atlas. Der Ehestand ist menschlich, der Witwenstand heilig, der Jungfraustand englisch. Der Ehestand ist gut, der Witwenstand besser, der Jungfraustand am besten.

(Neue Korkstöpsel-Erzeugung.) Die Korkstöpsel, welche bisher mit der Hand verfertigt wurden, werden nun durch eine mechanische Vorrichtung erzeugt. Mittelst dieses Verfahrens kann ein Arbeiter in der Zeit, in der man sonst 1000 solcher Stöpsel erzeugte, 200,000 erzeugen.

(Anecdote.) Während des zweiten schlesischen Krieges geschah es, daß in einem Hauptquartier des großen Friedrich, während man in der Vorkammer auf das Heraustreten des Königs wartete, zwei sonst ganz wackere, aber nach damaliger Weise etwas verwilderte Stabs-Officiere mit einander in heftigen Streit geriethen. In ihrer steigenden Zornwuth vergaßen sie bald Alles um sich her und fielen mit gezückten Klingen einander an. Vergebens warf ein anderer Stabs-Officier sich wohlmeinend zwischen sie, um sie zu trennen. Sie hieben rücksichtslos zu und unabsichtlich traf ein flachgefallener Hieb den Rücken des Friedensstifters. Furchtbar zornglühend trat der König, Klingengeräusch in seiner Vorkammer hörend, heraus. Versteht sich, daß alsbald die Schwerdter sanken und der König die zwei Unbändigen in Verhaft nehmen ließ. Indem er nun noch einige Donnerworte über den unerhörten Frevel äußerte, trat auch der unbeglückte Friedensstifter hinzu, sprechend: „Ja, Eure Majestät, und mich haben sie in meiner ei-

genen Gegenwart über den Buckel gehauen.“ — Der humoristische Sinn des großen Friedrich erwachte, und lächelnd sprach er: „Nun freilich, mein lieber Major, in seiner Abwesenheit hätte Ihm das auch nicht wohl passiren können.“

(Zu viel und Civilbeamte.) Die preußische Civilisation klagt über zu viel Civil- und Militär-Beamte mit und ohne Gehalt und über zu viel Civil- und Friedens-Kriegs-Arbeit. Alles ist noch nichts gegen das österreichische Beamtenthum. Im Kaiserthum Oesterreich gibt es allein gegen anderthalbhunderttausend Civilbeamte, daneben ein Regiment von 30,000 Mann Zollbeamten mit mehreren tausend provisorischen, supernumerarischen, diätarischen Aushilfebeamten, über 200,000 Militärbeamte und mehr als 100,000 pensionirte Beamte.

— Auf dem letzten Maskenball im königlichen Hof-Theater zu München wollte ein Herr einer anwesenden weiblichen Maske Gefrornes kaufen. „A Sie,“ sagte die Maske, „gebens ma den Zwölfer, is ma lieba, als was Gfrorns.“

(Neue Erfindung.) Unsere im Reiche der Industrie so productive Zeit hat neuerdings eine Erfindung zu Tage gebracht, welche sich nicht unwürdig an die Reihe ihrer zahlreichen Schwestern anschließt. Ein lange gefühlter Mangel an Frühlings- und Herbstkleidern setzte die Männerwelt nicht selten in große Verlegenheit. Mancher Husten und Schnupfen wurde durch zu warme oder zu leichte Kleidung hervorgebracht. Die leidigen, übelriechenden Makintosh, dieser Greuel der Damen und auch der Männer von zarteren Geruchsnerven, die häßlich kleidenden Paletots waren nur Nothaushilfen. Diesem Allen ist nun durch die ursprünglich englische Erfindung der wasserdichten Camelotts abgeholfen. Sie sind schön, leicht, wasserdicht, ohne irgend einen Geruch, in allen Ueberrockfarben zu finden, im Faltenwurfe dem Tuche ganz ähnlich und kommen im Preise halb so hoch als Makintosh. Jedermann kann sie von seinem Kleidermacher zu einem Ueberrock, Mantelkragen, Burnuß ꝛc. verarbeiten lassen, selbst für Wintermäntel sind sie mit Beihilfe eines geeigneten Futters oder der Watte verwendbar.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Man kann nun bereits mit Sicherheit von den Neuigkeiten sprechen, die für die Saison vorbereitet werden, in welche wir eintreten. Von Zeugen sieht man in den besten Häusern Doppelfoulards und carrirte Taffete. Das Schottische wird demnach, ins Unendliche variirt, vorherrschen, nicht blos in Stoffen für Damen, sondern auch bei gewissen Kleidungsstücken für Herren, denn es werden die Sammete, die Valencias, die Casbemirs und selbst die englischen Piqués, also alle Stoffe zu Westen carrirt sein, bald regelmäßig, bald unregelmäßig; ebendies wird von den Sommerbeinkleidern gelten, denn alle neuen Stoffe, die dazu bestimmt sind, sind carrirt.

Von leichten, durchscheinenden Stoffen, welche folglich zu Staatsanzügen bestimmt sind, hat man unter andern satinirtmoirirte Gaze und mit Sammet gefleckte Tarlatane. Die moirirte Gaze hat breite Streifen, die sich zwischen vier kleinen befinden; die breiten sind moirirt, die andern satinirt. Man hat diese Gazen in allen Farben. Die Tarlatans bleiben gern weiß, ohne Zweifel, um die Sammetpunkte hervorzuheben, welche Blümchen, Blättchen ꝛc. bilden und durch seidene Fäden, die mit Gold umwunden sind, verbunden werden.

Zu den ausgezeichneten Stoffen, die man zu großen Toiletten zählen und mit den reichsten Spitzen und Bändern tragen kann, gehören herrliche Droguets, deren Namen schon an Ludwig XV. und die Pompadour erinnert.

Wir sahen bereits ein Kleid von diesem Stoffe. Das Schneppenleibchen war sehr tief ausgeschnitten, namentlich im Rücken; um das Leibchen ging ein Revers von gleichem Stoffe, der eine Berthe bildete und mit Spitzen überzogen war. Die Aermel waren glatt, sehr kurz und ebenfalls mit Spitzen überzogen. In der Mitte des Leibchens vorn befand sich eine sehr dicke Atlasbandrosette in Apfelgrün, von welcher zwei sehr lange Enden ausgingen. Der Rock war glatt und in der Gegend eines jeden Kniees befand sich eine ähnliche Bandrosette, die eine Agrafe bildete und eine Spitzenbarbe hielt.

Viele der neuen Hüte, von denen viele ebenfalls carrirt sind, werden ganz mit Spitzen überzogen und auf mehreren sahen wir Bouquets von glänzender Chenille, was vortrefflich aussah.

Sehr gefallen auch die kleinen Lyoner Häubchen von weißer Blonde, die mit rosa oder blauer Gaze gefüttert sind.

Herren-Mode. Es scheint, als ob die hellen Farben bei Ueberröcken, Paletots ꝛc. wieder gebräuchlicher werden wollten. Man füttert sie mit Seide von der Farbe des Tuchs und trägt sie gewöhnlich mit Sammetkragen. Die sogenannten Halb-Oberröcke, welche besonders für die jetzige Uebergangsjahreszeit sehr hübsch sind, werden meistentheils in Schwarz getragen, doch nimmt man dazu helle Beinkleider. Zu Abendgesellschaften sind schwarze Beinkleider nöthig, desto lichter sind da die Gilets, deren man sogar, wenigstens in größeren Gesellschaften, viele weiße sieht, meist von Cashmir oder Seide. Die sehr koketten Fracks à la Rococo mit Stickerei findet man wohl immer noch hin und wieder, doch wollen sie sich nicht allgemein geltend machen und werden wahrscheinlich bald ganz verschwinden, da man bei dem Frack mehr und mehr wieder zum frühern Schnitt zurückkehrt. Dies kann jedoch auch kein Fortschritt genannt werden, und beweist nur, wie sehr man um eine neue passende Gesellschaftstracht in Verlegenheit ist. Neulich hörten wir den Vorschlag machen, man möchte dazu eine Weste mit Aermel, also eine Art Wamms, und einen Ueberwurf, der in Falten auf den Rücken fällt und die Brust frei laße, wählen.

Die Paletots-sac macht man mit Stehkragen und Aufschlägen von Sammet mit zwei Reihen weit auseinander stehender Knöpfe. Dazu carrirte Beinkleider.

Erklärung der Modenkupfer. 1. Brauner Frack mit breiten, abgerundeten Schößen und spitzzulaufenden Aermeln. Schwarze anliegende Beinkleider. Weiße Cravate. 2. Batisthäubchen, gestickt und mit Band ausgeputzt. Ueberrock von Seide; Leibchen und Aermel glatt anliegend, den Rock ziert ein breites Gewebe von Schnure, welche tunikaartig gesetzt ist. Kleiner Ueberschlagkragen, befestigt mit einer Quaste. Manschetten nach der Hand zu fallend. 3. Frack mit niedrigem Kragen und breiten Revers, die sich bis nach unten umschlagen. Weste mit Shawlkragen. Enge Beinkleider.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 1. (5. Jahrgang. II. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 2. (Sonnabend, den 8. April.) 1843.

Leipziger Moden-Journal.

Zeitschrift für die elegante Welt.

Redigirt und herausgegeben von R. Büchner.

Vierter Jahrgang. Zweites Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst **brillantem** Modenkupfer und vierteljährlich extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich. Zu beziehen durch alle wohllöbl. Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Leipzig durch die Expedition **Petersstraße** No. 31/58, 1. Etage.

Merkwürdiger Kirchendiebstahl in Aachen.

Aachen, vom 2. März. Der hier begangene frevelhafte Kirchenraub erregt eine allgemeine Gährung unter allen Confessionen, die sich um die Entdeckung bemühen. In der unweit des Hochaltars hinter den Chorstühlen zur rechten Seite des hiesigen Münsters gelegenen Sacristei, wo in der Nacht vom 26. zum 27. Februar von frechen Händen die von der Infantin Isabella Clara Eugenie geschenkten, prachtvoll mit Edelsteinen besetzten goldenen Kronen und ein schwerer goldener Kelch, zusammen an Werth 80,000 Thaler, gestohlen wurden, werden ebenfalls in einem Schreine verwahrt die glücklicherweise unversehrt gebliebenen vier großen Heiligthümer, welche in der Münsterkirche aus der obern Capelle an der sogenannten Heiligthumskammer von der steinernen Brücke ab alle sieben Jahre gezeigt werden, nämlich: 1) ein weißes baumwollenes 5½ Fuß langes Kleid der Mutter Gottes, womit sie bei der Geburt Christi zu Bethlehem bekleidet war, 2) die Windel, in die Jesus gewickelt gewesen, 3) das Leichentuch, auf welchem der heilige Johannes der Täufer nach der Enthauptung getragen wurde, 4) das Tuch, welches Christus am Kreuze um den Leib trug; sodann befanden sich in derselben Sacristei die 15 sogenannten kleinen Heiligthümer, welche in silbernen vergoldeten Gefäßen, herrlich ciselirten Monstranzen verwahrt werden; 1) ein Stück des großen Nagels, womit Christus an's Kreuz genagelt, 2) der lederne Gürtel desselben, 3) ein Stück vom Rohrstamme, womit Christus verspottet wurde, 4) ein Stück vom Schweißtuche Christi, 5) die beiden Enden des Strickes, womit man den Erlöser an's Kreuz gebunden, 6) ein Stück des heiligen Kreuzes, 7) ein Stück des Schwammes, womit Christus getränkt wurde, 8) die Dornenkrone, 9) ein Zahn der heiligen Catharina, 10) eine Rippe des heiligen Stephan, 11) ein Glied der Kette, womit der heilige Apostel Petrus im Gefängnisse gebunden wurde, 12) Haare des Johannes des Täufers, 13) die Armknochen Carls des Großen vom Schulterblatt bis zum Ellenbogen (in Silber gefaßt 90 Pfund schwer), 14) Carls des Großen Kopf, 15) Jagdhorn desselben. Diese letzteren sogenannten kleinen Heiligthümer wurden seither Jedem gegen ein Geschenk an den Münster gezeigt, was vielleicht dem Räuber Gelegenheit gab, sich über die Localitäten zu unterrichten. Diese so wie die übrigen kostbaren Gegenstände, welche in der Sacristei verwahrt waren, sind unversehrt geblieben; wir zählen noch Nachfolgendes auf: 1) eine herrliche mit Perlen bordirte Kapsel von blauem Satin, in welcher der heilige Bernhard 1136 im Münster Messe las, 2) eine goldene kostbar geschmückte Krone, besetzt mit zwei großen blauen Saphiren, 28 Diamanten, vielen großen Perlen und andern Edelsteinen, welche Maria Stuart

geschenkt hat, 3) eine aus Gold gearbeitete künstliche Capelle, mit prachtvollen Perlen besetzt, Geschenk Carls V. bei dessen Krönung 1520, 4) die übrigen Geschenke oben benannter Infantin Isabelle vom Jahre 1599, ein Ornat aus silbernen Stücken zu zwei Capellen, die für die heilige Jungfrau und das Jesuskind bestimmten, mit herrlichen Perlen und kostbaren Diamanten besetzten gestickten Röcke u. a. Die vom Kaiser Joseph 1694 geschenkten, ebenfalls mit Perlen besetzten Röcke, die die Mutter Kaiser Josephs, Eleonore, selbst stickte. Sie werden jetzt um so sorgfältiger verwahrt. Daß der Dieb der geraubten kostbaren Gegenstände gut unterrichtet oder gar Sachkenner gewesen ist, geht daraus hervor, daß derselbe unter den Kelchen, die sämmtlich vergoldet sind, gerade den ächt goldenen nahm. Auch muß der Räuber einen guten Nachschlüssel gehabt haben, denn die äußerst kunstvoll gearbeiteten Schlösser waren nicht versehrt. Unsere Polizei entwickelt bei dieser Sache eine solche Thätigkeit, daß es ihr mit Hilfe der auswärtigen Behörden gewiß gelingen wird, den Thäter zu ermitteln, was gewiß Jeder wünschen wird.

Friedrich der Große.

(Aus Eylerts Charakterzügen Friedrich Wilhelms III.)

Friedrich sah nach glücklich beendigtem siebenjährigem Kriege unter seinen Tischgenossen vorzüglich gern den alten General von Ziethen und mußte derselbe, wenn gerade keine fürstlichen Personen gegenwärtig waren, immer zunächst bei ihm an seiner Seite sitzen. Einstmals hatte er ihn auch zum Mittagsessen am Charfreitage einladen lassen; Ziethen aber entschuldigte sich, daß er nicht erscheinen könne und werde, weil er an diesem hohen Festtage immer zum heiligen Abendmahle zu gehen pflege und dann gern in seiner andächtigen Stimmung bliebe; er dürfe sich darin nicht unterbrechen und stören lassen.

Als er das nächste Mal wieder in Sanssouci zur königlichen Tafel erschien und die Unterredung bald wie gewöhnlich, einen geistreichen, heitern Gang genommen hatte, richtete der König scherzend die Rede an seinen nächsten Nachbar mit den Worten: „Nun, Ziethen, wie ist Ihm das Abendmahl am Charfreitage bekommen? hat Er den wahren Leib und das wahre Blut Christi auch ordentlich verdauet?" Ein lautes, höhnendes Gelächter schallte durch den Saal der fröhlichen Gäste. Der alte Ziethen schüttelte unwillig sein graues Haupt, stand auf, und nachdem er sich tief vor seinem Könige gebeugt, richtete er in lauter, fester Stimme folgende Worte an ihn:

„Ew. Königliche Majestät wissen, daß ich im Kriege keine Gefahr gefürchtet und überall, wo es darauf ankam, entschlossen mein Leben für Sie und das Vaterland gewagt habe. Diese Gesinnung beseelt mich auch heute, und wenn es nützt und Sie befehlen, so lege ich mein graues Haupt zu Ihren Füßen. Aber es gibt Einen über uns, der ist mehr wie Sie und ich, mehr wie alle Menschen, das ist der Heiland und der Erlöser der Welt, der für Sie gestorben und uns Alle mit seinem Blute theuer erkauft hat. Diesen Heiligen lasse ich nicht antasten und verhöhnen, denn auf ihm beruht mein Glaube, mein Trost und meine Hoffnung im Leben und im Tode. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihre brave Armee muthig gekämpft und gesiegt; unterminiren Ew. Majestät diesen Glauben, dann unterminiren Sie zugleich damit die Staatswohlfahrt. Das ist gewißlich wahr. Halten zu Gnaden!"

Der König war von dieser Rede sichtbar ergriffen. Er stand auf, reichte dem wackern christlichen General die rechte Hand, legte die Linke auf seine Schulter und sprach bewegt: „Glücklicher Ziethen! möchte auch ich es glauben können! Ich habe allen Respect vor seinem Glauben. Halte Er ihn fest; es soll nicht wieder geschehen!"

Eine tiefe, feierliche Stille trat ein. Keiner hatte den Muth, ein Wort zu reden. Und da nach einer solchen ernsten Scene auch der König keinen schicklichen Uebergang zu einem andern Gespräch finden konnte, hob er die Tafel, wenn gleich erst in der Mitte derselben, auf und gab das Entlassungszeichen, Ziethen aber reichte er die Hand mit den Worten: „Komme Er mit in mein Cabinet."

Emancipation der Frauen.

Mit der ersten Cigarre, welche Aurora Dudevant angebrannt, ist auch die leuchtende Fackel der Erkenntniß für das weibliche Geschlecht entzündet worden, während die Theologen fälschlich bisher glaubten, daß solches bereits mit dem Apfelbiß der Eva geschehen sei. — Es geht wahrlich eigenthümlich in der Weltgeschichte her. — Jahrtausende mußten darüber hingehn, bevor

das Weib daran dachte, daß es eben so gut als der Mann den Rauch des glimmenden Virginienblattes einziehen und wieder von sich dampfen könnte, bis in Frankreich nach der Julirevolution eine geniale, kühne Frau dem Manne das Monopol des modernen Prometheus-Funken entriß, und somit die *Emancipation des Weibes* entdeckte. — Denn es ist ganz gleich, wo der kühne Eroberer einer fremden Welt zuerst seinen Fuß aufsetzt, ob auf das kleine Eiland St. Salvador oder auf das gewaltige Festland von Amerika. — Mit der Cigarre hat die Schilderhebung der Frauen angefangen, womit wird sie aufhören? — Bereits ist auch die Alleinherrschaft des philosophisen Gedankens dem Manne entrissen. Wenn früher in den literarischen Kämpfen die schriftstellernden Frauen nur philosophische Charpie zupften, so insurgiren sie jetzt, wie kühne Guerillas, ganze Provinzen im Reiche der Idee. Die Frauen schreiben nicht mehr blasse Entsagungsromane, zur Erholungslectüre für decente, glattgescheitelte Nachmittags-Prediger, sondern kecke Novellen, vollblütig kichernd wie der Decamerone des Boccaccio und reich illustrirt mit philosophischen und politischen Arabesken. — Sie werfen den bisher bestehenden, socialen Theorieen mit dem herausfordernden Handschuh auch ein blutendes, zerrissenes Frauenherz vor die Füße und rufen ihnen zu: „Seht, das habt ihr aus uns gemacht!" — Das bisher so heilig beobachtete *falsche* Gesetz im bürgerlichen und ideellen Leben ist fast schon gestürzt, und die Männer werden noch alle ihre Majorate einbüßen. Selbst die Tyrannen würden auf ihrem Throne zittern, wenn sie nicht wüßten, daß ihre männlichen Unterthanen nicht den Muth der weiblichen theilen. — Am schlimmsten sind jedoch die deutschen Ehemänner daran, die ihre Frauen emancipiren sollen. Wie gern thäten sie's! (denn der deutsche Ehemann ist gefällig wie einer), wären sie nur selbst emancipirt. Die Frauen sollten sich einmal beim Bundestag in Frankfurt erkundigen, da würden sie schöne Geschichten erfahren, da würde es ihnen klar werden, daß ihre Männer *nirgends freier* sind, als unter dem häuslichen Pantoffel, und daß es mit dem öffentlichen Einfluß derselben, und sollten sie auch Stadt- oder Commerzienräthe sein, nicht gar weit her ist. —

Unbegreiflich ist es übrigens, wie liberale Schriftsteller gegen die Emancipation der Frauen schreiben können, da wir doch wünschen müßten, daß die Frauen doch auch einmal an ein politisches Regiment kommen, um die Sache des Fortschrittes zu fördern. — Frauen z. B. als Abgeordnete in einer deutschen Ständekammer, und sollten sie sich auch während der Debatte mit dem Strickstrumpfe beschäftigen, würden mehr durchsetzen als die hannöversche Kammer seit Jahren. Wir könnten sicher sein, sie sämmtlich auf den *Oppositionsbänken* zu finden, falls ihre Männer etwa die äußerste Rechte bilden sollten. Denn von Natur sind die Frauen liberal. — Wenn z. B. ein Finanzminister der Kammer einen neuen Gesetzentwurf zur Erhöhung der Schlacht- und Mahlsteuer vorlegen sollte, würden sich nicht die weiblichen Abgeordneten in Masse dagegen erheben, ja auf die gänzliche Abschaffung solcher inhumanen Abgaben antragen, die bis in die Speisekammer einer friedlichen Familie dringen? — Würden sie sich wohl eine Kleiderordnung oder eine Luxustaxe gefallen lassen? — Würden sie, wenn sie einmal im *Sprechen* sind, je zugeben, daß die Kammer plötzlich durch ein königliches Patent bis auf unbestimmte Zeit *vertagt* werde? — Würden sie nicht unter solchen Umständen ihre Sitzung für permanent erklären, und, wie Mirabeau, nur der Gewalt der Bajonnette weichen? — Wenn Frauen Beisitzerinnen im Obercensurcollegium gewesen wären, hätten sie nicht lieber *Streckfuß's Garantieen* oder irgend eine alte Hauspostille als die Schriften des jungen Deutschlands mit Interdict belegt? — Würden sinnige, weibliche Polizeipräsidenten wohl 25jährige, liebenswürdige Demagogen wegen politischer Umtriebe verfolgen? — Lauter „wohl aufzuwerfende Fragen," wie Falstaff sagt. —

Indeß hat die Sache auch ihren heiligen Ernst. Wir können das Weib *nicht emancipiren*, weil die Frauenwürde höher steht, als die bürgerliche Emancipation mit ihren tumultuarischen Pflichten und Vorrechten. — Die Frauen sind zu edel für das rohe Werk des emancipirten Lebens im Staate; sie sollen dem Manne die Weihe für die großen Kämpfe seiner Zeit ertheilen; aber nicht selbst, mit zarter Hand eingreifen in das Rad der Geschichte. Wir müssen der heroischen That einer Judith unsre Bewunderung zollen; doch mit Abscheu wenden wir uns ab von den blutdampfenden Händen des frohlockenden Weibes, welches eben das grausame Handwerk vollzogen. Aber der edle Stolz einer Cornelia wird noch den spätesten Generationen den Tribut der Ehrfurcht für eine *Mutter* abfordern! und noch in kommenden Jahrtausenden werden Liebende den heißen Herzschlag Juliens vernehmen, wie Shakespeares schöpferischer Genius sie gebildet, und mit Bewunderung und Rührung ausrufen: „*So liebt ein Weib!*"

Johann, seid doch so gut!

Johann! Nun wo bleibt der Kerl? Sofort lauft mir zu dem verfluchten Schuster, und sagt ihm, wo er mir die Stiefeln nicht in Zeit von zwei Stunden ins Haus lieferte, so sollte er fünfzig Stockprügel haben; und Du eben so viel, wenn Du nicht läufst, was Du kannst...

„Ja, Herr Hauptmann,“ sagte Johann, und ging, ohne eine Nerve mehr als gewöhnlich anzustrengen. Allein, indem er noch so ging, rief der Hauptmann: „Johann! bringt mir doch etwas Tabak mit.“ „Recht gern, versetzte dieser, und ging etwas eilfertiger zu seinem Hute. In dem Augenblick, da er aus dem Hause gehen wollte, kam ihm der Herr nach, und sagte mit einem sehr freundschaftlichen Tone: „Johann, Ihr könntet mir wohl einen rechten Gefallen thun, wenn Ihr zu meiner Frau (diese war auf einem nahegelegenen Landgute) hinaus liefet und ihr sagtet, daß ich diesen Mittag einige gute Freunde mitbringen würde; Ihr müßt aber, wie Ihr wisset, in der Stunde wiederum hier sein.“

Wer lief freudiger als Johann? In weniger als einer Stunde waren alle Aufträge verrichtet, ohnerachtet das Landgut beinahe eine Stunde von der Stadt lag; und der Hauptmann sah mit Verwunderung seinen Diener noch eher, als er ihn erwartet hatte, zurückkommen, ihm seinen Bericht mit Freuden abstatten, nach einer kleinen Lobeserhebung von seinem Herrn verschiedene Bedürfnisse, welche die Frau Hauptmännin verlangt hatte, wieder hinaustragen, den Mittag unverdrossen aufwarten, den Nachmittag seine Geschäfte thun, und in der Nacht zu Fuße neben seines Herrn Pferde nach der Stadt traben; anstatt daß er sonst gerade nur dasjenige that, was er thun mußte, so oft ihm sein Herr ohne Vorrede: Johann thue das sagte.

Der Oberste, welcher mit von der Gesellschaft gewesen war und die Unverdrossenheit des jungen Menschen bewunderte, bat den Hauptmann inständig, ihm diesen Bedienten zu überlassen; lange hätte er gewünscht, einen solchen Kerl zu haben; alles Gesinde, was er hätte, wäre träge und faul, und man müßte den Leuten alles, was sie thun sollten, ins Maul stopfen, ohnerachtet er doch meinte, daß sie es besser bei ihm hätten, als sonst irgendwo in der ganzen Stadt, und daß er ihnen den Lohn noch kürzlich verbessert hätte...

„Von Herzen gern,“ sagte der Hauptmann; „allein der Herr Oberst müssen mir einen von den Ihrigen wieder überlassen, weil ich sogleich keinen andern habe.“

Gut, der Wechsel wurde vollzogen; Johann kam zu dem Herrn Obersten, und Peter, ein stockischer Maulaffe, zu dem Hauptmann. Kaum waren acht Tage vorüber, so führte der Oberst seine vorige Klage, und Johann, dem er doch seinen Lohn verbessert hatte, war nicht besser als die übrigen. Peter hingegen wollte sich für den Hauptmann, der, ob er gleich bisweilen mit Stockprügeln drohete, allemal zu rechter Zeit ein gutes Wort gab, zu Tode laufen.

„Ich weiß nicht, wie Sie es in aller Welt anfangen,“ sagte der Oberst zu ihm, „daß Ihre Leute Ihnen so gut dienen; ich gebe den meinigen einen bessern Lohn, sie haben mehr Freiheit und weniger Arbeit als bei Ihnen, sie erhalten überdem so viel Spielgelder, und doch“...

„O, erwiederte der Hauptmann, „daran liegt es alles nicht. Der Mensch ist ein wunderliches Thier; sein Körper steht unter unserer Fuchtel, aber seine Seele nicht. Wir können diese zwar auch nach unserm Gefallen regieren, aber dann wird sie immer enger und kleiner, und man kann einem nicht befehlen Witz und Verstand zu haben. Dieses sind Eigenschaften, welche wir in andern auf mancherlei Art erwecken, nähren und unterhalten müssen.“ Wenn ich zu meinem Koch sage: schaffe mir eine Pastete, so wie sie die Frau Obristin gerne ißt, und so, daß wir beide Ehre davon haben, so können Sie glauben, der König hat sie nicht besser. Meiner Frau geht es mit ihrem Kammermädchen ebenso. Ist die Hexe übler Laune, so sitzt meiner Frau das Zeug ordentlich und steif, aber nicht ein Bischen gefällig; sie sieht aus wie eine Schuldigkeit in puris naturalibus. Meine Frau, die dieses weiß, versäumet es daher nie, ihr, so oft sie ein wenig glänzen will, schon früh Morgens ein gutes Gesicht zu machen, sie ihre liebe Lisette zu nennen und ihr alles bittweise zu befehlen. Und dann lacht gewiß aus jeder Schleife, die sie ihr anlegt, eine Grazie. Dieses hindert aber nicht, daß sie nicht bisweilen, wenn meine Frau im Nachtzeuge bleiben will, das dumme Thier zum Henker schickt, und ihr sogleich das Haus zu räumen befiehlt, wenn sie es nicht besser verdient. Nein, dieses muß auch sein, man muß zu rechter Zeit das Böse mit dem Guten abwechseln lassen, wenn jedes die gehörige Empfindung erregen soll.

„Ei zum Henker,“ versetzte der Oberst, „wer kann mit den Leuten solche Kapriolen machen? Ich befehle meinen Leuten trocken und gut, was sie thun sollen, bezahle sie richtig, gebe ihnen, was sich gebühret, auch noch wohl zu Zeiten ein Mehreres, und mehr kann ich nicht thun; ich habe andere Sachen zu bedenken, als mich mit dergleichen Kleinigkeiten abzugeben, und....“

„Aber, Herr Oberst! wie macht es unser König?

Dem einen schreibt er: Mein Herr General, dem andern: Mein lieber Herr General, dem dritten: Mein lieber Freund; dem einen versichert er beim Schlusse seiner Gnade, den andern umarmt er, den dritten umarmt er von ganzem Herzen; bisweilen befiehlt er trocken, bisweilen gnädig, bisweilen gar freundschaftlich und zärtlich. Alles dieses thut er, um seinen Generalen neuen Eifer, schärfere Einsichten, muthigere Unternehmungen und gleichsam eine besondere Seele einzuflößen. Jeder ist schuldig, ihm zu dienen, jeder hat seinen Sold richtig, auch noch wol eine gute Verdesserung. Allein um Verstand, Zutrauen und Liebe im höchsten Grade zu erwecken, um alle Kräfte in Bewegung zu bringen, macht er es wie eine schlaue Kokette, die ihres Liebhabers Beutel rein ausfegen will. Die hitzigen Liebhaber opfern Gut und Blut auf; und so will die Welt, so mein Koch regieret sein....“

Der Oberst schüttelte den Kopf; Johann ging seinen steifen Gang und that seine Pflicht; Peter ließ seinen Hut nach der neuesten Mode fassen und that, was er immer konnte. Dabei aber aß der Hauptmann allezeit gute Pasteten, und die Frau Hauptmännin war ganz allerliebst gekleidet.

Todt bei lebendigem Leibe.

Eine alte Anecdote in einem neuen Gewande.

Ein Hypochonder, nachdem er die ganze Tonleiter von tollen Einbildungen, die ein krankes Gehirn martern können, durchlaufen hatte, bestand endlich darauf, daß er todt sei, mausetodt. Eines Morgens schickte die Frau des Patienten in großer Eile zu seinem Arzte. Dieser erschien sogleich am Bette des Kranken, wo er diesen der Länge nach ausgestreckt fand, die Hände kreuzweise über die Brust gelegt, die Füße dicht an einander, Augen und Mund fest geschlossen, und wie eine Leiche aussehend.

„Nun, mein Lieber, wie geht's diesen Morgen?“ fragte der Arzt in scherzhaftem Tone, indem er sich dem Bette näherte.

„Wie's geht?“ erwiederte der Hypochonder mit schwacher, matter Stimme; „eine schöne Frage an einen todten Mann?“

„Todt?“ antwortete der Arzt.

„Ja, Herr Doctor, ganz todt. Ich starb vergangene Nacht, gegen zwölf Uhr.“

Der Arzt legte die Hand sanft an die Stirne des Hypochonders, als wenn er sich überzeugen wollte, ob sie kalt wäre, und fühlte ihm auch den Puls; dann rief er in schmerzlichem Tone:

„Ja, der arme Mann ist wirklich todt; es ist ganz vorbei mit ihm, und je früher er jetzt begraben werden kann, desto besser.“

Hierauf ging er auf die Frau des Kranken zu, bat sie leise, keine Angst wegen der Maßregeln zu haben, die er jetzt nehmen müßte, und rief dem Bedienten zu:

„Franz, Dein armer Herr ist todt; und je eher er zur Erde kann bestattet werden, desto besser. Lauf doch zum Schreiner Lademann, denn ich weiß, daß man stets eine Auswahl Särge bei ihm findet; und, hörst Du, bring einen von den größten Särgen, denn Dein Herr hat eine stattliche Länge, und da er letzte Nacht gestorben ist und wir eben sehr warmes Wetter haben, so wird er sich nicht lange halten.“

Der Bediente entfernte sich eilig, und kehrte bald mit einem passenden Sarge zurück. Nachdem Frau und Kinder des Lebendigtodten vom Arzte die nöthige Anweisung erhalten hatten, traten sie um ihn herum und heulten nicht wenig, während sie ihn in den Sarg legten. Einige Stunden hernach erschienen die Leichenträger, die man schnell bestellt und in das Geheimniß eingeweiht hatte, und brachen mit dem Hypochonder nach dem Kirchhofe auf. Sie waren noch nicht weit gegangen, als ihnen ein Mann aus der Stadt begegnete. Abgerichtet von dem Arzte, rief dieser aus: „Ach, Herr Doctor, was haben Sie denn da für einen armen Sünder?“

„Der arme Herr Blasius,“ seufzte der Arzt, „schied vergangene Nacht von uns.“

„Groß Mitleid hat er die zwanzig Jahre her nicht um uns verdient,“ erwiederte der Andere; „er war ein böser Mann.“

Gleich darauf begegneten sie einem andern Bürger: „Und was tragt ihr denn da für einen armen Sünder?“ fragte er, wie der erste.

„Der arme Herr Blasius,“ antwortete der Arzt, „ist todt.“

„Der? wirklich?“ sagte jener. „Nun, so ist er denn endlich dahingegangen, wo er seinen Lohn empfangen wird.“

„O Du Schurke!“ rief der Mann im Sarge aus.

Bald nach diesem, während die Träger eben vor dem Kirchhofe anhielten, trat ein Dritter herzu mit der alten Frage: was für einen armen Sünder habt Ihr denn da?

„Der arme Herr Blasius,“ antwortete der Doctor, „ist hinübergegangen.“

„Hinüber?" entgegnete jener. „Ja, hinunter in den feurigen Pfuhl; denn in den Himmel kann er nicht gekommen sein, ich wüßte nicht, was sie dort mit ihm machen sollten."

Hier sprang der todte Mann, indem er den Deckel abwarf, der mit Fleiß nur ganz lose aufgesetzt war, aus dem Sarge und schrie: „O Du Schurke, Du! Wohin bin ich gegangen? in den feurigen Pfuhl? Ja, aber ich bin wiedergekommen, um so undankbaren Spitzbuben, wie Du bist, nach Verdienst zu lohnen."

Und nun begann eine Jagd von Seiten des todten Mannes hinter dem lebenden her, daß mancher Zuschauer vor Entsetzen stehn blieb wie eine Bildsäule, bei dem Anblick einer Leiche, die in allen Schrecken des flatternden Todtenkleides durch die Straßen rannte.

Nachdem sich Herr Blasius durch diesen drolligen Wettlauf in einen tüchtigen Schweiß gearbeitet hatte, ward er vom Arzte nach Hause gebracht, frei von allen seinen Beschwerden; und eine stärkende Kost, ein edler Wein, muntere Gesellschaft und mäßige Bewegung gaben ihm bald seine volle Gesundheit wieder.

Miscellen und Anecdoten.

— Bei den Timoresen werden die Ehen auf eine sehr einfache Weise geschlossen. Der Liebhaber kauft seine Braut dem Vater für eine gewisse Quantität Gold und eine Anzahl Büffel ab. Die Schönheit der Tochter bestimmt natürlich den Preis. Deshalb werden Väter von vielen Töchtern für reich gehalten. Sollte bei uns dieser timoresische Gebrauch eingeführt werden, dann wehe den armen Mädchen, sie würden, mit seltenen Ausnahmen, alte Jungfern, und die Väter nicht reich, sondern arm werden. Sie müßten die Töchter ernähren bis zum Lebensende, und den Söhnen noch geben, welche bisher der Braut nur die leere Hand zu reichen gewohnt waren.

— Nach einem englischen Blatte beträgt die Gesammtzahl der Bewohner Europa's gegen 180 Millionen Köpfe mit und ohne Kopf. Von den Leuten, die keinen Kopf haben und haben dürfen, sind über 50 Millionen entschieden geistige, und 18 Millionen ausgemacht physische Bettler, d. h. solche Menschen, die nur von Almosen leben und zu den Steuern und Abgaben der Gemeinden, von denen sie ernährt werden, nichts beitragen. Nach der Bettler-Statistik folgen die Staaten Europa's so auf einander: Holland mit 14, England mit 10, Frankreich mit 7, Dänemark und Deutschland mit 5, Rußland mit 5 Bettlern auf je 100 Menschen.

— Ueber die Zukunft des Leipziger Theaters vom Frühjahr 1844 an, nach welcher so vielfach gefragt wird, ist bis jetzt noch nichts beschlossen oder bestimmt. Wie verlautet, kommt der Bericht des Rathes über die Grundlagen des neu organisirenden Verhältnisses erst in den nächsten Wochen zur Berathung an die Stadtverordneten und erst wenn diese Grundlagen festgestellt sind, kann von einer Auswahl unter Denjenigen, welche sich zur Uebernahme des Theaters gemeldet haben, die Rede sein.

(Das Ferkelchen in der Wiege.) In einem kleinen Städtchen der Vogesen schlachtete kürzlich Jemand zwei Ferkel in seinem eigenen Hause, gab aber zur Ersparung der Octroisteuer nur Eins an. Einige von seinen gutherzigen Nachbarn denuncierten den Unterschleif, worauf der Vorstand der Octroibehörde, ein äußerst strenger Mann, eine Haussuchung bei dem Inculpaten anordnete. Dieser bekam aber bei Zeiten Wind davon und traf seine Maßregeln darnach. Eines von den geschlachteten Ferkeln legte er in eine Kinderwiege, bedeckte dasselbe auf das Säuberlichste mit Laken u. dgl., setzte sich hierauf zur Seite und erwartete in dieser kindesfraulichen Positur ruhig die strenge Visite. Als er dieselbe herankommen hörte, begann er die Wiege sanft zu schaukeln und Eyapopapa ganz gemüthlich dazu zu singen. Den ihm aufgemutzten Unterschleif wies er aufs Unbefangenste von sich, und ersuchte die Commission, welche aus dem Vorstand selber und seinem Schreiber bestand, das ganze Haus zu durchstöbern. Als Zimmer und Hausflur durchsucht waren, begehrte die Commission, daß er sie ins Dachgeschoß begleiten solle. „Ach Herr ***," entgegnete der Verschlagene, „bitte nur, ohne mich sich hinauf zu bemühen, der arme Krips da, welcher wahrscheinlich den Scharlach bekommen wird, würde unbändig schreien, wenn er mittlerweile erwachte." — „O, wenn das Sie abhält," versetzte der Gestrenge, „so kann indessen mein Schreiber das Kind wiegen, denn Sie müssen durchaus mit hinauf." Mit schwerem Herzen, doch leichter Miene bat der zärtliche Vater den Schreiber, ja keinen Augenblick lang mit dem Wiegen inne zu halten. „Die Meinige," sagte er unter andern zu ihm, „ist auf einer Kaffeevisite, und der da grunzt wie ein kleines Teufelchen, wenn er vor der Zeit erwacht." Als sie aus der Bodenkammer wieder herunter kamen, verrichtete die gute Seele von Gerichtsschreiber ganz gelassen und emsiglich das Kindsfraugeschäft, und äußerte beim Fortgehen dem ihm aus einem ganz andern Grunde dankbaren Vater seine Freude darüber, daß der Kleine so ruhig fortgeschlafen habe. Im Namen des Kleinen, welcher die Ehre gehabt von ihm gewiegt, zu werden, erhielt er am folgenden Tage ein saftiges Bratenstück desselben.

— „Was wünschest Du Dir am liebsten?" fragte ein Fürst neulich einen alten Handelsjuden: „Der Kaiser von Oestreich zu sein — und eppes einen kleinen Handel nebenbei zu treiben!" antwortete ihm der Graubart.

— Der Sturm vom 13. Januar d. J. hat an Englands und Frankreichs Küsten viele Schiffe scheitern und mit ihnen vieler Menschen Leben und große Reichthümer untergehen lassen. Allein aus Lloyds Registern geht hervor, daß in diesem Sturme 433 Personen ihr Leben verloren, und 180 Schiffe strandeten oder zu Grunde gingen. Davon scheiterten an der englischen Küste 154 Schiffe mit dem Verlust von 190 Personen, an der irländischen Küste 5 Schiffe, mit denen 104 Per-

sonen ertranken, 17 Schiffe an der schottischen Küste, wo 39 Menschen umkamen, so wie an der französischen Küste 4 Schiffe, wobei 100 Personen den Tod fanden. Der Werth der Schiffe mit ihren Ladungen betrug 585,000 Pfd. St., wovon 405,000 Pfd. auf die erstern und 180,000 Pfd. auf die letzteren kommen. In den Stürmen nach dem 13. Januar strandeten oder gingen noch verloren circa 60 Schiffe, deren Werth zu 240,000 Pfd. geschätzt wird.

— Sonderbar, daß die Zeit mit ihren Erscheinungen einem Strome gleicht, der immer heftiger und schneller dem Meere zueilt! Betrachten wir die gewöhnlichen Zustände um uns her und wir werden finden, daß uns nachgerade Alles in der Welt zu lansam ging.

Die Menuette war ein ernsthafter Charakter-Tanz, die Braut mußte ihn mit ihrem Bräutigam und allen Gästen durchgehen. Jetzt würden wir dazu gähnen, wie ein Bauer in der Stadtkirche, und wenn wir jetzt uns eine Menuette vortanzen lassen, so lachen wir darüber, als über eine Carrikatur. Sie ist längst durch den graziösen Walzer, durch die zu angenehmen Conversationen Gelegenheit gebende Ekossaise und andere derartige Tänze verdrängt. Doch sie alle wollten unserem brausenden Blute nicht mehr genügen, die Musik verdoppelte ihre Takte, Terpsichore schwingt die Furiengeißel und wir rasen im schwindelnden Galopp. Ein gemessenes Thema mit melodischen, ergreifenden Gedanken, dem einfachen Klaviere entlockt, gefiel unsern Müttern und Vätern und sie vergossen darüber Thränen einer wohlthuenden Rührung, aber der mit Riesenschritten vorwärtsstürmende Zeitgeist blickte bald bedauernd auf jene sentimentalen Erfolge zurück; jetzt muß der Pianist auf einem Flügel mit englischer Mechanik, einem fliegenden Dampfschiffe gleich, das Meer der Töne befahren in wildverworrenen Variationen und Alles erstaunt vor dem Zauber beflügelter Gewalt! —

Die Hand des Arbeiters schaffte nicht mehr rasch genug — in dampfender Windeseil wirken die Maschinen; die Räder am Wagen, von Rossen bewegt, rollten uns nicht mehr schnell genug, die Schiffe gingen zu langsam, wir fliegen mit Dampf, den Vogel in der Luft beschämend, von einem Ende der Welt zum andern; wir warten nicht mehr geduldig auf die Nachricht von den Begebenheiten einer Woche, täglich verschlingen wir heißhungrig eine Menge der neusten Neuigkeiten, noch warm und frisch. Hurtig, hurtig! immer rasch her damit! Das ist die Losung! Gemach! Vielleicht treibt dereinst ein gewaltiger Weltensturm die hochangeschwellten Sturmeswogen in ein alles verschlingendes Meer, in dessen jetzt noch ahnungslosen Urtiefen eine neue Welt schlummert.

(Anstalt, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen.) Es gibt in den Vorstädten Londons Anstalten, welche Bespritzungshäuser heißen. Ein fashionabler Mann, der weder Häuser noch Ländereien, weder Pferde noch Hunde besitzt, aber Credit bei seinem Schneider hat, zeigt seinen Bekannten an, er werde die Stadt auf einige Zeit verlassen, um zu jagen. Er verläßt darauf wirklich seine Wohnung und begibt sich in ein obscures Wirthshaus am andern Ende der Stadt, wo er sich vielleicht eine Woche lang aufhält. Ist der geeignete Augenblick gekommen, so zieht er einen vollständigen Jagdanzug nach der neuesten Mode an und fährt in einem Miethwagen in eine „Bespritzungsanstalt," wo er für die mäßige Summe von 2 Thlr. vom Kopfe bis zu den Füßen bespritzt wird. Diese Anstalten haben Schmutz aus allen Grafschaften, besonders aus denen, in welchen die Jagden meist gehalten werden, und überdies ein hölzernes Pferd. Ein Diener in der Anstalt fragt mit der größten Ernsthaftigkeit, ob der Herr aus Buckinghamshire, aus Derbyshire &c. zurückzukehren wünsche. Hat der Fashionable die Wahl getroffen, so besteigt er das hölzerne Pferd, welches durch einen sinnreichen Mechanismus die Füße so bewegt, daß der Reiter von oben bis unten mit dem gewünschten Schmutze bespritzt wird, und zwar gerade so, als wenn er in vollem Galopp über die Felder geritten wäre. Ist die Operation beendet, so geht der Herr, mit der Reitpeitsche in der Hand, durch die Straßen Londons bis zu seiner Wohnung, und Jedermann, der ihn sieht, glaubet, er kehrt von einer prächtigen Jagdparthie zurück.

(Ein spanischer Bandit.) Am 10. Februar wurde in Madrid ein Bandit hingerichtet, welcher dreißig Personen mit eigner Hand ermordet hatte. Es war ein abscheulicher Bösewicht, der sich ein Vergnügen daraus machte, Leute aufzufangen, ins Gebirg zu schleppen, und wenn sie nicht um das bedungene Geld ausgelöst wurden, todt zu martern. So hatte er einen Mann mit glühenden Zangen gezwickt, ihn dann bis an den Hals in die Erde gegraben, und ihn so ohne Essen und Trinken in der Sonne schmachten lassen. Der Unglückliche starb während der Tortur, da ihm der Bandit einzeln die Zähne ausriß; und Alles dies geschah, weil die Frau des Eingefangenen statt des begehrten Lösegelds von 3000 Piastern nur 150 aufbringen konnte.

Musikalischer Salon.

Stadttheater zu Leipzig. Sonnabend den 25. März: „Der König von Yvetot"
komische Oper in drei Aufzügen, nach dem Französischen, Musik von Adolph Adam.

Als der Postillon von Lonjumeau nicht mehr auf der Kunststraße, genannt Chaussée, Passagiere fuhr, sondern auf der Straße der Kunst wandelte, um Passagen und Triller seines Tenors in allerhöchst und höchste Ohren fahren zu lassen; als der Brauer von Preston die Malzdarre verließ, um für seinem Bruder das Geschäft als Lieutenant zu übernehmen, wo er nicht blos die Feinde, sondern auch alle Wahrscheinlichkeit und dramatische Gerechtigkeit todtschlägt; da hieß es weit und breit: Adam ist ein Componist, ein Tonsetzer comme il faut, ein Mann, der es versteht, Andere lustig zu machen; das Parterre rief: Hossianah! und die Gallerie schwenkte die Mützen. Jetzt hat Adam Musik gemacht zum König von Yvetot, er hat sich verlocken lassen einen Text zu nehmen, der nicht vom Baum der Erkenntniß gebrochen ist und muß nun für viele eigene Musiksünden aus dem Paradiese wandern, in welches ihn der Postillon von Lonjumeau mit Courierpferden hineingefahren und dann der Brauer-Lieutenant zu befestigen suchte.

Musik ist jetzt die Parole unserer Zeit, aber leider, leider nur auf gedankenlose Zerstreutheit der Menschen berechnet. Die Seele des Jetztmenschen liegt im Dachsschlafe und schnarcht, und um sie zu erwecken, muß die Musik erst einen Platzregen, dann einen Graupenhagel und endlich alle Donner loslassen. Hinweg, ihr zarten Flöten und Violinen, ihr gehört in die Zopf-

zeit Schmetternde Töne will unsere Zeit; Blech, Blech, Peitschengrknall, Schlittengeschelle und vor Allem aber Blech; denn wo du nicht bist, Herr Posaunist, geht alles Andre flöten. — Wie in der Musik, so ist es jetzt im ganzen Leben. Speculation statt Begeisterung, Schacher statt Weihe, Frivolität statt Muse, Gier statt Drang und um uns zu erstärken und zu erheben, finden wir nur Schwäche, Ekel und Uebersättigung. — Was nützt aber all das Klagen der Edlen und Verständigen und die absteigende Linie des Geschmacks ist schneller durchlaufen, als die aufsteigende, und das Publikum ist leichter von Mozart und Beethoven oder überhaupt von dem gebildeten Ernste der deutschen Musik zu dem Notengequirl der Franzosen und Italiener herunter zu führen, als wiederum in die Höhe. „Von einem Worte läßt sich kein Jota rauben" sagt Göthes Mephisto. Diese Worte sollte jeder Componist ans Vaterunser reihen, wenn er es betet, denn — „an Worte läßt sich trefflich glauben." Wie anders die Italiener und Franzosen. Während der gewissenhafte deutsche Componist seine Töne den Worten anschmiegt, ja gar zu oft nur zu ängstlich anschmiegt, es ist jenen Herren ganz gleich, ob es im Textbuche heißt:

„O ihr ewigen Götter! Verzweiflung impft die That mir in's Gehirn!" oder: „Jottlieb! schenke mich einmal eenen Schnaps in!" — Alles gleich. Die Musik muß, wie dereinst die Weiber zu Weinsberg Huckeback machen und die Worte auf den Buckel von Büffelhaut nehmen. Den en gros- und Detailhandel des Stückes zu erklären, was den Namen „der König von Yvetot" führt, ist wahrlich Zeitverschwendung. Styl, wie ihn der Maurerpolierer Gluck schreibt; Komik, wie ein Affe in Leimstiefeln, oder besser gesagt, gar keine Komik. Darum, freundlicher Leser, erlasse mir dieß, ich schenke Dir auch fünf Neugroschen oder Kühne's „Isaura von Kastilien," was von Beiden Dir lieber ist; wähle, aber fordere nicht so Ungeheures, denn wenn ich daran denke, wie die Malthefer, die stolzen mächtigen Malthefer dem König von Yvetot, einem Tuchhändler, den Krieg erklären, wie der Comthur schwört, ein Städtchen zu belagern, was in der Normandie liegt und kaum so groß wie Taucha ist, nein, „da hört Allens auf," denn dieß wäre gerade so, als wenn Napoleon deshalb nach Deutschland gekommen wäre, um mit den ehemaligen Leipziger Stadtsoldaten Krieg anzufangen, weil zwei oder drei dieser Kamaschenhelden sich weigerten, ihre Zöpfe abzuschneiden. Die Oper ging spurlos vorüber. Niemand war bewegt, als der Vorhang, der gegen 9 Uhr auf das Stichwort „Fiasko" herabfiel und gleich einem Leichentuche das todtgeborene Kind der Adam'schen Muse bedeckte.

(Beschluß folgt.)

Pariser Modenbericht.

Gestreift und vielfarbig ist jetzt an der Tagesordnung bei Herren und Damen. Sogar die zu Damenkleidern wenig gefälligen Querstreifen versucht man wieder. Es gibt in dieser Art ganz neue Barége-Kleider, welche Querstreifen in abfallender Breite haben, unten fast handbreit und nach der Taille zu nur noch einen Finger breit. Doch scheinen die in der Länge gestreiften oder streifig gemusterten Stoffe den Vorzug haben. Auch alle Bänder sind gestreift. Taffte und Pekins sind außerordentlich beliebt, hellgrün oder rehfarbig zum Grunde, mit bunten Streifen und weißen Mustern darauf. Die Kleider auch fürs Haus und die Stadt garnirt man wieder, selbst zwei verschiedenfarbige Taffetröcke sah man auf der Promenade. Buntseidene Unterkleider unter weiß wird man viel tragen. Und kurze Aermel werden auch im Sommer herrschen.

Die Blumen auf Hüten, Hauben und zum Kopfputz sind immer in Kränze oder Halbkränze gebunden, und sieht man auch hier und da Bouquets verwendet, so sind diese meist mit einer ganz schmalen leichten Blumenkette verbunden.

Die Frühlingsmoden erscheinen und die Damen sehen in denselben leicht, frisch und schillernd aus, denn der beliebteste Kleiderstoff ist gegenwärtig: Camäleonseide, ein unbeschreiblicher Stoff mit unbestimmten verschiedenen Farben, der in jeder Falte, bei jeder Bewegung eine andere Nüance zeigt. Um indeß die Verwirrung zu vieler Farben nicht zu bedeutend werden zu lassen, tragen die Damen, welche den besten Geschmack haben, zu diesen Anzügen gestreifte Shawls mit weißem Grunde, die zu jenem nüancirten Gewebe sehr gut passen.

Was den neuen Schnitt der Kleider betrifft, so müssen wir gestehen, daß sie allen Unannehmlichkeiten zum Trotz noch immer sehr lang sind, namentlich hinten, vorn scheint die Länge etwas verkürzt zu sein. Die Leibchen sind meist glatt und viele haben Gürtel und Schnallen. Die Aermel sind ganz eng, andere dagegen sind von oben bis unten gleich weit und lassen unten einen doppelten Bausch von Muslin sehen, der in einer Spitze endigt, welche die Manschette ausmacht. Auf der Promenade sind die Pelerinen durch den Shawl ersetzt und durch sehr große Langshawls von schwarzem Sammet oder Atlas, die nicht wattirt, aber mit weißem Atlas gefüttert sind.

Der Schirm der Hüte ist etwas weiter vorstehend und geht weniger tief hinunter. Der Kopf senkt sich nicht sehr tief auf den Nacken und läßt das Haar da etwas sehen.

Neuigkeiten in Stoffen, welche die Saison gebracht hat, sind folgende: Camäleon, Royal favorite, Pekin Bengali ꝛc.

Die Caschmirshawls trägt man sehr lang, viereckig zusammengelegt und ohne daß die Spitze gerade die Mitte bezeichnet; man sieht ferner sehr viele schwarze Camails von moirirtem Sammet oder von Atlas; einige Kleider haben endlich auch Pelerinen von demselben Stoffe. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man wieder zu den Mantillen zurückkehrt, die, welche ich gesehen habe, sind rund herum mit einer breiten Spitze oder mit einem gefaltelten Bande besetzt.

Bei den Herren scheint mit dem Frühjahre der Twine, eine Art Paletot ohne Taillennaht wieder in Gunst zu kommen, mit weiten geschlitzten Aermeln und darunter einen engen Unterärmel, so daß man keinen Rock darunter braucht. Die Stoffe dazu sind in röthlichem oder grauem Grunde und in derselben Farbe dunkler marmorirt. Das Futter ist meist von Seide. Außer den schon erwähnten vielen gestreiften und gegitterten Stoffen zu Beinkleidern erscheint jetzt auch sehr bunt melirter Wollen-Atlas. Rehbraun und blau ist für diese Stoffe, so wie für gegitterte grau und grün eine beliebte Zusammenstellung.

Erklärung der Modenkupfer. 1. 2. Ausgehe-Anzüge. Beide Hüte in Casimir-Caschmir, gestickt und mit weißer langer Feder. Kleid von lichtblauem Sammet. Kleid von grünem Casimir mit Schnurenstickerei. Echarpes von Caschmir und gestickt. — 3. Frack mit Patten an der Seite, oben an der Seite eine Tasche. Gestreifte Weste und Beinkleider.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 2. (3. Jahrgang. II. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 3. (Sonnabend, den 15. April.) 1843.

Leipziger Moden-Journal.

Zeitschrift für die elegante Welt.

Redigirt und herausgegeben von R. Büchner.

Vierter Jahrgang. Zweites Quartal.

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst **brillantem** Modenkupfer und vierteljährlich extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich. Zu beziehen durch alle wohllöbl. Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Leipzig durch die Expedition **Petersstraße** No. 31/58, 1. Etage.

Liebe nach dem Tode.

(Beschluß).

Wenige Minuten später hörten sie zwei andere Wagen hinter sich rollen. In diesen waren die Duellanten an den Ort des blutigen Rendezvous gekommen, jetzt aber führte der Eine derselben — eine Leiche.

Einige Tage waren seit dieser letzten, traurigen Katastrophe verflossen. Adolfine saß wieder allein in ihrem Gemache. Sonst hatte sie ihr Mißgeschick mit heiterer Ruhe und Resignation ertragen, jetzt war sie anscheinend zwar auch ruhig, aber ihr Inneres war von Stürmen bewegt, die in Thränenströmen durchbrachen. Sterbend hatte Rosenfeld ihren Namen genannt, ihr hatte sein letzter Seufzer, sein letzter Gedanke gehört! Er hatte sie also geliebt! Ach, warum war sie doch nicht früher zu dieser Erkenntniß gekommen! Wie vielem Unglück wäre dann vorgebeugt worden!

Und Adolfinens Augen entstürzte ein neuer Thränenstrom, denn ihre Einbildungskraft hatte ihr mit lebendigen, glänzenden Farben das Glück ausgemalt, welches sie an Rosenfelds Seite hätte genießen können; und jetzt — war er eine kalte, starre Leiche, und sie hatte eine freuden- und hoffnungslose Zukunft vor sich.

Aber fragte sie plötzlich sich selbst, denn eine Idee durchblitzte ihren Gedankenkreis, — aber galt auch wirklich sein letzter Seufzer mir? kann er nicht an eine andere Adolfine gedacht haben?

Noch hatte sie sich diese Frage nicht beantworten können, als an die Thüre gepocht wurde, und unmittelbar darauf der Auditeur eintrat.

Ohne die Begrüßungen, welche dieser formalitätsliebende Halb-Krieger, Halb-Jurist sonst bei seinen Besuchen voranzuschicken pflegte, ging er heute, wie die Lateiner sagen, sogleich in medias res über.

Nicht wahr, Cousine, begann er, Du erstaunst, mich heute so außer der Zeit bei Dir erscheinen zu sehen; mich, der ich sonst nur alle Vierteljahre einen Besuch abstattete. Aber heute bringe ich Besseres, als das magere Stiftungs-Quartal.

Hier, Cousine, fuhr er fort, hier übernimm diese Papiere, sie gehören Dir mit Allem, was darin ist. Und erlaube mir, der Erste zu sein, der Dir seine Glückwünsche darbringt, Dir, Erbin von 20,000 Thlr.

Vetter, Du scherzest —

Trockne nur schnell die Thränen, die ich erst jetzt in Deinen Augen bemerke, fiel der Auditeur seiner Cousine in die Rede. Weinende Augen und eine Erbschaft paßt nicht; die Welt weiß nur von lachenden Erben.

Aber, wen soll ich denn beerbt haben?

Soll? Du hast! Löse nur das Siegel, und Du wirst wissen, was Du verlangst. Aber ich weiß, bei solchen Angelegenheiten ist man am liebsten mit seinen

vier Wänden allein, darum für jetzt lebe wohl! Bedarfst Du eines Juristen, so steht Dir Dein Cousin Auditeur mit Feder, Papier, Gesetzbuch und allen Hofdecreten zu Gebote.

Und während noch Adolfine das Päckchen entsiegelte, war der Ueberbringer desselben bereits verschwunden.

Das Erste, was Adolfinens Aufmerksamkeit erregte, als sie das Packet geöffnet hatte, war ein Billet, adressirt an sie: Adolfine von Stein. In der Schrift glaubte sie bekannte Züge zu erkennen, das Siegel enthielt ein einfaches R. — Adolfine riß hastig den Brief auf und suchte mit ihren Blicken die Unterschrift. Ihr Herz pochte laut, als sie den Namen Rosenfeld las. Sie hatte es geahnt. Der Brief aber lautete: Geliebtes Fräulein!

Wenn Sie diese Zeilen erhalten, ist der Schreiber derselben nicht mehr unter den Lebenden. Ein Streit zwingt mich, den sogenannten Gesetzen der Ehre Genüge zu leisten und entweder meinen Gegner todt zu schießen oder mich selbst todt schießen zu lassen. Eine Ahnung sagt mir, daß Letzteres geschehen werde.

Ich wünschte so viel als möglich, mit innerer Ruhe aus der Welt zu gehen, und darum Alles, was mir am Herzen liegt, und was auszusprechen dem Lebenden nicht vergönnt war, wenigstens nun, wo ich dem Tode nahe stehe, mir von der Brust zu wälzen.

Ich liebte Sie und liebe Sie noch! Ermessen Sie aus diesen einfachen, oft mißbrauchten, hier aber inhaltsreichen Worten die Qual dessen, der Ihnen erst jetzt, da es zu spät ist, seine Gefühle zu offenbaren wagt. Ja, ich liebte Sie von dem ersten Augenblicke an, in welchem ich Sie kennen lernte, und doch war ich stets Ihrem Herzen fremd und nie so glücklich, vor Ihnen Beachtung zu finden!

Mögen diese wenigen Worte genügen, Ihnen Alles, was ich fühle und denke, zu sagen. Sie enthalten Alles. Noch eine Bitte gewähren sie dem Sterbenden. Sie konnten im Leben mir nicht Liebe schenken, bewahren Sie den Todten freundlich im Gedächtnisse. Meine Liebe zu Ihnen nehme ich mit hinüber jenseits des Grabes, in die noch unbekannte Welt, in der wir uns einst wieder begegnen werden.

Noch etwas. Ich wagte im Leben nie, Ihnen mit meiner Hand mein Vermögen anzubieten. Ich biete es Ihnen jetzt an, ohne meine Hand. Das Vermögen ist nicht von Bedeutung, wird Ihnen aber doch manche Gelegenheit bieten, Gutes zu thun! Aus den Papieren, welche diesem Briefe beiliegen, werden Sie alle nöthigen Nachweisungen ersehen.

Und nun — die Stunde, die uns geistig vereiniget, flieht dahin, und die Stunde, in welcher mein Leib dem ewigen Nichts verfällt, schreitet mit ehernem Tritte heran. Ach, ich glaubte gefaßt zu sein, aber erst jetzt, da ich Ihnen mein Herz offenbare, fühle ich, wie schwer das Scheiden ist und wie gewaltsam wir uns losreißen müssen. Ja, gewaltsam losreißen! Jedes Wort, das ich noch schriebe, würde mein Herz zur Wehmuth stimmen, und doch, wie sehr bedarf ich der Fassung!

Leben Sie wohl, Fräulein und — glücklich! Ich war es nie. Hugo Rosenfeld.

Einige Thränen hingen an diesem Briefe, es waren Adolfinens Thränen. Sie legte den Brief vor sich auf den Tisch und weinte bitterlich. Warum hatte er sich nicht früher erklärt, warum nicht früher den Schleier von seinem Herzen gezogen?!

Und ach warum hatte sie stets zu verbergen gesucht, was ihr Herz empfand! Ach warum hatte sie ihre Gefühle sich selbst verhehlt!

Einen Tag vor der Assemblée der Effee- und Nachrede liebenden Damen, welche wir gleich im Eingangscapitel geschildert haben, saßen zwei Offiziere in einem Caffeehause der nahe gelegenen Residenz und spielten Karten. Die zwei Kriegsmänner waren beide in der Garnison beliebt, und hatten bereits die Jahre erreicht, in welchen man den tollen Jugendstreichen Vale gesagt hat. Vorzüglich in den Zügen des Aelteren sprach sich gereifte Männlichkeit aus. Allein: Alter schützt vor Thorheit nicht, sagt ein bekanntes Sprich- und Wahrwort. Diese beiden Offiziere waren der Hauptmann Rosenfeld und der Lieutenant Benvenuto.

Benvenuto hatte eine Schwester, welcher sein Freund, der Hauptmann, der öfters sein Haus besuchte, Aufmerksamkeiten erwies. Aber, die böse Welt vermuthet in jedem Beweise von Galanterie gleich Ernsthafteres, und so vernahmen wir auch bereits in dem Salon der Frau von Sternfels, daß Rosenfeld der Signorina Margaritta Benvenuto die Cour mache. Daran dachte nun der Hauptmann nicht im Entferntesten. Und wäre auch die Signorina eine zweite Venus gewesen, Rosenfeld besaß einen zu festen Charakter, als daß er eine Andere als Adolfine von Stein hätte lieben können.

Unglückseliger Weise waren jedoch Margaritta und ihr Bruder Lorenzo thöricht genug, in den Aufmerksamkeiten Rosenfelds gleichfalls Ernstlicheres zu sehen. Nur befremdete es den Lieutenant, daß sein Freund, von dessen Ehrenhaftigkeit er hinlänglich überzeugt war, nie sich über die Ansichten, die er bei ihm vermuthete, aussprach. Und wie es der Zufall gar oft fügt,

so traf es sich auch hier, daß Benvenuto nie eine passende Gelegenheit fand, von Rosenfeld eine offene Erklärung zu verlangen.

Wir sehen also Beide im Caffeehause in eine Parthie Mariage versunken. Der Hauptmann hatte bereits in sechs Parthien hintereinander Coeur-Mariage angesagt, worüber etwas pikirt der Lieutenant ausrief:

Bruder, Du hast mit der Mariage im Kartenspiel ein verdammtes Glück. An Deiner Stelle würde ich es auch im wirklichen Leben mit einer Mariage versuchen.

Glaubst Du? warf der Hauptmann achtlos hin, wüßtest Du etwa für mich eine Coeur-Dame?

Hundert für Eine, erwiederte der Lieutenant im erzwungenen Scherze, aber im Vertrauen gesagt, Bruder, sollte Keiner Dein Herz besonders gewogen sein? Ich wüßte vielleicht diese Eine, und wer weiß, ob Deine Anfrage, wenn Du eine solche stelltest, nicht die erwünschteste Antwort erhielte?

Und diese Eine wäre! fragte der Hauptmann mit erkünstelter Ruhe.

Brauche ich sie Dir erst noch zu nennen?

Du meinst doch nicht Adolfinen von Stein? antwortete Rosenfeld, und Purpurröthe übergoß sein Gesicht.

Adolfinen von Stein? rief der Lieutenant lachend. Da hätte ich doch Deinem Geschmacke ein schlechtes Compliment gemacht, wenn ich Dir solches zugemuthet hätte! Und sein Gelächter wurde immer schallender und wollte nicht enden.

Adolfinen, dieses veraltete Fräulein, das bald so alt sein wird wie —

Wie Dein Adelsdiplom, fiel Rosenfeld unwillkührlich ein, und dann ist sie bei Gott noch sehr jung.

Der Italiener verfärbte sich vor Zorn; doch faßte er sich und setzte nach einer Weile anscheinend ruhig hinzu:

Du scherzest, und darum mag ich Dir auch Dein jetziges Witzwort dahin gehen lassen. Aber, lassen wir das Scherzen und sprechen wir im Ernste. Es ist endlich einmal nothwendig, Dich über Deine Absichten mit Margaritta auszusprechen.

Ueberrascht, verwundert sah ihn der Hauptmann an.

Ich? Absichten? Zu Margaritta'n? Was bringt Dich auf diese Vermuthung?

Deine Besuche? —

Galten Dir!

Deine Aufmerksamkeiten? Deine zärtliche Galanterie? —

War nichts mehr und nichts minder als die Artigkeit, welche jeder brave Offizier jeder Dame schuldig ist.

Und Du bist also frech genug, mir offen ins Gesicht zu gestehen, daß Du mich und meine Schwester hintergangen hast?

Wägen Sie Ihre Worte besser ab.

Nicht hintergangen, betrogen hast Du uns.

Herr Lieutenant!

Ja, Herr Hauptmann. Als ein Schelm haben Sie an uns gehandelt.

Der Hauptmann erhob sich, seine Blicke hafteten durchbohrend auf seinem Gegner, der vor Kurzem noch sein intimster Freund gewesen, doch faßte er sich und sprach mit der erdenklichsten Ruhe:

Sie thun mir Unrecht, Herr Lieutenant. Ich habe nie das Mindeste gethan, das in dem Herzen Ihres Fräuleins Schwester Hoffnungen hätte erwecken können. Meine Wünsche waren einem anderen Gegenstande zugewandt, und es schmerzt mich, daß dessen Name in einem Caffeehause genannt werden mußte.

Ausflüchte eines Buben, der die Epaulettes, die er trägt, schändet.

Wiederrufen Sie, was Sie sagten, oder wir werden — in stillerer Umgebung darüber sprechen oder vielmehr unsere Pistolen sprechen lassen: Mit diesen Worten nahm der Hauptmann seinen Hut und entfernte sich.

Eine Stunde später erhielt Rosenfeld von Benvenuto ein Billet, daß die Herausforderung angenommen und nur Zeit und Ort noch zu bestimmen sei.

Das traurige Resultat dieser blutigen Scene ist unsern Lesern bereits bekannt.

Eben war Adolfinen der ganze Hergang, den wir im vorigen berichtet hatten, von Frau von Sternberg erzählt worden, als der Vetter Kriegs-Auditeur mit einer wahren Leichenbittermiene eintrat.

Meine schöne Cousine —

Keine Ironie, Vetter —

Meine liebe Cousine, begann der Vetter von Neuem, ich habe Dich auf etwas Trauriges vorzubereiten.

Trauriges? fiel Adolfine rasch ein. Sprich! Ohne Vorbereitung. Nichts ist so schrecklich, daß es nicht durch Ungewißheit noch schrecklicher würde!

Wir haben — fing der Auditeur in größter Verlegenheit an — Uebereilung thut nie gut — es war nicht meine Schuld —

Aber was Cousin? fiel ihm Adolfine ungeduldig ins Wort. Sprich das Entsetzlichste in geraden Worten aus.

Mein Glückwunsch war zu voreilig. Das Testament, erschrick nicht, Cousine, ob des Verlustes, das Testament

ist zu frühe übergeben worden, vor dem Tode des Testators —

Was sagst Du? Verstehe ich Dich recht? Rosenfeld ist —

Nicht todt, sagte der Auditeur traurig und langsam.

Nicht todt? rief Adolfine vor Freude erblassend.

Der Auditeur aber schrieb dieses Erblassen einer andern Ursache zu und sagte:

Leider nicht.

Adolfine sah ihn befrembet an und rief: Ach, wüßtest Du, welche frohe Botschaft Du mir da bringst? Deine Miene würde nicht traurig wie ein Leichentuch, sondern strahlend gleich der Morgenröthe sein.

Der Auditeur hatte nicht Zeit, sich über diese unerklärliche Freude zu verwundern, aber die Ursache wurde im selben Augenblicke offenbar, als plötzlich die Thüre aufging und ein Diener mit einem Briefchen eintrat.

Vom Hauptmann Rosenfeld, sagte der Ueberbringer, das Billet dem Fräulein darreichend.

Von ihm? rief Adolfine, und wandte sich ab, um die Freudenthränen, welche sich aus ihren Augen stahlen, zu verbergen.

Der Diener entfernte sich, und während Adolfine in die Lectüre des Briefchens, das nur wenige Zeilen enthielt, versunken war, wühlte der Auditeur in den auf Adolfinens Schreibtische liegenden Acten herum. Adolfine sank endlich, von ihrem Entzücken übermannt, in einen Fauteuil, und reichte zwischen Thränen lächelnd ihrem Vetter Rosenfelds Billet hin. Dieses war mit unsicherer Hand — eine Folge der Verwundung und des Blutverlustes — geschrieben und lautete:

Adofine!

Ein Wunder hat mich erhalten! Der Tod hielt mich schon mit eisiger Hand; aber — es war nur ein Scheintod — ich bin erwacht. In Ihrer Hand liegt es nun, ob ich auch zu einem schöneren Leben erwacht bin! Meine Liebe nahm ich über das Grab, welches vor mir schon geöffnet war, hinüber! findet sie Gegenliebe? Meine Hand zittert — mein Herz noch mehr.

Hugo Rosenfeld.

Der Auditeur gab Adolfinen das Billet zurück und sagte: Dies also ist der Schlüssel zu dem Räthsel, weshalb Du Dich dessen freutest, was tausend Andere mit Entsetzen erfüllen würde. — Aus einem Begräbnisse wird — erröthe nicht, Adolfine, Du vertauschest ja wohl gern das Trauergewand mit dem Brautschleier.

Und der Auditeur hatte wahr gesprochen!

Zwei Monate nach der letzterzählten Scene trat Adolfine an der Hand des Hauptmanns Rosenfeld, welchen die Kugel, die ihn zwei lange Tage in eine todähnliche Betäubung versetzt, und zum ferneren Waffendienste untauglich gemacht hatte — vor dem Altar. Und ihre Ehe war glücklich, die Liebe nach dem Tode war eine warme, beseligende Liebe.

Jubilate!

Zum tausendjährigen, sogenannten deutschen Reichsjubiläum, munkelt man, bereitet uns der deutsche Bund große und schöne Ueberraschungen. Er hat alle Staaten veranlaßt, die zugesagten Constitutionen zu geben und zwar so gleichmäßig als möglich, und so freisinnig, daß uns das Herz im Leibe darüber lachen wird. In Folge dessen erhalten wir: Preßfreiheit, mündliches und öffentliches Gerichtsverfahren, gleiche Münze, Maße und Gewichte, allgemeine Wehrpflicht, neue Jagdgesetze, die mehr zu Gunsten des Menschen als des Viehes sprechen, Freizügigkeit für Alles, Heimathsrecht so weit die deutsche Zunge reicht, Gleichheit vor dem Gesetz, Aufhebung jedes Rangunterschiedes, Anwartschaft auf jede Stelle im Staate. — Vieles andere dürfen wir nicht verrathen. Es ist die Hoffnung in Aussicht gestellt, daß selbst die Bückeburger und Knipphäuser ihren Particularpatriotismus werden fahren lassen und dafür den allgemein deutschen annehmen. Arndt's Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" mit der herrlichen Strophe: das ganze Deutschland muß es sein!" wird nicht nur in den Schulen, sondern auch von den Kanzeln und auf den Theatern gesungen werden, so daß die Franzosen und andere Ausländer lange Ohren machen werden. Auch soll bei den fremden Höfen je nur ein einziger gesammt-deutscher Repräsentant angestellt werden und die sämmtlichen deutschen Farben wird man in Frankfurt a. M. auf dem Römerplatze in einen Kessel werfen, durcheinander rühren und daraus eine einzige Farbe kochen, mit welcher alle Wappen, Fahnen und Schlagbäume angestrichen werden sollen. So wird Deutschland angeschmiert werden und sich zum ersten Male darüber freuen. — Doch ich muß inne halten, sonst plaudre ich zu viel aus und verspreche zu viel und kann's dann nicht halten. Mahnen laß ich mich nicht gern! — Es wird in Summa das wahrhafte tausendjährige Reich beginnen, von dem schon in der Bibel steht. Und was darin steht, das trifft bekanntlich Alles ein.

In Flachsenfingen, einer schönen Gegend (das

habe ich durch Privatcorrespondenz), wollen sie es noch weiter treiben und den Himmel voll Geigen hängen. Weil jetzt sogar der Komet, der himmlische, erschienen ist, zur Feier des tausendjährigen deutschen Reiches, wollen sie das Paradies partout auf die Erde verlegen. Es wird von nun an Niemand mehr Steuern bezahlen, sondern auf Verlangen noch etwas herauskriegen. Keiner wird mehr krank werden, und die Aerzte werden Einen nur unwohl kuriren, wenn er es zum Vergnügen oder aus langer Weile wünscht. Niemanden wird sein Kreuz drücken, selbst das Hauskreuz nicht. Die Kinder brauchen nicht mehr in die Schule zu gehen; es wird ihnen im Traum von selbst kommen, und die Schulmeister sollen freie Zeit haben und den ganzen Tag in der Schenke Schafkopf spielen, um aus ihrer Hanthierung mit den Köpfen nicht herauszukommen. Die Instrumente werden sich selbst blasen, so daß die Musikanten auch einmal tanzen können. Man wird sich nicht mehr rasiren zu lassen brauchen, sondern nur einen Advokaten ansehen und gleich ohne Messer und Seife barbirt sein. Schröpfen und Aderlassen wird fürder nicht mehr schmerzhaft sein, man wird nur eine Eisenbahnactie auflegen und sich erleichtert fühlen. Das Buch, worin die Staatsschulden stehen, wird den Titel führen: Mährchen der tausend und einen Nacht. Den Köchinnen wird's wohl gehen; denn die Hühner werden sich selbst rupfen und die Fische selbst schuppen und die Krebse mit deutscher Kaltblütigkeit in's heiße Wasser springen. Es wird keine Zahnschmerzen mehr geben; denn man wird keine harte Nuß mehr zu knacken haben. Niemand wird mehr an der Mundsperre leiden, denn dieser wird sich nur zum Essen und Gähnen öffnen. Die Geistlichen werden einander lieben und alle den einen wahren Glauben haben; denn jeder wird Papst sein. Es wird in keinen Kleidern und Schuhen mehr Löcher geben, denn alle werden von selbst zuwachsen; Stiefeln und Röcke werden sich selbst wichsen Kühe eigenhändig melken und Gänse eben so stopfen, wie auch die Schafe sich selbst scheeren. Aus den Dachtraufen wird der Champagner fließen und jeder Durstige Eckensteher werden; die Austern werden sich selbst ausschaalen und in den Mund fliegen, Prügel werden nicht wehthun, sondern ein angenehmes Jucken hervorbringen. Die Menschheit wird sich nach der Bell-Lancaster'schen Methode prügeln und dabei recht wohl befinden. Die Diebe werden sich selbst hängen, noch bevor sie gestohlen haben, um nicht unangenehm zu werden. Alle Preise werden in runder Summe gestellt und folglich das Rechnen in Neugroschen nicht unbequem sein. Die Wagen werden sich selbst schmieren und die Pferde Geographie studiren, so daß sie ohne Kutscher den rechten Weg finden. Dasselbe wird mit den Gläubigen der Fall sein und der Prediger keine Noth mehr haben. Die Hausthüren werden sich selbst auf- und zuschließen, die Hühneraugen in sich gehen und weich werden, die Trommeln sich selbst schlagen und die Gewehre allein auf die Wache und zum Exerciren ausrücken. Das Eis wird überall Vanillen- und Himbeergeschmack haben, Cigarren werden auf den Feldern wachsen und gestochen werden wie Spargel, die Messer sich selbst schleifen, die Häute sich selbst gerben und die Aale marinirt im Wasser herumschwimmen. Die Lichter werden brennen, ohne abzunehmen, und die Dochte nicht geputzt zu werden brauchen, der Wein wird sich selbst auf Flaschen füllen und mit dem nöthigen Wasser mischen ohne Zuthun der Wirthe. Alles Waschwasser wird Seifenstoff enthalten und die Wäscherinnen werden keine Bürsten mehr brauchen, die Haare der Damen werden sich selbst locken und ihre Unterröcke und Kamisols, da wo es nöthig ist, von selbst wattiren. Die größten Füße werden sich nach den kleinsten Damenschuhen fügen und das Pflaster nicht mehr leiden. Das weibliche Geschlecht wird mit der Orthographie geboren werden und Putz und Männer bekommen nach Herzenslust. Der Stoff zu Medisance und Nächstenliebe wird nicht ausgehen und keine eine alte Jungfer werden. Jede Wittwe wird ein gesuchter Artikel sein und die Scheidung gar keine Umstände machen. Alle falschen Münzen werden gelten wie echte, und wer wechselt, bekommt doppelt so viel. Das Pumpen wird gang und gäbe sein, das Wiederbezahlen aber eine Beleidung. Sogar die Kinder werden sich selbst stillen, um den Ammen nicht beschwerlich zu fallen, und die Frauen auf dem Ball in Wochen kommen und weiter tanzen. Die Ochsen werden von Haus zu Haus gehen und sich selbst als Beafsteak portionsweise präsentiren. —

Dieses Alles wird der neue Komet über Flachsenfingen bringen. Ich glaube fest daran.

(Komet.)

Miscellen und Anecdoten.

— In den „Originalien" wird ein Vorschlag zur Abwerfung der Pariser Modetyrannei, und zur Annahme einer deutschen Modetracht gemacht. So lustig dieser Vorschlag klingt und so chimärisch er erscheint, so würde die Ausführung dennoch von unberechenbaren Folgen sein. Wenn eine feine

und anständige Kleidung vor gemeinen und pöbelhaften Sitten bewahrt, so möchte eine deutsche Modetracht vielleicht in demselben Maaße auf unsere Nationalität wirken. — Auch unsere Tages-Literatur würde sich vielleicht bequemen, die aus fremden Lappen zusammengestickte buntscheckige Narrenjacke mit einem einfarbigen anständigen Nationalkleide zu vertauschen.

(Schauspieler-Talent.) In Franken und Hessen trieb noch vor Kurzem ein gewisser Schauspieldirector Mooch in kleinen Städten und Marktflecken sein Wesen. Höchst unterhaltend ist es, die Art und Weise kennen zu lernen, wie er mit allen Sorgen und Mühen einer solchen Direction beladen, häufig Doppelmonologe hielt, ja halten zu müssen glaubte, um sein Interesse zu wahren. So eines Tages, als Schillers Räuber in einer Scheune gegeben wurden, und Mad. Mooch an der Casse saß. Der Herr Director, welcher den Karl Moor verarbeitete, stürzte nach Heldenspieler und Coulissenreißer Art in der siebenten Scene herein, und sprach wie folgt (laut): „O Menschen! — Menschen! — Falsche, heuchlerische Krokodillenbrut! (bei Seite) Meine Frau, die Can....., sitzt an der Casse und unterhält sich mit dem maliciösen Lieutenant! (laut) Ihre Augen sind Wasser! Ihre Herzen sind Erz! (bei Seite) Und da läßt sie die Gassenjungen umsonst herein. (laut) Küsse auf den Lippen! Schwerter im Busen! (bei Seite) Hoffmann, Hoffmann (Name des Schauspielers, welcher zugleich den Theatermeister und Lampenputzer machte), da hinten geht eine Lampe aus. (laut) Löwen und Leoparden füttern ihre Jungen, Raben tischen ihren Kleinen auf dem Aas und Er, o—h (hier ballte er eine Faust nach dem Publikum zu und sprach bei Seite) Warte, verfluchter Junge, ich will Dir lehren, vom dritten auf'n zweiten Platz übersteigen. (laut) Oh, o—h, Er — Bosheit habe ich dulden gelernt, ich kann dazu lachen, ha, ha, ha, wenn mir mein boshaftiger Feind mein eignes Herzblut zutrinkt, aber wenn Vaterliebe zur Megäre wird, (bei Seite) jetzt ist der Bengel auf'n ersten Platz, (laut) o, so fange Feuer, männliche Gelassenheit, (zum Souffleur) soufflirten Se nich so laut, (laut) verwildere zum Tiger, sanftmüthiges Lamm, und jede Faser recke sich auf zum Gift und Verderben (bei Seite) Herr Je, Hoffmann, da wackelt eine Coulisse." — So sprach Mooch oft ganze Stunden lang.

(Geographische Bescheidenheit der chinesischen Gelehrten.) Die Geographie der chinesischen Mandarinen scheint nicht weit her zu sein. Wenigstens ist in England eine Landkarte angekommen, welche keineswegs dem englischen Nationalstolz schmeichelt. Die Karte ist 3 Fuß hoch, und 1½ Fuß breit und das himmlische Reich nimmt von der Erdoberfläche nicht weniger als Dreiviertel und noch ein Viertel vom vierten Viertel des Ganzen ein. Hoch oben in dem entferntesten Winkel erscheint ein kleines Stück Weltmeer, in welchem vier Inseln vom allerbescheidensten Umfange angebracht sind. Diese vier Inseln bedeuten: England, Frankreich, Portugal und Afrika. Weiterhin aber kommt noch eine Insel zum Vorschein, welche größer ist, als jene vier andern zusammen; dies ist Holland! Ein Deutschland existirt für China gar nicht.

— Ohnlängst fand der Pfarrer von Raimbeaucourt, als er Abends nach Hause kam, zu seinem höchsten Erstaunen vor seinem Kaminfeuer ein Individuum sitzen, das sich mit der größten Behaglichkeit wärmte, indem es seine Füße von oben bis unten rieb und dazu eine Art Lied trillerte; es that es so ungenirt, als wenn es an seinem eigenen Heerde säße. „Ich bin im Begriff, in den Jesuiterorden zu treten," sagte der Fremde, „und habe ein Gelübde gethan, auf der Reise, welche ich nach dem Orte meiner Bestimmung mache, nie in Wirthshäusern zu logiren; ich übernachte nur bei Geistlichen." — „Bei mir werden Sie indessen nicht logiren!" entgegnete der Pfarrer. — „Und warum, geliebter Mitbruder?" — Weil ich Nachts nur Leute bei mir aufnehme, welche ich kenne, und Sie sind mir gänzlich unbekannt." — Der entschiedene Ton, in welchem der Pfarrer diese Worte sprach, wie der scharfe, durchdringende Blick, von welchem sie begleitet waren, imponirten dem Vagabunden so, daß er schon im Begriff war, sich zu entfernen. „Sollte ich mich indessen irren," fuhr der gute Pfarrer fort, „und sind Sie wirklich unglücklich und ohne Aufenthalt, so erbiete ich mich, Sie in ein Gasthaus zu führen und dort Ihr Schlafgeld und Ihre Zeche zu bezahlen." Der Fremde nahm den Vorschlag an, und als der Pfarrer, einige Stunden später, sich nach seinem Gaste erkundigen wollte, sah er den angeblichen Jesuiten vor einer derben Portion Schweinebraten sitzen, welche er mit großem Appetite verspeiste, obgleich es Freitag war. Des andern Tages in aller Frühe war unser After-Jesuit, welcher ohne Zweifel irgend ein peinliches Zusammentreffen mit den Gensdarmen oder den Feldschützen befürchtete, zu Raimbeaucourt unsichtbar geworden.

— Es werden allerlei Mittel ersonnen, den Leuten guten Rath beizubringen, in Zeitschriften, Kalendern, Vereinen mancherlei Art 2c. Jetzt schlägt Einer auch vor, da man das Gute nicht oft genug in des Volkes Gedächtniß bringen könne, solle man auf die Kupfermünzen, die am meisten unter das Volk kommen, irgend ein Salomonisches Sprüchwort, ein frommes Sitten-, Klugheits- oder Wirthschaftsgebot prägen lassen, dessen Einschärfung, so oft man ein Stück Geld in die Hand bekäme, wohl einen guten Eindruck auf alle Gemüther machen und ihr Betragen leiten könnte. Er macht folgende Vorschläge dazu: „Rechtschaffenheit ist die beste Klugheit." — „Bete und arbeite." — „Wahre deines Gewerbes, so wahrt es dich." — „Ein Pfennig erspart, ist ein Pfennig Gewinn." — „Arbeit und Sparsamkeit." — „Geduld in Trübsal." — „Ehre Vater und Mutter." — „Zeit ist auch Geld." — „Achte nichts geringe." — „Halte dich vom Unrecht." — „Bedenke das Ende." — „Unrecht Gut hilft nicht." — „Fleißige Hand fröhliches Herz." 2c.

— Ein Gärtner aus Lyon macht folgendes Verfahren bekannt, durch welches es ihm gelungen ist, das Fortkommen der Früchte an jenen Bäumen zu sichern, deren frühzeitige Blüthe durch nachträglichen Reif oft verwüstet werden. Dieses Verfahren besteht darin, daß er gegen Ende der Winterszeit rings um den Baumstamm den Boden ziemlich aushöhlte, um die Wurzeln des erstern mehr auszukühlen, und dadurch das schnelle Aufsteigen der Säfte in die Zweige zu verspäten. Auf diese Art wird die Blüthezeit der gegen den Frost so empfind-

samen Mandel-, Feigen-, Aprikosen- und Pfirsichbäume um etwa 14 Tage hinausgeschoben, und die oft im Frühjahr eintretende Kälte kann ihnen nichts mehr anhaben.

(Wohin Diese und Jene gehören.) Die Armen nach Geldern. — Die Hungrigen nach Island. — Die Aussätzigen nach Finnland. — Die Kranken nach Heilbronn. — Die Patienten nach Curland. — Die anstößigen Schriftsteller oder Buchhändler nach Bucharest. — Die Perückenmacher nach Haarburg. — Die Creditlosen nach Siebenbürgen. — Die Ruheliebenden nach Friedau. — Die Traurigen nach Klagenfurt. — Die schwatzhaften Brünetten nach Braunschweig. — Die Weinenden nach Zähringen. — Die Auswanderer nach Neusiedel. — Die Israeliten nach Jüdland oder nach Judenburg. — Die Rechtsstudirenden nach Jura. — Die Eierhändler nach Hennegau. — Die Frommen nach Fünfkirchen. — Die sehr Frommen nach Neunkirchen. — Die Eheleute nach Belle-Alliance. — Die Kahlköpfigen nach Glatz oder Kahlenberg. — Die Kammermädchen nach Zofingen. — Die jungen Leute nach Dünkelsbuhl. — Die pauvren Engländer nach Guinea. — Die Mönche nach Kuttenberg. — Die Befragten nach Sagan. — Die Einsamen nach Oedenburg. — Die Wurstmacher nach Darmstadt. — Die Aufschneider nach Mähren. — Die Ehrlosen nach Schandau. — Die Plauderhaften nach Schwatz. — Die Barbiere nach Bartfeld. — Die Kußsüchtigen nach Dortmund. — Die Unfläthigen nach Schweinfurt. — Die Versifere nach Knittelfeld. — Die Processirenden nach Dortrecht. — Die Kletterer nach Hohenlinden. — Die Schlosser nach Eisenstadt. — Die Verliebten nach Küßnacht. — Die Egoisten nach Meiningen. — Die Furchtsamen nach Memmingen. — Die Briefträger nach Oporto. — Die Recensenten nach Rügen. — Die Jungfrauen nach Virginien. — Die Redseligen nach Schwetzingen. — Die Geisteskranken nach Irland. — Die Lumpensammler nach Fez. — Die Milchweiber nach Melk. — Die Kaltblütigen nach Eisleben. — Die Wurstfreunde nach Salamis. — Die Unreinlichen nach Lausitz. — Die Hölzernen nach Ofen. — Die Neugierigen nach Leutschau. — Die Harthörigen nach Ohrenburg. — Die Dummen nach Orford.

Musikalischer Salon.

(Beschluß.)

Laßt uns jetzt aus Thaliens Tempel in das Gewandhaus gehen und in die Buchhändlerbörse, zur wackern „Euterpe," wo meistentheils deutsche Musik vernommen wird, wo noch ein geläuterter Geschmack herrscht. Ungern gestehen sich in Kunst und Wissen die Völker einander ihre Rechte zu, vorzüglich da, wo es gilt, Rang und Vorzüge vor einander einzuräumen. Drei Vorzüge aber hat der Deutsche vor allen andern Nationen voraus, die ihm keine Feder, keine Sprache streitig machen, sie heißen Rechtlichkeit, Gelehrsamkeit und Musik. — Musik ist die Sprache der Welt, denn sie ist allgemein. Jeder versteht sie, Jeder begreift ihre Mahnung. Wenn sich die Völker befehden, so ruft ein Lied die schwertumgürteten Krieger in die Schlacht. Der Bote des Friedens ist ein Lied, und unter den wehmüthigen Klängen eines Liedes decken sich die Gräber. Sinn für Harmonie und musikalischer Geschmack sind für das Gefühlsvermögen eben das, was im Denken und Urtheilen der gesunde Verstand ist. Diesen gewahrt man seit Jahren in Leipzig. Die kritischen Zeitschriften uber Musik und Tondichtungen, die hier erscheinen und worunter sich in neuerer Zeit die „Signale für die musikalische Welt" besonders hervorheben, uben einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Kunst aus und werden, wir können es dreist behaupten, in der musikalischen Welt als Forum betrachtet.

In den Gewandhaus-Concerten wurden im Laufe dieses Winters unter der Direction des Capellmeisters Mendelssohn-Bartholdy meistentheils gediegene classische deutsche Tondichtungen vorgeführt. In der Kunst wie im Leben ist die Ruhe die Goldprobe der Empfindung; man will einen Regenbogen nach dem Sturm der Elemente und ein solcher wird uns zu Theil, wenn wir so ein altes Werk der Tonkunst mit angehört. Geistige Beruhigung, Befriedigung der Seele; dieß ist es, was uns anweht, nach einer solchen Harmonie. Von den Mitgliedern dieses Orchesters hörten wir den gediegenen Oboe-Virtuosen Diethe, den funfzehnjahrigen Hornist Staglich, Clarinettist Heinze jun. und den talentvollen Violinisten Sachse, ein Schuler des Concertmeisters David, welcher gleich dem jungen Weißenborn zu großen Hoffnungen berechtigt. An fremden Kunstlern litten wir keinen Mangel. Ein Virtuose, ein Componist drangte den Andern, und wem es nicht gelang, sein Licht in einem Gewandhaus-Concerte leuchten zu lassen, der gab ein Concert auf eigne Faust. Berlioz mit seiner doch genialen Höllenmusik, der Mann, der mit seinen Gigantennoten auf ein ganzes Orchester reist, erregte gleichsam die Aufmerksamkeit der Hörer und Kenner. Berlioz hat sich Freunde, aber auch Feinde erpaukt. Laßt dieß gut sein, er hat den Namen eines Genies mit Begeisterung aus dem Trojabrande gerettet und schaut lächelnd zuweilen auf das rauchende Ilion.

Jetzt kommen wir zu dem mächtigen Rival der Gewandhaus-Concerte, zur Euterpe. Zwei kenntnißreiche Manner, die guten Klang haben, standen als Dirigenten abwechselnd an der Spitze. Der ehemalige Capellmeister Schmidtgen aus Schwerin und der Hof- und Stadtmusikus C. G. Müller aus Altenburg. Concertmeister ist Queißer, der Beherrscher der Posaune, dem Gott Apoll die Weihe der Kraft verliehen, wie sie noch Keinem zu Theil geworden. Schmidtgen lebt und webt für die Musik und wer die freudige Ruhe sieht, mit welcher er den Tactstock fuhrt, wer zuschaut, wie er so con amore das Ganze leitet, wie er so gern jedem Instrumente die Seele einhauchen möchte, die sie athmen soll, der wird in ihm nicht die Kunstlernatur und das rege Streben verkennen, das ihm den Namen eines tuchtigen Dirigenten und die Liebe aller Mitglieder, so wie des Publikums erworben hat. Außer einigen recht wackern Compositionen des Herrn Schmidtgen, erfreute sich auch die Euterpe einigemal des Gesanges der Madame Schmidtgen, ersten Sängerin an hiesigem Theater und Gemahlin des Vorigen. Ein grundliches Urtheil uber diese treffliche dramatische Sängerin haben wir schon einigemal in diesen Blattern niedergelegt. Madame Schmidtgen ist eine Sängerin, die es verschmaht, das Pikante dem Schönen, und die massiven Mittel dem idealen Zwecke vorzuziehen und dieß will in unserer Zeit viel sagen. Exacte Aussprache in Tönen, reine Intonation, Feuer und Kraft, wenn es gilt, dem Fluge der Begeisterung zu folgen, ist ihr vorzüglich eigenthümlich. Leider verlaßt sie schon nachste Ostern die hiesige Bühne, um einem ehrenvollen Ruf nach Wiesbaden zu folgen, wo man ihr unter glänzenden Bedingungen ein dauerndes Engagement angeboten.

Was jüngere musicalische Talente anbelangt, so öffnet ihnen die Euterpe gern und willig ihre Pforten. Die junge Zeit lebt hier und dieß ist ehrenwerth. Der Flug des Genies darf nicht im Aufschwunge gehemmt werden, nicht durch sieben Thore mit festen Riegeln soll es sich hindurchwürgen, damit es vielleicht schon an den Cabalen und Intriguen sein reiches hoffnungsvolles Leben aushauche, ehe es hingelangt zum ersehnten Ziele. Vorwärts! Ihr habt Mitglieder, die Künstler sind im wahren Sinne des Wortes, denn die Kräfte, die im Gewandhause wirken, finden sich ja auch hier wieder und hier

herrscht Freiheit, keine Despotie. Vorwärts! Euch ist das Leben Schule und wenn ein Jeder begeistert emporringt nach dem Ideale, so muß Euch die Krone werden.

Mehre fremde und hiesige Künstler bewährten sich in den überaus reich versammelten Concerten. Vorzüglichen Beifall errang sich Herr C. Barth, der talentvolle Celloist und die jugendliche Sängerin Fräulein Anna Simon von hier, die von Mad. Franchetti-Walzel gebildet worden ist.

Pariser Modenbericht.

Man beschäftigt sich viel mit den verschiedenen Kopfputzen Capoten und Hüten, welche man in der bevorstehenden Saison tragen wird. Die Modelle, welche man bis jetzt gesehen, unterscheiden sich eher durch die Details, durch den Ausputz, als durch die Form selbst, die klein und horizontal bleibt, nach oben zu gleichsam etwas geschlossen, unten an dem Kragen ein wenig ausgeschweift ist.

Sonst kamen die Reisstrohhüte nicht gleich im Anfange des Frühjahrs zum Vorscheine, jetzt sieht man sie bereits in allen großen Modenhandlungen, als eigentliche Luxushüte, wie als Capoten mit einem seidenen Kopfe oder Gazebändern quer über den Schirm. Man sieht ferner Reisstrohhüte mit gefleckten hängenden Federn oder hängenden Blumenzweigen, sowie Hüte von spanischen Spitzen mit glasirten Marabouts und andere von weißem, citrongelbem, rosa oder himmelblauem Krepp mit gedrehten Federn, oder mit Federbouquets oder auch mit Passifloren, die auf eine neue Art jetzt so gemacht werden, daß sie nicht gedrückt werden können. Andere Capotenhüte, eine ganz neue Schöpfung, sind von broschirter Gaze mit Reisstrohstreifen und einem kleinen Fliederbüschel an der Seite. Nichts ist schöner als ein Hut von Sylphidenstoff mit einer Blondenbarbe, die gleich einer Cascade an der Seite herabfällt und durch einen rosa Fliederzweig gehalten wird.

Der Schnitt der Kleider zeigt erst wenig Veränderungen; die Leibchen à la Montespan haben nicht gefallen und man gibt sie auf. Eben dies gilt von den Chatelaine-Leibchen. Man macht auch keine Wespenleibchen mehr, wie man sie vor zwei bis drei Monaten sah.

Die Oberröcke, die Negligeé und Hauskleider sehen mit einer Pelerine recht gut aus, die aber nur hinten rund geschnitten ist; vorn bildet sie eine Spitze und geht nicht ganz zusammen, so daß man das Leibchen zwischen den beiden Hälften sieht und die Taille nicht versteckt wird. Die Aermel sind aus einem Stücke, haben einen Zwickel am Ellbogen, und einen kleinen Aufschlag; auf der Achsel wird gern irgend ein Ausputz angebracht. Die Aermel à la Ludwig XIII. werden ohne Zweifel während der warmen Jahreszeit sehr in Gunst stehen; sie sind bekanntlich halblang mit einem sehr deutlichen Aufschlage und reichen nur bis in die Mitte des Vorderarmes; von ihnen hervor geht bis an das Handgelenk ein bauschiger Aermel von indischem Muslin oder Tarlatan.

Die neuen Stoffe sind ungemein verschieden und haben wie gewöhnlich die seltsamsten Namen erhalten; im Allgemeinen findet man Carreaux, Streifen, das Pekinartige und Schottische an allen diesen Stoffen; selbst die Wollenmousline erscheinen in einer außerordentlichen reichhaltigen Auswahl, mit Blümchen gerippt, schattirt, und in allen Farben carrirt.

Wie man sagt, werden auch ferner Crispinen getragen werden; gewiß ist, daß die besten Stickerinnen fortwährend an solchen Crispinen arbeiten; sie sind meist von Tarlatan, so daß unter ihnen das Kleid durchschimmern wird. Sie sind indeß von den frühern verschieden; den Obertheil bildet ein abgesondertes Stück; die Arme können durchgesteckt werden; eine reiche Stickerei zirt sie in verschiedenen Streifen, unter denen sodann Spitzen angesetzt werden.

Bei Staatsanzügen sind noch immer sowohl die Röcke als die Leibchen sehr lang, namentlich die letztern, die sehr lange Schneppen haben. Auch die Röcke sind bedeutend lang und rund. Man nennt diese Art à la Maria Antoinette; auch die Leibchen à la chatelaine sind sehr lang und die à la Montespan haben vorn und hinten Schneppen.

Die Röcke trägt man nicht mehr so aufgebauscht durch die Unterröcke, wie vor einiger Zeit; am fashionablesten ist jetzt die rechte Mitte zwischen dem sehr bauschigen und dem ganz glattliegenden Rocke.

Die elegantesten Stoffe zu Staatsanzügen sind die Atlasse, mit Gold und Silber broschirt, von denen manche überdieß noch bunte Stickereien haben; schillernde Seidenzeuge, die mit Gold oder Silber glasirt sind, Mousline und Gazen mit gehäkelten Stickereien und für ganz junge Damen ein neuer Stoff Windgewebe. Man hat sehr zierliche Kleider davon gesehen, die mit Silber gestickt und mit silbernen Schnürchen besetzt waren. Viele Anzüge von glatter Gaze sind zweifarbig und haben einen Ausputz von Band, der in Röhren gelegt ist und ebenfalls die beiden Farben des Anzugs hat.

Eine Art Tulle à la Fontanges, die sehr dünn ist, benutzt man zu den doppelten oder dreifachen Volants auf den seidnen Kleidern.

Das Haar trägt man höher und breiter und am Hinterkopfe ist es meist mit einem eleganten Kamme geschmückt. Auch Kränze und Guirlanden sind sehr beliebt, so wie einzelne große Blumen. Es zeigen sich einzelne Hüte von changirender Seide, so wie mehrere von weißem Atlas, die rosa gefuttert sind und eine weiße Feder als Ausputz haben.

Die Mode scheint sich nach langem unschlüssigen Schwanken endlich für die schottischen Muster entschieden zu haben und für das Frühjahr wenigstens wird man also carrirte seidene Kleider tragen. Die Carreaux sind übrigens groß und haben nur zwei Farben,

Man hat bereits Capoten von citronen- und strohgelber Seide gesehen, welche Hüte gewöhnlich die Vorläufer der Hüte von italienischem und Reisstroh sind. Von ihrer Form ist zu bemerken, daß der Schirm das Gesicht weit weniger sichtbar als im vorigen Jahre läßt, ohne dasselbe ganz zu verdecken.

Neue Bänder sind changirend oder gestreift; der Atlasstreif in der Mitte ist mit Flammen in abstechender Farbe überstreut. Die Federn, die man zu diesen Bändern tragen wird, haben dieselben Farben. Die Kleider zum Ausgehen haben zwei oder drei Volants, das Leibchen, die Schneppe und die Aermel sind ganz eng.

Erklärung der Modenkupfer. 1. Kurzer Rock mit breiten Revers; Weste mit Shawlkragen; nach unten eng zugehende Beinkleider; Stiefeln mit hohen Absätzen. 2. Kleinschirmiger Hut mit einer Feder; Kleid mit schottischem Muster mit Spitzenvolants. 3. Hut wie No. 2.; Kleid mit Pelerine und modernem Ausputz.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 3. (5. Jahrgang. II. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 4. (Sonnabend, den 22. April.) **1843.**

Leipziger Moden-Journal.

Zeitschrift für die elegante Welt.

Redigirt und herausgegeben von **R. Büchner.**

Vierter Jahrgang. **Zweites Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst **brillantem** Modenkupfer und vierteljährlich extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ⅔ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich. Zu beziehen durch alle wohllöbl. Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Leipzig durch die Expedition **Petersstraße** No. 31/38, 1. Etage.

Liebe und Stolz.

(Novelle nach einem wahren Ereigniß).

Der reiche Kaufmann Busch zu H...g, war ein freundlicher lieber Mann, mit dem Jeder gern umgehen und sich an ihn anschließen mochte, wozu seine Gastfreiheit auch Gelegenheit genug darbot. Denn frei von allem Geiz wie kaufmännischem Stolz liebte er eine gebildete Geselligkeit, und gab seinen zahlreichen Freunden und Bekannten, in seinem, am Hafen liegenden, von einem herrlichen Garten umgebenen, schönen und sehr geschmackvoll eingerichteten Hause, nicht selten wirklich glänzende Feste. Er war verheirathet, aber leider nicht glücklich. Seine Gattin, die einzige Tochter eines armen aber dennoch adelstolzen Edelmannes aus altem Geschlecht, hoffte durch ihre Heirath mit einem so reichen Bürgerlichen, den gesunkenen Glanz ihres Hauses wieder herzustellen, und reichte deshalb ihm, der sich aus wahrer Liebe um sie bewarb, ihre Hand. Aber schon in den Flitterwochen seiner Ehe noch entwickelte sich ihr stolzer Charakter, der den gutmüthigen Mann bald nöthigte, sich auf einen sogenannten großen Fuß mit ihr zu setzen. Er blieb zwar mit ihr in seinem Hause zusammen wohnen, aber selten nur sahen sie sich anders als bei Tische. In Gesellschaften waren sie freundlich und zuvorkommend gegen einander, man ahnete eine unglückliche Ehe, aber es fehlte die Ueberzeugung.

Klotilde, die einzige Tochter, im zweiten Jahre der Ehe geboren, lebte fast ganz unter der Aufsicht der Mutter. Diese bildete den Charakter des jungen Mädchens ganz nach sich selbst und es gelang ihr so vortrefflich, daß die gelehrige Schülerin bald ihrer Meisterin gleichkam, wo nicht, sie übertraf.

So waren Jahre an Jahre vergangen und Klotilde siebzehn Jahr alt geworden. Die hohe Schönheit ihres Körpers, ihre seltnen Talente, von der scharfbeobachtenden Mutter auf das sorgfältigste ausgebildet, dazu ihr Reichthum und die leichte Art, in des Vaters Haus Zutritt zu erhalten, was Wunder, daß Klotilde von vielen jungen Männern umlagert wurde, die ihrer Schönheit huldigten und sie nur noch stolzer machten. Man sah es deutlich, wie sehe dies dem alten Busch zuwider war, aber seinen einmal angenommenen Grundsätzen zufolge, schwieg er und suchte Zerstreuung in oder außer dem Hause. So feierte er denn auch wider seinen Willen seinen Geburtstag lieber in Gesellschaften als im häuslichen Kreise. Zu dieser Feier hatte er nun eben wieder ein glänzendes Diner gegeben; die zahlreichen Gäste standen vom Tische auf und trieben sich bunt durch einander, da erschollen Schüsse von der Seerhede her, alles eilte auf den Balcon, ein großer Dreimaster steuerte mit vollen Segeln in den Hafen.

„Glück auf, Glück auf!" — rief nach einigen Minuten der alte Busch auf, der den Ankommenden von

unten bis oben mit seinem guten Seefernrohr beschaut hatte, „Glück auf, Glück auf! das ist meine Fortuna, die glücklich und wohl aus Batavia wiedergekehrt. Nun, das nenne ich mir doch ein herrliches Geburtstagsgeschenk."

Alle Anwesende beeiferten sich, dem alten Herrn über diese unerwartete Freude etwas Verbindliches zu sagen, Madame Busch aber wandte sich seitwärts zu Klotilden, indem sie verstohlen auf den Ostindienfahrer zeigte, der jetzt eben unter einer neuen Kanonensalve die Seegel strich. „Sieh da, meine Tochter!" sagte sie, „eine neue Staffel, auf welcher wir zu unserm alten Ruhm hinanklimmen können. Vergiß nie das glänzende Ziel zu verfolgen, es koste, was es wolle."

Der größte Theil der Gesellschaft hatte sich unterdessen bereits wieder in die Zimmer begeben, Busch war unter diesen. Ein Bedienter meldete die Ankunft des Capitains der Fortuna.

„Immer herein!" — rief der alte Busch fröhlich aus, — „laßt uns hören, was er Gutes bringt." Der Bediente öffnete die Thür, ein junger, dem Aeußern nach feingebildeter Mann trat herein, seine Kleidung war seemännisch aber elegant. Bescheiden verbeugte er sich gegen die Anwesenden, der alte Busch trat einen Schritt zurück: „Sie sind wohl vom Capitain Waltron mit Nachrichten an mich gesandt?" begann er.

„Mit nichten," war die Antwort des jungen Fremden, „Capitain Waltron ist kurz vor unserer Abreise plötzlich gestorben, von Ihren dortigen Handelsfreunden ward mir einstimmig das Commando des Schiffs übertragen."

„Wer sind Sie eigentlich?" fragte Herr Busch.

„Mein Name ist Franz Berger," sagte der junge Mann, „ich bin aus dieser Stadt gebürtig und stand als erster Steuermann auf Ihrem Ostindienfahrer, ein Platz, worauf mich das unbegränzte Vertrauen meines verstorbenen väterlichen Freundes Waltron erhoben hatte."

„Hat Waltron Sie dieser Stelle für würdig erklärt," fiel Busch ein, „und meine Handelsfreunde in Ostindien fanden sie tüchtig, mir die Fortuna zurückzuführen, so ist es billig, daß ich Sie Ihrem Verdienste gemäß behandle. Der morgende Tag wird zeigen, wie Sie sich in Ihrem neuen Wirkungskreis bewegten, und da ich alles Gute von Ihnen hoffe, so ernenne ich Sie hiermit vor diesen versammelten Zeugen zum Capitain meiner Fortuna.

Franz Berger war sonderbar überrascht und dann verwirrt, die Anwesenden drängten sich um ihn her, jeder, um ihm in seiner Art etwas Angenehmes zu sagen. Nachdem sich der erste Tumult gelegt hatte, wandte sich Busch zu Bergern, faßte ihn bei der Hand und sagte mit einem verstohlenen Seitenblick auf Frau und Tochter: „Die neue Standeserhöhung hat Sie hoffentlich courfähig gemacht. Gehen Sie, lieber Capitain, und besorgen Sie schnell das Nothwendigste, dann kommen Sie zurück und bringen den heutigen Abend bei uns zu."

Franz verbeugte sich höflich gegen die Anwesenden und ging. Bald waren seine wenigen Geschäfte beendet, und er schickte sich an, der erhaltenen Einladung zu folgen, als ihm einige Freunde auf der Straße begegneten, ihn den lange nicht Gesehenen begrüßten und in ein nahes Caffeehaus zogen.

Eine Stunde war so verplaudert, als Franz sich entfernen wollte. Seine Freunde fragten nach der Ursache seiner Eile. Er nannte sie.

„Du Glücklicher!" rief Einer von ihnen komisch seufzend aus, „Du wirst heute Abend in der Nähe derjenigen sein, nach deren Blicken die halbe Stadt vergebens seufzet, Du wirst Klotilde, die Einzige, die Allverehrte sehen und bewundern."

„Hüte Dich!" rief ein Anderer aus, „hüte Dich, daß Du nicht in die Schlinge ihrer Reize Dich fängst. So schön und lieblich diese Göttin ist, so kalt und unerbittlich ist sie auch. Stolz, unbegränzter Stolz, ist die Triebfeder ihrer Handlungen."

„Dem Stolze setze man Stolz entgegen!" sagte Franz bestimmt und ging.

Der alte Busch war aufgeräumter als je, er war an allen Enden, und für diesen Abend die Seele der Gesellschaft. Klotilde war eben von mehreren jungen Männern umringt, denen sie die feinsten Huldigungen mit scherzhaftem Spott vergalt, als Franz zur Thür hereintrat. Er wurde sogleich bemerkt, und von vielen auf das Freundlichste bewillkommt, Klotilde erwiederte seinen ehrfurchtsvollen Gruß mit einem leichten, kaum bemerkbaren Kopfnicken. Diese Geringschätzung empörte ihn, er gehörte zu denjenigen Charaktern, die eine hohe Meinung von sich selbst haben, und glauben, jedes ihrer Verdienste müsse auch von einem Jeden unbedingt anerkannt werden, er hatte höfliches Zuvorkommen erwartet und ward mit einem leichten Gruß abgefunden; verstimmt schlich er in eine Ecke des Saals. Klotilde wurde ihm verhaßt, ihr unleidliches Betragen verdiente Rache. Er wollte sie vernachlässigen, keines Blickes würdigen, kein Wort an sie richten, so beschloß er es, als Klotilde hart an ihm vorüberstreifte und ihn kaum eines Blickes würdigte. Das war zu viel für ihn, sein gekränkter und nur zu leicht gereizter Stolz erhob sich mit aller Stärke, er wollte sie demüthigen und dann über sie triumphiren.

Der alte Busch ging indeß auf und nieder und arrangirte die Spielpartien. Fast alle saßen schon, an Klotildens Tisch fehlte noch ein vierter Mann zum Whist. Der alte Busch schoß auf Franz zu: „Spielen Sie Whist, lieber Capitain?" fragte er diesen.

„Wenig," antwortete Franz.

„So kommen Sie, Liebster, und helfen Sie diese Lücke ausfüllen."

Mit diesen Worten zog er ihn an den Spieltisch und setzte ihn neben seine Tochter.

Das Spiel begann, Franz spielte mit Aufmerksamkeit, Klotilde sehr nachlässig, sie war mit ihrem Nachbar durchaus nicht zufrieden. Franz sah Klotilden jetzt ganz in der Nähe, ihr schönes Aeußere, ihr einnehmendes Wesen zog ihn an, aber ihr schrankenloser Stolz beleidigte ihn mehr und mehr, er nahm sich vor, seinen eben gefaßten Grundsätzen treu zu bleiben. Er sagte ihr manches Verbindliche, sie nahm alles leicht hin, aber Franz war so schnell nicht zu ermüden, die feinsten und scharfsinnigsten Complimente wurden an diesem Abend verschleudert, keinen Augenblick wich er aus ihrer Nähe.

Am folgenden Tage gab Franz auf seiner Fortuna ein glänzendes Fest, Klotilde war die Königin desselben. Eine zahlreiche Gesellschaft war versammelt, Klotilde, die mit ihren Aeltern zugleich kam, wurde mit dem Donner der Kanonen empfangen und alles hervorgesucht, was den Stolz und die Eigenliebe derselben noch mehr anfachen konnte. Die angewendeten Mittel blieben nicht fruchtlos, Klotilde wurde gegen Franz heiterer und gesprächiger, als man tief in der Nacht auseinander ging, war ein sinnig angebrachtes Compliment sein Lohn.

(Fortsetzung folgt.)

Die geheimnißvolle Fremde.

Vor einem der ersten Gasthäuser einer deutschen Handelsstadt fuhr zur Zeit der letzten dasigen Messe eine elegante Equipage vor. Auf dem Bocke saß ein bärtiger Kutscher mit tressenverbrämtem Hute und hintenauf ein ebenfalls von Goldtressen strotzender, auffallend reich gekleideter Bedienter. Aus dem Wagen stieg eine elegant gekleidete Dame, deren Gesicht mit einer Maske bedeckt war und die sogleich einige Salons und andere Zimmer in Beschlag nahm. Nicht lange darauf erschien in dem Intelligenzblatte des Ortes folgende Anzeige: Eine englische Dame von guter Herkunft, unabhängiger Stellung und einem Vermögen von 38,000 Pfund Sterling jährliche Renten wünscht einen jungen, kräftigen und wohlgebildeten Manne deutscher Abkunft, gleichviel aus welchem Stande, Herz und Hand zu schenken. Hierauf Reflectirende haben sich im Hotel de ...., Zimmer No. 4 zu melden." — Ein junger Fähndrich, der schon vielen Damen das Köpfchen verdreht hatte, hielt es nicht für zu gewagt, um diese Perle Albions zu werben. Er eilte ins Hotel, ließ sich melden und wurde augenblicklich vorgelassen. Eine maskirte Dame trat lebhaft auf ihn zu, ergriff ihn beim Arme, zog ihn vorwärts gegen ein Sopha, und bedeutete ihn, sich darauf niederzulassen, worauf sie sich neben ihn setzte und ihn mit folgenden Worten anredete: „Mein Herr, Sie wollen also mit mir knüpfen den Band der Ehe?" — „Wenn Sie nichts dawider haben," entgegnete der Epaulettenhauptmann mit kecker Zuversicht, „und ich das Glück haben sollte, Ihren Augen nicht zu mißfallen, so ...." — „No, no Sire! You have conquered my heard in the first moment." — „Sie verzeihen, meine Gnädigste," erwiederte der Fähndrich, „ich verstehe das Englische nicht." — „Sie haben erobert mein Herz in die erste Moment," verdeutschte die Engländerin. — „Wohlan denn, meine Gnädige, so enthüllen Sie mir nun Ihr reizendes Antlitz, damit ich Aug' in Aug' den Himmel meines künftigen Glückes schaue! Warum soll Ihre Schönheit noch länger ein Räthsel für mich bleiben, nachdem unsere Herzen sich erkannt haben?" — „Yes, yes, Sie haben Recht," lispelte die Dame, löste das Band der Maske und nahm sie ab. — „Höll und Teufel!" kreischte der Fähndrich auf, sprang vom Sopha, ergriff Tschako und Degen und stürzte aus dem Zimmer, ohne sich umzusehen. Die Kellner sahen ihn todtenbleich aus dem Hause eilen. — Ein langhaariger Dichter, den ebenfalls eine unaussprechliche Sehnsucht nach einem ihm bis dahin unbekannten „Etwas" zu der romantischen Werbung trieb, stürzte beim Anblick der enthüllten Züge der Miß ohnmächtig zusammen. — „He is to feeble for to suffer nigh vieu," seufzte die abermals in ihren Erwartungen getäuschte Schöne. Am Schlimmsten erging es einem Handlungscommis, der, nichts Arges ahnend, das Wagstück in dritter Instanz unternahm. Er war unglücklicher Weise etwas nervenschwach. Beim Anblick der überseeischen Schönheit fiel er, ohne einen Laut von sich zu geben, ohnmächtig zusammen und mußte aus dem Hotel in seine Wohnung getragen werden, wo ihn ein Nervenfieber ergriff, das binnen neun Tagen seinem hoffnungsvollen Leben ein Ende machte. In der Fieberhitze phantasirte er oft von einem Todtenkopf. — Die Englän-

derin verzweifelte nun daran, dasigen Ortes einen Liebhaber durch ihre räthselhafte und jedenfalls unergründliche Schönheit zu fesseln und reiste bald darauf in aller Stille weiter. Der Fähndrich und der Dichter schwiegen trotz aller an sie ergangenen Bitten über die Fremde.

(Planet.)

Der letzte Band.

Vicomte Alfred von L*** ist 30 Jahre alt und 30,000 Franks Renten reich. Er hat einen historisch berühmten Namen und wird in den Salons der höheren Gesellschaft für einen sehr geistreichen Mann gehalten. Er ist ein großer Herr und Schriftsteller zugleich; wer ist heutzutage nicht Literat? Alfred befaßt sich besonders mit jener leichten Literatur, welche in der eleganten Welt Geltung hat, er hält sich an das Moderne und schreibt Romane und Feuilleton-Novellen. Als Schriftsteller ist er natürlich ein großer Freund des Theaters und als solcher macht er schönen Schauspielerinnen die Cour, besonders befindet sich unter den jungen Actricen des Vaudeville-Theaters Eine, welche er den Uebrigen vorzieht, und die schwarzes Haar, einen weißen Nacken, und sehr kleine Hände hat. Jüngst, an einem Abende, als sie nicht spielte, hatte die graziöse Schauspielerin mehrere ihrer Gefährtinnen in ihr elegantes Boudoir geladen, und auch der Vicomte erschien. „Was habe ich gehört, Vicomte?“ sagte die kleine Kokette, „Sie haben einen Roman geschrieben? Und das erfahre ich erst aus meinem Journale?! Es ist Unrecht von Ihnen, daß sie mir davon nichts sagten! Und Sie betiteln den Roman: „Das Mittel zu gefallen!“ — „Sie haben dessen nicht nöthig, meine Liebenswürdige.“ — Nun, ich verzeihe Ihnen wegen dieses Komplimentes. Aber sie werden mir doch morgen den Roman schicken, nicht wahr? — Ganz gewiß, und ich empfehle Ihnen besonders die Kupfer genau zu betrachten, sie sind wunderschön, von Tonny Johannot gestochen.“ — „Ach, das ist Bescheidenheit, und“ — „Ich versichere Sie, es ist dies. — Wirklich erhielt die Actrice am andern Tag den eleganten Band und begann die Bilder zu betrachten. Welche Ueberraschung! Bei jedem Kupfer lag, anstatt des schützenden Seidenpapieres — was? ein Bankbilet von 1000 Franks, und es waren sechs Kupfer in dem „Mittel zu gefallen.“ Abends frug sie der Vicomte im Foyer: „Nun, haben Sie meinen Roman gelesen? — „Charmant! Kein Buch hat mich dermaßen interessirt, als dieses. Es ist wundervoll! — Es freut mich sehr, daß das Mittel zu gefallen, Ihnen so gefallen hat. — O wenn Sie wüßten, wie begierig ich auf die Fortsetzung bin.“ — Der Vicomte lächelte, die Actrice desgleichen. Sie war wirklich sehr hübsch in diesem Augenblicke. Den andern Tag schickte ihr der Vicomte ein neues Exemplar mit eben so vielen Kupfern und eben so vielen Bankbilets, als in dem früheren; jedoch stand auf dem Titelblatt geschrieben: Zweiter und letzter Band. „Als er sie wieder sah, sagte sie: Vicomte, ich hielt Sie immer für den liebenswürdigsten, jetzt halte ich Sie auch für den geistreichsten Mann, den ich kenne.“ — Sie sind zu gütig. — „Nur glaube ich Ihnen nicht. In Ihrem Alter und mit Ihrem Geiste gibt man noch nicht seinen letzten Band heraus.“

Auszug aus dem Verlagsbericht der Buchhandlung von Apollomus Musinsky in Fetz.

„Memoiren einer Weimarschen Waschfrau; nebst einem Anhange, enthaltend ein Dutzend Goethe'scher und Schiller'scher Waschzettel.“

„Wundersame Geschichten eines Kindleins männlichen Geschlechts, das sogleich nach seiner Geburt an ein Clavier gesprungen und auf demselben unterschiedliche Variationen über die Melodie: Freuet Euch des Lebens ꝛc., phantasiret hat, und was später aus selbigem Kindlein geworden. — Ein wieder aufgefundenes Manuscript aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.“

„Keine Kopfschmerzen mehr! Oder: Im Grabe ist Ruh'! Aus dem Nachlaß des Dr. Eisenbart.“

„Die Vielschreiberei heilbar! Eine gekrönte Preisschrift!“

„Ob Orpheus Tenor oder Baß gesungen? Ein ästhetischer Versuch mit mehreren musikalischen Beilagen, unter Anderem die Arie enthaltend, durch welche Orpheus sein Winterholz herbeitanzen ließ.“

„Der allezeit fertige Deutsch-Franzos, oder Anleitung, ohne Kenntniß der französischen und deutschen Grammatik aus der einen in die andere dieser Sprachen zu übersetzen.“

„Die Kunst, mit Worten nichts zu sagen. Ein unentbehrliches Supplement zur neuesten Auflage des Alberti'schen Complimentirbuchs.“

„Maecenas redivivus, das ist der wieder auflebende Mäcen, oder erste Anfangsgründe der Protegirkunst. Mit einem Anhange: Ueber die Kunst, einen Theetisch zu serviren."

„Der Mantel der christlichen Liebe, ein Fastnachtsspiel in fünf Aufzügen, nebst einem Nachspiel: Mundus vult decipi, ergo decipiatur, oder: auf der Welt ist Alles Schein!"

„Das Ganze der Buchmacherkunst, worin gezeigt wird, wie man ohne die geringsten Vorkenntnisse in einer gegebenen Zeit über jede Wissenschaft ein Buch schreiben kann. Vom Verfasser des „„Essigfabrikanten."" — NB. Wird nur in versiegelten Exemplaren abgelassen."

L. Wolfe.

Der speculative Schneider.

In einem der blühenden Gaue Südtyrols, unweit Rovereith, hat sich am Schluß des vorigen Jahrhunderts ein armer Schneider auf einem uncultivirten Hügel niedergelassen, welchen sechs bis acht Winzer und Bauern wohl als ihr gemeinschaftliches Grundgut betrachteten, aber weder abgrenzten, noch auch auf irgend eine Weise benutzten. Sie schenkten dem Gewerbsmanne, dessen sie nöthig bedurften, einen Morgen Landes, der zwar voll Gestrüpp und etwas unwirthbar, aber doch der ersten Cultur fähig war. Der Schneider lebte kümmerlich mit einigen Ziegen, doch entwarf er eines Tages einen spitzfindigen Plan, um endlich zum Besitze des ganzen umfangreichen Hügels zu gelangen, den er für einen besonders trefflichen Weinboden hielt. Er ging demnach mit den genannten Winzern und Bauern den folgenden Vertrag ein: Die Anfertigung eines Mantels soll ihm entweder mit 6 Rebenstücken oder 50 Stück Kartoffeln, ein Rock mit 5 Reben oder 40 Kartoffeln, eine Jacke mit 3 Reben oder 30 Kartoffeln, eine Weste mit 2 Reben oder 20 Kartoffeln &c., hierzu aber auch mit so viel Grund und Boden bezahlt werden, als jedesmal die Rebenstöcke oder die Knollenfrüchte zum Anbau bedürfen. Bei diesem schlau berechneten Erwerbe arbeitete er mit Weib und Kindern unermüdet Tag und Nacht, denn die Familie versagte sich beinahe allen Schlaf, und ehe noch eine Olympiade verflossen war, kam der wackere Schneider in Besitz des ganzen Hügels — der wieder ein paar Jahre später durchaus mit Reben bepflanzt war, welche eine Qualität Wein lieferten, die sich bald in der ganzen Gegend berühmt, und den braven Winzer — zum reichen Mann machte. Diese schöne Besitzung ist seither unter dem Namen Schneidergut und der Wein unter dem Namen Schneiderblut bekannt.

Pariser Anecdote.

Herr Bidon, ein alter Junggeselle und Weinhändler, wohnhaft in der Straße Fauburg St. Jacques, bemerkte seit einiger Zeit, daß sein wohlgefüllter Keller sich täglich um einige Flaschen des besten Weins verminderte. Mehrmals hatte er sich deshalb bei seinem Hausbewohner darüber bitter beschwert, zwei Mal die Schlösser an den Kellerthüren verändern lassen, allein nichtsdestoweniger verschwanden die Flaschen von Beaune und Bordeaux wie früher. Herr Bidon entschloß sich, seine Zuflucht zur Obrigkeit zu nehmen, um diesem Unfug, der ihm unerträglich ward, ein Ende zu machen, als er einen anonymen Brief folgenden Inhalts erhielt:

Mein Herr!

Seit längerer Zeit haben wir Sie im Kleinen bestohlen, jetzt sind wir aber entschlossen, Sie im Großen zu bestehlen; ich benachrichtige Sie daher, daß die folgende Nacht Ihr Keller ganz ausgeleert wird, wofern Sie nicht Maßregeln treffen, dem vorzubeugen.

„Ha!" sagte Bidon bei sich selbst, „Ihr verwegenen Schurken, Euch will ich in der Nähe betrachten, ich werde Euch kennen lernen, und sollte ich die ganze Nacht im Keller zubringen." Der alte Weinhändler trifft sogleich seine Anstalten; er kauft ein Paar Pistolen und ladet sie scharf. Gegen Abend steigt er in seinen Keller, setzt sich zwischen zwei Reihen Fässer, und mit seinen Pistolen in der Hand erwartet er den Feind. Als endlich der Tag durch das Kellerloch dringt und kein Dieb erscheint, glaubt er, der anonyme Verfasser habe ihn zum besten gehabt; er kriecht aus seinem Winkel hervor und geht nach seinem Zimmer zurück. Aber Himmel! welches Schauspiel bietet sich ihm hier dar! Alle Schlösser waren erbrochen, sein Geld, Edelsteine und andere Kostbarkeiten waren eine Beute der Diebe geworden! Der anonyme Verfasser hatte wahr prophezeiht: man hatte ihn im Großen bestohlen, und es war gelungen.

Miscellen und Anecdoten.

— Am 24. Jan. starb in der Succursale des Invalidenhauses zu Avignon in Frankreich Alexandrine Rose Barreau, eine der Amazonen des Revolutionskriegs von 1793. Sie war mit ihrem Gatten Layrac und ihrem Bruder in ein Grenadierbataillon bei der Armee der westlichen Pyrenäen eingetreten. Am 13. August dieses Jahrs sollte ihr Bataillon die von einer zahlreichen Artillerie und furchtbaren Verschanzungen vertheidigte Schanze von Alloqui stürmen. Ihr Bruder und Gatte wurden, jener tödtlich, verwundet. „Ehe ich euch helfe, rief sie, muß ich euch rächen." Mit diesen Worten stürzte sie aus den Reihen vor, und die dritte erstieg sie die Schanze. Die Schanze wurde genommen. Neunzehn Patronen hatte sie verschossen, als ein Spanier auf sie eindrang und sie um den Leib zu fassen suchte. Sie wich geschickt aus und spaltete ihm den Kopf. Erst als der Sieg erfochten war, verließ sie das Schlachtfeld, und nun galt ihre Sorge dem Gatten, den sie mit Hilfe seiner Waffenbrüder ins Lazareth brachte, wo sie ihn pflegte bis zu seiner Genesung. Dann kehrten sie mit einander zu ihrem Regiment zurück. Nach dem Frieden von Amiens erhielten beide den Abschied und lebten fortan wieder ihren häuslichen Arbeiten. Alt und Witwe geworden, sah sie sich dem Mangel ausgesetzt, als ihr die Aufnahme in das Invalidenhaus bewilligt wurde — eine Ehre, die noch nie einer französischen Frau widerfahren war. Ein doppeltes Detaschement begleitete sie zur letzten Ruhestätte.

(Amerikanische Grisetten.) Diese Mädchenklasse ist in Amerika ganz anders als in Berlin, Paris und Wien. Sie sind Ideale weiblichen Anstandes und jungfräulicher Sitte. Sie wohnen wie Nonnen zusammen in Kosthäusern in der Nähe der Manufacturen, in denen sie arbeiten, leiden aber Niemand unter sich, dessen Ruf den geringsten Flecken hat. Die Eigenthümer der Manufacturen sollen diesem Sinne nichts in den Weg legen (?). Wie gut es diesen Grisetten geht, beweisen vier Umstände. In der jungen Stadt Lowell und im Jahre 1841 hatten 987 solcher Grisetten nicht weniger als 100,000 Dollars niedergelegt. Ferner befindet sich in den meisten Kosthäusern ein gemeinschaftliches Fortepiano. Drittens sind fast alle diese jungen Damen in Leihbibliotheken abonnirt. Endlich — hört! hört! — haben sie sich eine Zeitschrift unter dem Titel: „Lowell-Offering" gestiftet, welche von lauter Original-Artikeln aus den Köpfen dieser Grisetten gefüllt wird.

(Nationalhaß.) Wie tiefe Wurzeln der Nationalhaß schlägt, und wie lange Zeit derselbe sich erhält, ergibt sich recht deutlich aus einer Anecdote, welche Walter Scott zu erzählen pflegte. Er hatte einst eine Reise aus seiner schottischen Heirath nach England gemacht und bedurfte da in einer kleinen Stadt ärztliche Hilfe für seinen Diener. Man sagte ihm, es befänden sich in der Stadt zwei Aerzte, von denen einer erst seit Kurzem sich niedergelassen habe. „Man rufe den, welcher zu Hause ist," sagte Walter Scott. Zufällig war nur der zu Hause, welcher erst seit Kurzem das Städtchen zu seinem Wirkungskreise auserseben hatte. Er erschien; es war ein Mann mit ernstem Gesicht, in schönem schwarzem Frack. Das scharfe Auge des Reisenden erkannte in ihm sofort den Landsmann, den Schotten. „Sie sind ein Schotte," sagte Walter Scott zu dem Arzte. — „Ja Herr." — „Irre ich mich nicht, so habe ich Sie in Roxburgh gesehen." — „Wohl möglich." — „Sie waren damals Thierarzt." — „Allerdings, ich läugne das nicht." — Sonst heilten Sie Pferde, jetzt Menschen; wie geht das Geschäft?" — Gar nicht schlecht; ich habe ziemlich viel Glück." — „Desto besser, aber unter uns, lieber John, haben Sie nicht schon einige Ihrer Patienten unter die Erde gebracht?" — „Das ist wohl möglich; einige werden gesund, andere sterben. Die Vorsehung entscheidet darüber, indessen bin ich in jedem Falle ein Schotte, und die, welche durch mich sterben, sind Engländer. Ich werde noch lange arbeiten müssen, bevor ich so viel umbringe, als die Engländer in den verschiedenen Kämpfen mit meinem Vaterlande Schotten umgebracht haben. —

— Unter den Unglücksfällen beim Erdbeben zu Guadeloupe stellt sich das herzzerreißende Schicksal eines achtzehnjährigen Mädchens auf eine traurige Weise heraus. Maria Esten, die Tochter einer englischen Familie, wurde beim Flüchten aus einem ohnweit der Straße liegenden Gartenhause, so von den zusammenbrechenden Thürpfosten mit den Füßen eingeklemmt, daß, ohne im geringsten beschädigt zu sein, mit Menschengewalt ihre Befreiung nicht zu ermöglichen war. So lag sie mit vollem Bewußtsein, in der Angst von den Ihrigen vergessen, sah' die Flamme sich heranwälzen, das Dach des Gartenhauses ergreifen, fühlte im Voraus die Qualen des Feuertodes, und hörte ihren Hülferuf im gräßlichen Getümmel unerhört verhallen. Da naht sich zufällig ein Krieger. Sie fleht ihn an, mit seinem Schwerdte ihre Füße zu lösen, sie den schrecklichern Qualen des Feuertodes zu entziehen. Schon hebt er die blitzende Waffe, aber der Muth entsinkt ihm, als er in des Mädchens still ergebenes Antlitz schaut. In stummer Verzweiflung drückt er die Hände vor sein thränenloses Auge, und stürzt davon. Und wieder allein liegt die Arme; schon zischt und prasselt die lodernde Flamme, schon beginnt das Gebälk zu stürzen, und sie empfiehlt dem Herrn ihre Seele. Da vernimmt sie die Stimme des rufenden Bräutigams, wie einen Engelsruf. Er stürzt herbei, er wirft sich bei ihr nieder, macht tausend vergebliche Versuche zu ihrer Rettung, aber zu spät — die stürzende Masse begräbt beide unter ihren Trümmern.

— Die ungleichen Electricitäten, wie die ungleichen Pole, ziehen einander an. Dieses Gesetz findet man überall wieder. Kleine Männer lieben große Weiber und kleine Weiber große Männer; die Geschwätzigen lieben die Schweigsamen; die Vielesser speisen gerne mit denen, welche wenig essen; die Starken verbinden sich mit den Schwachen; geistreiche Männer suchen nur Frauen, welche sich mit der Haushaltung beschäftigen; Schriftstellerinnen haben selten geistreiche Männer; anspruchsvolle Menschen können nur mit denen leben, welche dies nicht sind; Betrüger suchen nur ehrliche Leute auf; die zärtlichsten Weiber lieben die närrischesten Männer, und der Veränderlichste wird oft von der Treuesten geliebt. Wollüstige stellen der Unschuld nach, und die Unschuld läßt sich oft von den verdorbensten Menschen verführen. Die Extreme berühren sich, die Contraste stehen sich einander sehr nahe, und im Gegensatze von Licht und Schatten bringt kein Maler seine besten Effecte hervor.

— In London findet man arme Mädchen, namentlich unter den Näherinnen ꝛc., die nie gesungen und nie getanzt, ja nicht einmal einen Tanz gesehen haben, die nie ein Buch lasen, das sie zum Lachen reizte, die nie ein Veilchen, eine Primel oder eine Blume sahen; es gibt andere, die sich nur nach einer Brennessel, an welche sie sich einmal gebrannt haben, eine Vorstellung von einem grünen Felde oder einer Wiese machen können.

— Eine sonderbare Zusammenkunft fand im vorigen Monate in der Wüste zwischen Suez und Cairo statt. Ein Engländer, Namens Fawcett, welcher auf seiner Reise nach Ostindien in Cairo ankam, erfuhr, daß sein Bruder mit dem nächsten Dampfschiffe von Bombay ankommen würde. Die beiden Brüder hatten einander nie gesehen, da der eine in England geboren war, während der andere sich in Indien aufhielt, wo er 32 Jahre gelebt hat. Auf seiner Reise durch die Wüste rief er alle von Suez kommenden Caravanen an, und erkundigte sich, ob der Major Fawcett sich darunter befinde. Um Mitternacht begegnete ihm eine solche Caravane, der jüngere Fawcett rief, eine Stimme antwortete ihm und die beiden Brüder umarmten sich in dunkler Nacht. Beide drückten den Wunsch aus, einander von Angesicht zu Angesicht zu sehen, aber es war kein Licht zu haben, und da die beiden Caravanen, wozu sie gehörten, ihren Weg fortgesetzt hatten, so waren die Brüder, nach einer drei Minuten langen Unterredung genöthigt, sich wieder zu trennen.

(Weibliche Klugheit.) Nicht weit von Nowogorod, der alten russischen Metropole, fließt ein Strom, an welchem folgender seltsamer Vorfall sich ereignete. Ein Courier der Regierung, der dringende Depeschen zu befördern hatte, kam an diesem Flusse an, und ihn begleitete ein junges hübsches Mädchen aus Torjob, das Vater und Mutter verlassen hatte, um ihm zu folgen. Der Courier wählte ein Boot mit drei Ruderern aus, um sich über den Fluß setzen zu lassen, als der Inhaber der Böte hinzukam und den Leuten verbot, in diesem Augenblicke über den Fluß zu fahren. Der Courier, der nicht warten konnte, ereiferte sich gegen dieses Ansinnen, ein Wort gab das andere, und Yegor, der Courier, reichte dem Bootsinhaber endlich eine Ohrfeige. Dieser drohte mit schrecklicher Rache, rief die Ruderer als Zeugen auf, erlaubte aber die Fortsetzung der Reise. Als das Boot sich mitten auf dem Flusse befand, sagte das Mädchen zu Yegor: „Jetzt gib allen drei Ruderern Ohrfeigen.“

„Warum das?“

„Folge meinem Rathe!“

Yegor that, was ihm gerathen wurde. Die drei Männer wollten sich für diese unerwartete Beleidigung rächen, der Courier aber war vom Kopfe bis zu den Füßen bewaffnet und hielt seine Gegner von sich fern.

„Ich bin die Tochter eines Richters,“ sagte dann das Mädchen heimlich zu dem Geliebten, „kenne die Gesetze und habe nun jedes gerichtliche Einschreiten gegen Dich unmöglich gemacht. Der Bootinhaber hat keine Unterstützung mehr.“

„Warum nicht?“

„Das Gesetz lautet: Niemand kann Zeuge in einer Sache sein, bei der er selbst Parthei ist. Eine Ohrfeige würde Dir nachtheilig gewesen sein, alle vier aber haben Dich aus der Verlegenheit gezogen, denn keiner der vier Leute kann gegen Dich zeugen.“

— In der Nähe des kaiserlichen Pallastes in China, berichtet die „Hamburger Börsenhalle,“ stirbt Niemand. Es besteht nämlich ein Befehl, daß Jeder, der eine Meile im Umkreise der Gebäude des Beherrschers sich krank, oder nur unwohl befinden sollte, auf der Stelle weggeschafft werden müsse. Stirbt einer am Schlagflusse, so wird den Angehörigen das ganze Vermögen confiscirt, und das macht die Gegend ziemlich menschenleer. Nie erfährt der Herrscher von einem Todesfall, und er selbst glaubt, er lebe ewig. — Wenn diese starke Imagination die einzige Unsterblichkeitsidee der Bewohner des himmlischen Reichs ist, dann wird's wirklich Zeit, daß das Christenthum seine erhellenden Strahlen dahin sende. —

— Bei den nordamerikanischen Damen ist jetzt eine ganz neue Art von Haube Mode, die den originellen Namen „Küß mich schnell“ führt. Die Herren finden sie sehr angenehm, die Damen halten sie für äußerst niedlich, und die Nachfrage ist daher außerordentlich groß.

— In Paris wird die Kleidung der Damen immer entblößender. Was für ein Kleid trug die Prinzessin von X. neulich bei Herrn Tudor? — nebenbei gesagt ein Amerikaner, der eben so viel, wo nicht mehr, Luxus zeigt, als sein Landsmann Thorn — so läßt ein Journal Jemanden fragen und die Antwort: Ich weiß es nicht, unten ließ die Menschenmasse nichts sehen und oben war so wenig Kleid, daß man die Farbe nicht unterscheiden konnte.

— Dem Parlamente in London ist vor Kurzem ein Bericht vorgelegt worden, der im grellsten Licht zeigt, wie viele Opfer die Mode fordert und wie viele blühende Leben zu Grund gehen müssen, damit die vornehmen Damen immer schnell den Vorschriften der Fashion folgen können. Es gibt in London fünfzehntausend Putzmacherinnen, und der erwähnte Bericht weist nach, daß sich dieselben in weit schrecklicherer Lage befinden, als die Negersclaven. Während der Zeit, wo die vornehme Welt in London verweilt (d. h. vom April bis August) müssen diese Mädchen täglich 18 Stunden arbeiten; oftmals befinden sich 50 in einem Zimmer. Sie wohnen meist bei ihren Arbeitgebern. In einem Hause mußten 5 in einem Bette schlafen. Ihre Nahrung besteht meist in Thee, Brod und Butter. Nicht selten kommt es vor, daß diese armen Mädchen die ganze Nacht hindurch arbeiten müssen; eine erzählte, daß sie bei dem Beginn der Landestrauer um Wilhelm IV. von Donnerstag früh bis Sonntag früh unausgesetzt gearbeitet und nicht geschlafen hätte. Als sie Sonntags endlich zu Bette ging, konnte sie vor großer Aufregung nicht schlafen. Eine andre erzählte, daß sie drei Monate lang täglich zwanzig Stunden gearbeitet habe und gab an, daß, wenn die Königin ein großes Fest gebe, oder bei ähnlichen Gelegenheiten, solche Fälle häufig vorkämen. So erklärt denn auch ein Arzt, daß nirgends Menschen so viel und so angestrengt arbeiten, als Putzmacherinnen und Näherinnen, und er setzt hinzu, kein Thier würde eine solche Anstrengung ertragen. In den Handlungen, welche nur Trauerkleider ꝛc. liefern, kommt überdies sehr häu-

fig Erblindung der Arbeiterinnen vor. Eine dieser Unglücklichen erzählte, sie habe neun Tage und neun Nächte hinter einander, ohne ihren Anzug wechseln zu dürfen, arbeiten müssen und nur gelegentlich zwei Stunden auf einer Matratze ausruhen können. Nach dieser Zeit war sie erblindet. Am gefährlichsten für die Augen ist das Sticken auf Schwarz. Eine Hoftrauer kostet jedesmal wenigstens dreißig solchen unglücklichen Mädchen die Sehkraft. Die Modewelt, fügt ein Arzt hinzu, weiß nicht, wie viele Tausende von Mädchen in jeder Saison dadurch geopfert werden, daß alle Damen schnell den modischen Putz haben wollen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Kleider werden immer noch außerordentlich lang gemacht, namentlich hinten. Die Gürtel mit Schnallen kommen wieder in Gunst. Die anliegenden Aermel, die tausend Falten des Rockes, die glatten Rücken, die Camäleonsfarbe, das ist es, was man am häufigsten sieht.

Man bemerkt viele Mantillen von glassirtem Taffet.

Sehr häufig sieht man Krepphüte, seidene Lang-Shawls und Caschemir-Shawls. Ueberhaupt machen wir die Leserinnen darauf aufmerksam, daß allem Anscheine nach die Shawls wieder allgemein in die Mode kommen werden.

Die Pelerinen sind nicht aufgegeben, aber man macht sie nicht mehr rund, sondern länglich, so daß sie die Brust weniger verdecken und die Taille mehr hervorheben.

Ein Ueberrock mit einer solchen Pelerine und Aermeln à la Ludwig XIII., das heißt die nur bis an die Ellbogen gehen, von wo sodann ein durchsichtiger, bauschiger Unterärmel beginnt, wurde neulich allgemein bewundert. Die Dame, welche so gekleidet war, trug einen italienischen Strohhut mit zwei weißen Federn.

Einige Mantillen werden von außerordentlich feinem Muslin, einige von Tarlatan gemacht und mit Seide gefüttert. Das Stroh- und Citronengelb, das Lilla und Rosa erscheinen am öftersten als solches Futter. Diese leichten Mantillen besetzt man sodann mit reichen Spitzen, und eine Bandschleife von der Farbe dis Futters hält sie am Halse zusammen; diese Schleife hat lange flatternde Enden.

Die Schirme der Hüte stehen etwas weiter vor und verlängern sich gegen den Hals hinunter. Viele haben einen großen Backenschirm mit einem Blumenkranze oder einem Federbusche. Sonst sind die neuen Hüte von mittlerer Größe. Alle Stroharten kämpfen um den Vorrang in diesem Augenblicke; das Reisstroh findet immer zuerst Annahme; ein Reisstrohhut mit einem weiß und blau gestreiften Bande und einem blauen Federbüschel sieht vortrefflich aus. Das Blau ist sehr dunkel, das Rosa dagegen und das Himmelblau scheinen verschwinden zu wollen, um dem Türkisch-Rosa und dem sogenannten Französisch-Blau Platz zu machen.

Die Federn scheinen sehr in Gunst zu kommen.

Die Kragen für den Vormittag sind klein, von Spitzen, mit einer oder mit zwei Reihen von Spitzen garnirt; sie schließen am Halse genau. Sind sie von gesticktem Muslin, so muß diese Stickerei nur leicht, sie darf durchaus nicht die Hauptsache sein.

Die Kleider mit doppelten Röcken sehen nicht blos reich aus, sie sind auch elegant, und ein Kleid von gestreiftem Taffet über einem Rocke von glasirtem Taffet ist doch zum wenigsten eben so schön, wie ein Sammtkleid über einem Unterkleide von Atlas. Diese Idee gewinnt indeß, wie man sagt, Beifall. Man hat bereits Kleider zum Ausgeben gemacht, die an der Seite über einem farbigen Kleide offen sind; aber nichts ist so schön als ein einfaches einfarbiges Kleid über einem einfarbigen Unterkleide.

Die Pelerinen werden vorn durch einen großen Camée oder durch eine Rosette von Rosa, ponceau oder blauem Bande in der Form einer Georgine (was man einen Puf nennt) zusammengehalten. Die Formen der Pelerinen sind höchst verschieden; man sieht sie mit doppelten und dreifachen Spitzenreihen sich bis an die Schneppe des Leibchens hinunterziehen. Vorn sind sie dann mit drei Bandpufs garnirt.

Die Caschemir-Shawls werden sehr zahlreich.

Die neuen Sonnenschirme haben alle lange Stäbe; sie erinnern deshalb an die der Großmütter und heißen douairières; die Knicker trägt man nur noch bei Spazierfahrten und auch da gibt man den Douairièren den Vorzug. Die elegantesten haben Stäbe von Elfenbein mit kleinen ciselirten goldnen Knöpfen; der Stoff ist von schinirtem Taffet oder noch besser von weißem oder graulichem Moire.

Noch immer sehr beliebt sind die sogenannten Bäuerinnenhäubchen mit einem kleinen runden Spitzenboden und einer gefältelten Spitze rund herum, so wie mit einer Rosette von rosa oder grünem Bande an einer Seite des Kopfes, von welcher Rosette zwei lange Enden auf die Achsel herabhängen. Ein Häubchen von schwarzen Spitzen mit lillas Schleifen kleidet einen hübschen blonden Kopf recht gut. Die Bäuerinnenhäubchen haben lange Barben, die Seiten zieren Blumenguirlanden oder Bandschleifen. Die Gordayhäubchen hingegen sind hoch und die Barben sind sehr groß und fallen lang nieder. Man trägt auch viel Coiffüren ohne Boden von Sammt oder Spitzen. Sie sind von langen Spitzenbarben gebildet, welche wieder auf jeder Seite eine Art von Locken und eine kleine Barbe bilden. Auf jeder Seite des Kopfes befinden sich zwei Blumenbouquets, welche durch eine kleine über den Scheitel gehende Guirlande verbunden sind.

Herren-Mode. Der Twine wird, wie es scheint, im Frühjahr, vielleicht auch im Sommer in Gunst stehen; es ist eine Art Erneuerung des ursprünglichen Palletot, der eine sehr breite Rückentaille hatte. Twine heißt übrigens der Stoff wie das Kleidungsstück selbst. Der Stoff ist sehr wenig manichfaltig; er hat eine marmorirte Mischung von rothbraunen oder grauen Farben.

Die Beinkleider sind sehr verschieden, wie die Stoffe; man trägt einfarbige, häufiger carrirte, sogar blau und braun carrirte.

Erklärung der Modenkupfer. 1. Kurzer Rock mit zwei Reihen übersponnener Knöpfe; Carrirte Beinkleider. 2. Hut mit Federn und Bandausputz; Mantille mit Spitze besetzt; Oben der Hut ist die Kehrseite. 3. Frack mit Goldknöpfen; Anliegende Beinkleider; Weste von gelbem Caschemir mit einer Reihe Goldknöpfe.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 4. (5. Jahrgang. II. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 5. (Sonnabend, den 29. April.) **1843.**

Leipziger Moden-Journal.

Zeitschrift für die elegante Welt.

Redigirt und herausgegeben von **N. Büchner.**

Vierter Jahrgang. **Zweites Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst **brillantem** Modenkupfer und vierteljährlich extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis ½ Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich. Zu beziehen durch alle wohllöbl. Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Leipzig durch die Expedition **Petersstraße** No. 31/58, I. Etage.

Liebe und Stolz.

(Novelle nach einem wahren Ereigniß.)

(Fortsetzung.)

Feste folgten jetzt auf Feste, Wasserfahrten wurden angestellt, alles Klotilden zu Ehren. Vater Busch lächelte, Mutter und Tochter ließen sich diese Huldigungen gefallen.

Unterdessen rückte der Zeitpunkt heran, daß Franz den heimischen Boden verlassen und wieder auf das offene Meer hinaus sollte. Am Tage vor seiner Abreise gab er allen seinen Gönnern und Freunden an Bord der Fortuna ein Mittagsmahl. Man war fröhlich und guter Dinge, erst spät ging man auseinander. Franz führte selbst das Steuer in dem Boot, worin Klotilde saß. Als sie den Strand erreichten, bot er ihr den Arm, um sie nach Hause zu führen; er wurde angenommen. Die Aeltern waren noch zurückgeblieben. Franz nutzte den Augenblick, griff in die Tasche und holte ein kleines versiegeltes Päckchen hervor. „Nehmen Sie, Verehrteste!" — hub er an, — „dieses unscheinbare Geschenk aus meiner Hand, als ein Andenken an die himmlischen Stunden, die mir vergönnt wurden in Ihrer Nähe zuzubringen. Es enthält nichts, was Sie einigermaßen beleidigen könnte, noch was Ihnen irgend eine Verbindlichkeit auferlegt. Nur um die einzige Gunst bitte ich, öffnen Sie es nicht eher, als bis ich abgereiset bin, und mein Auge Sie nicht mehr erreichen kann." Dabei ergriff er ihre schöne Hand und drückte sie an seine Lippen, er sah ihr in's glutherfüllte Auge und wiederholte noch einmal mit flehender, halberstickter Stimme seine Bitte.

Ueberwältigt von der Gewalt des Augenblicks, — sich und ihren Stolz vergessend, allein mit dem Mann, der einstimmig für den Schönsten in der ganzen Stadt gehalten wurde, und dieser Mann, besiegt von der Gewalt ihrer Reize als Bittender vor ihr, — konnte sie nicht länger widerstehn, sie drückte seine Hand wieder und schlug den Blick zu Boden. Lautlos sank Franz zu ihren Füßen, da ermannte sich die Ueberwundene, sie wand sich los, nahm das Päckchen und ließ eine Busenschleife vor seine Füße fallen. Hocherröthend und schweigend verließ sie schnell den Saal.

Triumphirend hob Franz die Schleife auf: „Die ist besiegt! fahr hin Du Stolze!"

Der alte Busch trat mit seiner Frau in den Saal, Franz nahm Abschied und empfing noch einige Instructionen. Eben wollte er gehen, als Klotilde in den Saal trat, ihr ganzer Stolz war indeß wieder erwacht, die Scham, daß sie sich von dem Augenblick so hatte hinreißen lassen, trieb sie in den Saal zurück, wenigstens sollte er sie nicht besiegt glauben.

Sie trat auf Franz zu: „Als ich hier erst durch den Saal ging, muß ich eine Schleife verloren haben, wie ich sehe, haben Sie diese gefunden, darf ich bitten?"

Franz hielt die Schleife noch immer in der Hand; obgleich nicht wenig bestürzt, wandte er sich mit Galanterie an Klotilde und überreichte ihr die Schleife mit einigen verbindlichen Worten, bald darauf beurlaubte er sich.

Am andern Morgen schwellte ein günstiger Wind die Segel der Fortuna, Klotilde eilte auf den Balcon, als das Schiff längst vorüber war und nur noch als ein schwarzer, unscheinbarer Punkt am Horizont schwebte. Schnell zog sie das versiegelte Packet hervor und fand außer einem glänzenden Schmuck folgende von Franz geschriebene Zeilen:

„Angebetete Klotilde!"

„Wenn Sie diese Zeilen lesen werden, bin ich nicht mehr hier. Ich habe mich freiwillig aus Ihrer Nähe verbannt, denn wohl hätte ich meine Abreise noch einige Wochen aufschieben können, aber nicht länger war es mir möglich, ohne einen Strahl von Hoffnung, in Ihrer Nähe auszuhalten."

„Und woher soll mir die Hoffnung kommen, Sie, die mit einem Blick das ganze Männergeschlecht beherrschen, die Meine nennen zu dürfen? Ich bin geflohen, weil ich zu schwach war, den schrecklichen Kampf auszuhalten, aber herunter muß es vom Herzen, ich liebe Sie, ich bete Sie an! Jetzt thun Sie, was Sie wollen, ich eile fremden Welttheilen entgegen, vielleicht sehen wir uns nicht wieder. Ist dies der Fall, dann fluchen Sie dem Verwegenen nicht noch im Grabe, ist es nicht, so strafe mich einst bei der Wiederkehr Ihr richtender Zorn."

„Franz Berger."

Gekränkter Stolz, Mitleid, Zorn und Freude wechselten bei Lesung dieser Zeilen auf Klotildens Gesicht; so traf sie die Mutter. Der richtende Blick dieser imponirenden Dame brachte Klotilde bald in ihre Schranken zurück, die sanften Gefühle ihres Herzens schwanden, kaum angeregt, vor dem stolzen Wesen ihrer Mutter. Die gewöhnlichen Zirkel wurden besucht und die gewöhnlichen Besuche angenommen, bald war Franz Berger vergessen, sein Schmuck stand unbeachtet in einem Winkel.

Franz war jetzt sich selbst überlassen, mitten auf dem hohen Meere. Anders gestalteten sich hier seine Gefühle und Gedanken als zu Hause in dem ewigen Wirbel von Zerstreuungen. Klotildens Gestalt trat leuchtend vor seine Seele, eine Sehnsucht nach der Geliebten ergriff sein Herz, er wurde verstimmt, und ein quälender Mißmuth ergriff ihn. Aber die Zeit übte auch an ihm ihr wunderbares Recht, nach einigen Monden war sein Herz wieder frei und sein Blick heiter, er sann nur darüber nach, wie er die Stolze demüthigen wolle, wenn er in die Heimath zurückkehren werde. Unglücksfälle verhinderten die rasche Rückkehr, erst im zweiten Monat des dritten Jahres nach seiner Abreise warf er die Anker vor seiner Vaterstadt.

Hier hatte sich unterdessen alles bedeutend verändert, Franz erfuhr es im Laufe des Gesprächs von einem bekannten Schiffsmäkler, dem er begegnete, als er an's Land trat.

Ansehnliche Verluste in England, namentlich in London, so wie der Fall einiger Amsterdamer und eines Pariser Hauses hatten die Finanzen des alten Busch sehr zerrüttet. Er habe sich nun bedeutend einschränken wollen, aber seine Frau hätte dies durchaus nicht zugegeben. Darauf hatte ihn das harte Schicksal betroffen, daß drei Westindienfahrer, die ihm eigenthümlich zugehörten, vor dem Hafen während eines furchtbaren Sturmes scheiterten, er hatte keine Assecuranz darauf zeichnen lassen. Nun war Alles verloren und der Bankerott unvermeidlich. Er erlebte ihn nicht mehr, ein Schlagfluß traf ihn in der Nacht, als den Morgen darauf sein Fallissement an der Börse bekannt wurde.

Nun drängten sich die Gläubiger von allen Seiten herbei, Alles, was der Familie Busch gehörte, wurde angegriffen und verkauft, es reichte nicht hin, alle Forderungen zu befriedigen. Mutter und Tochter bezogen eine Wohnung in der Vorstadt und lebten von dem, was die Mildthätigkeit ihrer Gläubiger ihnen gelassen hatte.

Franzens Mitleid wurde rege: „Und ist denn gar keine Aussicht mehr zur einstigen Wiederherstellung ihres Glücks?" fragte er den beredten Verkündiger des Elends.

„Die einzige Hoffnung beider," — erwiederte dieser, — „beruht auf Sie, Capitain. Man hofft, daß Sie mit Schätzen überhäuft, aus Ostindien wiederkehren."

„Dann bedaure ich die Armen, die sich so schwer täuschten," — fiel Franz ein, — „ich kann durch gültige Papiere und Documente beweisen, daß die eingetretenen Unglücksfälle durchaus nicht im Bereich meiner Schuld liegen. Auf dem Schiffe selbst lasten Bodmereischulden und auf die Ladung ausgestellte Wechsel werden bald einlaufen. Wenn nicht ansehnliche Vorschüsse geschehen, so ist der Verkauf des Schiffes unvermeidlich und was dann übrig bleibt, wird nur unbedeutend sein."

„Vorschüsse?" — erwiederte der Mäkler, — „wo sollten die herkommen, darauf machen Sie sich keine Rechnung."

„Nun, so ist auch für die arme Familie nichts weiter zu thun," — sagte Franz und ging nach der Vorstadt, um die Wittwe seines verstorbenen Patrons aufzusuchen.

Madame Busch und Klotilde saßen auf dem Sopha

als Franz eintrat. Mit einem Ton, worin die größtmöglichste Grandezza lag, hieß sie ihn willkommen und winkte ihm zum Niedersitzen. Klotilde grüßte leichthin und sah ihn dann mit demjenigen leeren Blick an, der gewöhnlich den höchsten Grad von Gleichgültigkeit verkündet.

Madame Busch wußte das Gespräch sehr geschickt von allerlei gleichgültigen Gegenständen auf das Resultat seiner Reise zu lenken, um zu erfahren, wie viel sie zu hoffen habe. Mit möglichster Schonung machte Franz sie mit ihrer mißlichen Lage bekannt, und nachdem er geendet hatte, trat er auf beide zu und bot ihnen seine Dienste an, indem er alles zu thun versprach, was in seinen Kräften stände, um dasjenige herbeizuschaffen, was zur anständigen Erhaltung ihres Hauses nöthig sei.

Die Mutter beantwortete des Jünglings feurige Rede mit zierlichen, abgemessenen Ausdrücken. Klotilde sah freudig erstaunt auf den Jüngling hin, ein Seufzer entwand sich ihrer Brust, sie wollte etwas sagen, aber ein Blick auf ihre Mutter belehrte sie, sie stand auf und dankte mit einer Verbeugung.

Franz sprach noch vieles darüber, wie Alles einzurichten sei und gab seine Gründe den Frauen zur Prüfung. Endlich empfahl er sich; als er Klotilden die Hand küßte, da flüsterte sie ihm zu: „Ich danke Ihnen herzlich!" und der sanfte Druck ihrer Hand zuckte elektrisch durch seine Nerven. „Endlich ist ihr ungeheurer Stolz besiegt und ich kann triumphiren!" so rief er aus, als er der Stadt wieder zueilte.

Kaum war Franz einige Tage in der Stadt, als er schon eine Vorladung vor das dasige Gericht erhielt. Er stellte sich. Es ward ihm angekündigt:

„daß ein weitläuftiger Verwandter des Bergerschen Hauses in Wien ohne weitere Leibeserben verstorben sei und daher seinen Vetter Franz Berger, einen Seefahrer, den er auf einer Reise durch Holland in Amsterdam kennen gelernt, zum Universalerben seines sämmtlichen Nachlasses eingesetzt habe. Es habe sich also der Schiffscapitain Franz Berger dahin zu legitimiren, daß er der gedachte Seefahrer sei, worauf ihm zugleich von Gerichtswegen die ganze bei demselben deponirte Erbschaftsmasse ausgeliefert werden solle."

Dies geschah, Franz brachte hinreichende Beweise mit, und ehe eine Woche verging, war er in dem Besitz eines bedeutenden Vermögens.

Unterdessen hatten sich, nach der Zurückkunft der Fortuna, die noch übrigen Creditoren des verstorbenen Busch gemeldet, die Wechsel liefen ein und mußten bezahlt werden, ein Verkaufstermin ward anberaumt, das Schiff und die Ladung an den Meistbietenden verkauft und alle Schulden bezahlt, kaum zweitausend Thaler blieben der sonst so reichen begüterten Frau.

Aber auch jetzt noch brach sich ihr ungeheurer Stolz nicht, sie wies Franzens Anerbietungen mit Geringschätzung zurück, als ob die kleine Summe ein nie zu vertilgendes Capital gewesen wäre. Aber wie lange sollte bei einer, an solche Pracht gewöhnten Frau diese unbedeutende Summe währen? Nur zu bald wurde der Mangel sichtbar. Madame Busch ward krank. Klotilde besaß bei all ihrem Stolze eine unbegränzte Liebe für ihre Mutter, sie wartete und pflegte sie mit aller derjenigen Liebe, die man auf einen Gegenstand verwendet, dem man alles schuldig zu sein glaubt, was uns an das Leben kettet. Franz fühlte sich jetzt von Klotildens Milde ungemein angezogen, von einer Demüthigung von seiner Seite war nun gar nicht mehr die Rede, er liebte das Mädchen mit aller Kraft der Seele und träumte sich glücklich in ihrem Besitz.

Einst als sie eben aus dem Krankenzimmer der Mutter kam und Franz durch eine andere Thür ihr entgegentrat, stürzte dieser zu den Füßen seiner Geliebten und das Bekenntniß der wahren und ungeheuchelten Liebe entschwebte seinen Lippen.

Klotilde fühlte sich heftig ergriffen, sie konnte keine Silbe hervorbringen, ein glühendes Roth deckte ihr Gesicht, endlich ermannte sie sich: „Sprechen Sie mit meiner Mutter!" rief sie aus und entfernte sich.

(Beschluß folgt.)

Ein Polizeigenie.

Eine reiche Dame in Mexico kam in Folge von ganz eigenthümlichen Umständen in Geldverlegenheit. Da Don ** ihr Pathe und ein angesehener Kaufmann war, so ging sie zu ihm, schilderte ihm ihre Noth und bot ihm ein Kästchen mit werthvollen Juwelen als Bürgschaft, wenn er ihr achthundert Dollars leihen wolle. Der Mann ging darauf ein, die Dame übergab ihm ihre Juwelen und empfing das Geld; von einer schriftlichen Bescheinigung rc. war nicht die Rede. Nach wenigen Monaten konnte die Dame das erborgte Geld zurückzahlen und sie ging deshalb zu dem Kaufmann, um ihm dies zu übergeben, und ihre Juwelen wieder zu erhalten. Er nahm das Geld, erklärte aber der er-

staunten Frau, daß er von Juwelen nichts gehört habe. Höchlich entrüstet über den Betrug des Kaufmannes, eilte die Frau sogleich in den Palast des Vicekönigs Revillagigedo. Sie wurde von diesem auch sogleich vorgelassen und aufmerksam angehört. „Haben Sie keine Zeugen?" fragte Graf Revillagigedo. — „Nein," antwortete sie. — „Kam kein Dienstbote während der Verhandlung in das Zimmer." — „Nein." Der Vicekönig dachte einen Augenblick nach. „Raucht der Kaufmann Tabak?" — „Nein," antwortete die Dame, erstaunt über die scheinbar gar nicht daher gehörige Frage. — „Schnupft er?" fragte der Vicekönig weiter. — „Ja, Excellenz," antwortete die Dame, die den Vicekönig für sehr zerstreut halten mochte. — „Das genügt," entgegnete Revillagigedo, „treten Sie in das anstoßende Zimmer und verhalten Sie sich ruhig, Sie sollen ihre Juwelen wieder erhalten. Der Graf schickte darauf sogleich zu dem Kaufmann, um ihn zu sich bitten zu lassen. Dieser erschien sofort und der Vicekönig sagte: „Ich habe Sie rufen lassen, um mit Ihnen einige Angelegenheiten zu besprechen, in denen Ihre Handelskenntnisse mir von Nutzen sein können." Der Kaufmann fühlte sich ungemein geschmeichelt und der Vicekönig sprach nun von verschiedenen Handelsangelegenheiten, dann suchte er plötzlich in allen seinen Taschen, als vermisse er etwas. „Ich habe meine Dose vergessen," sagte er; entschuldigen Sie mich, ich hole Sie sogleich aus dem Nebenzimmer." — „Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen die meinige anzubieten," fiel der Kaufmann ein. Revillagigedo nahm die Dose und behielt sie in der Hand, als hätte er vergessen, daß sie nicht die seinige war, bis er ein Geschäft vorschützte, hinausging und einem Officier auftrug, mit der Dose in das Haus des Kaufmanns zu gehen und die Frau desselben in seinem Namen aufzufordern, ihm das Kästchen mit den Juwelen zu übergeben. Um zu beweisen, daß er im Auftrage ihres Mannes komme, möge er der Frau die Dose vorzeigen. Der Vicekönig kehrte dann in das Zimmer zurück, wo der Kaufmann wartete und sprach mit diesem bis der Officier zurückkam und ihm das Kästchen mit den Juwelen in einem Nebenzimmer übergab. Revillagigedo ging damit zu der Klägerin in dem andern Zimmer, die kaum das Kästchen erblickt hatte, als sie dasselbe für das ihrige erkannte. Der Vicekönig ersuchte sie, noch eine kurze Zeit zu warten, und kehrte zu dem Kaufmanne zurück. „Ehe wir weiter sprechen," sagte er „möchte ich von Ihnen die Wahrheit einer Sache erfahren, bei der Sie betheiligt sind. Kennen Sie die Sennora von **?" — „Sehr genau, Excellenz." — „Liehen Sie ihr zu der und der Zeit nicht 800 Dollars?" — „Ja." — „Gab sie Ihnen ein Kästchen mit Juwelen zum Pfande?" — „Nein," betheuerte der Kaufmann; „ich gab ihr das Geld ohne alle Sicherheit, blos aus Freundschaft, und sie hat die Geschichte mit den Juwelen rein erfunden." — Vergebens bat ihn der Vicekönig, nachzudenken und ihn nicht zu nöthigen, strenge Maßregeln zu ergreifen. Der Kaufmann beharrte bei seinem Läugnen und betheuerte hoch und theuer, er rede die Wahrheit. Darauf verließ der Vicekönig plötzlich das Zimmer und kam mit dem Juwelenkästchen in der Hand zurück. Bei diesem unerwarteten Anblick wechselte der erstaunte Kaufmann die Farbe und verlor seine Geistesgegenwart ganz und gar. Der Vicekönig entließ ihn mit einem strengen Verweise und befahl ihm zu gleicher Zeit, den nächsten Tag achthundert Dollars und noch fünfhundert dazu zu senden, welche er unter die Armen vertheilen ließ.

Die Sonntagspromenade.

Wahre Anecdote.

Der Sonntag unterscheidet sich von den übrigen Tagen immer durch eine eigenthümliche Physiognomie; er bringt einen sonst unsichtbaren Theil des Publikums in Bewegung; führt uns Anzüge vor, von denen noch kein Modejournal eine Ahnung hatte, und Gestalten, welche keinem Dandy auch nur im Traume vorschwebten. Die Carricaturzeichner und Komiker finden an einem solchen Tage, wo Jedermann Genuß und Ruhe sucht, immer eine reiche Ausbeute. —

Ein englischer Schauspieler, Daniel Smith, Garricks College und Sheridans Schüler, verdankte seinen sonntäglichen Beobachtungen den größten Theil seines komischen Talentes, welches ihm einen so großen Ruf erwarb. Seine dramatische Physiognomie war immer eine treue Copie der Natur, seine köstlichsten Witze und seine originellsten Costüme waren dem wirklichen Leben entlehnt. Er verschmähte selbst die abenteuerlichsten Mittel nicht, um seine kostbare Fundgrube zu bereichern.

An einem solchen Ruhetage, wo die englischen Theater geschlossen bleiben, ging Daniel Smith mit zwei Collegen nach Richmond. Er sann über eine barocke weibliche Verkleidung nach, welche er in einem neuen Stücke übernehmen sollte. Ganz mit seiner Rolle beschäftigt, ließ der fleißige Schauspieler alle spazierenden Frauenzimmer die Revue passiren. Wenn er unter der

wogenden Menge einen eleganten, geschmackvollen oder einfachen Anzug bemerkte, so wendete er sein Auge mit dem Ausdruck der Unzufriedenheit und Verachtung ab. Der Zufall wollte, daß die lächerlichen Aufzüge sehr selten waren. Smith vermochte nur einige dürftige Einzelnheiten für seinen Zweck zu sammeln, und er war schon im Begriff, sein Glück anderswo zu versuchen, als sich auf einmal das vollkommenste Ideal seinen wonnetrunkenen Blicken darbot. Man denke sich ein ungewöhnlich großes Frauenzimmer mit einem pyramidalen Hute und einem Anzuge, der alle Regenbogenfarben in sich vereinigte. Es wäre ein vergeblicher Versuch, alle Sonderbarkeiten dieses Anzuges, alle Abenteuerlichkeiten dieser ganzen Erscheinung schildern zu wollen. Die ganze Person war nicht lächerlich, aber bizarr, originell im höchsten Grade. Smith stand wie versteinert und staunte die groteske Figur an.

Da habe ich endlich gefunden, was ich suchte! rief er entzückt aus. Aber wo ist gleich ein Maler zu finden, der alle diese pikanten Einzelheiten ganz getreu wiedergibt? Wie soll ich eine genaue Copie dieses prachtvoll grotesken Originales bekommen? Doch, was sage ich? eine Copie? — Nein, das Original selbst muß ich haben, es koste, was es wolle. —

Es blieb nur noch das Wie? zu überlegen. Wäre die Unbekannte ein Frauenzimmer von gewöhnlichem Stande gewesen, so hätte Smith ihr für eine Sitzung ein paar Guineen geboten; aber der Glanz der Brillanten, welche sie trug, ließ eine Dame von großem Reichthum vermuthen. Der Schauspieler war anfangs willens, ihr ganz aufrichtig zu sagen, was er wünsche; aber ein solcher Vorschlag wäre ohne Zweifel sehr übel aufgenommen worden. Ohne die originelle Figur aus dem Auge zu verlieren, bot er vergebens allen seinen Scharfsinn auf, um ein halbwegs plausibles Auskunftsmittel zu ersinnen; endlich faßte er einen verzweifelten Entschluß. Um diesen in seiner ganzen Größe würdigen zu können, muß man bedenken, daß die Unbekannte in dem kritischen Alter zwischen 45 und 50 Jahren stand; dabei mit einem ziemlich bedeutenden Embonpoint begabt war, und sich eines Antlitzes erfreute, welches mit ihrem barocken Anzuge im vollkommensten Einklange stand. Ungeachtet aller dieser Uebelstände beschloß Smith den Don Juan bei ihr zu spielen, eine Rolle, die freilich nicht zu seinem Repertoire gehörte, aber seinem vortheilhaften Aeußern völlig angemessen war. Er folgte also der Unbekannten wie ihr Schatten und warf ihr einige mörderische Blicke zu, wodurch er sich bald bemerkbar machte. Sie beantwortete seine Blicke mit der anziehendsten Koketterie, doch war zu befürchten, daß der Roman sich bedeutend in die Länge ziehen würde, und das neue Stück sollte schon in der nächsten Woche gegeben werden. Zum Besinnen war also nicht lange Zeit. Von dieser Ueberzeugung geleitet, richtete Smith seinen Operationsplan ein. Als Abends die Spaziergänger von Richmond nach London zurückkehrten, gelang es ihm mit Hilfe seiner beiden Collegen, die Unbekannte in eine einsame Allee zu locken, und die Liebe zur Kunst trieb ihn zum Aeußersten — zu einer Entführung. Ein solches Gaudium hatte die Unbekannte noch nie, oder wenigstens seit langen Jahren nicht gehabt. Sie sank auch reglementarisch in Ohnmacht, sobald Hand an sie gelegt wurde. Die drei Schauspieler brachten sie in ein kleines abgelegenes Wirthshaus. Der kühne Entführer befand sich nun mit dem Gegenstand seiner Sehnsucht allein und es mußte nothwendigerweise zu einer Erklärung kommen. Die Entführte war die Witwe eines reichen Kaufmanns der City. Mistreß Robinson war durchaus nicht abgeneigt, ihrem Entführer großmüthig zu verzeihen; aber diese friedliche Gemüthsstimmung hätte gewiß ganz entgegengesetzten Gefühlen Platz gemacht, wenn Smith die wahre Absicht des Attentats verrathen hätte. Er begriff, daß das glückliche Zusammentreffen aller Umstände ihm etwas Besseres bot, als eine nur zu seinem unmittelbaren Zweck dienende Ausbeute; er dachte also an etwas Umfassenderes und Solideres, das Vermögen der Witwe war nicht weniger pyramidal als ihr Hut. Smith zog daher aus seiner Eroberung den möglichsten Vortheil: einen Monat später verließ er die Bühne und führte die steinreiche Mistreß Robinson zum Altar.

Miscellen und Anecdoten.

Der Held.

Zur rechten Zeit bin ich dem wilden Feind entronnen,
Die Schlacht hab' ich ich zwar nicht, allein mich selbst gewonnen.
A.

— Die Amerikaner haben einen neuen Fortschritt im Zeitungswesen gemacht, um die Journalistik und die Literatur nutzbarer erscheinen zu lassen. Unter dem Titel: The Handkerchief (das Taschentuch) ist die erste Nummer einer neuen Zeitung erschienen, die so groß ist, wie ein mittleres Tischtuch, und nicht auf Papier, sondern auf Kattun gedruckt wird. — Hat man dieses Journal gelesen, so läßt man es waschen und benutzt den Kattun zu irgend etwas im Hauswesen, als Taschen- oder Tischtuch, als Cravate &c.

(Englische Zeitungsannoncen.) „Meine Frau, Jane Gerhard, ist für 5 Shilling (gegen 2 Thaler) zu verkaufen. Sie ist von starkem Knochenbau und sehr kräftig, kann säen, ernten, den Pflug lenken. ꝛc. Sie dürfte jedem zu empfehlen sein, der stark genug und im Stande ist, ihr den Zügel kurz zu halten; in diesem Falle glaube ich, würde sie wohl sanft werden, wie ein Lamm. Bisweilen, wenn man sie aus den Augen läßt, macht sie einen Fehltritt. Ihr Mann wünscht sie los zu werden, weil er nicht stark genug ist, ihr die Spitze bieten zu können. N. S. Der Käufer erhält ihre ganze Garderobe in den Kauf." —

„Ich suche, heißt es in einer andern Anzeige, weil ich das Haus, welches ich bewohnt habe, ganz in dem Zustande hinterlassen muß, in welchem ich dasselbe bei dem Einziehen fand, 500 Stück lebendige Ratten, die ich gern mit 30 bis 40 Thalern bezahlen will. — Ferner brauche ich für den Garten, der ebenfalls in dem früheren Zustande wieder zu übergeben ist, etwa 25,000 Stück Disteln und ich verspreche dem, welcher mir dieselben liefert, ebenfalls 30—40 Thaler. N. S. Die Ratten müssen völlig ausgewachsen sein; verstümmelte werden nicht angenommen." —

(Prellerei.) Die Prinzessin F. in D. ist eine sehr milde, leutselige Dame. Diese ihre Güte machen sich viele arme Leute zu Nutz' und bitten sie sehr häufig zu Gevatter, was sie auch nie ausschlägt.

Ein Tagelöhner wollte sich nun vor einiger Zeit mit seiner Frau einen lustigen Tag machen, hatte aber kein Geld. Er verfällt auf den schlauen Gedanken, die Prinzessin zu Gevatter zu bitten, wiewohl ein dazu sehr nothwendiger Gegenstand, nämlich — das Kind selbst fehlte. Jedoch die List gelingt, — er erhält die gewöhnlichen 5 Friedrichsd'or und seine Frau täglich die kräftigsten Brühen und nahrhaftesten Speisen aus der Hofküche, die sich das kluge Ehepaar sehr gut schmecken läßt.

Eines Tages, nach einer Woche ohngefähr, fällt der Prinzessin aber ein, auf einer Spazierfahrt die Wöchnerin selbst zu besuchen.

Als der Tagelöhner die Equipage halten sieht, ruft er seiner Frau zu, sie solle sich rasch in's Bett legen. Ein dreijähriger Junge wird in eine Wiege gesteckt und mit Tüchern und Decken möglichst zugebunden und umwickelt. Jetzt tritt die Fürstin ein, unterhält sich gütig mit der vermeintlichen Wöchnerin und fragt nach dem Kinde. Als man es ihr zeigt, wendet sie sich gerührt an ihre Hofdame mit den Worten: „Welch' ein Glück für so arme Leute, daß sie so kräftige, gesunde Kinder haben! — Wie heißt es?" fragte sie, noch an der Wiege stehend. „Driches!" (Heinrich) ruft der Pseudo-Säugling mit lauter vernehmlicher Stimme. Jetzt ist der Betrug klar und die Prinzessin verläßt eilig das Zimmer. — In der Folge hat man bei Gevatterschaften sich genau erkundigt, ob auch die Hauptperson wirklich vorhanden.

(Sonderbare Gelüste.) Es ist bekannt, wie arg die uns verbündeten Russen in den letzten Kriegen in Deutschland gehauset haben. Komisch ist wirklich, daß russische Soldaten in dem anatomischen Kabinet zu Dresden, als sich der Aufseher einmal entfernt hatte, den Spiritus von den Mißgeburten gesoffen haben.

— In eine hiesige Weinhandlung kam vor einigen Tagen ein Bauer und wollte für seinen Gutsherrn sechs Flaschen Wein mitnehmen. — Er hatte die Etikette verloren, erinnerte sich aber sie gelesen haben und hoffte sie wiederzuerkennen, sobald der Weinhändler sie ihm namhaft machen würde. Zwei Mal las derselbe die ganze Weinkarte vor, doch der Name fand sich nicht. — „Nun, wie klang er denn so ungefähr?" fragte der Weinhändler. — „Nun, so wie Steh' Jule." Der gute Landmann wollte St. Julien.

— Zwei Stutzer standen auf dem Petriplatz beisammen. Der Eine fragte: „Wie viel hast Du auf Deiner Uhr?" — „Drei Thaler," antwortete der Andere; „mehr mochten sie mir im Leihamt nicht geben."

— Als vor Kurzem in einer Gesellschaft Jemand gefragt wurde, warum sich in unserer Zeit die Lust zum Heirathen so vermindere? antwortete er: das komme daher, daß die Frauen sein wie die Lilien auf dem Felde: sie nähen nicht, sie spinnen nicht, und sind doch herrlicher gekleidet, als Salomo in aller seiner Pracht.

— In einem kleinen würtembergischen Städtchen wollte ein Kaufmann ein altes, zum Theil verdorbenes Porzellan an den Mann bringen. Wie kündigte aber der deutsche Kaufmann den Verkauf des Ausschuß-Porzelans an? Er annoncirte: „Bei mir ist Comité-Porzelaine zu billigen Preisen zu verkaufen."

(Pflichttreue.) Bei dem Brande des Winterpalastes in St. Petersburg stand im Capellengange eine Schildwache. Sie hörte den Feuerlärm, sah die Rauchwolken, die bis zu ihr heranwirbelten, erstickte fast im Brandgeruche, hörte das Krachen der Balken, die jeden Augenblick über ihr einzustürzen drohten, aber — das Gesetz verbot den Posten zu verlassen, bevor die Ablösung kam, und die Schildwache blieb daher standhaft auf ihrer Stelle. Die Ablösung kam nicht. Endlich öffnet sich die Capellenthüre, mehrere Priester eilten mit kostbaren Kirchengeräthschaften, die sie mit Mühe aus dem Brande gerettet hatten, heraus. Der Soldat kniet nieder, und bittet einen der Priester um seinen Segen. — „Eile, rette Dich!" ruft ihm der Priester zu. — „Ich darf nicht, ich stehe Schildwache. Man wird mich wahrscheinlich in dem Getümmel, in der Unordnung abzulösen vergessen, aber den Posten darf ich nicht eigenmächtig verlassen." Der Priester bleibt stehen, und ertheilt dem Soldaten den Segen. Dann eilt er hinaus, erzählt von der Schildwache, und fordert die Soldaten auf, ihren Cameraden abzuholen. Aber das Getümmel ist so groß, daß ihn Niemand hört. Der Soldat bleibt vergessen und stirbt seiner Pflicht getreu auf seinem Posten. Nach dem Brande fand man sein verbranntes Gebein und seine Asche.

Einen ähnlichen Heldenmuth bewies ein französischer Arbeiter. Jacques und Pierre, zwei Maurer, arbeiteten vor einigen Jahren beim Baue eines großen Gebäudes in Paris. Pierre war verheirathet, und hatte eine zahlreiche Familie, Jacques war jung und sollte bald bei der Conscription ziehen. Beide waren durch Freundschaftbande vereint. Eines Morgens standen sie hundert Fuß über der Erde auf einer Leiter, welche sich unten auf ein Gerüst stützte, und oben mittelst eines Strickes

ans Dach befestigt war. Plötzlich stürzt das Gerüst ein, und die beiden Arbeiter hängen auf der Leiter in der Luft. Unter ihnen ein gähnender Abgrund. Der Strick, der die Leiter hielt, war nicht stark genug für eine solche Last. Er konnte höchstens einen Menschen erhalten. „Jacques, sagte Pierre zu seinem Freunde, einer von uns beiden muß die Leiter verlassen, sonst stürzen wir beide hinab. Der Strick wird reißen. Wer von uns beiden soll sterben? Entscheiden wir schnell." „Das ist eine arge Verlegenheit, erwiederte Jacques. Ich bin noch jung und möchte gern noch leben." „Aber ich habe 7 Kinder zuernähren, Jacques. Was sollten die machen, wenn ich stürbe?" — „Du hast Recht, antwortete der Jüngere. Und augenblicklich läßt er die Leiter los. Er stürzt in den Abgrund. Zerschmettert findet man ihn unten.

— Im Portrait der Geliebten wird der gute Rath ertheilt, man solle die Frauen als Telegraphen anwenden, d. h. alle 50 Schritte ein Weib hinstellen und der Ersten die zu verbreitende Nachricht als ein Geheimniß anvertrauen. Man könne überzeugt sein, daß sie dann rascher als durch jeden andern Telegraphen befördert werde.

— Ein berühmter Gelehrter warf einst die Frage auf: „Wenn Jemand dem größten Schurken 100,000 Thaler vermachte, wie viele Prätendenten zur Erbschaft würden sich finden?"

(Auch eine Art von Oeffentlichkeit.) In Gubitz's Volks-Kalender für 1843 sind die altdeutschen Strafmittel gegen Säufer und Verleumder besprochen, und bildlich dargelegt, auch empfohlen. Jetzt hat ein Dorfschulze an der Saale ein ähnliches Mittel gegen Dieberei angewendet. Einen Knecht, den er zum Geständniß brachte, seinem Herrn Stroh gestohlen zu haben, ließ er das wieder herbeigeschaffte Stroh auf einer langen Stange in kleinen Bündeln nach und nach wieder dahin tragen, wohin es gehörte, zum Erstaunen, zur Warnung, aber auch zum großen Jubel der zuschauenden Dorfbewohner, die von allen Seiten und aus der Ferne sogar herzu kamen. Der Schulze meinte, er wolle auch einen Versuch auf seine Art mit der gewünschten Oeffentlichkeit machen.

(Neue Straßenreinigungsmaschine in London.) Kürzlich wurde die Regentstraße in London zum ersten Male mittelst einer sogenannten Selbstladungs- und Straßenkehrmaschine gereinigt. Indem diese in der Gestalt eines Fuhrwerkes erbaute Vorrichtung den Weg langsam fortschritt, ließ sie keine Spur von Unreinigkeiten hinter sich gewahren. Der Wagen selbst, die Arbeit von 40 Menschen ersetzend, und die dreifachen Aufgaben des Kehrens, Aufladens und Fahrens verrichtend, ist jedes Mal in 6 Minuten gefüllt. Die Vorrichtung der Maschine ist sehr einfach. Dieselbe besteht in einer Reihe von Besen, welche an einem leichten eisernen Rahmen befestigt hinter einem gewöhnlichen Fuhrmannswagen hinabhängen, dessen Boden zur leichteren Vornahme des Ladens, der Oberfläche des Erdbodens ziemlich nahe ist. So wie die Wagenräder sich drehen, kehren die Besen den Grund allmählig und schieben den Kehricht eine geneigte Ebene hinauf, von deren Gipfel er dann in den Wagenkasten hinabfällt. Man berechnet, daß diese Maschine den Weg über die bevölkertsten Passagen von London in der Zeit von zwei Meilen per Stunde zurücklegen wird.

(Alte Anecdote.) Ancius begegnete dem Ancius, und beklagte sich bei ihm, daß er in seinem Garten einen Baum besitze, an dem sich schon zwei Frauen erhenkt haben. Ancius, der nicht sehr glücklich mit seiner Ehehälfte lebte, bat ihn inständigst um ein Propfreis von diesem Baum, damit er es in seinem Garten pflanzen könnte.

(Neueste Mode.) In China gilt es bekanntlich als eine Schönheit, lange Nägel an den Fingern zu haben. In London, wo man bisher nur lange Finger machte, sollen nun auch die langen Nägel eingeführt werden.

Stadttheater zu Leipzig.

Die Perle von Savoyen

oder

die neue Fanchon. Schauspiel mit Gesang in drei Acten nach dem Französischen von Kuppelwieser. Musik von Proch.

Es gab eine Zeit, wo es die Dichter für Pflicht hielten, fortwährend von der Poesie der Poesie zu singen; ein Schweben in das Leere, jene lyrische Sublimation zum Siechthum und weibischen Klaggesäusel, was sie dem Publikum für eine höhere Sehnsucht, für poetisches Himmels-Heimweh aufbüben wollten. Es war eine Jammerpoesie. Unglückliche Liebe, unerfüllte Wünsche, Lebensüberdruß bildeten den Anfang, Centrum und Ende. Aehnliche Dichtungen in dramatischer Form kamen auch auf das Theater. Ländliche Gegend, Aussicht auf ein Kornfeld mit wogenden Aehren; ein alter Oberförster oder ein biederer Landwirth nebst seiner Mama, die Kaffee trinkt, dann ein Töchterchen, das noch kein Wasser getrübt. Ihr gegenüber ein schmachtender Liebhaber, der sich alle Stunden todtschießen will, wenn er das Mädchen nicht bekommen sollte. Im Hintergrunde Einer aus Finsterwalde, „Schütze, der im Dunkeln wacht," ein Bösewicht, dem es an der Stirn geschrieben steht, daß er nichts Gutes im Sinne hat. Spielte das Stück nicht auf dem Lande, so spann es sich bei einem armen Handwerksmann ab; bei einem Zimmermann oder bei einem Nagelschmiedt, der von einem Hofrath oder einer sonstigen aristokratischen Seele verfolgt wird, bis nach langen Cabalen endlich die Unschuld der Hochebelgebornen an den Tag kommt. Shakespeare sagt: „Was Menschen Uebles thun, das überlebt sie, das Gute wird mit ihnen oft begraben." Eine große Wahrheit. Im Leben wird die Tugend wenig belohnt, wenn nicht der Ewige die Vergeltung übernimmt. Im Leben weint kein Mensch, wenn einen Andern Noth und Drangsal drückt. „Jeder treibt sich an dem Andern rasch vorüber" und wenn das Elend zur Riesenhöhe anschwillt, so sucht Jeder zuvörderst immer nur sein eigenes Ich in Sicherheit zu bringen. Auf den Bretern aber, welche die Welt bedeuten, da wendet sich das Blatt; da belohnt sich die Tugend in so einem dramatischen Thränenpfropfenzieher hundert- und tausendfältig. Lange Zeit machten diese weinerlichen Dramen Pause und Gutzkow so wie die Prinzessin Amalie von Sachsen versuchten es zuerst, bürgerliche Schau- und Trauerspiele wieder auf die Bühne zu bringen. Eine verfehlte Wirkung war größtentheils das Resultat, denn das Drama will tüchtige Leidenschaften, welche in das Leben einschlagen, keine Leidensgeschichte, keine Ablesung von Krankheiten, die einem Spitalberichte entnommen zu sein scheinen.

Nachdem die neue Fanchon bereits über viele deutsche Bühnen gewandert, kam sie auch zu uns. Das Leipziger Tageblatt, die heisere Stimmgabel, das Trost- und Erbauungsbuch der Leipziger, stieß schon lange Zeit vorher ihr Lob aus, um dafür die Herzen zu gewinnen, da die erste Einnahme zum Besten des Pensionsfonds bestimmt war. Die Einnahme war

ergiebig, was wir dem Fond von ganzem Herzen gönnen. Ob aber das Repertoir, ob das Theater durch diese Perle einen neuen Schmuck bekommen, ist eine Frage an die Kritik.

Der Deutsche ist willig, er läßt sich lenken. Rechts oder links, er trabt gemüthlich den Weg und so führt uns der erste Aufzug nach Savoyen, an die Stätte der reinen Naturmenschen und der Murmelthiere. Hier wandert eine Parthie Armer mit Sack und Pack nach Paris, um den Steuern und Bedrückungen der Gutsverwalter zu entgehen. Ein alter Vater macht sich mit seiner Tochter auf den Weg; die alte kranke Mutter ertheilt ihrem Kinde den Segen und ermahnt sie zu allem Guten. Das ist recht hübsch von der Frau und wir sind ganz Ohr, wenn das Orchester dazu auf unsere Thränendrüsen losgeigt. Die Auswanderer ziehen fort, wir ziehen die Schnupftücher heraus, um die hellen Thränen von den Wangen zu wischen. In Paris wird Chonchon Tänzerin und Moitresse eines alten Gouverneurs. Dieser Gouverneur ist ein halbgebratener Charakter; bald gescheidt, bald entsetzlich dumm. Ein Chamäleon, an welchem die Grundfarbe nicht zu erkennen. Fanchon erleiert sich einen jungen reichen Marquis, einen Liebhaber, der ein Seitenstück zum jungen Pachter Günther in Holtey's Lenore bildet. Auf Befehl seiner Mutter soll er aber eine Ebenbürtige heirathen. Gut! Er zieht den mit Orden bebammelten Heirathsfrack an und geht mit seiner Braut unter dem Fenster seiner verlassenen Geliebte vorüber. (Die Liebe ist vorübergehend.) Von hier aus erblickt sie den ungetreuen Jüngling, stößt einen Schrei aus und — wird wahnsinnig. Augenblicklich, auf der Stelle, als ob es Befehl der Polizei wäre. Dieser Wahnsinn ist aber Privatsache, der geht der Kritik nichts an. Fanchon hat wahrscheinlich einen Gewerbschein darauf. Darum weiter. Als sich die Sache etwas gelegt, geht sie mit ihrem Vater, der sich etwas bärbeißig gestellt, in das Thal der Heimath zurück. Hier findet sie die Mutter; der Marquis, der ihren Schrei vom Fenster aus vernommen, hat seine Braut fahren lassen und will nichts von der Heirath wissen. Darüber ärgert sich seine gestrenge Frau Mama, daß sie hinter den Coulissen stirbt. Hinter den Coulissen? Ja! aber ich möchte fast glauben, daß der französische Dramenschneider hier noch einen Theatercoup angebracht, den der deutsche Bearbeiter bei Seiten geräumt. Ich baue hier auf meine praktische Ansicht, die mich selten trügt. Doch, die Ahnenstolze ist hinüber und der Sohn hat freie Wahl. Er reist seiner Geliebten nach. Der Wahnsinn hat sich verflüchtigt, wie wohlriechendes Wasser. Nochmals Segen mit morgenröthlichen Noten. Die Sentimentalen ziehen nochmals das Schnupftuch heraus und die Sache schließt sich sanft und erquicklich wie eine Altenburger Schnupftabaksdose.

Pariser Modenbericht.

Damenmode. Die große Frage, ob in dem bevorstehenden Sommer Mantillen, Camails u. dergl. vorzugsweise werden getragen werden, läßt sich wohl unbedingt verneinen; es gibt zwar noch Camails, namentlich bemerkten wir einen in reichen schwarzen Spitzen mit großen Blumen rund herum, die mit bunter Seide eingestickt sind und dessen Façon wir außerordentlich leicht und zierlich fanden, so wie mehrere andere in Seide, welche gleich in der ihnen zu gebenden Form gewirkt und außerordentlich schön sind, — es herrschen aber unbestreitbar die Shawls vor, die sowohl viereckige wie Langshawls sind. Außerordentlich schön und leicht sind die Sommershawls von Barege, so wie von Balzorine- und Barege-Cashemir in den verschiedenartigsten Mustern, zum Theil denen der Cashemir-Shawls nachgeahmt. Wir wüßten kaum etwas Schöneres, Reizenderes, Duftigeres zu nennen, als einen solchen großen Sommershawl, der sich leicht um die Schultern schmiegt.

Nicht minder schön sind die neuen französischen Cashemirshawls, die, nach einer eigenthümlichen Art gewebt, alles hinter sich zurücklassen, was man bis jetzt in dieser Art gesehen hat, dabei durch schöne neue Farbenverbindungen sich auszeichnen und gar nicht theuer sind.

Was die Kleiderstoffe betrifft, so sind fast ausschließlich vorherrschend die Muster, in allen möglichen Variationen, carrirt oder doch wenigstens gestreift, sowohl in den seidenen als in allen anderen Stoffen, manche sind überdies glasirt, chinirt oder mit Blümchen bedeckt. Die Hauptrollen scheinen, wie vor einiger Zeit die Wollenmusline, die Baregen und Balzorinen zu spielen, die in der allerreichsten Auswahl und in den verschiedensten Farben vorliegen. Die Barege ist ein sehr locker und leicht gewebter feiner Stoff von Wolle und Seide, die Balzorine ein bloßer ebenfalls locker gewebter dünner Wollenstoff. Die sonstigen Wollenmusline zeichnen sich durch neue Muster und Farbenverbindungen aus.

Unter den schwereren Seidenzeugen spielen die Hauptrolle die Pekins. Ein ganz neuer Stoff ist toile de Marquise, ein leichtes glasirtes Seidenzeug mit eingewebten bindfadendicken baumwollenen Fäden, welche stark gerippte Carreaux bilden.

Außerordentlich schön sind die neuen Blumen; man muß sie sehen, um sich zu überzeugen, wie täuschend ähnlich sie der Natur nachgeahmt sind. Die Blätter sind diesmal in ganz neuer Art erschienen.

Eben so bewunderungswürdig sind die neuen Federn, namentlich die mit unbeschreiblicher Kunst und Geschicklichkeit geknüpften langen Federn und eine ganz neue Art, an denen seidene Fäden eingeknüpft sind, was einen ganz eigenthümlichen Effect macht.

Herrenmode. Die Fracks macht man in neuem Schnitt, von den Revers gerade herabgehend, so daß sie den Röcken fast gleich kommen. Der Kragen ist schmal, die Klappen breit, mit goldenen Knöpfen und breiten Patten an der Seite. Die Westen sind meist von Piqué und die Beinkleider von leichtem Wollenstoffe.

Erklärung der Modenkupfer. 1. Hut von Krepp mit Spitzeneinfaß. Kleid, tief ausgeschnitten mit Spitzenbesatz. Enge Aermel, der Rock mit doppelten Spitzenvolent. Bandgürtel mit langen Enden. 2. Hut mit Federn und Bandrollen. Kleiner Schirm nach dem Gesicht herein und die Backen abwärts stehend. Damenpaletot von Tull mit Spitzen besetzt und Bandschleifen geziert, dazu glattes Kleid. 3. Frack mit spitzen Aermeln, blanken Knöpfen und Hüfttaschen. Weste mit sehr breitem Shawlkragen und zwei Reihen blanker Knöpfe. Beinkleider hellfarbig und anliegend. Seidener Shlips. — Oben ein modernes Häubchen und der Hut ist die Kehrseite von Nr. 1.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 5. (5. Jahrgang. II. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 6. (Sonnabend, den 6. Mai.) **1843.**

Leipziger Moden-Journal.

Zeitschrift für die elegante Welt.

Redigirt und herausgegeben von **R. Büchner.**

Vierter Jahrgang. **Zweites Quartal.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst **brillantem** Modenkupfer und vierteljährlich extra eine Carricatur aus der Gegenwart. Preis 1/2 Thaler oder 15 Neugroschen vierteljährlich. Zu beziehen durch alle wohllöbl. Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Leipzig durch die Expedition **Petersstraße** No. 31/58, 1. Etage.

Liebe und Stolz.

(Novelle nach einem wahren Ereigniß.)

(Beschluß.)

Madame Busch war bereits soweit hergestellt, daß sie wieder Besuch annehmen konnte. Franz ging zu ihr und sagte Alles, was Liebe und Sehnsucht ihm eingaben, und schloß mit der Bitte, ihn als Sohn anzusehn, von dem sie dreist jedes Opfer fordern dürfte. Madame Busch ward bald blaß, bald roth und rang nach Fassung, so unerwartet kam ihr der Antrag. Wie hätte sie geglaubt, daß ein vormaliger Subaltern ihres Mannes es wagen dürfe, sein Auge bis zu Klotilden zu erheben; Alles, was er gethan, hatte sie auf Rechnung seiner Dankbarkeit und Anhänglichkeit geschrieben, und nun.... Doch war sie zu klug, um nicht einzusehn, wie unentbehrlich ihr jetzt dieser Freund sei, deswegen erwiederte sie nach einer Pause: „Erlauben Sie, daß ich mit meiner Tochter darüber rede."

Franz beurlaubte sich und Klotilde trat herein, zwischen Mutter und Tochter entspann sich ein langes Gespräch, welches die Mutter mit folgenden Worten schloß: „Alles, was ich jetzt mit Dir überlegt habe, und worin Du mir beistimmst, will ich nun noch einmal in der Kürze wiederholen. Bergers Antrag ist allerdings eben so unangenehm als unerwartet, doch befinden wir uns dermalen in einer Lage, daß wir ihn nicht von der Hand weisen können. Entschiedenen Widerwillen hast Du nicht, also reiche ihm Deine Hand, aber dafür sei er auch zu unsäglichen Opfern bereit. Der Thor ist in Dich verliebt, um so leichter wird es Dir sein, ihn gleich nach Deinem Willen zu lenken. Den gesunkenen Glanz unseres Hauses soll er wieder herstellen, die omineuse Handlung und Schifffahrt soll er unterlassen, denn er ist ein reicher Mann. Er widme sich dafür einem andern Geschäft, er suche ein Amt, das keine Revenüen, aber Ehre und glänzende Titel trägt, und vor allen Dingen suche er um ein Adelsdiplom an, damit der durch Deinen Vater verunreinigte Namen meiner Familie wieder gereinigt werde, er lasse sich's etwas kosten, denn er ist ein reicher Mann." So schloß die würdige Mutter das lange Gespräch und Klotilde versprach zu gehorchen, ihr schwindelte auf der Stufe der Größe und Hoheit, worauf ihre Mutter sie geführt hatte.

Als Franz den folgenden Tag noch nicht wiederkam, bildete sich Klotildens Entschluß immer mehr aus. Franz sollte ihr für das Mittel gelten, denjenigen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft wieder zu erlangen, wornach sie so lange gestrebt hatte, und von woraus sie wo möglich noch höher klimmen wollte.

Am nächsten Morgen kam der von Klotilden sehnlichst Erwartete frühzeitig an, Furcht und ängstliche Erwartung auf seinem Gesichte. Sie empfing ihn mit freundlichen Worten, er überreichte ihr einige kostbare

Geschenke, sie nahm sie mit schüchternem Dank, er flehte um ihr Herz und ihre Hand, holderröthend sagte sie ihm beides zu. Ueberrascht von Wonne und Zärtlichkeit, sank er zu ihren Füßen. Einige Augenblicke weidete sich Klotilde an dieser Scene, dann faßte sie des Knieenden Hand und zog ihn zu sich empor: „Nehmen Sie mich hin, mein Freund," — sprach sie — und mit dieser Zusage zugleich die Einwilligung und den Segen meiner Mutter."

„So bist Du denn nun ganz mein?" rief Franz von Wonne und Seligkeit bestürmt aus.

„Ich bin die Ihrige, theurer Freund!" antwortete Klotilde," aber mir liegt noch etwas auf dem Herzen, verzeihen Sie es der besorgten Tochter, wenn sie es wagt, Ihnen einige Bedingungen vorzuschreiben, ohne deren Erfüllung ich nie die Ihrige werden kann."

„Reden Sie!" — rief Franz aus — „ich erfülle Alles, wenn es in meiner Macht steht."

„Anders sind die äußern Verhältnisse meines Lebens, als damals, da wir uns kennen lernten," — hub Klotilde an — „ich komme zu Ihnen ohne allen Reichthum, ohne irgend etwas Andres, als mich selbst. Meine Mutter...."

„Ihre Mutter sei die Meinige!" rief Franz freudig aus.

„Das habe ich wohl erwartet," — sprach Klotilde — aber lassen Sie mich ausreden, meine Mutter ist von jeher an Glanz und Pracht gewöhnt, sie erwartet von der Liebe ihres Kindes die Wiederherstellung ihres Glücks."

„Sie soll in ihren Erwartungen nicht getäuscht werden," — sagte Franz — „unsere künftige Einrichtung bleibe meiner geliebten Klotilde überlassen."

„Dafür soll meine heißeste Liebe Sie belohnen!" — sagte Klotilde, ihm die Hand drückend, — „aber, mein Freund, ich bin noch nicht am Ende. Meine Mutter wünscht, daß Sie Ihre jetzigen Beschäftigungen aufgeben, daß Sie der Schifffahrt...."

„Wie, Klotilde, Ihre Mutter wünscht das?" unterbrach Franz die Geliebte.

„Sie macht es zur Bedingung des Preises," — sagte Klotilde — „aber unterbrechen Sie mich nicht. Meine Mutter weiß recht wohl, daß ein Mann von Ihren Geisteskräften nicht unthätig sein kann, sie wünscht daher, daß Sie sich um ein Amt bewürben."

„Wünscht sie das?" — rief Franz aufgeregt — „Weiter!"

„Verstehen Sie mich recht, theurer Freund," — fuhr Klotilde fort — „unter einem Amt ist kein Posten zu verstehen, wo Sie tagelang an einen lästigen Dienst gebunden sind. Nein, es soll Ihnen nur einen gewissen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft sichern, Sie dürfen ja unter den vielen Ehrenämtern nur wählen. Auf ein Einkommen brauchen Sie nicht zu sehen, die Ehre ersetzt Ihnen tausendfach jede etwaige Mühwaltung. Ihr Ansehen, Ihr Reichthum öffnet Ihnen die Palläste der Großen, suchen Sie sich Freunde und es wird Ihnen leicht werden, sich bald auf eine hohe Stufe im Staat emporzuschwingen."

„Weiter!" — rief Franz in einer furchtbaren Stimmung kaum hörbar.

„Ich bin gleich am Ende," — sagte Klotilde langsam, bestürzt über die Stimmung des Freundes, doch fuhr sie nach einer Pause leichter fort: — „Indessen würden Sie doch noch manche Schwierigkeiten zu bestehen haben, wenn Sie diesen Weg einschlügen, deswegen verschmähen Sie ein Mittel nicht, welches sich Ihnen von selbst darbietet und welches alle diese Hindernisse besiegt. Wenden Sie sich mit Ihrem Gesuch an den Fürsten, suchen Sie — einem Mann von Ihren Verdiensten kann man das nie verweigern — suchen Sie um einen Adelsbrief nach...."

„Adelsbrief!" — fiel Franz heftig ein — o Himmel, nun wird es helle um mich her! Und ich konnte mich so arg täuschen, ich glaubte mich geliebt, wo nur die berechnetsten Pläne entworfen waren, der eigenen Eitelkeit zu pflegen: Wünschen Sie sich Glück, es ist Ihnen zum Theil gelungen, aber ganz, mein Fräulein, ganz sind Sie nicht zum Ziel gedrungen, Ihre List war zu plump, die gelegte Schlinge nicht fein genug! O ich Thor, ich habe es verdient, getäuscht zu werden, da ich ein Herz suchte bei der Herzlosen."

„Herr Berger!" — rief Klotilde entrüstet.

„Mamsel Busch!" — entgegnete Franz — „Sie sehen mich heute zum Letztenmal, aber einen kleinen Triumph will ich Ihnen doch noch gönnen, wissen sollen Sie es noch, wie namenlos unglücklich Sie mich gemacht haben, ich habe Sie geliebt, so geliebt, wie ein Mann nur immer lieben kann, Sie haben mein ganzes Herz besessen, ich danke Gott, daß er mich noch früh genug zur Erkenntniß kommen ließ. Leben Sie wohl, wenn Sie es mit dem Bewußtsein können, das Unglück meines Lebens verschuldet zu haben."

Er stürzte fort und kehrte nicht wieder.

Es mochten einige Jahre nach diesem Vorfalle sein, als Schreiber dieses mit einem dänischen Schiffe sich zu Venedig befand. Es war eben die Zeit des Car-

nevals. Gedankenvoll schlenderte ich eines Tages über den Rialto, als ein Mann, der, in Nachdenken versunken, auf einer Bank da saß, meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Seinem ganzen Wesen und seiner Kleidung nach, schien er ein Landsmann von mir zu sein. Ich trat dicht vor ihn hin, er bemerkte es nicht, seine Züge schienen mir bekannt, aber lange konnte ich mich nicht darin finden. Plötzlich erkannte ich ihn: „Franz Berger!" rief ich aus.

Er sah auf und reichte mir lächelnd die Hand. Er erkannte in mir den Jugendfreund, der auf einer Reise nach Frankreich und den westindischen Inseln sein Begleiter gewesen war. Es gelang mir, ihm Rede abzugewinnen. So lange schon unter Fremden, that es ihm wohl, einen Freund zu finden, sein Herz sehnte sich nach Mittheilung. Ich erfuhr die Geschichte seiner Liebe und seiner Leiden.

Gleich nach jenem entscheidenden Gespräch mit Klotilden war er in die Stadt zurückgekehrt. Einige Tage war er nicht aus dem Zimmer gekommen, der Schmerz wühlte heftig in seiner Brust. Da befiel ihn eine hitzige, gefährliche Krankheit, nur seinem starken Körper und der außerordentlichen Kunst seines Arztes hatte er es zu verdanken, daß er dem gewissen Tode entrann. Nach seiner Genesung ward er von einer dumpfen Schwermuth befallen, in der Heimath ekelte ihn Alles an, er kaufte sich ein Schiff und fuhr damit von Land zu Land, von Meer zu Meer. So hatte ihn auch der Zufall nach Venedig geführt, wo wir uns trafen. Ruhe hatte er nirgends, kaum an einem Ort angekommen, eilte er wieder von dannen.

Das Unglück des Freundes ging mir nah, es gelang mir, ihn zu bewegen, noch einige Zeit in Venedig zu verweilen, welches er schon den folgenden Tag verlassen wollte, obgleich er kaum acht Tage da war.

Nach einiger Zeit verlangten meine Geschäfte meine Rückkehr in meine Vaterstadt, ich lichtete die Anker und segelte ab, mit mir zugleich der unglückliche Berger. Wir trafen zusammen auf vaterländischem Boden ein. Sein aufgeregtes Gemüth war ruhiger geworden, er verließ sein Schiff und kaufte sich in einer angenehmen, aber ruhigen Gegend hart am Gestade der Ostsee, ein freundliches Landhaus, ich begleitete ihn dahin. Als ich Abschied von ihm nahm, reichte er mir die Hand mit den Worten: „Hier sei mein Asyl!"

Er hat Wort gehalten, ruhig und geräuschlos hat er seine Tage verlebt, bis er vier Jahre nachher zu einem bessern Leben einging. Verheirathet hat er sich nie, sein letzter Seufzer war Klotilde.

Von ihrem Schicksal ist mir nur wenig Nachricht geworden. Ob sie noch lebt oder nicht, ich weiß es nicht, so viel nur kann ich noch sagen, daß ihr Verhältniß zu Berger gleich nach dessen Abreise bekannt wurde, und sie von allen Gutdenkenden mit derjenigen Verachtung behandelt ward, die ihr gebührte. Nicht lange nachher verließ sie daher mit ihrer Mutter ihre schöne große Vaterstadt und engagirte sich unter einem anderen Namen, endlich aus Noth bei einer kleinen reisenden — Schauspielertruppe!

Die Tausend-Pfund-Wette.

(Ein Referat aus London.)

Ein Stabsofficier der ostindischen Armee schenkte dem Lord El...g in London die ganz schadlos erhaltene, prachtvolle Haut eines ausgewachsenen Löwen, unter dem Bemerken, daß dieselbe sich vorzüglich zur Ausstopfung eigene. Der Lord, dem das Geschenk sehr erfreulich war, faßte aber nicht nur die Idee, die schöne Hülle des edlen Thieres in ein gewöhnliches Cabinetstück zu verwandeln, sondern ihr auch ein künstliches Leben einhauchen zu lassen. Zu dem Ende beauftragte er einen berühmten Mechanikus, aus jener Haut die Gestalt eines Löwen herzustellen, und dann dieselbe mit einem Triebwerke zu versehen, vermittelst dessen der künstliche Löwe mit dem Schwanze wedele, die Mähnen schüttele und sich unter Aufsperrung des Rachens von einer sitzenden Stellung erhebe. Der Mechanikus lösete in Zeit von 14 Tagen diese Aufgabe höchst befriedigend und erhielt außer der von ihm geforderten bedeutenden Summe noch ein Geschenk von 50 Pfund Sterling von dem Lord, welcher das unübertrefflich naturgetreu gefertigte Kunstwerk sofort in einem seiner Zimmer aufstellen ließ.

Das Gebehrdespiel der Figur wurde durch Berührung einer, an dem tischähnlichen Fußgestelle angebrachten Claviatur, welche den durch die Beine dieses Gestelles zu den Hinterbeinen des Löwen und von da in die innern Theile desselben sich ausbreitenden Mechanismus in Bewegung setzten, auf das überraschendste bewirkt.

Lord El...g befand sich eines Abends in einem Cirkel angesehener Herren und äußerte sich, mit Demjenigen um 1000 Pfund Sterling zu wetten, der es wagen würde, morgen früh um 11 Uhr ihn, den Lord, auf seinem Zimmer zu besuchen, ihm einen guten Morgen zu sagen und die Hand zu reichen. Man rieth viel über den fraglichen Umstand, welcher dem Lord möglicherweise

zu einer so sonderbaren Wette veranlassen könnte; endlich erbot sich ein polnischer Graf Sz. darauf einzugehen. Die festgesetzte Zeit erschien und der Graf, von zwei kräftigen Bulldoggen begleitet, ließ sich in dem Hotel des Lords anmelden. Während der Besitzer des Löwen sich hinter denselben setzte, wurde dem Gaste die Thür geöffnet und man ersuchte ihn, näher zu treten. Graf Sz., den furchtbaren König der Thiere erblickend, trat erschreckt zurück. „Immer näher, mein lieber Graf, es sind 1000 Pfund zu verdienen," sagte lächelnd der Lord. — Jener, der bei seinem Rückzuge sich bereits wieder außerhalb der Thür begeben hatte, tritt, durch die Ruhe des Lords ermuthiget, einen Schritt weit hinein; — da wedelt der Löwe mit dem mächtigen Schweife; der Graf frägt sich zagend, ob es rathsam sei, den Ritter Delorges zu copiren — und der Löwe schüttelt die Mähne. Zur wenig geöffneten Thür herein funkeln jetzt die rollenden Feueraugen der knurrenden Bulldoggen, in ihren kräftigen Gliedern zuckt die Begierde, mit dem Gewaltigen zu kämpfen; schon geben sie ihren Eifer durch halbverbissenes Wuthgeheul zu erkennen, als der Leu sich langsam und majestätisch erhebt und sein gähnender Rachen mit den furchtbaren Hauern, den blutdürstigen Schlund des Verderbens zeigt. In diesem verhängnißvollen Augenblicke (wir erzählen ja aus der Perspective des Grafen, stürmen die beiden Hunde schnaubend herein, mit einem Satze werfen sie sich auf den Löwen; nichts mehr hält sie ab, die Bahn ihres Sieges zu verfolgen und wehe dem Sterblichen, der, wäre es auch ihr Gebieter gewesen, sie daran verhindert hätte und da sie kein Blut fließen sehen, woran sie ihre Wuth hätten sättigen können, so zerreißen sie ihre Beute in tausend Stücke, die, wie Schlacken eines Vulkans im Zimmer umherfliegen. — Nachdem die Hunde ausgetobt, nähert sich der über die Eigenthümlichkeit der zertrümmerten Bestandtheile des Löwen nicht wenig erstaunte Graf dem Lord, schüttelt ihm die Hand und sagt lakonisch: „Guten Morgen!"

Der Lord erwiedert den Gruß, als jener aber der 1000 Pfund erwähnt, entgegnet der Lord: „So viel gerade kostet mich das durch Ihre Hunde zertrümmerte Kunstwerk, dessen Ersatz Ihnen obliegen dürfte." Der Graf fiel schnell ein: „Nun, dann geht's gerade auf," empfahl sich und verließ mit den beiden Ueberwindern des Thierreichs, das Hotel. —

Einem reichen Lord, wie El...g, sind 1000 Pfund Sterling für ein so pikantes Vergnügen eine Kleinigkeit, aber wie vielen, im schrecklichsten Elend schmachtenden Armen, wie sie namentlich Manchester aufzuweisen hat, könnte mit jener Summe eine Linderung ihrer Qualen, von denen kein Fremder sich einen Begriff machen kann, gewährt werden.

Die Moschee der blutigen Taufe in Cairo.

Der Sultan Hassan wünschte die Welt zu sehen und für eine Zeit lang der Sorgen und Mühen der Herrschaft ledig zu sein; er vertraute deshalb die Verwaltung seines Reichs seinem bevorzugten Minister an, verließ eines Tages Cairo und nahm bedeutende Schätze in Gold und Juwelen mit sich. Die Wanderungen in den fremden Ländern gefielen ihm wohl, auch fand er mehr und mehr Geschmack an Handelsspekulationen, mit denen er sich anfangs nur beschäftigt hatte, um seiner Verkleidung als Handelsmann gemäß zu leben, und er setzte deshalb seine Reisen eine weit längere Zeit fort, als er es anfangs beabsichtigt hatte, vermehrte dabei auch in einigen Jahren seine schon großen Reichthümer um ein Bedeutendes. Diese verlängerte Abwesenheit des Fürsten war eine zu starke Prüfung für die Rechtlichkeit des Vicekönigs, der sich unter den Großen des Landes allmählig eine Partei geworben hatte, und endlich unter dem Volke das Gerücht verbreiten ließ, der Sultan Hassan sei gestorben, worauf er ruhig den erledigten Thron bestieg. Der königliche Reisende, der bald nach diesem Ereignisse in seine Staaten zurückkam, erhielt, als er sich seiner Hauptstadt näherte, die Nachricht von seinem Tode und von der Usurpation seines Ministers. Da er klugerweise seine Verkleidung nicht abgelegt und Niemand von seiner Ankunft benachrichtiget hatte, konnte er in Cairo einziehen, ohne irgendwie Verdacht zu erregen. Er machte also gute Miene zum bösen Spiele, behielt sein Incognito bei, und eröffnete ein Verkaufslokal. Bald sprach man in der Stadt allgemein von seinem unermeßlichen Vermögen und Niemand wunderte sich über die fromme Absicht, die er äußerte, einen Theil seiner Schätze zur Erbauung einer großen Moschee zu verwenden. Bald wurde dieser Plan auch wirklich ins Werk gesetzt und der Bau schritt rasch vorwärts, da er kein Geld scheute. Als der Bau beendiget war, ließ der Kaufmann demüthig den Sultan bitten, er möchte doch die Ceremonie der Taufe der Moschee mit seiner hohen Gegenwart beehren. Der Usurpator, den der Gedanke schmeichelte, seinen Namen einem so kostbaren Baue zu geben, nahm die Einladung an und begab sich zu der bestimmten Stunde in Begleitung seiner Beamten, der Großen

des Landes und seiner einflußreichsten Anhänger in den neuen Tempel. Die Ceremonien, welche das Gesetz erfordert, begannen. Endlich wendete sich der erste Mollah an den angeblichen Kaufmann und fragte ihn, welcher Name der Moschee gegeben werden solle. „Nennt sie die Moschee des Sultans Hassan," antwortete dieser. Alle Anwesenden erschraken und der Mollah, der nicht recht gehört zu haben glaubte, oder dem Kaufmanne Gelegenheit geben wollte, seinen Irrthum zu berichtigen, wiederholte die Frage. „Nennt sie," entgegnete der entthronte Fürst, nennt sie die Moschee des Sultans Hassan. Ich bin der Sultan Hassan." Nach diesen Worten warf er seine Verkleidung ab und erschien in seinen ehemaligen Kleidern vor dem Usurpator. Der Letztere hatte keine Zeit, über das nachzudenken, was er wohl zu thun habe, denn in demselben Augenblicke öffneten sich plötzlich zahlreiche Fallthüren, welche in Kellergewölbe unter dem Gebäude führten, und es sprangen zahlreiche Bewaffnete heraus, welche die Moschee besetzten und in derselben Zeit der Herrschaft und dem Leben des verrätherischen Ministers ein Ende machten. Auch seine Bedeckung wurde niedergemacht und Sultan Hassan bestieg von Neuem den Thron seiner Väter.

Eine reiche Beute.

Im Anfange des eilften Jahrhunderts drang der Sultan Mahmud, mit dem Beinamen der Ghaznewide, auf seinem Eroberungszuge durch das Land der Hindus bis zu dem Götzentempel zu Somnauth vor. Dies war ein großes prachtvolles Gebäude, dessen Façade auf 56, reich mit Edelsteinen geschmückten Säulen ruhte. Der Götze Somnauth, ein 20 Fuß hoher Koloß nahm die Mitte des Tempels ein. Mahmud schlug ihm mit der Keule die Nase ein, und ließ von dem Koloß zwei Stücke abbrechen, wovon eines als Siegeszeichen über der Thür seines Pallastes, das andere in der Hauptmoschee prangen sollten. Zwei andere Stücke wurden nach Mekka und Medinah gesandt. In dem Augenblicke, als die Soldaten die Befehle des Sultans vollzogen, fiel ihm eine ganze Schaar Braminen zu Füßen, und bot ihm eine große Menge Goldes, wenn er den Götzen verschonen wollte. Seine Officiere selbst suchten ihn zu überzeugen, daß er ein dem Propheten angenehmes Werk thun würde, wenn er dieses Gold unter die Gläubigen vertheilte. Mahmud erwiederte, er wolle sich nicht als Verkäufer, sondern als Zerstörer der Götzenbilder einen Ruhm erwerben; er drang zugleich auf augenblickliche Vollziehung seiner Befehle. Der Leib des Kolosses wurde mit Keulen eingeschlagen; er war hohl, und enthielt einen unermeßlichen Schatz an Diamanten, Rubinen und anderen kostbaren Steinen. — Mehr als 300,000 Hindus besuchten diesen Tempel, 2000 Priester, 500 Tänzerinnen, 300 Musikanten und 300 Barbiere, welche die Pilger vor ihrem Eintritt in den Tempel rasiren mußten, wurden durch die aus den Dörfern erhobenen Steuern erhalten. Die Hindufürsten widmeten ihre Töchter dem Dienste dieses schrecklichen Götzen, welcher zweimal täglich mit frischem Wasser aus dem ziemlich entfernten Ganges gewaschen wurde. Die Glocke, welche die Diener zum Gebet rief, hing in einer 4000 Pfund schweren massiv goldenen Kette, und mehrere tausend kleinere Götzen von Gold und Silber, in allen Gestalten und Größen, umgaben den Koloß. Von dem ganzen Tempel sind nur noch einige unbedeutende Ueberreste vorhanden.

Der Gutschmecker und sein Koch.

Ein bekannter Fürst unter Napoleon, der zu den ersten Gutschmeckern gehörte, hatte einen Koch, einen Meister seines Faches, der eine sehr hohe Besoldung erhielt, trotzdem aber seinen Herrn sehr bedeutend bestahl. Auf der Flucht aus Rußland saß der Koch in dem Wagen des Fürsten, der endlich nach langem Schweigen eines Tages plötzlich die Frage an seinen Koch wendete: „Warum bestehlen Sie mich!" Der Koch, den diese plötzliche Frage überraschte, läugnete, der Fürst aber fiel ihm mit der Bemerkung in das Wort: „Ich weiß, daß Sie mich bestehlen und möchte mich mit Ihnen vergleichen. Sagen Sie mir offen die Wahrheit. Sie wissen, daß ich Sie nicht entbehren kann." — „Nun," antwortete der Koch, „ich liebe Gesellschaft, ich gebe meinen Freunden Diners, ich spiele, ich habe eine Geliebte und das kostet, wie Sie zugestehen werden, viel Geld, mehr als ich von Ihnen erhalte. — „Gut," antwortete der Fürst, „dahin wollte ich Sie haben; nennen Sie mir genau die Summe, die Sie außer Ihrem Gehalte brauchen, ich werde Sie Ihnen gern geben, aber — bestehlen Sie mich nur nicht mehr." Der Koch nahm eine nachdenkliche Miene an, legte die Hand auf das Herz, schwieg einen Augenblick und antwortete sodann: „Nein, ich ziehe es doch vor — Sie zu bestehlen."

Miscellen und Anecdoten.

(Eine schöne Antwort.) Als Horace Vernet, der während seines Aufenthaltes in Rußland allenthalben die seines Genies, seines Ruhmes und seiner einnehmenden Persönlichkeit würdige Auszeichnung genossen, vom Kaiser beauftragt wurde, ihm für seine Gallerie die Eroberung Warschaus zu malen, soll jener geäußert haben: Aber es wird Ihnen als Franzosen doch nicht unangenehm sein, einen Gegenstand zu behandeln, der an die Niederlage Polens erinnert?" Vernet gab, wie man berichtet, sogleich die männliche Antwort: „Nein, ich habe schon Christus am Kreuze gemalt."

(Englische Neugierde.) Arlincourt läßt in seinem neusten Reisewerke: „der Polarstern," einen Engländer erzählen, wie der in Hannover wohnende Lord Charles *** auf die erste Nachricht von dem Brande von Hamburg Postpferde anspannen ließ und mit seiner Frau über Hals und Kopf nach Hamburg fuhr, um das Schauspiel zu genießen. Er setzt Lady Mary in einem, noch von dem Schauplatz des Brandes entfernten Hotel ab und läuft schnell, um die Kirchthürme von St. Petri und Nikolai einstürzen zu sehen. Mitten in seinem Enthusiasmus trifft ihn der Wasserstrahl einer Feuerspritze und schleudert ihn in einen Canal (Fleet), den die Flammen von Weingeist, Terpentin u. s. w. aus zerstörten Magazinen auf dem Wasser dahin schwimmend bedeckten. Der Unglückliche, eben erst mit einem Sturzbad übergossen, ist auf einmal in einer brennenden Punschbowle und entgeht nur mit genauer Noth, aber mit zahlreichen Brandwunden bedeckt, dem sicheren Tode. „Meinen Wagen!" schreit er außer sich seinem Diener zu, „ich will fort." — „Mylord! der Wagen ist verbrannt!" — „Wie, und das Hotel? — das Hotel ist abgebrannt!" — Und meine Frau? — Hat sich in ein anderes Haus geflüchtet." — Der Engländer schleppt sich mit seinem Bedienten mühsam hin; Diebe und plündernde Rotten hatten seiner Frau Alles geraubt. „Zurück," schreit man ihm entgegen, „das Haus wird gleich in die Luft gesprengt werden." — „Aber meine Frau!" schreit der Engländer. — Sie hat einen Arm gebrochen, sucht sie! — Lady Mary! ruft Lord Charles verzweifelnd, „großer Gott, welche Hölle!" — Es war so; ein stürzender Rauchfang hatte die Lady getroffen. Die Gatten wurden einige Tage darauf verbrannt, verstümmelt, ausgeplündert, halb verrückt nach Hannover zurückgebracht; sie hüten noch das Bett, und man glaubt nicht, daß sie bei einem nächsten Brande wieder eine Lustparthie dahin machen werden.

— Herrn Plantamour, Director der Sternwarte in Genf, ist es bereits gelungen, aus seinen an dem neu erscheinenden Kometen angestellten Beobachtungen die Elemente der Bahn des Irrgestirns abzuleiten. Aus den vorläufigen Mittheilungen dieses Astronomen erhellt, daß der Komet in seiner Sonnennähe nur etwa 155,000 Stunden von dem Centralkörper unseres Systems abstand, eine Annäherung, die noch keiner der bekannten Kometen erreicht hat, die Länge des Kometenschweifes wird von Herrn Plantamour gleich der Entfernung der Erde von der Sonne angegeben.

— Ein ...scher Bauer kam durch eine reiche Erbschaft auf einmal zu einem ansehnlichen Vermögen. Nun ward ihm sein voriger Stand zur Last und er beschloß, sich einen Titel zu kaufen. Der Küster im Dorfe mußte ihm eine Bittschrift an seinen Landesherrn aufsetzen, worin er darum anhielt, doch mit dem Zusatz: es müsse so ein Rath sein. Man nahm sein Geld und gab ihm den Titel: Rath. Voll Freuden lief er nun zu allen seinen Bekannten und zeigte ihnen sein Diplom. „Ja," sagte endlich einer mit Kopfschütteln, „was ist denn das für ein Titel, der ist ja so gut als gar keiner, da sollte doch noch ein Wort dabei sein, z. B. wie Hofrath, Kriegsrath oder sonst etwas Aehnliches." Unser Herr Rath, der sich nun besann, daß er noch Niemanden mit dem simplen Titel „Rath," gekannt hatte, ließ sich von seinem Küster eine neue Bittschrift machen, in welcher er um ein oder ein paar Vorsylben zu seinem Titel anhielt. Er bezahlte von neuem sein Geld und ward nun laut eines andern Diploms Titularrath. „Man hat Dich zum besten," sagten seine Freunde, als er ihnen seine Würde bekannt machte, „Titularrath heißt ja nichts anderes, als Du hast den Titel Rath, bist es aber nicht wirklich." Das Ding leuchtete endlich dem Herrn Titularrath ein, er schrieb daher zum dritten Mal an seinen Landesherrn, er bäte, daß er doch ein wirklicher und nicht ein bloser Titularrath werden möchte. Er mußte diesmal nun ein gut Theil mehr bezahlen als die beiden Erstenmale und erhielt nun den Charakter: „Wirklicher Titularrath."

(Pseudo-Theaterbesucher.) Viele Leute in Paris gehen nie in das Theater, allein sie unterlassen nicht, sich zuweilen an dem Ausgange desselben aufzustellen, und was man kaum glauben sollte, diese Leute kennen oft die Stücke, welche zur Aufführung kommen, besser, als jene, die sie mit ansahen. Man wird dies indessen leicht einsehen, wenn man bedenkt, wie viele Zuschauer nicht der Stücke halber ins Theater gehen; sie lösen sich nur ein Billet, um das Publikum zu sehen, um zärtliche Blicke zu wechseln, zu plaudern, sich zu zerstreuen, und die Schauspielerinnen zu beobachten, alles Dinge, auf welche das Stück, welches man gibt, auch nicht den geringsten Einfluß ausübt. Ein feiner Herr, der das Wenige, was er besitzt, auf seine Kleidung verwendet, um immer elegant zu erscheinen, und der nicht das Geld hat, um sich einen Platz in der Oper zu miethen, stellt sich einige Minuten vor Ende des Stückes unter den Vorbau. Wenn dann die Menge das Haus verläßt, thut er, als komme er gleichfalls heraus, er zieht seine Handschuhe an, knöpft seinen Rock oder seinen Paletot zu und blickt dabei stets um sich, um zu sehen und gesehen zu werden. Wenn er einen Bekannten erblickt, so ruft er ihn an: Ei, guten Abend, mein Theurer, wie, Du warst auch in der Oper? ich habe Dich nicht gesehen. — Ich Dich eben so wenig. — Ich war auf dem Balcon. — Ich bin sehr befriedigt. Das ist doch eine herrliche Musik. — Sahst Du zum ersten Male die Oper? — O, großer Gott, ich habe sie wenigstens 20 Mal gehört, ich bekomme sie nie überdrüssig. — Ein Anderer geht an die große Oper oder zu den Italienern, um die Toiletten in Augenschein zu nehmen, die Frauen zu lorgnettiren und sich die Züge der Herauskommenden einzuprägen, damit er später sagen kann: das ist Jemand, mit dem ich oft bei den Italienern zusammengetroffen bin, dieser alte Herr muß ein regelmäßiger Besucher der Oper sein, u. s. w.

— In einer sächsischen Provinzialstadt haben sich sämmtliche Damen das Wort gegeben, allen überflüssigen Luxus an Kuchen, Backwerk u. s. w. bei Theegesellschaften zu vermeiden, und den Betrag, den ein solcher Aufwand machen würde, einer Kasse für Bedürftige zugehen zu lassen. Da diese Süßrleien oft der Hausfrau 5 bis 10 Thaler kosteten, so soll die Summe sehr wachsen. Die Conditoren aber sind in Verzweiflung.

(Dib.)

— Vor Kurzem ging in Paris ein Weib, mit einem schweren Felleisen belastet, durch die Gasse Saint-Jaques. Da kommt hinter ihr her ein Mann mit schnellen Schritten, greift nach dem ledernen, inhaltschweren Sacke und ruft ihr mit gellender Stimme zu: „Elende, ist es nicht genug, daß Du Deinem Manne davon läufst, willst Du ihn auch noch bestehlen.“ — „Du — mein Mann?“ fragte das Weib ganz verblüfft und zornentglüht — „laß los, Du Schurke! oder ich rufe die Wache herbei.“ Eine Menge Menschen hatte sich um die Streitenden versammelt, und da der verwegene Kerl wiederholt erklärte, daß ihm sein Weib durchgehen wolle, und er nur letzteres zurück verlange, so mengten sich die Leute nicht in den Zank und sprachen unter sich: „Ist das sein Weib, so ist auch das Felleisen sein.“ Indeß wehrte sich die tapfere Evatochter mit aller Anstrengung, und behauptete ihr Eigenthum so lange, bis wirklich die Wache heran kam. Bei ihrem Anblicke ließ der Gauner seine Klauen vom Sacke los und ergriff eilig die Flucht. Da aber die freche Gewaltthätigkeit bei hellem Tage vorging, und der Spitzbude nicht allzu schnelle Füße besaß, so wurde er auch alsbald in einer nahen Allee, wohin er sich geflüchtet hatte, eingeholt, ergriffen und vor die Zuchtpolizei gebracht.

(Ein Rigorosum in der Geographie.) Die Franzosen sind bekanntlich sehr schlechte Geographen und man darf sich über die oft sehr lächerlichen Verstöße selbst der berühmtesten französischen Schriftsteller nicht wundern, wenn man folgende Anecdote liest. Ein jeder Student, der Bachelier-ès-Lettres werden will, muß sich auch einer Prüfung in der Geographie unterziehen. Ein Candidat des Baccalaureates wurde jüngst von dem Professor gefragt: „Wie weit sind die auf den Landkarten befindlichen horizontalen oder vertikalen Linien von einander entfernt?“ — Der Student antwortete ganz naiv: „Ich weiß nicht.“ — Der Examinator lächelte und wandte sich an seinen neben ihm sitzenden Collegen, einen Professor der Mathematik, mit der Frage, ob er es wisse. Der Mathematiker erröthete bis über die Ohren, und erwiederte ebenfalls „Ich weiß nicht.“ — „Parbleu, ich auch nicht!“ erwiederte der Geograph laut lachend. — Der Student erhielt die Vorzugsclasse in der Geographie.

— Die Mode mischt sich in Alles, selbst um die Orden kümmert sie sich und wir machen die ordengeschmückten Leser darauf aufmerksam. Man trägt in Paris die Orden nicht mehr auf die herkömmliche Weise, sondern befestigt sie an ein goldnes Kettchen, das an der Frackklappe zwischen zwei Knopflöchern angebracht wird. Alle Ordensmänner, die noch auf die Mode achten, tragen ihre Kreuze und Sterne jetzt so an der Kette.

Stadttheater zu Leipzig.

Japhet
oder
der Sohn eines Vaters.

Lustspiel in 2 Aufzügen nach dem Französischen von Th. Hell.

Der erste Osterfeiertag brachte uns nicht nur schönes Wetter, sondern auch dies Lustspiel, was einem Quodlibet voranging.

Genanntem Lustspiele erging es anfänglich wie mit dem Wetter an diesem Tage. Wie wird es werden? — fragte Einer den Andern. Der Morgen des Stückes, das heißt die Expositionsscene, ist etwas umwölkt; in der dritten Scene klärt sich das Wetter auf und etliche Sonnenstrahlen blinzeln hindurch. Viele trauten dem Wetter noch nicht und machten bedenkliche Gesichter. Der Laubfrosch des Beifalls stieg jedoch von Scene zu Scene und es blieb gut Wetter. Der Observationsbericht der Kritik lautet beifällig. Wäre aber das Stück in der Woche am theatralischen Himmel erschienen, so hätte es leicht in das Zeichen des Krebses laufen können. Ein lachlustiges Sonntagspublikum, welches mit dem Vorsatz in das Theater geht: heute willst Du Dir einmal einen Jux machen, findet in jedem bunten Worte eine Hanswurstjacke; es will seine paar Groschen ablachen, und in Folge dieses Grundes passirt so manche dramatische Gabe, die eben nicht befähigt ist, eine Stelle im Repertoir zu erhalten. Zum Gelingen dieses kleinen Lustspiels trugen aber auch diesmal die darin beschäftigten Schauspieler ihren guten Theil bei. Glück und Unglück über das Stück zu verhangen, lag in der Hand des Herrn Lorzing. Da sah man Belebung, Jovialität und übersprudelnde Laune von Anfang bis Ende. Er wurde sogar von mehren Enthusiasten schon nach dem ersten Acte gerufen und am Schluß alle Mitwirkende, unter welchen besonders Herr Baudius rühmlichst zu erwähnen ist. Seine herrliche, wahrhaft ausgezeichnete Maske erregte den lebhaftesten Beifall und fast jeden Abgang begleitete ein derber Applaus.

Mängel lassen sich freilich aus dem Stücke herausfinden, es fehlt die eigentliche Pointe. Das Lustspiel soll ein heiterer Spiegel sein, in welchem sich die mannichfachen Labyrinthe des Lebens, die Irrgänge und versteckten Pfade der menschlichen Thorheiten, das launenhafte neckische Spiel des Schicksals abspiegeln und uns gleichsam einen Guckkasten aufstellen, wo des Lebens bunter Markt uns vor Augen tritt. Aber man wähne nicht, daß der Zweck erreicht sei, wenn es nur belustigt; sonst sinkt es zur Posse herab und entspricht durchaus nicht dem Namen Lustspiel, das sich zur Aufgabe stellen muß: uns einen Blick in die moralische Werkstätte menschlicher Leidenschaften gewähren zu lassen, wo wir wahrnehmen, wie sich die Gewinde der Ursachen und Wirkungen der menschlichen Güte, Thorheiten und Untugenden entfalten. Es muß aus dem Reflex des ganzen Gemäldes eine sittliche Belehrung oder eine nützliche physische Bereicherung als Lichtpunkt hervorstrahlen.

In dem hierauf folgenden Quodlibet, welches in zwei Theile zerfiel, ergötzte vorzüglich Herr Berthold als Aschenmann aus Raimunds „Bauer als Millionär.“ Dem Komiker ist es vorzüglich vorbehalten, die Thorheiten der Zeit zu geißeln und denjenigen ein Klettchen anzuwerfen, die der öffentlichen Meinung anheim gefallen sind und jedwedes Urtheil über sich müssen ergehen lassen. Nachdem er in einem Verse die Romanlesewuth durchgehechelt, die sich bis auf die niedrigsten Stände erstreckt habe, indem er neulich bemerkt, daß eine Höckerin auf dem Markte den Walter Scott gelesen habe, erquickte er die Menge noch mit einem Verse, der ungefähr so lautete:

Sonst brachte dem Gast mit bescheidnem Sinn
Der Wirth in der Kneipe das Töpfchen hin,
Jetzt gehen sie meistens hochnäsig einher
Und lassen sich nennen: Herr Restaurateur.
Und einer von ihnen, 's ist wahrlich ein Graus!
Giebt gar Vaterländische Blätter heraus.

Die Wirkung, welche dieser Vers hervorbrachte, war kolossal.

Außerdem wurden noch Scenen aus Glucks „Iphigenia“ Maurer und Schlosser, Rochus Pumpernickel, Joseph in Aegyp-

ten, Hans Sachs (Oper) und aus der Zauberflöte vorgeführt, welche größtentheils trefflich ausgeführt wurden und sich deshalb lebhaften Beifall errangen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Man sah einige hübsche Hüte mit zierlichen Federbüschcheln in zwei Farben, Capoten von Krepp mit Federn, schwarze Mantillen, einige schottische Mantillen und carrirte oder gestreifte Langshawls.

Die Aermel verrathen eine Neigung, sich einigermaßen zu ändern. Wir sehen auf einigen spiralförmige Garnirungen, was bei Kleidern von Muslin und Barege sehr hübsch ist. Barege wird sehr modisch sein und ist es schon. Die spiralförmige Besetzung besteht in Ringen, die auf einem glatten engen Aermel über einander angebracht sind, wie Volants auf dem Rocke eines Kleides.

Die Hüte sind klein und scheinen immer kleiner zu werden, die von italienischem Stroh haben aber auch diesmal wie immer das Vorrecht, von der allgemeinen Mode nicht berührt zu werden.

Die Mantillen zeigen sich hier und da wieder, aber sie müssen durchaus schwarz sein, ohne daß wir einsehen, warum; zu einem Sommeranzuge ist das Schwarz nicht frisch genug.

Die Kleider zum Halbputz haben sehr breite Volants oder sehr breite schiefe Streifen. Gürtel trägt man eigentlich gar nicht. Die Leibchen sind meist etwas gestreift. An Kleidern von dicken Zeugen macht man die Rücken glatt, an denen von leichten Stoffen dagegen, wie von Muslin, Barege &c. legt man sie gern in fächerartige Falten; andere Leibchen sind auf den Achseln in Falten gezogen und endigen sich fächerartig unter einem Bandgürtel. Diese Leibchenart sieht vortrefflich aus bei pekinirten Stoffen, deren zusammengedrängte Streifen die Taille schmächtiger erscheinen lassen.

Die geflochtenen Besetzungen sind noch immer sehr beliebt und sehen besonders auf Moire, Gros de Touraine &c. sehr gut aus. Der Ausputz des Leibchens und der Aermel ist unendlich verschieden; jede Dame bestimmt ihn nach ihrem Gefallen.

Die Handschuhe trägt man jetzt in allen Farben, veilchenblaue, rosenrothe, aprikosen- und fleischfarbige, auch putzt man sie auf die verschiedenartigste Weise aus, mit Knöpfchen, Schnürchen, Spitzen &c.

Seit die Brochen aus der Mode gekommen, sind die Nadeln an die Stelle derselben getreten. Diese Nadeln sind dieselben, welche die Herren tragen, weshalb man denn auch meint, es habe diese Mode etwas männliches, aber gerade deshalb gefällt sie. Man trägt diese Nadeln bei dem Negligee und bei dem Staatsanzuge, in einer Morgenchemisette und an der Ballmantille.

Hübsche Anzüge sind: Ueberrock von flaschengrünem Cashemir mit orange Carreaux; Mantille von schwarzem Taffet, Capote von weißem Taffet, mit Krepp und einem Veilchenbouquet ausgeputzt; lilas Sonnenschirm. — Kleid von staubfarbig und violett gestreiftem Taffet; Strohhut mit Band, Blumen und einer Hahnenfeder in denselben Farben; schwarzer Cashmirshawl, weißer Knicker mit Elfenbeinstab. — Kleid von roth und weiß carrirtem Wollenmuslin; schwarze Mantille; italienischer Strohhut mit weißem Atlasband; Sonnenschirm von glasirtem Taffet. — Ueberrock von kleingestreiftem Taffet; Langshawl mit verschiedenartigen Streifen; Strohhut mit Atlasband; Sonnenschirm von lilas Taffet. — Kleid von grünem Barege mit satinirten Carreaux in gleicher Farbe; doppelter Rock mit griechischem Leibchen und kurzen Aermeln; Coiffüre von algierschem Stoffe. — Kleid von weißem Barege mit drei Röcken, von denen der erste rund ist und den eigentlichen Rock bildet, der zweite etwas kürzer, eng und durch seidene Schnuren zusammengehalten, der dritte noch kürzer und fächerförmig offen; Häubchen von Tülle mit Blumen. — Kleid von carrirtem Taffet, auf den Hüften offen und durch Knöpfe geschlossen, welche das weiße Unterkleid durchscheinen lassen; Spitzenhäubchen mit grünem Bande; kurze Aermel; rosa Handschuhe. — Kleid von himmelblauem Taffet mit zwei sehr breiten Volants; hoch hinaufgehendes Leibchen mit langen Aermeln; Häubchen von Tülle mit einem Blumenkranze. — Kleid von weiß und lilas gestreiftem Taffet; Leibchen mit hohem Revers, offen über einem Fichû von Krepp; lange Aermel; Krepphäubchen mit lilas Band. — Kleid von Barege mit sehr großen schottischen Carreaux in Grün, Blau und Weiß; ausgeschnittene Pelerinen-Mantille von Barege; kurze Aermel und lange Handschuhe von schwarzem Taffet ohne Finger.

Herren-Mode. Auf Promenaden tragen unsere Elegants den Phantasie-Frack, genannt à la française, gerade zugeknöpft oder mit breiten Revers; der Kragen niedrig, die Taille lang, schmal und nach unten gebogen, die Schöße bis in die Kniekehlen reichend, breit, nach unten rund oder viereckig, nach aufwärts steigend leicht gebogen bis zum untern Theile des Revers. Die Hüften sind mit einer ziemlich breiten Patte verziert. Sowohl die Fracks, deren Revers bis nach unten überschlagen, als diejenigen, welche gerade bis oben hinaus zugeknöpft sind, haben alle den Kragen mit Sammet bedeckt; die Enden macht man viereckig. Die Aermel sind meistens von oben bis zum Ellbogen etwas weit, und vom Ellbogen bis zum Handgelenk fast anschließend; die Aufschläge macht man niedrig; die Schöße füttert man immer mit seidenem Zeuge. Die Fracks selbst besetzt man, steppt sie mit offenen Rändern oder auf dem Rande; dies bleibt Geschmackssache; indeß sind die auf dem Rande gesteppten die bevorzugten. Man bringt an den Phantasie-Fracks gleich häufig Gold- oder Zeug-Knöpfe an, die meisten sind von flacher Form und gewöhnlicher Größe; man sieht auch einige halb gewölbt, doch in geringer Anzahl.

Zu dem Frack à la française trägt man ein über Kreuz liegendes Gilet, mit breiten shawlähnlichen Revers. Die Stoffe, welche man zu diesem Genre von Gilets vorzugsweise wählt, sind Sommercachemires mit kleinen Dessins, schottische Valencias, grün und weiß, oder hellblau auf einem silbergrauen Grunde. Man sieht auch einige schottische Sammete.

Die Beinkleider zur Halbtoilette macht man alle mit Falten, weit auf den Beinen und etwas über den Stiefel reichend, mit befestigten Sprungriemen. Man macht sie von Satin-Montagnac oder von Benjean. Die vorherrschenden Farben sind die schottischen, mit großen Carreaux von hellen Farben, als: Blau und Weiß, Grün und Weiß, Hellgrau und Dunkelgrau &c.

Erklärung der Modenkupfer. 1. Kurzer Rock mit Sammetkragen, spitzzugehenden Aermeln und einer Reihe Knöpfe. Dunkelgraue, carrirte Beinkleider. Hellfarbige Weste, Hut mit breitem Schirm. 2. Hut mit Feder. Camail von Seide mit geschlitzten Aermeln, in der Mitte durch eine Bandrosette zusammengehalten. 3 Frack mit braunem Tuch, mit Hüfttaschen und einer Reihe übersponnener Knöpfe. Weite, carrirte Beinkleider. Bunt durchwirkte Weste. Seidener Shlips.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 6. (5. Jahrgang. II. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 7. (Sonnabend, den 13. Mai.) 1843.



Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt und herausgegeben von R. Büchner.

Vierter Jahrgang. Zweites Quartal.

Der von mir beabsichtigte Titel

Leipziger Moden-Journal ꝛc.

ist mir auf geschehene Reclamation von Seiten der Herren Verleger der Allgemeinen Modenzeitung und der Zeitung für die elegante Welt wegen möglicher Verwechslung Hoher Seits nicht gestattet worden, jedoch habe ich bereits um einen andern entsprechenden Titel für das III. Quartal nachgesucht.

Die Gesellschafter.

(Phantasie eines Hagestolzen.)

Die Oper war beendet; ich eilte so schnell ich konnte nach Hause. Bald ruhte ich in der behaglichen Umarmung meines treusten und geduldigsten Freundes, meines Schlafrocks, die Pfeife glühte, eine Tasse Thee verduftete ihr chinesisches Aroma; Alles war vorbereitet mit möglichstem Comfort, eine Nachfeier des großartigen Tonfestes zu begehen. Die Töne der satanischen Musik Robert des Teufels weckten ihr Echo in meiner Seele, aus allen Ecken gellte die höllische Querpfeife im höhnischen Triumph über zartere Regungen, die zauberischen Tänze der verführerischen Nonnen bestrickten meine Phantasie und entlockten sie der schirmenden Obhut des Verstandes; meine Hand streckte sich nach dem magischen Zweiglein — mir ward's unheimlich zu Muthe. Der Strudel der Empfindung begann sich allgemach zu legen; aber wie die Gedankenwellen ruhiger dahinflutheten, empfand ich eine Leere im Herzen, eine öde, unheimliche, wüste Leere. Unwillkührlich griff ich nach den Lieblingen meiner einsamen Stunden. Hauche mich an, mein Schiller, mit Deinem ambrosischen Geiste; großer Shakespeare, laß Deine Gigantengestalten mein schwaches Herz aus seiner Erschlaffung aufdonnern; wiege mich ein, Tasso, mit Deinen Zauberliedern, — Alles umsonst? Mein Herz frägt meine Augen, sie spähen mechanisch umher, und finden Nichts, diese Leere auszufüllen.

Was willst Du? armes Ding, frug der stolze Verstand. Ach! antwortet das Herz, Du hast Recht, ich bin ein armes, schwaches, verzärteltes Ding; wenn der Sturm mächtigerer Kräfte über mich hinbrauset, dann fühl' ich mich so verlassen, dann wird's mir so weh'; ich bitte Dich, suche mir auch Etwas, mit dem ich mich beschäftigen kann, wie der starke Verstand, Etwas, woran ich mich ergötzen möge, an das ich mich hängen kann mit allen zarten Fasern meiner überströmenden Sehnsucht, an das ich mich ansaugen darf mit den Lippen des Vampyrs, anklammern darf mit den Polypenarmen der Zärtlichkeit.

Du hast Recht, mein Herz, Dein Wunsch soll erfüllt werden. Mit den Worten: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," hing der Schöpfer einen Mühlstein an den Schwindelflug des Verstandes. Das Bedürfniß der Gesellschaft, der Trieb, irgend Etwas zum

Gegenstand unserer besonderen Zärtlichkeit zu wählen, die Rücksichten, die uns die Liebe für diese Gegenstände auflädet, sind die holden versöhnenden Vermittler zwischen der Körper- und Geisterwelt, die Leuchtthürme, an deren Schein sich der verirrte Verstand in die Häfen der philisterhaften Wirklichkeit zurücklootset.

Ich will mir eine Geliebte suchen. Welcher Zauber liegt in dem sanften Tone dieses Wortes! Der Ton schon schmeichelt sich in unsere Seele, wie der Traubensaft von Madeira über die Zunge; süßes Berauschen folgt dem Genuß. O, es muß göttlich sein, ein Wesen zu besitzen, in dessen Seele wir die unsere verhauchen können, ohne daß sie erblindet wie der gleißende Spiegel, ein Wesen, das mit uns lacht, wenn wir lachen, und weint, wenn wir weinen; das uns die Falten des Trübsinns von der Stirne schmeichelt, mit zärtlicher Sorge unsere Ankunft erwartet, und trauert, wenn wir scheiden; das uns mit zärtlichem Kosen in Schlummer wiegt und mit Küssen wieder weckt — wahrlich, eine Geliebte will ich mir suchen! — „Halt stille, Wicht!" ich höre die höllische Querpfeife, und der Chor singt ein tragikomisches Lied mit dem Refrain von Kindergeschrei und Kinderbrei; der poetische Vorhang zerreißt, wie Nebelschleier vor dem Sturmwind, ich blicke in eine prosaische Sandsteppe; nur selten eine angestaubte Oase der Eheseligkeit — alles todte, todte philisterhafte Einförmigkeit; hie und da zerstreut am Wege ein Gevatterbrief, eine Putzrechnung, eine Kinderruthe, die süßen Freuden der Erziehung anzudeuten — hui! mich schauderts.

Aber einen Freund will ich mir suchen. — Ein treuer Freund ist köstlicher denn Gold, sagt der weise König. Ach, seit Salomo haben sich die Zeiten verteufelt geändert. Das Gold der Freundschaft ist zum Goldschaum abgenutzt worden. Auch dieser Hoffnung pfeift die Höllenflöte das Grablied, und der Chor begleitet sie in gräßlichen Dissonanzen mit Variationen über das Thema: „et tu Brute?"

Blumen? Das ist ein fröhlicher Gedanke. Die zarten Kinder Flora's sind ohne Falsch und ohne Tücke. Wenn ich des Abends mich niederlege, schlürfe ich zum Nachttrunk ihre balsamischen Düfte, wenn am Morgen der Schlummer von meiner Seele huscht, sie grüßen in lustiger Farbenpracht, und neigen die duftenden Kelche, und bitten verschämt um den Morgentrank. Mit welcher Freude will ich sie pflegen, sie werden mich fesseln, wenns mir zu einsam wird im einsamen Gemach. — Halt, was ist das, woran die Hand rührt, es raschelt — eine verwelkte Rose! Muß mich denn überall der Pesthauch der Vergänglichkeit anwehen? Ich hasse die Gedanken des Todes, und sollte meine Zärtlichkeit an Etwas hängen, dessen schnelles Hinwelken mir ein tägliches schmerzliches memento mori zuruft? Weg mit den Blumen!

Aber ein Vögelchen oder ein Hündchen? Wenn der Vogel Dich mit Gesang aus dem Schlummer weckt, sein Futter aus Deiner Hand pickt, wenn der Hund mit seinen treuen Augen Dich anblickt, Dich freundlich umtanzt, wenn Du ihm schmeichelst, Deine Abwesenheit mit kläglichem Gewinsel betrauert, und Dich mit Freudensprüngen empfängt. — Ach, keine Rose ohne Dornen! Könnte ich irgend ein Wesen im Kerker sehen ohne Thränen, ich, dessen Geist sich zum Elemente der Freiheit wendet, wie die Blume nach dem Sonnenstrahl? Des Vogels schmetterndes Morgenlied würde manch' schönem Traumbild den Grabgesang singen, und zum unruhigen Hunde würde ich oft genug, wie Faust, sagen müssen: Knurre nicht, Pudel, zu den heiligen Tönen ꝛc.

Wenn ich ein reicher Mann wäre, ich würde mir einen Affen halten; diese boshafte Menschenkarrikatur sollte mich königlich amüsiren; sie repräsentirt einen guten Theil unseres Geschlechts; — jetzt bleibt mir nur noch ein Geschöpf übrig, geeignet, die Einsamkeit meines Zimmers in stiller Verträglichkeit mit mir zu theilen.

Eine Katze! Wer kennt nicht Rambergs freundliche Bilderchen, auf deren jedem, von einem Kätzchen aus, der Glorienschein häuslicher Behaglichkeit verbreitet wird? Eine Katze ist ein kosmopolitisches Thier. Schweigsam wie ein Engländer, gelenkig wie ein Franzose, falsch wie ein Italiener; sie ist ans Haus gewöhnt, wie ein heimwehsüchtiger Schweizer an seine Berge; sie schnurrt, wenn man sie streichelt, d. h. sie ist lustig wie ein Oesterreicher, wenn er in der Fremde von Wien sprechen hört; sie tritt leise auf, wie ein Journalist, der für gestrichene Piecen Satzgeld bezahlen muß; sie ist reinlicher wie ein Hund und nützlicher wie ein Vogel, — in einer Katze concentriren sich alle Ansprüche an einen harmlosen, bequemen Gesellschafter. — Eine Katze, eine Katze! —

(Dampfboot.)

Die Stelzen von Namur.

Die Einwohner von Namur lehnten sich einmal in alter Zeit gegen ihren Souverän auf, weil sie meinten, derselbe verlange zu viele Abgaben von ihnen. Sie wählten zu ihrer Demonstration die Zeit, als der Fürst fern und nur die Gemahlin desselben zugegen war. Diese

wurde in dem Schlosse belagert und eingeschlossen gehalten, weil sie den Forderungen des Volkes nicht nachgeben wollte, und dieses jubelte schon in Siegesfreude, als der Fürst vor der Stadt erschien. Die Bürger wehrten ihm den Eingang, und er sah sich deshalb genöthiget, alle seine treuen Vasallen aufzubieten und die ungehorsame Stadt zu belagern. Die Belagerung dauerte ziemlich lange, aber als Mangel an Lebensmitteln in der Stadt eintrat, sank den Bürgern der Muth und sie entschlossen sich, zu capituliren. Sie hoben die Belagerung des Schlosses auf und öffneten die Thore der Stadt. Noch berieth man sich in dem Rathhause, wer dem erzürnten Fürsten entgegen gehen sollte, als ein Herold erschien, welcher den Einzug des Fürsten für den nächsten Tag ankündigte, zugleich aber im Namen seines Gebieters anzeigte, derselbe verbiete, daß man ihm zu Fuße, zu Pferde oder im Wagen entgegenkomme. „Nun ist Alles verloren," hieß es in der Versammlung des Rathes. „Da wir nicht mit ihm sprechen dürfen, wird er hart gegen uns verfahren." Niemand wußte einen guten Rath zu geben, endlich kam ein junger, leichtsinniger Bursche auf einen zweckmäßigen Einfall. „Wir sollen dem Herren nicht zu Fuße, zu Pferde oder im Wagen entgegenkommen," sagte er, „wohlan, wir wollen auf Stelzen gehen."

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Sogleich wurden Stelzen verfertigt, Stelzen von drei, sechs, zehn Fuß Höhe, und am anderen Morgen zogen fünfhundert Personen aus der Stadt so auf Stelzen ihrem Gebieter entgegen. Dieser fand die List originell, lachte über den Anblick dieser Leute, die sich amphitheatralisch in vier Reihen aufstellten, trat hinzu, um sie anzuhören, vernahm ihre Bitten und Beschwerden und hielt seinen Einzug mitten unter ihnen.

Johann von Namur war entweder von Herzen gut, oder er sah ein, daß er nachgeben mußte, genug, er stellte Ruhe und Frieden wieder her, indem er verzieh und die Bitten seiner Unterthanen bewilligte. Die Stelzen aber sind der Stadt Namur durch diese glückliche Anwendung derselben lieb und werth geworden und jährlich wird noch heute ein Fest zum Andenken daran gefeiert. An dem Jahrestage jener Stelzenwanderung sammeln sich die jungen Leute von Namur auf Stelzen, bilden sich in Bataillone und ziehen mit kriegerischer Musik auf den Marktplatz, wo sie sich in Parteien theilen und einen Zweikampf gegen einander aufführen. Sie versuchen einander umzuwerfen, dürfen sich aber nur dabei der Ellnbogen bedienen. Es gewährt dieses Stelzenfest einen höchst komischen Anblick, die sämmtlichen Stadtbewohner sind deshalb auch als Zuschauer versammelt. Oft bleibt der Kampf unentschieden den ganzen Tag.

Keines Menschen Freund, Keinem gut es meint.

Von M. G. Saphir.

Es gibt keinen Menschen in der Welt, der sich von der Wahrheit des obigen Sprichwortes nicht schon selbst überzeugt hat. „Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint," das ist eine Wahrheit, die sich in allen Klassen von Menschen täglich und eclatant bewahrheitet.

Solche „Jedermannsfreunde" gibt es in allen Kreisen, in allen Verhältnissen, in allen Ständen, in allen Künsten und Gewerben; solche „Jedermannsfreunde" rollen sich in der ganzen Welt umher, alle Leute sagen von ihnen: „Ein guter Kerl!" Niemand aber achtet sie, Niemand schließt sich innig an sie an, es sind eben „Jedermannsfreunde" mit dem Munde, mit der Zunge, mit dem Hute, mit dem Rücken, aber Niemands Freunde mit dem Herzen, Niemands Freunde in der That!

Ein „Jedermannsfreund" hat stets ein seliges Lächeln für Jedermann im Gesicht, die Hand stets wie ein Nußknacker zum Druck bereit, den Mund stets zu einem Katzenbuckel in Anlauf und den Hut stets zu einem Komplimente auf dem Sprung; allein in seinem Innern ist Leere und Oede; Begeisterung und Enthusiasmus, Energie und Denkkraft, Eigenwille und Selbstwürde sind fremde, niegesehene Gestalten in seinem Kopf, in seiner Seele; Freundschaft, glühender Eifer für irgend eine Sache des Geistes und des Herzens, flammende Theilnahme an irgend einer Tendenz des Rechts und der Wahrheit; aufopfernde, männliche, auf Thatkraft gestützte Einheit mit den Guten und in dem Guten ist ihm ein Gräuel, denn: „Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!"

Ein solcher „Jedermannsfreund" ist wie ein abgegriffener Schaupfennig, ohne das mindeste Gepräge; er ist eine Spielmarke für die Gesellschaft, er bedeutet blos einen Menschen, sein Werth ist keiner. Ein solcher „Jedermannsfreund" ist wie eine Serviette für Jedermann, man wischt sich gerne die Hand, den Mund an ihr ab, und wirft sie fort; er ist wie ein Rechenpfennig, heute zählt er für Diesen, morgen für Jenen, und stets für den, der ihn gerade in der Tasche hat!

Begegnet man einem solchen „Jedermannsfreunde" auf der Gasse, so reißt er den Hut vor dem Thürsteher eben so tief herab, wie vor der Excellenz, krümmt den Rücken zu einem eben solchen Halbmond vor dem Ladendiener, wie vor der Durchlaucht! Er umarmt alle seine Bekannte mit demselben Patriotismus, und „Lieber Bruder!" und „Bruderherz!" sind die Zuckergrüße, die er zu Dutzenden aus dem Munde schüttelt, und zwar gerade an jene, denen er eben einen bösen Verrath, oder einen andern heimtückischen Streich spielen will; denn: „Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!"

Ein solcher „Jedermannsfreund" ist bei Allen gut gelitten, er streicht dem Bedienten die Schmeichelbemme eben so dick auf, als der Herrschaft, er sagt dem Botenläufer eben so gut „Bruderherz!" und macht ihm dieselben Komplimente über seinen Geist, über sein Talent, über seinen Charakter, wie er sie den ersten und distinguirtesten Personen macht; er nennt den Handwerker eben so vielmal einen Gönner der Künste und einen Beschützer der Wissenschaften, wie er dieselben Redensarten an die hochgestelltesten Personen verschwendet; kurz, er hat seine geistigen und physischen Kratzfüße für jeden Menschen, zu jeder Stunde, bei jeder Gelegenheit in Bereitschaft, und doch traut ihm Niemand, kein Mensch wendet sich, wenn's um eine Sache des Geistes und des Herzens zu thun ist, an ihn, Niemand findet sich weder zu seinem Verstande noch zu seinem Gemüthe hingezogen, denn: „Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!"

Ein solcher „Allerweltsfreund" wird von allen Leuten als eine „gute Haut!" bezeichnet, aber eine solche „gute Haut" ist gewöhnlich eine falsche Haut; er benützt oft die „Jedermannsfreundschaft," um mit heuchlerischer Offenheit und Güte Ohren zu blasen, Achsel zu zucken, Augen zu verdrehen, und unter der Aegide der „guten Haut" dem Freunde einen heimlichen Stoß zu versetzen, dem Genossen ein Schnippchen zu schlagen, der Wahrheit eine Grube zu graben, der Redlichkeit eine Falle zu legen, und dann mit verdrehten Augen ein Jammergesicht zu machen, heuchlerisch an dem Hals vom „Bruderherz" Thränen darüber zu vergießen, denn: „Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!"

So ist es im Leben, so in der Freundschaft, so in der Liebe, so in der Literatur und Kunst! Wer jedem Menschen schmeichelt, jeden Menschen kriecherisch anhaucht, der kann die Menschen nicht lieben! Wer Jedem seine Freundschaft mit Küssen und Händedrücken, und „lieber Bruder!" und „Bruderherz!" an den Hals hängt, der ist nicht fähig, das Wort „Freundschaft" zu begreifen; wer allen Frauen und Mädchen hofirt, Jeder lächerlich huldigt, an allen Schürzen hängt, der kennt die Heiligkeit und Innigkeit der wahren „Liebe" nicht; wer in der Literatur und Kunst Alles schön findet, Alles über den gleichen Leisten lobhudelt, jede Erscheinung pausbackig vergöttert, immer, zu jeder Zeit, an jeder Stelle mit dem käuflichen Räucherfaß herumwandelt, der meint es weder mit der Kunst, noch mit den Künstlern aufrichtig und gut, denn: „Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!"

Ein solcher „Allerweltsfreund," der sich durch alle Wege glatt windet, in allen Vorzimmern an den Wänden seinem eigenen Schatten einen Katzenbuckel macht, glaubt, man hat ihn überall lieb, allein er wird blos wie Schlingpflanzen, als ein Spiel der schmarotzenden Natur überall geduldet, allein nirgend geachtet, von Niemandem werthgeschätzt! Man liebt im Leben die Schmeichelei, aber nicht den Schmeichler, man ergötzt sich an einem krummen Rücken, allein man schätzt den gering, der ihn producirt, man benützt Ohrenbläserei, aber man verabscheut im Innern den Ohrenbläser, man duldet, belächelt, benützt die „Jedermannsfreunde," aber man schätzt sie gering, man verachtet sie, denn Jedermann weiß: „Jedes Menschen Freund, Keinem gut es meint!"

(Humorist.)

Zur Beherzigung bei Erziehung der Töchter.

Wie mancher Mutter klopft das Herz über die Zukunft, und Zweifel quälen sie, wozu sie ihre Tochter erziehen soll, denn das Geschick der Tochter ist nicht in ihre Hand gegeben, es ist dem Zufall verfallen. Töchter vornehmer Beamten, reicher Banquiers sah man nach dem Tode oder Banquerot des Vaters Dienstmägde werden und im Gegensatz Dienstmägde zu gnädigen Frauen avanciren. Für welchen Stand nun soll das Mädchen gebildet und erzogen werden, was soll sie treiben, was lernen, damit sie vorbereitet sei für eine Zukunft, welche Glück und Unglück für's ganze Leben in ihrem Schooße birgt! Eines, ihr Mütter, ist wahrscheinlich, das Andere ist gewiß. Wahrscheinlich ist, daß eure Töchter heirathen, gewiß ist, daß sie sterben. Erziehet sie daher für die Ehe und für den Tod! Wen eure Töchter heirathen, das wißt ihr nicht, daß sie aber heirathen, das wünscht und glaubt ihr mit Recht, denn $\frac{2}{3}$ der Töchter heirathen und

es ist demnach höchst wahrscheinlich, daß eure Töchter nicht zum letzten unseligen Neuntel der Sitzenbleibenden gehören; sorgt also, daß wen sie auch heirathe, die Ehe glücklich sei, wenigstens nicht unglücklich durch euer Verschulden. Gewöhnt die Tochter von Kindheit an zur Einfachheit. Kann der künftige Gatte ihr einst viel gewähren, wird ihre Freude um so größer sein, kann er es nicht, so wird die Entbehrung ihr minder schmerzlich werden. Haltet sie an zur Häuslichkeit. Lehrt sie zeitig den Werth des Geldes kennen, damit sie sparsam sei. Auch der Arme wird reich durch eine sparsame Frau, auch der Reichste wird arm durch eine verschwenderische. Gewöhnt die Tochter zeitig an Selbstbeherrschung und an — Heiterkeit. Heiterkeit thut der Gattin noth, denn selbst in der glücklichen Ehe gibt es kleine Stürme, welche die Gattin beschwören, Sorgen des Mannes, die sie verscheuchen muß; mehr noch ist ihr Heiterkeit nöthig als Mutter, nur die heitere Mutter ist die gute Mutter und die heitere Erziehung ist segensreich. Laßt sie lernen, was sie in der Ehe braucht, Lesen, Schreiben, Rechnen, und was zum Hauswesen gehört, und wenn sie das inne hat, dann laßt sie lernen, was ihr wollt. Glaubt nicht, daß ihr mit allen Lehrmeistern der Welt eure Töchter dahin bringen werdet, gebildeter zu sein, als ihr selbst seid oder die Menschen, mit welchen sie umgehen, denn jede Bildung, die uns nicht über unsern Stand, aber über unsere Umgebung hinausführt, ist eine Verbildung, nicht Erziehung, sondern Verzerrung. Deshalb haben wir so viele Mamsellen, die aber weder Hausfrau noch Dame werden können, denn zur Hausfrau fehlt ihnen die Häuslichkeit, wie zur Dame die Feinheit. Wen die Tochter dereinst heirathet, das wißt ihr Mütter nicht, aber wer es auch sei, — Staatsmann oder Arbeitsmann, ihr habt ihm keine gute Frau erzogen, wenn ihr sie zur Madame erzogen habt. Wehe euch, die ihr wußtet, daß das ganze Leben des Weibes eine Kette von Entsagungen ist, — und der Tochter die Kraft und die Freudigkeit, diese Entsagungen muthig zu ertragen, durch die Erziehung nicht erworben habet!

Der fashionable Tanz.

In Paris ist in diesem Winter, namentlich auf den öffentlichen Bällen, der so genannte excentrische Tanz (der Cancan?) in hohem Grade beliebt und wird fast ausschließlich getanzt. Er gewährt einen höchst seltsamen Anblick. Dieses Hängenlassen der Arme, das Wiegen des Körpers, das Nicken des Kopfes, das Füßestampfen findet sicherlich bei keinem civilisirten Volke etwas Aehnliches. Dazu kommt aber noch eine große Anzahl grotesker Bewegungen, welche die Hauptsache bei diesem Tanz zu sein scheinen, tausend unglaubliche Einfälle und tausend unbegreifliche Geberden, die fortwährend variirt werden. Bald klatscht der Tänzer in die Hände, bald schlägt er die Arme übereinander, bald macht er Bewegungen wie ein Schwimmender; dann wirft er wieder den Körper zurück oder legt die Hand an den Hut, oder läßt sich rasch mit dem einen Knie auf die Erde nieder, oder er ahmt die höhnenden Geberden der Gassenbuben von Paris nach, oder er streckt die Hände wie segnend über seine Tänzerin aus. Alle diese Bewegungen und Geberden werden überdies mit der größten Ernsthaftigkeit gemacht, so daß die Tänzer keine lächelnde Miene zeigen; kurz, dem Zusehenden steht bei dem Anblicke dieser Rasenden der Verstand still.

Miscellen und Anecdoten.

— Der Gouverneur der Bank von England, Herr Cotton, hat eine Maschine zum Wiegen der Goldmünzen und zum Ausscheiden der zu leichten erfunden. Die Maschine ist so empfindlich, daß sie es angibt, wenn auch nur der 2250ste Theil eines Sovereigns fehlt. Die Münzen werden auf eine kleine ebene Fläche geschoben; haben sie das gehörige Gewicht, so springt eine Zunge vor und schiebt sie auf der einen Seite in eine Rinne; sind sie zu leicht, so sinkt die Fläche und eine andere Zunge schiebt sie in eine andere Rinne. Die Münzen folgen dabei so schnell auf einander, daß die Maschine 10,000 Stück in 6 Stunden wiegen kann, während ein sehr geübter Mann mit der Handgoldwage in derselben Zeit höchstens 4000 zu wiegen vermag.

(Nothwendige Sünde.)

Die Mutter sprach: „Gieb Acht, mein Kind,
Ich will Dir zwei Befehle geben.
Die wahrlich ernst und wichtig sind,
Willst Du in Ruh und Frieden leben.

Du darfst nicht unzufrieden sein
Und nichts von stillen Seufzern wissen,
Und — 's ist der strengste von den zwei'n,
Und niemals einen Knaben küssen."

„Gar Schweres willst Du," spricht das Kind,
„Und Mutter, nimmer kann's geschehen:
Denn thu ich nicht die letzte Sünd',
So muß die erste ich begehen."

— London verbraucht jährlich 150 Millionen Pfund Fleisch, 50 Mill. Pfund Butter, und fast eben so viel Käse und nach Verhältniß eben so viel Eier. Im Jahre 1839 ward in London für ungefähr 9 Mill. Thaler Milch verkauft; der Zoll auf Bier bringt der Regierung jährlich 30 bis 35 Mill. Thaler ein, der auf Branntwein 20 Mill. Man wird über diese Zahlenmasse weniger erstaunen, wenn man erfährt, daß es in London 53,000 Schenken aller Art giebt. (Originalien.)

— Man hat allgemein behauptet, der Komet, welcher sich vor Kurzem plötzlich sehen ließ, sei den Astronomen völlig unerwartet gekommen. Es ist dies allerdings gegründet; Dr. Forster aber hat ihn bereits im vorigen Sommer verkündigt. Er führt an, obwohl er keinen Kometen kenne, der bereits sichtbar gewesen sei und dessen Rückkehr wahrscheinlich ward, so müsse man doch einen neuen erwarten, da diejenigen atmosphärischen Ereignisse bereits begonnen hätten, welche entweder die Anwesenheit der Kometen begleiteten oder deren Erscheinen im Voraus verkündigten. Er bringt damit in Verbindung die große Hitze im vorigen Sommer, die heftigen Stürme im Winter, die Erdbeben in Westindien, die große Anzahl von Sternschnuppen rc., so wie die Epidemien und Krankheiten unter dem Vieh, die an vielen Orten herrschten.

(Oeffentliche Ausstellung.) Ein vor Kurzem aus der Provinz in Paris angekommener Particulier, wollte sich von seiner Wohnung in die Kunstausstellung begeben, miethete einen Fiaker auf die Stunde, und sagte zum Kutscher ganz lakonisch: Zur Ausstellung! — Als der Wagen die Seinebrücke passirt hatte, rief der Fremde dem Kutscher zu, daß er nicht auf dem Wege zum Louvre sei. — Warum sollen wir denn zum Louvre? fragte der Kutscher. — Um die Ausstellung zu sehen. — Die ist ja nicht im Louvre, erwiederte der Kutscher, sondern unter freiem Himmel, vor dem Justizpalast. Ew. Gnaden sind gewiß nicht lange in Paris? — Ich kam erst vor 4 Wochen zum ersten Male hierher. Aber es ist doch erstaunlich, was man uns in der Provinz für Unwahrheiten berichtet. Die Ausstellung soll heuer sehr viel Interessantes enthalten. — Das will ich meinen! erwiederte der Kutscher mit patriotischem Stolz; „es ist eine Frau dabei, die ihren Vater vergiftet, und dann ihren Sohn und ihren Ehemann mit dem Messer erstochen hat.“ — „Und solche Greuel werden öffentlich zur Schau ausgestellt! Das kann unmöglich schön sein! — Das ist wahr, schön ist es nicht; es ist ja auch nur um des Beispiels willen.“ — Der Provinziale schüttelte bedenklich den Kopf, er wußte nicht, was er von dem Kunstsinn der Pariser denken sollte. Der Wagen rollt fort durch eine Menge enger finsterer Gassen; endlich hielt er in einem dichten Menschengewühl vor dem Justizpalast, wo 5 oder 6 Uebelthäter ausgestellt sind! — „Jetzt sehen Ew. Gnaden die Ausstellung,“ sagte der Fiaker, „wir sind gerade recht angekommen.“

Ueber pariser und deutsche Mode.

Schon lange zuvor, ehe der Redacteur der Eleganten, Herr D. Laube, die Idee zur Einführung einer allgemeinen **deutschen Mode** faßte, hatte ich in ähnlicher Tendenz, um die Idee einer **leipziger Mode** in Anregung und theilweise Ausführung zu bringen, im **Gutenberg** an meine damaligen Abonnenten eine dahin abzweckende Aufforderung ergehen lassen. Doch waren meine Mittel in jener Zeit noch zu beschränkt, indem ich vierteljährlich nur **drei** Modenkupfer brachte, und diesem Umstande, keinesweges aber der Unausführbarkeit, maß ich die Schuld bei, daß meine Stimme spurlos verhallte und ich nicht den Anklang fand, welchen ich mir von der Aufforderung versprach, die also lautete:

„Napoleon herrschte einstmals als mächtiger Usurpator über unser Deutschland, aber sein Herrscherthron stürzte, wie Alles auf dieser Welt hinfällig und vergänglich ist, bald wieder zusammen; Paris herrschte über ein Jahrzehnt fast über alle Hauptstädte Europas und schrieb ihnen in politischer Hinsicht Gesetze vor, aber mit dem Sturz des Welteroberers sank es auch von dieser schwindlichen Höhe wieder herab; nur die Herrschaft der Moden, die es nicht nur über Europa, sondern auch über entfernter gelegene Welttheile schon seit langer Zeit ausübt, scheint von unvergänglicher Dauer zu sein. Wien und London haben es zwar versucht, das lästige Joch abzuschütteln, aber es ist ihnen nicht gelungen, und die Moden, welche namentlich Wien liefert, bleiben immer mehr oder minder Copien der französischen Moden. Unser Leipzig, der Sitz eines Welthandels in Allem, was Mode betrifft, wo so ausgezeichnete Putzmacher, Kaufleute und Kleidermacher einen weit ausgedehnten Umkreis mit Modeartikeln aller Art durch zahlreiche Sendungen versorgen, unsere Stadt, deren gebildete Damenwelt sich allerwärts den Ruhm eines guten Geschmackes in Anordnung ihres Putzes zu verschaffen gewußt hat, unsere Stadt, sage ich, in jeder Art zu einer, wenn auch nur in geringerem Maße, auszuübenden Modeherrschaft durch Welthandel und Kunst so geeignet, hat noch keinen Versuch gewagt, in Hinsicht der Mode sich zu einiger Selbstständigkeit aufzuschwingen. Wir wollen mit unserm **Gutenberg** den ersten Schritt dazu versuchen, und richten in dieser Absicht an alle

Putz- und Mode-Handlungen, desgleichen an alle Kaufleute und Kleidermacher, kurz an Alle, die sich mit Mode-Artikeln aller Gattungen beschäftigen oder damit handeln,

die ergebene Aufforderung, uns vorläufig allwöchentlich die genaue Beschreibung ihrer Neuigkeiten und Stoffe, wozu sie sich eignen, welche Farbe sie haben, sind es Hüte, die Art ihres Ausputzes rc. rc. zur **kostenfreien** Einflechtung in unsern wöchentlichen Modenbericht aus Leipzig einzusenden.

Wir sehen, daß die meisten Pariser Moden nicht streng nachgeahmt, sondern dieselben stets nach dem deutschen Geschmack modificirt und also mit selbstschöpferischer Phantasie umgeändert werden; dies ist schon ein geheimer Schritt zu einer Art Selbstständigkeit, und es fehlt nur, damit öffentlich aufzutreten.

Unsere **leipziger Moden**, wie sie sich nach einer ungemeinen Auswahl und Sichtung, deren die Pariser bedürfen, gestalten, verbinden deutschen Ernst mit französischer Koketterie, während die rein Pariser einzig und allein das Gepräge der Koketterie und Leichtfertigkeit tragen. Und sind wir nicht eben so begünstigt wie Paris? Haben wir nicht ebenfalls Feste, Bälle und Concerte, wo sich die feine Welt versammelt und wir einen Gesammt-Ueberblick über die Leipziger Moden erhalten können? Haben wir nicht im Sommer unser Pariser Longchamps, das **Rosenthal**, im Winter die

Gewandhaus-Concerte, das **Theater**, wo sich die Elite unserer Damenwelt einfindet? Und haben wir nicht berühmte Putzhandlungen und Künstler, die die Fashion von fast ganz Deutschland mit Mode- und Putz-Artikeln versehen, und mit Paris wegen der Neuigkeiten in steter Verbindung stehen? Haben wir nicht **Pflugard, Reichardts, Hennicke, Götze** u. a.; haben wir nicht einen Kleiderkünstler **Heyse**, der dem Pariser **Humann** nichts nachgiebt? Haben wir nicht Kaufleute und Ausschnitter, die das Neueste und Geschmackvollste bieten, wie **Meyer, Kahle, Zangenberg, Werner, Stock** &c.

Darum biete ich gern die Hand zu einer theilweisen Emancipation unserer Moden von der Zwingherrschaft des Auslandes, um so mehr, da ich im literarischen Modensache früher Jahre lang gearbeitet, und wünsche, daß dieser Vorschlag den gehofften Anklang finden möge."

So fest ich damals von der Ausführbarkeit dieser Idee überzeugt war und so hoch sich auch in der neuesten Zeit der deutsche Patriotismus und mit ihm die Deutschthümelei aller Art gesteigert hat, so bin ich doch bei reiflicherer Ueberlegung seitdem anderer Ansicht geworden. Paris, wenn es Alles verliert und einbüßt, wird doch nie seine **Herrschaft der Moden** verlieren, da nur der veränderliche, leicht bewegliche Geist eines Franzosen und einer Französin dazu geeignet ist, dieses große Triebrad, das den ganzen Welthandel mit seinen Tausenden von Fabriken mit sich umschwingt, in steter, ununterbrochener Bewegung zu erhalten. Was würde die Folge von einer **deutschen Mode** sein, die bei dem **stätigen** Charakter der deutschen Nation eine **stereotype** bleiben würde? frage ich. Ein gänzliches Stocken des Welthandels, ein Umsturz aller socialen Verhältnisse, der sich für unser Deutschland am fühlbarsten herausstellen würde! Nur der veränderungssüchtige Charakter der französischen Nation, sage ich nochmals, ist im Stande, dieses große Triebrad in immerwährendem Umschwung zu erhalten, und ihrem nimmerrastenden Erfindungsgeiste gebührt wohl hauptsächlich das Verdienst, den ganzen Welthandel zu der Stufe der Blüthe gebracht zu haben, auf welcher er gegenwärtig steht. Sonst vererbte bei uns der Rock des Großvaters auf den Enkel und der Schnitt blieb derselbe; in dem seidenen Kleide der Großmutter ging die Enkelin mit wenigen Abänderungen zum Abendmahle, und wenn diese Zeiten, dieser Zustand der Stagnation, noch währte, was sollten da, frage ich, unsere Fabriken, unsere Kaufleute, unsere Putz- und Modehandlungen, unsere Herren- und Damen-Schneider anfangen? So aber ergeht von Paris aus das Gesetz, welches **täglich** Veränderungen erleidet, und ganz Deutschland lauscht auf die Befehle, welche seine Fabriken und Arbeiter in thätige Bewegung setzen; bald müssen die Zeuge glatt, bald gestreift sein; bald ist ein Mantel, bald ein Paletot, bald ein Burnuß die Parole des Tages; die Fracks und die Röcke müssen bald kurz, bald lang, bald einreihig, bald zweireihig, die Schöße bald spitz, bald breit, die Aermel der Damen bald weit, bald eng, heute mit rundem Leibchen, morgen mit Schneppenleiben, bald glatt, bald mit Ausputz sein, und so geht es herab bis in die kleinsten Details, von den Hüten der Damen und Herren an bis herab zu der Fußbekleidung. Heute hebt die Mode die Posamentirarbeit in die Höhe und die Mode der Kämme geht zu Grabe, morgen erhebt sie diese wieder empor, um ein anderes Fabrikat in der Wagschale des Absatzes sinken zu lassen. Wie die treueste Pflegerin des Handels und Wandels, wie eine sorgsame Mutter sitzt die pariser Modengöttin auf ihrem Throne und sorgt für alle ihre Unterthanen, heute für diesen, morgen für jenen.

Lassen wir also in diesem Punkte allen Patriotismus, alle Nationalität und Deutschthumelei bei Seite, und erkennen wir die Herrschaft von Frankreichs Hauptstadt hinsichtlich der Moden dankbar an, das Scepter, das sie über uns schwingt, verbreitet nur Wohlthaten. Handel und Wandel geht vor Patriotismus, denn ohne Handel, ohne Industrie, diese Säugammen der Völker, ist heutzutage eine Nation gar nicht denkbar.

Wahr allerdings ist es, daß unser **Leipzig** der erste Adjutant ist, welcher von der mächtigen Herrscherin der Mode, die zu Paris thront, die Befehle entgegennimmt, um sie von hier aus, als dem Stapelplatze des Handels und dem Druckorte mehrerer Modenjournale, durch die Gauen Deutschlands weiter zu befördern. Dadurch ist unsere Stadt gleichfalls zu einiger Autorität in Sachen der Mode gelangt, wenn es auch nur der Abglanz ist, der vom Herrscherthrone zu Paris herüberschimmert, in dessen Strahlen es sich blos sonnt. Leipzig gilt deshalb wieder als Vorbild, als Muster für die übrigen Provinzen Deutschlands was wir besonders auch dem gewählten Geschmacke unserer Damenwelt zu verdanken haben. Darum wird es gewiß erwünscht sein, wenn ich meinem wöchentlichen sammt den Kupfern direkt aus Paris bezogenen Modenbericht einen

Leipziger Modenbericht

in der Weise, wie ich diese Woche den Anfang gemacht habe, anfüge, in welcher Absicht ich mir die früher ausgesprochene Aufforderung an alle **Putz- und Modehandlungen** &c., mir eine genaue Beschreibung ihrer Neuigkeiten und Stoffe &c. zu kostenfreier Einflechtung in meinen Modenbericht aus Leipzig einzusenden, abermals zu wiederholen erlaube, was den Einsendern ohnedies auch noch zum Vortheil gereichen dürfte, da mein Modenjournal nah und fern die beifälligste Aufnahme gefunden und sich bald einer weiten Verbreitung erfreuen wird.

D. Redacteur.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Mannigfaltigkeit der Stoffe ist außerordentlich groß. Außer den carrirten und gestreiften gibt es noch viele glasirte, die einen lichten Wiederschein auf dunklem Grund von derselben Farbe haben; andere mit kleinen Bouquets, die in den Streifen broschirt und kaum sichtbar sind, so wenig unterscheidet sich ihre Farbe von dem Grundstoffe. Vor Allem scheint der Barege diesen Sommer sehr viel getragen zu werden und er verdient es wegen der Grazie, welche er der Taille gibt, und wegen der Leichtigkeit, mit welcher er sich in jede Bewegung des Körpers fügt.

Man hat sich bemühet, die Sommer-Paletots in die Mode zu bringen, aber der Versuch ist, wie es scheint, gänzlich mißlungen. Dieses trotz der Stickerei und dem Spitzenbesatz geschmacklose Kleidungsstück wird sicherlich die Mantillen und Schawls nicht verdrängen. Bei großer Toilette sind die Mantillen sehr ausgeschnitten, und man trägt sie in Weiß von indischem Muslin, weiß- oder buntgesticktem Muslin, mit oder ohne durchscheinende Unterlage; für gewöhnlich trägt man sie von glasirter oder nuancirter Seide mit einer Rüche rund herum und in einer Form, daß sie die Brust völlig bedecken.

Es werden nächstens neue Hüte, sogenannte Herzogin-Capoten, von glatter Gaze und Pour de Soie zum Vorschein kommen. Der russische Federbusch, mit welchem sie ausgeputzt sind, hebt ihre Eleganz, und die Durchsichtigkeit der Gaze gibt dem Gesicht etwas Sammetartiges, Weiches, was jedem Teint, jedem Alter vortrefflich steht. Zu großer Toilette sind die Krepphüte mit hängenden Marabouts sehr beliebt. Auch die Capoten von abschattirtem Bande scheinen sehr gesucht zu werden. Man trägt auf denselben meist einen großen Tülleschleier.

Zum Ausgehen früh: Ueberrock von leinen Stoff; das Leibchen nicht ausgeschnitten, mit breitem umgeschlagenem Revers. Darunter ein Batistchemisette, aus horizontalen Bauschen gemacht; der letzte Bausch bildet den Kragen und endigt in einer schmalen gerade angesetzten Spitze. Die Aermel gehen nur bis an den Vorderarm und haben bauschige Unterärmel.

Zur Promenade ein Kleid von Ziegenhaar, mit einem einzigen sehr breiten Volant; das Leibchen vorn geschnürt über einer gebauschten Chemisette; die Aermel lang und eng mit Schlitzen und Muslinpuffen. Für das Theater Kleid von indischem Muslin, unten auf dem Rocke 5—7 Reihen kleiner Querschlitze und Puffen, mit einem in Falten gelegten Leibchen à la vierge und kurzen ebenfalls geschlitzten Aermeln. Dazu paßt recht gut eine Mantille von Muslin mit reichem Spitzenbesatz und ein Reisstrohhut mit einer leichten, trauerweidenartig hängenden Feder.

Die Sommermoden befestigen sich mit den schönen Tagen. Jetzt kann man fast bestimmt erklären, daß die schwarzen Mantillen von Taffet oder Moire mit röhrenförmigen Besetzungen in Band, gleichem Stoffe oder Spitzen eine allgemeine Tracht sein werden, sowie die Langschawls von Caschemir, von gesticktem Muslin und von Barege mit satinirten Streifen, die von schwarzen Spitzen, so endlich die Marie-Antoinette-Mantillen von schwarzem Tülle, die mit zwei oder drei Reihen breiter Spitzen besetzt sind, so wie dieselben Mantillen von weißen Spitzen.

Die Aermel befinden sich in einer schwierigen Krisis und wenn die Gegnerinnen der engen Aermel nur eine einigermaßen gute Idee haben, sind diese letzteren verloren. Die Vorliebe für dieselben geht zu Ende. Man spricht von den Aermeln à la Ludwig XIII.; diese Façon ist malerisch und reich, aber es ist kein Frauenärmel, sondern der Aermel eines Fracks mit eckigen und offenen Aufschlägen, unter welchem der weiße Unterärmel hervorquillt. Auch die Leibchen haben ihre Kämpfe zu bestehen. Das Amazonenleibchen ist zwar elegant, und graziös, aber bereits zwei bis drei Jahre alt. Man macht also Versuche mit Puffen und Schnuren. — Die Ueberröcke, vorn in der Mitte mit einer altmodischen Frisur garnirt, sind einfach und sehr hübsch. Der kurze Camail mit Schneppe ist ein Mittelding zwischen dem eigentlichen Camail und der Pelerine; man trägt ihn von dem Kleidstoffe oder von einem glasirten Zeuge in heller Farbe, damit er von einem einfarbigen Kleide absteche. Die Mantillen von dunkelfarbigem Taffet dürften doch wohl eleganter aussehen, als die schwarzen. Schwarz sieht immer ärmlich aus. Eine Mantille von flohfarbigem, violettem, myrthengrünem oder kaffeebraunem Taffet wird also recht gut aussehen. Die gestreiften und carrirten Stoffe eignen sich für alle diese Moden. Man sieht fast keinen einzigen nur geblümten oder sonst gemusterten Stoff. Die gedruckten Musline erinnern an die englischen Musline, die seit vielen Jahren ganz aus der Mode verschwunden sind.

Herren-Mode. Zwei Genres von Oberröcken trägt man gleichzeitig als Straßen-Toilette; der erste ist ein gerader Oberrock, bis oben hinauf zugeknöpft, und der andere ein halb über Kreuz liegender Oberrock, mit breiten Anglaisen; die Kragen macht man niedrig, die Taillen lang, schmal und nach unten gebogen; die Röcke reichen nicht bis zu den Knieen, sie sind weit und bilden Tollen in dem Theile über den Hüften; die Anglaisen schlagen bis nach unten über, die Kragen sind mit schwarzem Sammet bedeckt, die Enden macht man viereckig; die Aermel sind in dem Theile von den Schultern bis zum Ellenbogen ziemlich weit, und vom Ellbogen bis zum Handgelenk anschließend; die Aufschläge macht man immer sehr niedrig. Die Oberröcke besetzt man ringsherum mit einer dünnen runden Litze, die sich kreuzenden sind auf dem Rande gesteppt. Alle Knöpfe macht man von englischem Zeuge oder von Roßhaaren, sie sind von flacher Form und von gewöhnlicher Größe. Die am häufigsten getragenen Farben sind: Schwarz, Dunkelblau, Hellblau, russisch Grün. ꝛc.

Zu Morgen-Toiletten trägt man noch den Sack-Paletot. Man macht ihn nach hinten nicht mehr so weit, und vorn breit überschlagend, bis oben hinauf zugeknöpft, den Kragen niedrig mit schwarzem Sammet bedeckt. Mit dem Sack-Paletot trägt man die Pantalons weit auf den Beinen, gerade auf die Fußbiege fallend, unten rund und ohne Sprungriemen. Man meldet uns für die schönen Tage einen neuen Genre von Paletots, welche eben so elegant wie comfortable sein sollen.

Leipziger Modenbericht.

Hinsichtlich der einzelnen von Paris ausgegangenen Moden, welche bereits unsere Damen in großer Anzahl angenommen haben, muß ich hauptsächlich den Camail erwähnen. Er ist eben so häufig von Seide, als von Camelot und gefüttert, doch ist Seide für eine Dame von Stande Erforderniß. Er ist bald kürzer, bald länger, bald ohne Schlitz, bald mit Schlitz, um die Arme durchzustecken, und ist theils mit Schnürchen am Rande ausgeputzt, theils mit Franzen und Spitzen besetzt. Die meisten haben oben noch einen viereckigen kleinen Ueberschlagkragen, ebenso besetzt wie unten, oder einen spitzigen Kragen, Art kleiner Capüchonkragen, oder sind auch ganz ohne Kragen. Höchst elegant sehen die von schwarzem Sammet mit Franzen, auch sah ich einen von Sammet in dunkler Kirschrothfarbe mit Franzen, der mit einem grünen Hütchen nach neuestem pariser Schnitte, und einem Kleide von silberfarbiger Seide, etwas changirend, aber ohne großen Ausputz und unten glatt, eine ausgezeichnete Toilette war. Elegant sehen auch die Camails in grauer Seide und blaßblau gefüttert, mit Posamentirarbeit verziert. Die schwarzen seidenen Langshawls, die vorigen Sommer so beliebt waren, sieht man nur noch selten.

Ein sehr geschmackvoller Hut, trotz seiner Einfachheit, den ich sah, war ein italienischer Strohhut, der statt Blumen und Federn einen einfachen Bandausputz hatte, in der Art, daß 4 bis 5 Enden von einem handbreiten weißen Atlasbande an der Seite übereinander, das eine Ende immer kürzer als das andere, gesteckt und ebenfalls handbreit ausgefranzt waren, so daß die übereinanderliegenden Seidenfasern gleichsam eine anmuthige Feder bildeten.

Bei den Herren ist in Sommerbeinkleidern das Carrirte bereits vorherrschend. Man sieht auch schon viele Fracks nach dem neuesten pariser Schnitte, das ist, vom Revers aus schief herabgehend bis nach den breiten Schößen, ohne an der Taille eine Ecke zu bilden und mit breiten theils runden theils eckigen Schößen. Die meisten sind grün mit blanken Knöpfen. Vergebens erwartet man noch den Twine oder Sommer-Burnuß mit Posamentirarbeit besetzt, die, welche ich bereits in großer Anzahl sah, hatten mehr die Form eines Paletots, und sahen nicht gerade geschmackvoll aus, obwohl sie der Leichtigkeit und Bequemlichkeit halber eine hübsche Sommermode sind. Sie waren alle in hellgrauer Farbe.

Das schönste Modell eines Sommer-Burnuß ist bei dem Friseur Herrn **Pfefferkorn** an der Dresdner Straße ausgestellt, welcher dem Vernehmen aus dem Atelier des Herrn **Hoyer** hervorgegangen sein soll

Erklärung der Modenkupfer. 1. Frack mit breiten Schößen, niedrigem Kragen und etwas breiten Revers. Carrirte Beinkleider. — 2. Hausüberrock mit Oberärmel, Schneppenleibchen und Posamentirarbeit ausgeputzt. — 3. Mantille von schwarzem Crepp.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 7. (5. Jahrgang. II. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 8. (Sonnabend, den 20. Mai.) 1843.



Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt und herausgegeben von R. Büchner.

Vierter Jahrgang. Zweites Quartal.

Der von mir beabsichtigte Titel

Leipziger Moden=Journal &c.

ist mir auf geschehene Reclamation von Seiten der Herren Verleger der Allgemeinen Modenzeitung und der Zeitung für die elegante Welt wegen möglicher Verwechselung Hoher Seits nicht gestattet worden, jedoch habe ich bereits um einen andern entsprechenden Titel für das III. Quartal nachgesucht.

Ich hab' den Fisch!

Die Gewohnheit englischer Lebemänner, auf die französische Küste zu fliehen, wenn Schulden und dergleichen Unfälle ihnen ihr Vaterland etwas zu heiß machen, als daß sie sich behaglich darin fühlen sollten, ist die Ursache, warum Boulogne und andre Städte, die bei solchen Gelegenheiten die Hauptsammelplätze abgeben, meistentheils eine wunderlich gemischte Gesellschaft beherbergen und bisweilen Zeugen von den merkwürdigsten Auftritten sind. Wir verlangen nicht geradezu von unsern Lesern, daß sie die folgende romantische Geschichte in allen ihren Einzelheiten glauben sollen, wiewol in keinem Theil derselben etwas sehr Unwahrscheinliches liegt.

Sir George Tindal war ein junger Baronet aus guter englischer Familie, und kam unter ziemlich sonderbaren Umständen vor einigen Jahren nach Boulogne. Noch sehr jung, fiel ihm ein hübsches Vermögen von seinem Vater zu, aber er hatte sich den Modethorheiten junger Leute von Stande so sehr hingegeben, daß er beinahe alles in Pferderennen vergeudete. Noch immer hatte er jedoch gute Aussichten. Ein Oheim von mütterlicher Seite, ein Kaufmann, und einer der reichsten in der Hauptstadt, hatte keine leiblichen Erben, und da er nicht mehr lange leben konnte, so war nichts natürlicher, als daß er seinem Neffen sein ganzes großes Vermögen hinterließ. Er liebte auch den jungen Mann wahrhaft zärtlich, nur war er im höchsten Grade unzufrieden mit dessen leichtsinnigem Betragen. Das wußte dieser recht wohl, und es gingen ihm deshalb manchmal ernstliche Besorgnisse durch den Kopf. Einst, als er eben auch über diese Sache nachdachte, kam dem fast zu Grunde gerichteten Baronet ein Einfall in den Sinn, den er für einen sehr glücklichen hielt. „Wie herrlich," sagte er zu sich selbst, „sind meinem Oheim immer seine Speculationen in Papieren gelungen! Könnte ich nicht ebenfalls auf diesem Wege mein Glück machen? Wenn ich meinen armseligen Rest von Vermögen in diese große Lotterie würfe: wäre es nicht möglich, daß ich einen Gewinnst herauszöge? Ich kann's ja einmal versuchen; alles was ich jetzt habe, ist kaum werth, daß ich zweimal daran denke. Ich will's wenigstens versuchen."

Der arme Sir George! Er vergaß, daß das Meer unergründliche Tiefen hat. Er wagte sein Alles in den Papieren. Einmal, auch zweimal glückte es ihm. Trunken von dem guten Erfolg, wähnte er, daß er nur zu wagen brauche, um zu gewinnen. Leider war er ein bloßer Neuling in den Händen ausgelernter Spieler. Er

gerieth einigen der ärgsten Mitglieder jener Genossenschaft, die in diesen Artikeln speculiren, in die Klauen; und da sie recht gut wußten, was er für Erwartungen hegte, und wo diese lagen, so verlockten sie ihn dadurch, daß sie ihn ein oder zwei Mal gewinnen ließen, bis sie ihn durch Kniffe, die nur bei Leuten dieses Gelichters nicht für Schurkerei gelten, in einen Sumpf von Schulden getrieben hatten, aus dem ihn sogar seines Oheims Reichthum nicht würde herausgezogen haben. Während sie sich nun seiner durch Schuldscheine und Wechsel versichert hatten, warteten sie es ruhig ab, bis er die in Aussicht stehende Erbschaft antreten würde, indem sie wohl wußten, daß dieselbe Aussicht auch ihr Schlachtopfer in einer solchen Nähe halten würde, daß sie es zu jeder Zeit erreichen könnten.

Einige Monate lang nach diesen Unfällen schlich Sir George in der Stadt herum, wie ein Mann mit einem Strick um den Hals. Während dieser Zeit stellte er über einen wichtigen Gegenstand mit sich selbst Betrachtungen an. Sie betrafen nichts Geringeres als sein ganzes zu ererbendes Vermögen. Der junge Baronet hatte von Natur einen guten Verstand; er war wohl erzogen, und man kann sagen, sein Herz war gut und seine Gesinnungen gegen alle Menschen unter gewöhnlichen Umständen redlich; aber seine Lebensart und seine Gesellschaft hatten seine sittlichen Grundsätze locker gemacht. Dieser Mangel kam jetzt mit ins Spiel. Der Punkt, um den sich sein Nachdenken drehte, war: ob er sich nun, nachdem er sich bestimmt überzeugt hatte, daß er die Gans gewesen war, die seine Gläubiger gerupft hatten, zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten gegen sie verpflichtet zu halten brauchte, oder nicht. Sein Verstand sagte ja, denn sie hatten in den Grenzen des Gesetzes gehandelt; sein Ehrgefühl sagte das nemliche, denn sie hatten seine Unterschrift; aber, sagte eine andre Stimme in ihm, sie verschafften sich diese durch schlechte Mittel, und sie haben durch mich nicht einen Schilling verloren. Erfahrung war der Artikel, den meine Thorheit um den Preis eines hübschen Vermögens von ihnen kaufte, und damit kam kein Pfennig aus ihren Taschen. Ueberdies bin ich an den Bettelstab gebracht, wenn ich diese Schröpfer bezahle. Das Ende von allem war, daß Sir Georges Oheim starb; und kaum befand sich der junge Baronet ein paar Stunden im Besitze seines Vermögens, das sich alles in tragbarem Zustande befand, als er auch schon damit nach Boulogne unterwegs war. Die Gläubiger tobten und drohten Rache; aber fürs erste wußten sie nicht, wohin er seine Richtung genommen hatte, und fürs zweite hat es seine eigenen Schwierigkeiten sein Geld von Leuten wieder zu erhalten, die sich auf das Festland geflüchtet haben.

Sir George schlug seine Wohnung in einem kleinen Landhause bei Boulogne auf. Er war im Stande gewesen, nach der Bezahlung kleiner Ehrenschulden soviel mitzunehmen, daß er Zeit Lebens sein gutes Auskommen haben konnte, nemlich ungefähr 20,000 Pf. St. Eine Zeit lang lebte er in großer Zurückgezogenheit und ging nur bei besondern Gelegenheiten aus. Die Gesellschaft, mit welcher er dann zusammentraf, war nicht von der Art, daß sie sich den Kopf darüber zerbrach, was er wohl gethan haben möchte oder zu thun im Begriff wäre, so lange er anständig gekleidet erschien und sich wie ein Mann von Bildung benahm. So führte Sir George eine Zeit lang ein ruhiges und ungestörtes Leben, mit Ausnahme einiger Nadelstiche, die ihm die verletzte Ehre dann und wann gab, bis die Liebe, die Niemanden unangefochten läßt, dem Flüchtling in den Weg trat und ihm die Ruhe abschnitt. Es kam nämlich eine Dame nach Boulogne, die sich Baronin von Estival nannte. Das Gerücht sagte, sie sei eine Engländerin von guter Herkunft und die Witwe eines fremden Edelmannes; und sie war jung und schön und galt für reich. Nicht lange, so unterwarfen diese Reize alle Flattergeister des flatterhaften Boulogne der Herrschaft der Baronin, und unter ihren Anbetern sah man auch unsern Baronet. Eine Zeit lang jedoch zeichnete sie ihn nicht aus, auch that er selbst keine merklichen Schritte bei ihr. Ein Zufall brachte es zur Erklärung zwischen ihnen. Durch eine unerklärliche Unvorsichtigkeit ihres Kutschers war die Kalesche der Baronin nahe daran, vor Sir Georges Thüre umgeworfen zu werden. Der junge Baronet sprang heraus, und da die Dame bis zur Ohnmacht erschrocken schien, so drang er in sie, auf einige Augenblicke bei ihm einzutreten. Sie willigte ein. Es war Frühstückszeit, und sie frühstückten zusammen. Sir George bat sie, seinen Garten in Augenschein zu nehmen, und sie begleitete ihn dahin. Als endlich die Dame im Begriff war wegzugehen, so bat Sir George um die Erlaubniß, die Zügel zu ergreifen und sie anstatt ihres ungeschickten Kutschers in Person nach Hause zu fahren. Die Folge von alle dem war, daß der Baronet ein beständiger Besucher der Baronin wurde und, als er ihr seine Liebe gestand, eine Antwort erhielt, die ihm viel Hoffnung machte, ohne ihm jedoch etwas Bestimmtes zu versprechen.

Sir George konnte nicht lange mit der schönen Baronin bekannt sein, ohne zu entdecken, daß sie eine merkwürdige und etwas übertriebene Liebhaberei besaß. Sie angelte für ihr Leben gern. Für die Zeit ihres Aufent-

haltes zu Boulogne miethete sie eine große Jolle, ein Mitteldíng zwischen einem Fischerboot und einer Jacht, und jeden Morgen, wenn das Wetter gut war, stand sie mit der Sonne auf und unterhielt sich der Küste entlang mit der Angel. „Ich kann nicht begreifen, was Sie für ein Vergnügen an einer solchen Beschäftigung finden," sagte Sir George eines Tages zu ihr. „Es ist eine reizende Erholung," antwortete sie munter; „und überdies haben mir die Aerzte empfohlen, die Seeluft soviel zu genießen und mir soviel Bewegung auf dem Meer zu machen wie möglich. Aus diesem Grunde kam ich zu der Liebhaberei. Es ist mitunter albern, ohne Zweifel, denn Schiffer und Bediente sind meine Gesellschaft nicht. Aber ich bin von einem gewissen liebenswürdigen Major und einem gewissen tapfern Oberst mit der Bitte bestürmt worden, sie mir Gesellschaft leisten zu lassen, und ich glaube, ich muß es ihnen wirklich einmal erlauben." Wie konnte ein Liebhaber umhin, sich die Erlaubniß auszubitten, daß er die Stelle dieser Nebenbuhler einnehmen dürfe? Sir Georges konnte es nicht. Er bat und flehte und die schöne Dame gab ihre Einwilligung dazu, daß er sie nächsten Morgen auf einem ihrer alten Seeausflüge begleiten sollte.

Der Tag war schön, und das Paar ging mit Sonnenaufgang an Bord. Sie segelten indessen weit zur See hinein und die Küste entlang, ehe die Dame Lust zum Fischen zeigte. An dem einen Orte gab sie vor, das Wasser sei nicht günstig, und dann erklärte sie wieder, sie sei diesen Morgen gar nicht zu der Beschäftigung aufgelegt. Sir George war mit dieser Abneigung gar nicht unzufrieden, denn es lag darin, wie er sich schmeichelte, das Geständniß, daß sie in seiner Unterhaltung hinreichendes Vergnügen finde; und sie ihrerseits schien blos darauf zu denken, wie sie ihn durch ihre süßen Gespräche bezaubere. Endlich fiel ein sanfter Regen, und die Baronin bat ihren Liebhaber, mit ihr in eine kleine unansehnliche Cajüte zu gehen, wo ihm ein Glas Wein und ein Stück Kuchen gereicht ward. Hier saßen sie eine Stunde nach der andern, indem die Dame ihren Liebhaber so mit ihrem Geplauder fesselte, daß er außer ihr Alles vollkommen vergaß. Da zog er endlich seine Uhr heraus und sprang in die Höhe. „Was!" rief er aus, „der Tag schon weit vorgerückt! sie haben doch wohl umgewendet!" Auch wehte der Wind fast gerade von der Küste her. „Kommen Sie, Madame, wenn Sie überhaupt heute fischen wollen, so ist es Zeit, daß Sie anfangen."

Die Antwort machte den Baronet erstarren. „Ich habe geangelt," sagte sie ruhig, „und was mehr ist, ich habe meinen Fisch gefangen." — „Wie meinen Sie das?" rief Sir George aus. „Was für einen Fisch haben Sie gefangen?" — „Zwanzig tausend Pfund," antwortete die Dame kaltblütig. Sir George ward blaß und eilte aufs Verdeck. „Zum Tollwerden!" rief er aus, sobald er um sich geschaut hatte. „Gleich umgewendet, Steuermann; das ist Margate!*) — wir sind ja an der englischen Küste!" — „Ganz recht, Sir George," sagte die Dame hinter ihm. Er drehte sich um und sah sie an. „Ihre Absicht also ist, mich zu fangen?" — „Mit nach London zu nehmen, Sir George," sagte die Dame mit Ruhe, obgleich ein verbindliches Lächeln um ihren Mund spielte. Sir George wendete sich zu den Matrosen. „Meine Börse!" rief er aus; „25 Louisd'or für Euch, wenn Ihr nach Boulogne umwendet!" — „25 Louisd'or!" sagte die Dame spöttisch, „wenn in der andern Wagschale 20,000 Pfund liegen!" — „Grausames, verrätherisches Weib!" rief der Baronet wüthend, indem er mit einem Auge um sich blickte, das Allen Gefahr drohte, wenn er nur die Mittel gehabt hätte, die Drohung auszuführen; aber die Baronin gab ein Zeichen und in einem Augenblick hatten ihn zwei Paar nerviger Arme wehrlos gemacht. Der Baronet rang mit ihnen, aber vergebens; es ward ein Strick gebracht, und man ersparte ihm den Schimpf des Bindens blos auf die Versicherung, daß er sich ruhig in der Cajüte halten wollte. Es schien ihm nichts anderes übrig, als sich zu fügen.

Sir George sah von jetzt an mit grimmigem Unwillen auf die, welche ihn gefangen hielt. Sie hatte die Matrosen ausgescholten, daß sie ihn so ungestüm behandelt, aber sonst ließ sie keine Bewegung merken. „Verrathen von Ihnen," sagte der Gefangene, „von Ihnen, die ich so sehr liebte!" — „Sie mich geliebt!" — „Ja; und Sie wußten es wohl!" antworttte Sir George. „Da Sie eine Abenteurerin sind, grausames Weib, würde Sie nicht mein ganzes Vermögen sammt meiner Hand besser bezahlt haben, als eine schnöde Belohnung?" Die Dame erwiederte nichts, und auch Sir George beobachtete ein verachtendes Schweigen von dem Augenblick an, bis sie in der Themse landeten. Hier ward er den Matrosen überliefert, die ihn in ein Gasthaus führten, wo er das feierliche Versprechen ablegen mußte, daß er keinen Versuch zum Entfliehen machen wolle. Alles für verloren haltend, war er nur froh, daß man ihn nicht in ein Gefängniß eingesperrt hatte, wäre es auch blos so lange gewesen, bis seine Gläubiger von seiner Verhaftung unterrichtet waren.

*) Ein Marktflecken mit starkbesuchten Seebädern auf der Insel Thanet.

Es war Abend, als die Landung stattfand. Sir George brachte eine schreckliche Nacht zu, indem er das Schicksal beseufzte, das, wie ihm sein Gewissen sagte, nicht unverdient war. Des Morgens setzte er seine Urkunde auf, worin er kurz und gut seinen Gläubigern alles übergab. Kaum war er damit fertig, als Besuch gemeldet ward. Es war seine Verrätherin, die Baronin. „Unseliges Weib, was suchen Sie?" sagte er ernst. „Ist Ihre Aufgabe nicht erfüllt? Ich habe es jetzt mit Andern zu thun." — „Mit Niemand als mir;" sagte die Dame mit leiser Stimme und einer Schüchternheit, die ihrem vorigen Benehmen nicht im mindesten glich. „Was wollen Sie damit sagen, Madame?" fragte Sir George. „Ich bin ihr einziger Gläubiger," sagte die Dame, indem sie ihm zugleich einige Papiere überreichte, die er augenblicklich für seine eingelösten Schuldscheine erkannte. Voll Staunen blickte er auf. „Sie hatten einst eine Base, Sir George," sagte die Dame mit niedergeschlagenen Augen. „Ja wohl, — Anna Fulton," erwiederte er, „wir waren Spielkameraden." — „Sie ging als Kind in die Fremde mit ihrer Familie," fuhr die Dame fort. „Ganz recht — und war, wie ich gehört habe, mit einem reichen Pflanzer verheirathet, der sich auf einer und derselben Insel mit ihnen niedergelassen hatte. Es schmerzte mich, als ich es hörte, denn wir liebten einander schon als Kinder." — „Sie heirathete gegen ihren Willen," sagte die Dame weiter; „denn auch sie gedachte der alten Zeiten. Sie ist jetzt Witwe." Sir George war allmälig ein Licht aufgegangen. Er sprang sogleich auf die Dame zu, ergriff hastig ihre Hand, und war im Begriff, sich vor ihr auf die Knie zu werfen. „Sie sind" — — „Ich bin Ihre Base Anna," sagte die Dame.

Es ist unnöthig, unsre Erzählung bis über den Punkt hinauszuführen, wo die Einbildungskraft des Lesers alles thun kann, was zu thun übrig ist. Die Dame war als eine reiche Witwe nach England zurückgekehrt; sie hatte die Lage und Verlegenheiten ihres ihr unvergeßlichen Vetters erfahren; sie hatte ihn zu Boulogne gesehen: sie hatte das scheinbare Umwerfen vor seiner Thüre bestellt und seine Bekanntschaft gemacht. Ihn auf die erzählte Weise mit nach England zu verlocken, war ein Einfall, der ihr in einer muthwilligen Laune gekommen war. Seine Schulden hatte sie bezahlt. Sie machten es wie alle Romanhelden: sie heiratheten einander und lebten glücklich; und wir wünschen, daß alle Eheleute sich so treu sein möchten, wie dieses Paar es war.

Die abgeschlossene Rechnung.

Im siebenjährigen Kriege kam ein preußischer Husarenmajor in ein Kloster in Franken, wo er, ermüdet von einem starken Marsche, mit seinen Kameraden übernachtete. Als er am andern Morgen erwacht war, und sich angekleidet hatte, sah er aus seinem Fenster in den Hof, in dessen Mitte sich ein Brunnen befand; da bemerkte er dicht an diesem Brunnen eine mechanische Figur in Lebensgröße, welche sich abwärts beugte und dann wieder aufrichtete, so oft Jemand aus dem Kloster herbeikam, Wasser zu holen, und zu diesem Behufe den Eimer hinunterließ. Durch eine ganz mechanische Vorrichtung war die Figur mit der Kette des Ziehbrunnens dermaßen in Verbindung gesetzt, daß sie die eben beschriebene Bewegung machen mußte. Der Major belustigte sich einige Zeit an der Puppe, als er sie aber genauer betrachtete, fand er, daß sie Luthern, dem Reformator, ganz ähnlich war, und es war ihm bald außer Zweifel, warum die Mönche sich den Spaß mit der Puppe gemacht hatten. Sogleich ließ er den Prior zu sich rufen und sagte zu ihm: „Ihr habt ja an Eurem Brunnen einen gar hochgelehrten Knecht, den guten Herrn Dr. Martin Luther!" Der Mönch lächelte. „Ist es wohl schon lange her, daß Ihr den Mann in Eurem Dienste habt? Wie lange arbeitet er Euch bereits?"

„Bereits seit zwanzig Jahren, Herr Major!"

Seit zwanzig Jahren? — Eine lange Zeit! So lange hielt es wohl keiner von Euch geistlichen Herren in einem gleichen Dienste aus! Und hat der Herr Dr. am Brunnen sich während dieser langen Zeit als ein treuer, ordentlicher und fleißiger Diener bewiesen? Seid Ihr immer recht zufrieden mit ihm gewesen?"

„Warum das nicht?" sagte der Mönch, schalkhaft lächelnd. „Er war stets ein getreuer Knecht."

„Aber er ließ sich gewiß seine Arbeit theuer bezahlen?"

„Bis jetzt hat er uns ganz umsonst gearbeitet."

„Ganz umsonst? — Nein, das ist nicht möglich! Da habt Ihr ihm gewiß seinen Lohn vorenthalten. Wie viel, sagt mir, wie viel kann ein recht fleißiger Arbeiter in einem Tage verdienen, wenn er, wie dort Herr Luther, von Morgens schafft bis in die späte Nacht hinein?"

„Ei nun! — Ein solcher Arbeiter mag immerhin seinen halben Gulden täglich verdienen; wir bezahlen gut."

„Schön! schön! — Herr Prior. — Ein fleißiger Arbeiter ist ja seines Lohnes werth. — Und nun lasset uns in Betreff auf den Herrn Luther abrechnen. — Er steht 20 Jahre als ein getreuer und fleißiger Knecht bei Euch im Dienste; er, als ein studirter und gar hoch-

gelehrter Arbeiter, darf wohl mit allem Recht doppelt so viel Arbeitslohn fordern, als ein gewöhnlicher Arbeiter. Setzen wir daher auf den Tag einen Gulden; also 365 20 Mal macht die runde Summe 7300 Gulden. Ich will generös sein und Euerm Kloster die Interessen gar nicht berechnen. — Morgen früh marschiren wir ab, bis dahin haltet mir das Geld in Bereitschaft; und vergeßt nicht, daß ich Protestant und preußischer Husarenmajor bin. —

Der Prior ließ es an Einwendungen aller Art nicht fehlen; umsonst. Dann verlangte er, man möge die Forderung doch ermäßigen; umsonst! — Am andern Morgen zog der Major mit seinen Kameraden weiter und vertheilte das richtig empfangene Geld unter die Mannschaft. Die Mönche ärgerten sich nicht wenig und sagten, es habe noch nie in ihrem Kloster ein Arbeiter so viel Lohn erhalten. Die Mönche schafften sogleich den Arbeiter weg.

Eva's Nachkommenschaft.

Im südlichen Rußland, am Kaukasus, ist ein Thal, von den Bewohnern „das Thal der Schlangen" genannt. In einer Ausdehnung von vielleicht zwei Quadratmeilen, rings von hohen Bergen eingeschlossen, herrscht hier ein ewiger Frühling. Wälder von Orangen- und Citronenbäumen, aus denen hier und da die Tochter der Wüste, die hohe Palme hervorragt, purpurne Trauben im üppigsten Laubwerk, Stauden und Blumen der reichsten orientalischen Vegetation bedecken den Boden, schön gefiederte Vögel bauen unter den Bäumen, krystallhelle Quellen rieseln in Silberstreifen vom Gebirge herab, die mildeste mit tausend Blumenduft geschwängerte Atmosphäre unter ewig azurnem Himmel, haben den christlichen Besuchern jener Gegenden zu dem Glauben Veranlassung gegeben, daß diese Stelle die Wiege des ersten Menschenpaares gewesen sei. Im October, wenn die Weiden außerhalb dieses Thales anfangen zu ersterben, ziehen die Nomadenstämme sich für den Winter in dieses Eden zurück. Aber ehe noch im März die Sonne glühendere Strahlen sendet, verlassen sie eiligst mit ihren Heerden das Thal, um den gefährlichen Bewohnern Platz zu machen, die ihm den Namen gegeben. Von dieser Zeit an ist das Thal jedem andern Wesen verschlossen. Tausende und aber Tausende von großen und kleinen Schlangen haben dann hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen, und wehe dem armen Geschöpf, das sich dahin verirrt. Hoch von den Bergen herab hat man mit Fernröhren die gräßlichen Scenen betrachtet, wenn der Wüstenkönig die flüchtige Gazelle verfolgend über den verrätherischen Blüthenteppich des Schlangenthals hinwegfliegt. Züngelnd und zischend umschlingen die scheußlichen Bestien Füße, Hals, Leib und Schweif im lebendigen Netze — donnernd hallt sein Gebrüll durch die Lüfte, vergebens streckt er sich aus und braucht die gewaltigen Kräfte, immer neue und neue Fäden schlingen sich um ihn, bis er leiser und leiser stöhnend im fruchtlosen Kampf ermattet und verendet. Ein treffendes Bild einer edlen Seele, die den Schlägen des Schicksals, dem tausendfachen Weh und Ach, verzweifelnd unterliegt. — Diese Schlangen sollen die Nachkommenschaft der ersten Verführerin der Mutter Eva sein! —

Frauen-Scandal.

Die pariser Damen machen immer mehr Fortschritte in der Emancipation. Vor Kurzem ritt eine junge und elegante Amazone in den Champs élysées neben einem Wagen her, in welchem eine Dame saß, die seit einiger Zeit Furore in den Salons macht, und eine zweite Rachel zu werden verspricht. Ein junger Stutzer mit einem schwarzen Schnurrbart saß an der Seite der liebenswürdigen Celebrität in partibus infidelium, und seine neugierig unruhige Miene, mit welcher er die Amazone durch sein Lorgnon betrachtete, ließ vermuthen, daß er sie nicht zum ersten Mal sah. Die Künstlerin erbleichte unter der Schminke; die schöne Reiterei hatte einen lebhaften, frischen Teint und einen feurigen Blick. Plötzlich pfiff die Gerte, welche sie in der Hand hielt, durch die Luft, und mit zwei kräftigen Hieben zeichnete sie das Gesicht der Dame und des Cavaliers neben ihr. Darauf warf sie ihre Karte in den Wagen und ritt im Galopp davon. Dies war die erste Scene des seltsamen Ereignisses; die zweite spielt den Montag nachher bei dem Gehölz von Romainville. Zwei Damen erschienen, jede in einem Cabriolet, und nachdem sie ausgestiegen, entspann sich folgendes Zwiegespräch:

„Ich habe die Wahl der Waffen," sprach die beleidigte Dame, „und ich hoffe, daß Sie eben so wenig, wie ich, sich um einen Secundanten bekümmern."

„Nein, Prinzessin," antwortete die andere Dame geringschätzend; „ich bin ganz zu Ihrem Befehl. Sie haben mir einen Freund abtrünnig gemacht, auf den ich wahrhaftes Vertrauen gesetzt hatte, und ich wünschte

nicht, daß er Ihnen ohne die Erinnerung, welche Sie kennen, verbliebe."

„Sie meinen die Schläge mit der Gerte?"

„Mein Gott, ich wollte Ihnen die Wiederholung des Wortes ersparen."

„O, geniren Sie sich nicht, meine Liebe; ich schwöre Ihnen, daß, noch ehe zwei Minuten vergangen sein werden, jenes Wort eben so wenig Eindruck auf Sie machen wird, als auf mich."

Bei diesen Worten zog die Künstlerin aus den Falten ihrer Robe eine Gerte mit bleiernem Knopf, stürzte sich auf ihre Gegnerin und deckte sie so schlimm zu, daß dieselbe, blutend und betäubt, nach Hilfe rief. Glücklicher Weise eilten Menschen herbei und verhinderten die Fortsetzung der Schlägerei. Beide Damen wurden sogleich vor den Maire der Commune gebracht, der unhöflich genug war, sie nach Paris transportiren zu lassen. Hier harren sie dem Urtheil des Zuchtpolizeigerichts, und, was noch schlimmer ist, der Persiflage auf dem Vaudevilletheater entgegen.

Miscellen und Anecdoten.

(Der Kellermeister.) Ludwig Bonaparte, König von Holland, war der weichste und gutmüthigste Mensch. Wenn er einen Beamten seines Haushaltes abdanken wollte und gleichwohl befürchtete, ihn zu betrüben, so übertrug er ihm meist eine Sendung, die dann für eine Entlassung galt. Ein einziger, Dautavoine, der erste Kellermeister, weigerte sich, nach Bordeaux zu gehen, um dort Weine einzukaufen. Der König, der sich wunderte oder vielmehr schämte, seine Absicht errathen zu sehen, ließ den Mann rufen und fragte ihn in einem Tone, der streng sein sollte, nach dem Grund der Weigerung.

„Sire," antwortete Dautavoine, „um Ew. Majestät zu dienen, würde ich in — die Hölle gehen; wenn ich aber den Palast verlasse, um nach Bordeaux zu gehen, so werde ich unterwegs die Anzeige erhalten, da ich nicht länger die Ehre hätte, in Ew. Majestät Diensten zu stehen, so brauchte ich weder zu reisen, noch nach Amsterdam zurückzukommen. Da ich nun in der Nähe Ew. Majestät leben und sterben will, so reise ich nicht nach Bordeaux, um die Weine einzukaufen, welche Ew. Majestät wünschen."

„Aber," entgegnete Ludwig in mildeerm Tone, „es sind mir Klagen über Sie zu Ohren gekommen."

— „Sire, ich habe stets meine Pflicht gethan; Ew. Majestät wissen es besser, als irgend Jemand."

„Ich weiß allerdings, daß Sie den besten Wein aus meinem Keller trinken. Gestehen Sie dies?

— „Allerdings, Sire. Wenn ich es nicht gestehen wollte, würde mir Niemand glauben, nicht einmal Ew. Majestät; aber das, was man mir zum Vorwurfe macht, gehört wesentlich zu den Pflichten meines Amtes."

Diese Naivetät entwaffnete den König. Dautavoine reis'te nicht nach Bordeaux und blieb Kellermeister des Königs.

— Man hat berechnet, daß in den letzten 6 Jahren 80,475 Deutsche aus dem Vaterlande ausgewandert sind. — Von den 2000 Häusern, die der große Brand im vorigen Jahre in Hamburg zerstörte, sind bis jetzt ungefähr 500 wieder aufgebaut.

— Herr R. in B., ein angesehener Beamter, hatte das Unglück, auf seine Frau eifersüchtig zu sein, welche dagegen auf ihren Mann eifersüchtig war. Vor einiger Zeit erschien ein Mann in dem Bureau des Herrn R. und sagte: „Ich habe Gelegenheit, Ihnen zu beweisen, daß ihre Frau sie hintergeht; begleiten Sie mich; ich will Sie an Ort und Stelle führen." Herr R. folgte dem Unbekannten, der ihn in ein bekanntes Caffeehaus brachte und in einem Nebenzimmer ihn einen Augenblick zu warten empfahl. Während dies geschah, erschien ein Anderer bei Madame R. und betheuerte, ihr Gatte hintergehe sie auf eine nicht zu rechtfertigende Weise. Er könne beweisen, was er behaupte, die Dame möge ihm nur folgen. Madame R. hört nur auf ihre eifersüchtige Wuth, bedenkt sich keinen Augenblick, sondern folgt dem Unbekannten in dasselbe Kaffeehaus, wo man sie in ein Zimmer führte und einen Augenblick zu warten ersucht. Es verging so wohl eine Stunde, Herr R. verlor die Geduld, verließ sein Zimmer und ging in dem Corridor auf und ab; Madame R. konnte es auch nicht lange in dem Zimmer aushalten und trat ebenfalls auf den Corridor hinaus. Hier trafen die beiden Eifersüchtigen auf einander und eins machte dem andern Vorwürfe, eins wie das andere behauptete, schändlich hintergangen worden zu sein. Endlich verständigte man sich aber doch und erkannte, daß man angeführt worden sei. Mann und Frau begaben sich also nach Hause, um die glückliche Versöhnung zu feiern, aber ihre Freude war von kurzer Dauer. Die beiden Unbekannten, welche Mann und Frau in das Kaffeehaus gelockt hatten, waren — Diebe gewesen, und hatten die Abwesenheit der Betrogenen benutzt, um dieselben zu bestehlen. Als das versöhnte Ehepaar zurückkam, fand es die Wohnung — ausgeräumt.

— Ein edles Brautpaar schwur sich neulich ewige Treue; die Braut hatte Rubinen-Lippen, Saphir-Augen und Gold-Haar; aber der Bräutigam ging auch nicht leer aus; er hatte Kupfer auf der Nase, Silber auf dem Kopfe und — Gold im Kasten. (Dib.)

— Die A. Allg. Zeitung warnt vor gewissen Pariser Betrügereien, die vorzugsweise auf Deutschland berechnet sind. So wird eine bedeutende Schwindelei mit den südfranzösischen Weinen betrieben, die fast ohne Ausnahme in Marseille und Cette mit provenzalischen Weinen gefälscht und dann als Bordeaux und Medoc nach den Ostseehäfen und den Norden Europas verführet werden. Eben so geht es mit den Ausschußwaaren in Seide, Porzellan, mit alten Shawls, bereits getragenen Ternaux-Caschemirs, die für den äußern Anschein appretiet werden und dann in das Ausland gehen. Der pariser Luxushandel hat hierin eine große Gewandtheit und eigene Käufer in Deutschland und Rußland. Wir selbst haben öfters in den

französischen Zeitungen Aufforderungen an Damen gelesen, ihre getragenen Shawls da und da zu verkaufen, weil man besondere Wege habe, alte Shawls in „Deutschland" an den Markt zu bringen. Unsere Leserinnen mögen sich daher vorsehen und ihre Shawls und dergleichen nur in anerkannt soliden Handlungen kaufen.

(Der schwarze Tod.) Jean de Venette war im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in dem Kirchsprengel von Compiegne gebürtig und trat nachmals in den Orden der Carmeliter, welche zu Paris ein Kloster nah am Platze Maubert hatten. Er war Zeuge jener unerhörten Schrecknisse, welche die historisch bekannte Seuche: „der schwarze Tod" vom Jahre 1348 bis 1349 in Paris und ganz Frankreich verbreitet hat, und konnte nicht umhin, diese Verheerungen zu beschreiben, welche wir in Betreff Frankreichs von Nangis und in Betreff Italiens von der Meisterhand eines Boccaccio kennen. Die Handschrift des Jean de Venette ging verloren, und wurde erst unlängst wieder als ein höchst schätzbares Original aufgefunden. Wir wollen einige Stellen aus demselben herausheben. „Im Jahre des Herrn 1348," schreibt er, „im Monat August, bemerkte man über Paris gegen Westen hin einen sehr großen hellschimmernden Stern, der nicht wie die gewöhnlichen Sterne aussah, und auch der Erde näher stand, als die übrigen. Als die Sonne unterging und die Nacht hereinbrach, zeigte sich jener Stern (den man früher bei Tage sah) ganz unbeweglich auf demselben Punkt, aber auf einmal bemerkten wir mit Staunen und Erschrecken, daß dieser leuchtende Himmelskörper in zahllose Strahlen zerplatzte, und sich über die Stadt hin gegen Osten zerstreute, worauf er plötzlich erlosch. Ob das ein Komet, oder ein anderer Stern, oder aber ein aus Erddünsten gebildetes Meteor gewesen sei? Das wage ich nicht zu bestimmen, sondern überlasse die Entscheidung den Astronomen. Indeß war dieses außerordentliche Himmelszeichen unfehlbar ein Vorbote der schrecklichen Krankheit, welche bald nachher ganz Paris, Frankreich und auch andere Länder verwüstet und entvölkert hat." — Der Glaube an den Einfluß der Gestirne auf unsere Erde, der sich in der obigen Stelle ziemlich deutlich ausspricht, war im 14. Jahrhundert allenthalben festgewurzelt, und zufällig hat man zu Paris fast zu gleicher Zeit ein lateinisches Gedicht aufgefunden, welches ebenfalls „den schwarzen Tod" zum Inhalte hat, und worin gesagt wird: daß sich diese furchtbare Pestseuche von jenem damaligen Zusammentreffen des Jupiter und Saturn im Zeichen des Wassermannes herschreibe. — Bei der Beschreibung der großen Sterblichkeit und des grenzenlosen Elends führt Jean de Venette zwar nicht die malerische Feder eines Boccaccio, weiß aber nichts destoweniger durch seine einfache populäre Schreibart zu fesseln und im gleichen Maaße Schauder und Rührung zu erwecken. „Die Seuche," sagt er, „theilte sich durch jede Contagion, und am ehesten den jungen Leuten mit. Von 20 Menschen blieben in der Regel nur zwei am Leben, und man fand nicht mehr Hände genug, daß die Todten weggeschafft und beerdigt werden konnten, im Hotel de Dieu allein war die Sterblichkeit so groß, daß man täglich 50 Todte aus demselben wegtrug, und in dem Friedhofe des Innocens bestattete. Wenn sich schwarzblaue Beulen unter den Achseln oder auch am Unterleibe zeigten, so war der Tod nicht mehr ferne; viele sanken um und athmeten ihre Seele aus, ohne daß sie noch von dem Uebel ergriffen zu sein glaubten; Andere aber hatten zwei, höchstens drei Tage lang mit dem Würgengel zu ringen, bis sie ihm unter schrecklichen Schmerzen erlagen."

(Wie viel Gefangene sind von den Kosaken von 1812 bis 1813 eingebracht worden? Nach einer möglichst genauen Berechnung 90,000. Und wie viel Kanonen? 600. Czernitschew allein nahm 25, Winzingerode und Tettenborn waren nicht minder thätig. Indessen die unermüdlichen Krieger, die Augen des russischen Heeres, wie sie Suwarow nannte, sorgten auch treulich für sich selbst; von Paris bis Tscherkask am Don halten sie, — es ist fast unglaublich! — eine Linie gebildet, die, Posten an Posten, die Beute, welche nicht gleich versilbert werden konnte, ablieferte, bis sie glücklich in die Heimath spedirt war. Sie hatten ihre Vor- und Nachhut und lief mitten durch die feindlichen wie alliirten Heere, ohne daß auch letztere die Schelmerei merkten.

— In jenen Zeiten, als man noch erröthete, oder Verlegenheit, Schüchternheit verbergen wollte, trug man sehr große Fächer, hinter die man sich versteckte. Jetzt erröthet man selten, ist nie schüchtern und will sich nie verstecken, darum sind die Fächer so klein geworden, daß man sie kaum mehr sieht, oder ganz außer Mode gekommen. Die Geschichte der Mode ist nicht so frivol, als man gewöhnlich glaubt; sie ist — ein Theil der Sittengeschichte.

Pariser Modenbericht.

Was die Form der Kleider betrifft, so haben wir viel anliegende, aber auch eben so viele halbweite Aermel gesehen, die mit einem doppelten Bouillon von Mousseline versehen sind, der mit einer Manschette von Spitzen endet; andere waren ziemlich eng und gingen bis zum Vorderarm, den ein Unterarmel von bouillonirtem Tüll bedeckt. Wenn man auch mitunter einem ausgeschnittenen Leibchen begegnet, so bemerkt man doch viele, die hoch herauf gehen und an der Achsel sich anschließen, mit einem kleinen Gürtel, oder auch andere mit glatten Aermeln, die mit abgerundeten Mancherons verziert sind. Die Kleider sind mit hohen Falbeln, zwei großen Volants, oder auch einem einzigen Volant, der aber von schwarzer Spitze sein muß, garnirt. Manche Kleider sind auch mit einer Broderie en soutache oder mit Posamentirarbeit bedeckt. Allem Anschein nach wird man künftig die Roben ein wenig länger, aber nicht so weit, als bisher, tragen, und für die die ganze Toilette die glatten Leibchen mit Spitze, dagegen für die Halbtoilette die auf dem Rücken gefalteten Leibchen, vorn glatt mit drei großen, spitzzugehenden Falten nehmen. Die Pelerine wird ohne Zweifel auch nicht ganz verbannt werden, aber in der Form wird sie sich ändern, nämlich zugleich länger und offener werden, so daß die Taille durchaus nicht behindert wird.

In Beziehung auf die Hüte herrscht noch große Unsicherheit und Mannichfaltigkeit; in dem einen Magazine heißt es, der Schirm werde kleiner getragen, in dem andern hört man, die Form sei ganz so, wie vorigen Winter, mit kleinen Modificationen. Zum ersten Male sahen wir unter anderm Hüte von Sylphidenstoff, mittler Größe, zur Stirn sich herabneigend mit zwei gekräuselten Federn, von denen die eine, auf der linken Seite, sich nach hinten über den Schleier wendet; die Feder rechts dagegen fällt über den Schirm herab. Sehr kleidsam erscheinen uns auch die weißen Crepphüte mit einer an der Seite herabhängenden Feder, welche an einem kleinen Strauß von Myosotis befestigt ist, Hüte von rosenrothem Crepp mit

ein wenig geschlossenerem Schirm und einem schmalen Bouillon von Tüll bedeckt, außerdem mit einem Zweig von persischem Lilas versehen; Hüte von Reisstroh mit Creppschleifen umgeben und mit rosenrothen schottischen Federn geschmückt, Hüte von blauem Crepp mit Taffetasband und auf jeder Seite mit einem Rosenbouquet ausgeputzt. Die Lieblingsfarben unserer eleganten Damen sind in der Regel das Rosenfarbene, das Weiß und das Lapis-Grau.

Herren-Mode. Die Herrentracht, wie sie sich für diesen Sommer ankündigt, bringt uns allmählig zu den Fracks und Röcken zurück, wie sie vor etwa einem Dutzend Jahren getragen wurden: die breiten Revers liegen glatt auf der Brust und reichen bis an die Achseln; auch die Kragen sind breit, liegen aber ebenfalls glatt auf der Achsel und lassen den Hals frei. Die Taille ist ziemlich lang und die Schößen an den Fracks sind außerordentlich breit und viereckig; die Revers und die Kragen werden nur wenig gesteift, daß sie leichter aussehen. Die Röcke haben meist zwei Knopfreihen und sind sehr kurz. Nur einige Morgenröcke mit einer Knopfreihe sieht man, und die Knöpfe sind dann unter einer Patte versteckt. Ziemlich ähnlich hat man Fracks zum Reiten, die eine Reihe goldner ciselirter Knöpfe haben, bis in die Mitte der Brust zugeknöpft werden und von da in zwei breiten Revers sich öffnen, die sich bis an den Kragen ausbreiten, welcher ebenfalls breit und glatt ist. Die Schößen sind breit, mit Seide gefüttert und bedecken die Hüften.

Zu diesem Halbputz sind die schottisch carrirten Beinkleider sehr beliebt; man trägt sie meist mit Falten auf den Hüften und knapp auf dem Stiefel. Die Morgenpantalons sind dagegen meist oben und unten weit, ohne Fußriemen und mit einem kleinen Schlitz an der Seite, damit sie glatter fallen und die Fußbiege am Stiefel besser bedecken. Das Schottische ist indeß nicht blos an den Pantalons beliebt, man liebt es auch an den Westen. Die Morgenwesten haben Revers und zwei Knopfreihen; andere einen einfachen Shawlkragen. Wenn man geputzter erscheinen will, gibt man der Weste von weißem Piqué den Vorzug. Diese Westen sind ziemlich lang, endigen in einer Spitze und lassen die beiden letzten Knöpfe aus. Sie haben keine Shawlkragen, sondern sind ausgeschnitten und mit goldnen Knöpfen oder mit Knöpfen von guten Steinen besetzt. Bei diesen offenen Westen ohne Kragen spielt die Cravate eine große Rolle; sie ist meist lang, von Seide, mit kleinen broschirten Bouquets, oder breit gestreift oder carirt — blau und braun, aschgrau und grün, roth und weiß, schwarz und roth etc. mit einer goldnen Nadel.

Leipziger Modenbericht.

Die Camails werden immer zahlreicher und scheinen Pelerinen und Mantillen ganz in den Hintergrund zu drängen. Einen schönen Camail sah ich von damassirter Seide in Schwarz, mit doppeltem Kragelchen, eines ganz schmal, das andere breiter, und rings mit schwarzen Spitzen besetzt. Dazu trug die Dame ein gesteiftes Seidenkleid, etwas schillernd, eine schöne Capote von himmelblauer Seide und einen Sonnenschirm von schwarzer Seide, große Form, rings herum bis oben hinauf mit anderthalbfinger breiten damassirten Streifen. Einen andern bemerkte ich in Schwarz, rings herum und am Kragen mit zwei Reihen schwarzem Schmelz besetzt, sehr elegant sehen die hellgrauen, rings herum mit einer himmelblauen Guimpenborde besetzt. Ausgezeichnet sah ein anderer in stahlgrüner Seide, rings herum mit einem schwarzen Sammetstreifen und dann noch mit schwarzer Spitze besetzt. Ueberhaupt sieht man viele auch mit zwei Streifen Sammet besetzt. Ein sehr hübscher Camail war in schwarzem gepreßtem Sammet und in Moire, ein höchst eleganter in schwarzem Sammet und theils in länglichen Streifen, theils in Würfel karmeisinroth broschirt, die Form war etwas kurz; ferner ein in schwerer schwarzer Seide, mit gemusterten gerippten Streifen, karmeisinroth gefüttert und leicht wattirt, mit schweren seidenen Franzen und vorn mit herabhängender Troddel, und desgleichen auch an den Schlitzen mit einer Troddel. Ueberhaupt sieht man viel Posamentirarbeit zum Ausputz. Auch sieht man Camails in dunklen granatfarbigem Sammet, aber den Höhepunkt der Eleganz erreichte ein Camail von gesticktem weißen Tüll mit hellblauseidener Unterlage, um den Kragen oben eine Spitze, unten rings herum ein Streifen oder Schale von Tüll ohne Unterlage, dann eine Schale mit Unterlage und dann wieder Spitze. Zu diesem Camail trug die Dame ein schönes seidenes Kleid, changirend. Hervorzuheben ist, daß namentlich die schwarzen Camails so zahlreich geworden sind, daß die vornehmen Damen ihnen bald wieder entsagen dürften.

Den Schnitt der Leibchen anlangend, so sind sie meist ohne großen Ausputz, da der Camail ihn drücken würde; die Aermel sind meist noch eng. Doch scheinen die Falbeln sehr in die Mode zu kommen, indem ich an den meisten Damen, die sich durch Geschmack und Eleganz auszeichneten, drei handbreite, von einander über handbreit abstehende Falbeln bemerkte, namentlich an den seidenen Kleidern. Die leichtern haben etwas breitere Volants und nur einen. Ein schönes Kleid von blaßrosa Farbe hatte vom Leibchen oben an zwei Reihen schwarzseidener Knöpfe, oben eng und auf dem Rock tunikaartig bis nach unten auseinanderlaufend. Viele Kleider haben auch zwei bis drei Viertelelle tiefe Stufen.

Die kleinen Sonnenschirme, viele in gemusterter Seide, hell- und dunkelfarbig, scheinen die größere Form des vorigen Jahres gänzlich verdrängen zu wollen. Doch sind die sogenannten Knicker wieder größer, als voriges Jahr. Die Form der Hüte stimmen mit den pariser gänzlich überein, daher ich über sie weiter nichts berichte.

Was die Mode der Herren betrifft, so sieht man viele Sommer-Paletots, indeß die geschmackvollere Form der Sommer-Burnusse läßt noch vergebens auf sich warten, nur einige wenige sieht man hie und da, die aber gewöhnliche nur etwas weitere Aermel haben. Mit geschlitzten weiten Aermeln und darunter einen engen Aermel, was geschmackvoller aussieht, sieht man sie höchst selten. In diesem Fall ist auch ein Aufwand von Posamentirbesetzung nothwendig. Die Sackpaletots, die sich in ziemlicher Anzahl zeigen, sind meist lichtgrau. Bei den Herren Gebrüder Tecklenburg am Markt, sah ich einen dergleichen Sommer-Paletot, ausgehängt, auch einen sehr schönen Sommer-Burnuß von feinem schwarzen Wollenstoff und leicht gefüttert, aber nicht mit geschlitzten Aermeln, der indeß wegen seiner Leichtigkeit und des billigen Preises wegen (5 Thaler) ebensowohl wie die gleichfalls aushängenden Gummibeinkleider zu gleichem Preise zu empfehlen sein dürfte.

Erklärung der Modenkupfer. 1. Rock mit niedrigem Kragen und sehr breiten, weit zurückgeschlagenen Klappen, engen Aermeln und großen Knöpfen; bunte Cravate, Weste mit Shawlkragen; carrirte Beinkleider. 2. Reisstrohhut mit schattirtem Band und Federn ausgeputzt. Schwarze Mantille mit Spitzen besetzt. Kleid von Barege mit Volants besetzt. 3. Frack mit einer Reihe blanker Knöpfe, niedrigem Kragen und nicht ganz breiten Revers. Carrirte Beinkleider. — Darüber Hut von Reisstroh mit Band ausgeputzt. Hut von Crepp.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 9. (Sonnabend, den 27. Mai.) **1843.**



Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt und herausgegeben von R. Büchner.

Vierter Jahrgang. **Zweites Quartal.**

Der von mir beabsichtigte Titel

Leipziger Moden-Journal 2c.

ist mir auf geschehene Reclamation von Seiten der Herren Verleger der Allgemeinen Modenzeitung und der Zeitung für die elegante Welt wegen möglicher Verwechslung Hoher Seits nicht gestattet worden, jedoch habe ich bereits um einen andern entsprechenden Titel für das III. Quartal nachgesucht.

Die hessischen Landeskinder.

Ein Commentar zu Schillers Kabale und Liebe.

Unsere Leser werden uns für das nachstehende, historische Document Dank wissen.

Der Graf Schomburg schrieb an den Baron Hohendorf, Commandant der hessischen Truppen in Amerika, folgenden Brief:

Herr Baron! Ich habe Ihren Brief vom 27. December des vergangenen Jahres, bei meiner Zurückkunft aus Neapel erhalten. Ich habe mit einem unausdrücklichen Vergnügen den Muth, den meine Truppen bei der Schlacht von Trenton bewiesen haben, vernommen, und Sie können sich keine Vorstellung machen von dem Vergnügen, das mir die Nachricht verursacht hat, daß von 1950 Hessen, die bei der Schlacht waren, nur 345 davon gekommen sind. Es macht dies just 1605 Mann, die geblieben sind. Ich kann Ihre Genauigkeit der Listen nur loben, die Sie an meinen Gesandten in London schickten. Diese Vorsicht war um so nöthiger, da die andern Berichte an den englischen Minister nur von 1465 Todten sprachen, woraus eine Differenz zu meinem Nachtheile entstehen würde, da nach der Berechnung des Lords von der Schatzkammer, mir für die Getödteten nur 483,450 Gulden zukömmt, statt 643,500, die ich nach Ihrer Berechnung das Recht zu fordern habe. Sie begreifen wohl, daß ich es dabei hätte nicht bewenden lassen können. Durch Ihre Sorge werde ich ihnen die Falschheit ihrer Liste nachweisen.

Der Londoner Hof wendet dagegen ein, daß ungefähr 30 Verwundete darunter sind, die nicht als Todte bezahlt werden sollen. Ich hoffe jedoch, Sie werden sich der Instruktionen noch erinnern, die ich Ihnen in Cassel gab, und daß Sie keine falsche Cur bei diesen Unglücklichen anwenden werden, um ihnen das elende Leben auf Kosten eines Beines oder Fußes zu retten. Das wäre für sie ein trauriges Geschenk, und ich bin überzeugt, sie sterben lieber, als daß sie ihr hoffnungsloses Leben verstümmelt zubringen sollen. Man muß jedoch menschlich sein, lieber Baron. Ich verlange nicht, daß Sie sie todtschlagen, aber Sie können doch menschlich den Wundärzten insinuiren, daß ein verkrüppelter Mensch ihrer Kunst Schande bringt, und daß es für sie nichts Gelehrteres gibt, als alle die sterben zu lassen, die einmal unglücklich genug sind, dienstunfähig zu sein. Uebrigens werde ich Ihnen neue Rekruten schikken. Schonen Sie sie nicht. Der Ruhm vor Allem. Man muß vor Allem an die Ehre und an den Ruf

9

denken, und dieser Ruf erwirbt sich nur durch die Gefahr. Eine Schlacht, die gewonnen wird, ohne daß es dem Sieger Blut kostet, ist nur ein schöner Vortheil, während die Besiegten sich mit Ruhm bedecken, indem sie, die Waffen in der Hand, sterben. Erinnern Sie sich, daß von den 300 Lacedämoniern, die die Termopylen vertheidigten, nicht ein einziger zurückkam. Ha, wie glücklich wäre ich, wenn ich das von meinen Hessen sagen könnte! Es ist wahr, ihr Fürst Leonidas starb an ihrer Spitze, aber einem Reichsfürst ist es nicht erlaubt, in Amerika für die gute Sache zu kämpfen, und dann muß doch einer da sein, um die 30 Guineen für jeden Mann zu empfangen. Ich muß Ihnen übrigens wieder Rekruten schicken, um die Gefallenen zu ersetzen*). Freilich die Männer werden jetzt rar in Hessen, ich muß Ihnen Kinder schicken. Uebrigens je seltener eine Waare, desto theurer. Man hat mir gesagt, daß die Mädchen und die Weiber jetzt die Aecker bearbeiten, sie sollen sich sehr gut ausnehmen.

Sie haben sehr weislich daran gethan, den Arzt Aumeresse nach Europa zurückzuschicken, der so geschickt war, den Fluß zu heilen. Sie werden allen denen, die sich der Gefahr aussetzten, Beförderung versprechen, sie ermahnen, den Ruhm in der Gefahr zu suchen. Sie werden dem Major Mandorff sagen, daß ich mit seiner Aufführung sehr unzufrieden bin. Er hat die 345 Mann gerettet, die bei Trenton entwischt sind. — Während des ganzen Feldzuges sind noch nicht 100 Mann unter seinem Commando auf dem Platze geblieben. — Wir haben jetzt in Cassel eine neue italienische Oper.

Gott erhalte Sie — (A. d. Telegraph.)

Die Tabackspfeife,

eine Farce von D. F. Karl.

Theodor und Eduard studirten zusammen in K—g; jener ein stiller gemüthlicher Jüngling, dieser kühn und wagehalsig. Beide verband die innigste Freundschaft. Die Sommerferien nahten heran, während welcher unsere Helden einen Spaziergang nach der Heimath Eduards in Pommern zu unternehmen beschlossen hatten. Ihre Börsen waren leer, desto muthiger und lebensfroher aber Eduard, der das Schicksal mit dem Engländer Fielding und mit vielen andern unbekannten Personen — wie unter anderen dem Schreiber dieses — theilte, daß der Culminationspunkt seiner Freude mit der völligen Auszehrung des Geldbeutels zusammenfiel. Mitleidige Freunde streckten eine kleine Summe vor, Theodor als ein guter Wirthschafter ward zum Cassencurator ernannt und bald waren die Reisenden außerhalb K—gs. In wenigen Tagen hatten sie das kleine Städtchen T—f erreicht. In der Nähe desselben wohnte ein Theodor befreundeter Landwirth, den er zu besuchen nicht unterlassen wollte. Er machte sich auf den Weg mit dem Versprechen, in wenigen Stunden wieder zurückzukehren und mit der Weisung an Eduard, in seiner Abwesenheit nicht tolle Streiche zu begehen.

Da saß nun Eduard allein in seinem kleinen Zimmer, blickte trübe zum Fenster hinaus auf die unbelebten Straßen und kämpfte mit der schrecklichsten Langeweile; der Grog mundete ihm nicht, er mußte hinaus ins Freie, seinem Freunde entgegengehen, den er bald zurückerwartete. In der Gaststube traf er zwei Menschen, von denen der eine, ein kleines, bewegliches Männchen mit schneller Redeweise in einen grauen Reisemacintosh gekleidet, den Geschäfts-Commissionair, der andere, korpulent, kräftig, mit dem platten gezogenen Dialekt, den W—schen Bauern nicht verkennen ließ. Beide waren in ein eifriges Gespräch vertieft. Eduard hörte im Vorübergehen den Kleinen sagen: „Ei nun, Herr Wolff, wenn das Kaufgeld auch nicht ihren Erwartungen entspricht, nehmen Sie doch nur an, daß Ihr Hof nicht in dem besten Zustand sich befindet. Auf eine Kleinigkeit mehr oder weniger kann es weiter auch nicht ankommen. Lassen Sie uns auf ein gutes Geschäft eine Flasche Wein trinken. Herr Wirth, eine Flasche Rothwein, oder besser, Sie bringen Champagner."

Das Wort traf Eduard wie ein Blitzstrahl. „Wie," rief er aus, „wie, in diesem elenden Loche Champagner? Holla, Kneipier, mir eine Flasche auf mein Zimmer!" Im Nu stürmte er hinauf, warf Stock und Mütze von sich und schlürfte den Göttertrank, der von der niedlichen Wirthstochter, der Hebe T—s, kredenzt wurde.

„Nichts bald zu thun, ist edler Geister Art," recitirte er mit komischem Pathos. „Zum Nectar gehört Ambrosia, wo Champagner fließt, dürfen Austern nicht fehlen. Heda, Austern!"

Da saß Eduard und schmauste. Alles war vergessen; die Reise, die Schwindsucht der Börse, der Freund . . . Der Freund sogar, der schon seit eini-

*) O diese blinden Hessen! nicht Einer zog es vor, statt sich in Amerika tödten zu lassen, seine Brüder zu erlösen und dem Menschenhandel ein Ende zu machen.

gen Minuten regungslos auf der Thürschwelle stand und den Gourmand wie eine Bildsäule betrachtete.

„Aber, Eduard!" waren die einzigen Worte, die Theodor endlich über die Lippen brachte.

„Du schon zurück? a propos, nimm Theil am Frühstück."

„Wie war es Dir doch möglich," schalt jener, „eine solche Ausgabe zu machen. Unser gesammtes Vermögen beträgt noch, genau angegeben, 11 Sgr. 4 Pf. In D—g wollte ich weiteres Reisegeld besorgen."

„Schlage Deine Sorgen nieder," rief Eduard fröhlich, bekämpfe Deinen Unmuth. Du bist Theologe und kannst die Bibelstelle: „der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach" besser interpretiren, als ich. Wir gehen zu Deinem bäuerlichen Freunde. Er muß uns weiterhelfen.

„Darauf also hast Du gehofft? Himmlische Täuschung. Hoff ist auf mehre Wochen mit Frau und Kind verreist."

Theodor erwartete, daß diese Nachricht seinen Freund niederschlagen würde. Dieser aber schien um so fröhlicher, jemehr das Geschick ihm übel wollte und intonirte aus Meyerbeers Robert:

„Der Spaß ist gut, man muß drob lachen,"

daß die Wände wiederhallten. Dann fuhr er parlando fort:

„Also auf Moneten darf der Kneipier nicht rechnen. Darum fideliter."

„Du willst doch nicht etwa —"

„Erkneifen? dieses weniger. Sieh, Theodor, Du kannst nur wirthschaften, wenn Geld vorhanden ist, ich werde Dich die Kunst lehren, ohne Münzen Haus zu halten. Sei ruhig, bleibe ruhig, mein liebes Kind; nochmals lade ich Dich zum Frühstück; für das Andere laß mich sorgen."

Kein Widerstreben von Seiten Theodors half. Noch eine Flasche und noch eine nebst entsprechender Speise wurden herbeigeschafft und mit den Schaumperlen zerstreuten sich auch die Sorgen unserer Helden.

2.

Die Scene ist die Gaststube. Die handelnden Personen der Wirth und Eduard.

„Herr Wirth, wie viel beträgt unsere Rechnung?"

„Acht Thaler zehn Groschen."

„Sie verstehen die Kreide gut zu führen. Es kann jedoch auf einige Groschen nicht ankommen, da ich Ihnen noch mehr zu verdienen geben werde. Sagen Sie, Herr Wirth, hat man hier am Orte Sinn für Künste und Wissenschaften?"

„Sie sind ein Fremder, darum kann ich Ihnen eine solche Frage verzeihen. Jeden Winter kommt übrigens ein Tanzlehrer auf einige Wochen her, unser Apotheker hält eine Leihbibliothek von 30 vollständigen Büchern, wir haben vier offizielle Musikanten, außerdem wird in drei Familien Klavier gespielt und dennoch werden die Prager Studenten bei ihrer Durchreise reichlich belohnt."

Ein ehrlicher K..........r kann wohl mit einem Prager rivalisiren, dachte Eduard. „Herr Wirth, ich bin von dem Kunstsinn Ihrer Heimath entzückt, auch ich kann mir mit dem Namen eines Kunstjüngers schmeicheln. Ich werde eine Soirée zu geben das Vergnügen haben und bitte mich zum Herrn Bürgermeister zu weisen."

„Bedaure, der gestrenge Herr Bürgermeister (der Wirth lüftete das Käppchen) sind zur Zeit nicht zu Hause, doch bitte ich Sie, sich an die gestrenge Frau Bürgermeisterin mit Ihrer Supplik zu wenden, sintemal dieselben ihren Gemahl in dessen Abwesenheit vertreten."

„Und wo wohnt denn die gestrenge Frau Bürgermeisterin?"

„Etwas weit von hier, am andern Ende der Stadt, über dem Marktplatz beim Rathhause vorbei, in der langen Straße das herrliche Palais ist ihr Haus."

3.

Eduard stand vor der Frau Bürgermeisterin.

„Sie beabsichtigen also, hier ein Concert zu geben?"

„Wenn meine Leistungen das kunstsinnige Publikum unterhalten können, so würde ich es mir zur großen Ehre rechnen."

„Welche Piecen werden Sie zur Aufführung bringen?"

„Zuerst ein kleines Lustspiel...."

„Sie führen eine Gesellschaft mit sich?"

„Ich reise nur mit einem Freunde, der ein unverkennbares Talent für die Schauspielkunst besitzt und in diesem Jahre noch auf einer größeren Bühne auftreten wird; wir spielen deshalb nur solche Stücke, die mehr oder weniger für eine einzelne Person geschrieben sind, wie z. B. von Kotzebue, Körner und Anderen. Ich selbst werde einige Phantasieen auf dem Klaviere vortragen."

„O Gott! eine große imposante Gestalt, lange Haare, ein blasses, ausdrucksvolles Gesicht! Sie sind Herr Ritter Franz Liszt."

„Die Ehre muß ich leider von mir ablehnen, gnädige Frau, doch ist mir nach dem Urtheile mancher Sachverständigen wenigstens eine ziemliche Fertigkeit im Clavierspiele nicht abzusprechen."

„Sie würden mich unendlich verbinden, wenn Sie

eine Kleinigkeit.... (die Frau Bürgermeisterin öffnete den Flügel).

„Gnädige Frau, ich bin unvorbereitet."

„Ein Genie, mein Herr...."

„Und dann Künstlerlaunen! Nur im Sturme der Begeisterung, in dem erhellten Concertsaale, vor dem versammelten Auditorium vermag mein Herz anzuschwellen, meine Seele auszuhauchen in Tönen. Verzeihung, gnädige Frau, in diesem Augenblicke würde ich nur etwas Mittelmäßiges hervorzubringen im Stande sein und ich will mir namentlich vor Ihnen eine gute Meinung erwerben."

„Ich ehre Ihren Stolz, mein Herr. Das Concert kann morgen Abend gegeben werden. Ich werde durch den Amtsdiener die Gäste einladen lassen und erlaube mir, auf meine Rechnung zehn Billets in Anspruch zu nehmen."

„Sehr schmeichelhaft, gnädige Frau. Ich empfehle mich Ihrem geschätzten Wohlwollen."

Eduard eilte in das Gasthaus zu seinem verlassenen Freunde, der ihn mit den Worten emfing:

„Wo bist Du denn so lange gewesen, Eduard?

„Herzensbrüderchen," antwortete jener, „ich habe nach meinem Versprechen für unser ehrliches Fortkommen gesorgt. Du wirst mir wohl böse sein, das ertrage ich geduldig."

„Nun, nur heraus," forschte Theodor ungeduldig." „Es ist gewiß wieder ein toller Streich."

„Du hast es gesagt. Wir spielen nämlich morgen Abend Komödie — dann phantasire ich auf dem Clavier."

„Wie, ich soll als Komödiant auftreten? Wo, was? Ich begreife Dich durchaus nicht. Und nun willst Du gar Clavier spielen, Du kennst ja keine Note!"

„Hast Du nicht gehört, ich phantasire."

„Du verstehst ja nicht einen Accord anzuschlagen! Eduard, was hast Du wieder gethan!"

„Das ist meine Sache, ob ich spielen werde oder nicht, ruht in des Schicksals Schooße. Es ist kein anderer Weg vorhanden, uns aus der Klemme zu helfen. Das ist eben der Unterschied unserer Charaktere, Du wucherst nur mit dem Talente, welches Du besitzest, ich selbst mit denen, die mir n i c h t eigen sind. Die Wahl des Stücks bleibt übrigens dem morgenden Tage überlassen. Wir wollen zu Bette gehen, um uns zum bevorstehenden Abenteuer zu stärken. Gute Nacht!"

4.

Die Gaststube war in aller Schnelle zur Bühne umgewandelt. Zwei Bettschirme bildeten die Coulissen, zwei Bettdecken den Vorhang, der seitwärts aufzuziehen war. Die Beleuchtung ward durch einige ehrenwerthe Talglichte bewerkstelligt. Das Entrée betrug 5 Sgr. Dennoch hatte sich ein zahlreiches Publikum eingefunden. An der Thüre kassirte der Wirth das Geld ein, um sich sogleich für seine Forderung befriedigen zu können. Abgesondert von Allen standen zwei bebrillte Männer, jeder in eine Ecke gedrückt und den Andern mit wüthenden Blicken betrachtend. Es waren die Journalisten X—s, der eine Correspondent des M—burger Kreisblattes, der andere Correspondent des B—ger Wochenblattes. Was der Eine lobt, tadelt regelmäßig der Andere und umgekehrt. — Unglückliche Schauspieler, ihr schwebt zwischen Scylla und Charybdis!

Der Vorhang wird zur Seite gezogen. Theodor steht allein auf der Bühne, aus seiner großen Reisepfeife Tabak schmauchend. Kleine Pause. Eduard tritt hinter den Coulissen hervor, macht eine Verbeugung und beginnt:

Gott grüß Euch, Alter! Schmeckt das Pfeifchen?
Zeigt her den Pfeifenkopf
Von rothem Ton mit goldnen Streifchen!
Was wollt Ihr für den Kopf?

darauf erwiedert jener:

O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen,

und so fort, das bekannte Gedicht von Pfeffel zu Ende.

Der Vorhang fällt, (ist mir doch diese stereotype Redensart in die Feder geflossen!) es muß heißen: Der Vorhang wird zugezogen, das Publikum läßt Beifallsgemurmel ertönen. Glücklicherweise ist man in X—f noch nicht so weit, daß jeder Coulissenheld sogleich hervorgerufen wird.

„Jetzt passen Sie auf," raunte die Frau Bürgermeisterin ihrem Nachbarn in's Ohr, jetzt wird der junge Mann spielen, mit den langen Locken. O, der spielt herrlich und köstlich!"

„Haben Sie ihn gehört? hat er bei Ihnen gespielt?"

„Nein, er wollte nicht. Aber ich bin gewiß, es ist Liszt!"

„Liszt?" wiederholten Alle, „Liszt" tönte es durch den Saal. Luft! mir wird so enge, stöhnte der B—ger Correspondent.

Während dessen geigten zwei Stadtmusikanten, daß ein Stein hätte erweicht werden müssen, aber die Hoffnung, Liszt zu hören, kann selbst eine ohrzerreißende Musik ausstehen lassen. Die Geiger verstummen. Der Vorhang thut sich wiederum auf. Ein Klavier steht auf der Bühne, neben demselben Eduard, den Arm in einer Binde, drei Verbeugungen machend.

„Einen hohen Adel — er blickte schwärmerisch auf

die Frau Bürgermeisterin, die beschämt die Augen niederschlug — die weisen Kunstrichter — zwei Verbeugungen gegen die Journalisten — und ein hochzuverehrendes Publikum bitte ich ergebenst, zu entschuldigen, daß ich die versprochenen Piecen nicht spielen kann. So eben hatte ich das Unglück zu fallen und mir die Hand zu verstauchen. Ich werde nicht ermangeln, auf meiner Rückreise das Versäumte nachzuholen. Befehlen Sie, daß das vorhergegebene Lustspiel nochmals aufgeführt werde, so stehen wir zu Diensten."

„O Jammer, Jammerschade! stöhnte der B—berger.

„Köstlich!" jauchte der M—burger; wie kann man doch nur den schnöden Klingklang einem dramatischen Meisterwerke vorziehen?!"

Die Frau Bürgermeisterin nickte und das Gedicht ward von Neuem declamirt.

Das T—r Publikum verließ befriedigt das Haus, die Studenten noch befriedigter, am befriedigtesten aber der M—burger Correspondent. Er schrieb bald darauf einen Artikel, zu dessen Titel er Schillers Worte: „Die Schaubühne eine moralische Anstalt," wählte.

(Dampfboot.)

Die moderne Tanzgrazie.

Früher lag in einem Ballet Sinn, Handlung, Charakter und die Tänzer und Tänzerinnen entwickelten Anmuth, Gefühl, Grazie, Feinheit, Ebenmaaß, Gewandtheit. Es lag in einem Solotanze so viel Ausdruck wie in einer Arie, in einem Pas de deux so viel Wechselwirkung wie in einem Duett, in dem Corps de Ballet-Tanz so viel Charakter wie in dem Ensemble einer Oper. Alles das ist verloren gegangen, unsere Ballete sind jetzt nichts als:

Wuchs-, Moden- und Gliederstücke!

Unsere Tanzkunst hat aufgehört, Tanz und Kunst zu sein, sie ist nichts als Fratze und Unnatur.

Von der Groteskfänzerei will ich gar nicht sprechen; wenn unsere Zeit nicht schon jedes ästhetischen Sinnes entwöhnt wäre, müßte man diese Gattung Tanz schon längst, von jeder bessern Bühne herabgepeitscht haben. Die Grotesktänzerei, diese Ab- und Ausgeburt der Tanzkunst, gehört nur noch in Buden, Sperl-Theater und Gauklerhütten. Von diesen Krämpfen und Fraisen des Tanzes, von dieser zuckenden Fallsucht der Kunst, kann gar nicht die Rede sein; allein auch der edlere Tanz, der Ballettanz, ist zu einem Scheusal entartet, er ist ein eckiger, scheckiger, lendenlahmer, zuckender, steifer Gaul an Terpsichorens Triumphwagen geworden.

Tanzen jetzt unsere Tänzer und Tänzerinnen? o nein; sie thun alles, sie hüpfen wie ein Frosch, sie drehen sich wie ein Kreisel, sie fahren in die Höhe wie ein Drache, sie fahren in die Tiefe wie ein Molch, sie spreitzen sich wie ein Sägebock, sie zappeln wie ein Zitteraal, sie dehnen sich wie ein Ausrufungszeichen, sie fahren um sich selbst herum wie eine Windhose, sie strecken sich wie eine Kreuzspinne, aber sie — tanzen nicht!

Alle Grazie ist dahin, nicht eine Bewegung verräth Anmuth und Symmetrie, in ihrer Biegsamkeit ist keine Schönheit, in ihren Geberden keine Regel, in ihren Bewegungen kein Rhytmus, keine Mannigfaltigkeit, kein Ausdruck, keine Annehmlichkeit. — In dem Tanz der heutigen Tanzkünstler ist nichts als Fertigkeit der Füße, mit obligater Begleitung aller durch einander geworfenen Glieder. Unsere Tänzer sind Schnell-Fuß-Infanteristen, und unsere Tänzerinnen trätschen und klatschen mit den Füßen, aber sie sagen nichts mit ihnen.

Man anatomire nur einmal einige Uebungen unserer Tanzkünstler.

Der spitzige Winkel, für viele gerade der rechte, ist eine Hauptbasis unserer Tänzer. Ist diese Form schön? ästhetisch? was drückt sie aus? welche Schönheitslinie entfaltet sie? ist sie graziös?

Oder auch die Form, in welcher ein Fuß die Hypothenuse und der andere die beiden Catheten bildet; welche Empfindung drückt dieser Zweifußtriangel aus? So sehen die Kraniche aus, wenn sie unglücklich lieben!

Was sagt die Figur, in welcher der Tänzer die beiden Füße von sich schleudert, und auf den Rumpf niederplumpt, wie ein melancholischer Getreidesack?

Welche zarte Leidenschaft drückt die Tragbalken-Figur aus, in welcher der Tänzer auf einem Beine steht, den Oberleib vorne ins Orchester, das andere Bein hinten von sich streckt, gerade, als wollte er abwiegen, ob sein Kopf oder sein Fuß mehr Gewicht hat, und in welcher Position er aussieht wie eine Bachstelze, die den Schnabel ins Wasser steckt, um zu trinken und ein Bein hinten von sich streckt.

Welches Gefühl, welche Gemüthsbewegung drückt sich in der Figur aus, in welcher der Tänzer auf einem Beine steht, das andere wie eine quiescirte Wagen-Deichsel von sich streckt, die Arme auseinander spreitzt wie ein Wegweiser und dann auf einer Sohle sich um

sich selbst 20 Mal herumdreht wie eine Katze, die ihren Schweif in's Maul fangen will?

Das ist unser Tanz, das sind unsere Tänzer und Tänzerinnen! (Rhein. Telegr.)

Miscellen und Anecdoten.

(Ein eleganter Diebstahl.) Der bekannte Pianist Th. Döhler, dem auf dem letzten Festival der Herren Taglioni und Stullmiller die Börse gestohlen wurde, hat in die hiesigen Zeitungen folgende hübsche Anzeige einrücken lassen: „Der ehrliche Herr Dieb, der so freundlich war, auf dem letzten Opernhausballe von meiner Börse und Brieftasche gefällige Notiz zu nehmen, wird ersucht, nach Abzug der darin enthaltenen circa 35 Thaler, Tasche und Börse als für ihn werthlose Gegenstände an den Wirth des Hotel de Russie pr. Stadtpost zu senden und auf meine ewige Dankbarkeit zu rechnen." Fünf Tage später soll Herr Döhler ein moschusduftendes Billet folgenden Inhalts erhalten haben: „Beiliegend erhalten Sie von einem Bewunderer Ihres Talents die bewußten 35 Thaler mit der Bitte, uns Börse und Tasche und die drei Haarlocken, die wir darin gefunden, als ein theures Andenken zu lassen. Zwei Diebe, die Ihren sämmtlichen Concerten beigewohnt und sich jedesmal vortrefflich unterhalten haben." Man sieht, daß es in Berlin elegante Spitzbuben giebt.

(Pariser Frauen.) Ein französisches Modejournal spricht die ungeheure Befürchtung aus, daß es bald keine Frauen mehr geben werde. Sie wollen in Paris jetzt mit aller Gewalt zu dem männlichen Geschlecht übergehen. Nicht allein rauchen sie schon seit langer Zeit ihre Cigarre und politisiren, sondern sie tragen jetzt sogar den Paletot. Mit ihm, — seufzt das Modejournal, — haben sie nun weder Taille, noch Grazie, weder Anmuth noch Beweglichkeit mehr. Die Grazien sind verschwunden und mit ihnen die Frauen. Es fehlt nichts mehr als der Bart. Aber er kommt auch noch, wenn anders unsere gerühmten Haarwuchsmittel sich bewähren.

(Schlechter Witz.) In einer englischen Stadt erlaubten sich kurzlich zwei junge Männer einen wohl noch nie vorgekommenen schlechten Streich. Sie nahmen nämlich die erstarrten Bienen aus einem Bienenkorbe, trugen sie unbemerkt in einem Schnupftuche in einen Ballsaal und verstreckten sie dort. Als die Wärme im Saale sehr bedeutend wurde, lebten die Bienen auf, flogen herum und stachen viele Tanzende, daß sie laut schreiend entflohen. Nach mehreren Tagen kam übrigens die Sache heraus und die Schuldigen sehen nun ihrem Lohne entgegen.

(Zur Naturgeschichte der Nonnenklöster.) In einem alten Rescripte an den Prior des ehemaligen Klosters Allendorf in Thüringen befindet sich folgender Passus: „Auch wird dem ꝛc. Prior aufgegeben, die Klostermauer sofort repariren zu lassen, da dem Unfug nicht länger zugesehen werden kann, daß die Bauernbursche allnächtlich zu den Nonnen einsteigen."

— Als Ludwig Devrient einmal am herzogl. Theater zu Braunschweig gastirte, sollte er unter andern in der Rolle des König Lear auftreten. Das Publikum hatte sich, wie gewöhnlich, zahlreich eingefunden, die Ouverture hatte begonnen, aber — Ludwig Devrient fehlte. Man sendet nach seinem Hotel, nach einem Kaffeehause, wo er die Nachmittagsstunden zugebracht, er ist nirgends zu finden. Inzwischen vergeht eine Viertelstunde nach der andern, das Publikum fängt an, unruhig zu werden, so daß sich der Regisseur genöthigt sieht, dasselbe um einigen Aufschub zu bitten, indem Herr Devrient momentan unwohl sei, jedoch noch spielen werde. Endlich gelingt es einem der ausgesandten Späher, den angstvoll Erwarteten in einer gewöhnlichen Weinkneipe einer Vorstadt, im süßen Schlummer auf einer hölzernen Bank zu finden. „Devrient! liebster Devrient! Sie sollen den König Lear spielen, ermuntern Sie sich." — „König Lear? Der Teufel hole Sie, König Lear und die ganze Welt," — und somit legt er sich auf die andere Seite und schläft weiter. Der verzweifelnde Abgesandte sah kein anderes Mittel, als Devrient, wie er war, in eine Droschke zu laden und nach dem Theater zu fahren. Dort kleidet man ihn an, und setzt ihn besinnungslos auf den Thron. Das Stück beginnt. Mit grenzenloser Angst sehen Mitspielende und Direktion nach Devrient; der verhängnißvolle Augenblick, wo er sprechen soll, rückt immer näher, und er liegt noch in süßer Bewußtlosigkeit in keineswegs königlicher Nonchalance auf dem Thron. Endlich ermuntert er sich mit den gewöhnlichen Bewegungen eines Erwachenden, reibt sich die Augen, dehnt sich — das Publikum fängt an zu lachen — in diesem Moment kehrt die alte Energie zurück, und Devrient ist — König Lear.

— Zwei Leipziger Bürger saßen eines Nachmittags in einem Weinkeller. In traulicher Gesprächigkeit war die Zeit spurlos an ihnen vorübergegangen, und als sie „beim dämmernden Abendschein" die Stufen hinaufstiegen, und mit Augen vom Weingott mit leichtem Nebelschleier überflort, den Mond in feuriger Kugel am nebligen Himmel heraufsteigen sahen, da — „He! Kvatter! die Sonne kcht schon weg!" — „'S is der Mond, Kvatter; aber kewiß kann ich Dir's nich behaupten — wart, mer wollen den Mann fragen, der da kommt! Hern Se mal, mei Kuter, können Se uns nich sagen, ob das de Sonne oder der Mond is!" — „Ne, lieber Herre, kann Sie's nich berichte; ich bin allene hier fremd!" —

— Der „Sémaphore" meldet die Geschichte eines Schiffbruchs von der schauerlichsten Art. Am 3. April Abends 4 Uhr wurde die französische Brigg Le Furet auf der Höhe von Madeira eines halbversunkenen Schiffs ansichtig, das mast- und steuerlos auf den Wellen trieb und nur noch einem Ponton glich. Acht Mann, um den Rumpf eines Stücks vom Fockmast unter einem zerrissenen Segeldach vereinigt, während über das Hintertheil des Wracks schon das Meer wegging, hoben die Hände empor und riefen: „Ein Boot herbei und rettet uns!" Capitain Coulin schickte gleich Hülfe; aber in welcher Lage traf man die Unglücklichen? Mehr Skeletten als Menschen ähnlich hatten sie das Unglaublichste erduldet. Seit 40 Tagen schwammen sie auf der Wasserwüste umher; ein wüthender

Sturm am 16. Febr. hatte ihrem Schiff „Thunder" aus Portland, das mit Planken nach Madeira befrachtet war, Batterie, Schaluppe, Kahn und Küche fortgerissen, die Masten zersplittert, zuletzt war ihnen nur noch ein schmaler Raum auf dem Vorderverdeck geblieben, wo sie mit den Füßen im Wasser standen. Zwei Tage lang hatten sie ohne alle Nahrung zugebracht, als es einem Matrosen, indem er den Taucher machte, gelang, zwei Fässer mit gesalzenem Fleisch aus dem Schiffsraum hervorzuschaffen. Zu dieser Nahrung fügten sie Fische hinzu, die sie mittelst einer umgekrümmten Nagelspitze fingen und roh verzehrten. Zum Trinken sammelten sie Regenwasser, welches ihnen der Himmel von Zeit zu Zeit schickte. Wenn sie das Bedürfniß fühlten, zu schlafen, steckten sie sich auf den mit Wasser bedeckten Boden und banden sich, um nicht von den Wogen weggespült zu werden, die Hände an den Rumpf des Mastes. Sie waren alle vom Scorbut befallen und hatten an Armen und Füßen offne Wunden. Capitain Coulin ließ ihnen gleich frische Kleider reichen, sorgte für Bouillon und warme Betten, und brachte sie nach Gibraltar, wo sie sich erholen können. Ohne Zweifel hat nur der Umstand, daß das Schiff mit Holz beladen war, dasselbe vom völligen Untersinken gerettet.

Pariser Modenbericht.

Es läßt sich jetzt mit Bestimmtheit versichern, daß die schwarzen Mantillen von Taffet oder Moire, mit gleichem Stoff, Bändern oder Spitzen à têtes garnirt, neben den Schärpen von Caschemir, gestickter Mousseline, Barége mit satinirten Streifen, so wie auch von schwarzem Spitzenstoff und neben den Mantelets à la Marie-Antoinette von schwarzem und weißem Tulle, an keinem eleganten Anzuge vermißt werden. Eben so ist es jetzt keinem Zweifel unterworfen, daß die Pekins in der neuen Saison und zwar nicht blos für große Toilette, sondern auch zum Ausgehen eine bedeutende Rolle spielen werden. Die Farben und Muster sind mannichfach. Gros de Chine, neapolitanische quadrillirte Stoffe sind für Toiletten zum Ausgehen. Was den Schnitt betrifft, so sieht man wohl viele eng anschließende, aber auch eben so viele halbweite Aermel; man sieht weit ausgeschnittene Kleider, aber auch viele, welche bis auf die Schulter und selbst noch höher hinauf gehen. Platte Aermel sind sehr häufig. Die Röcke werden mit zwei sehr hohen Säumen, mit zwei großen Volants, oder einem einzigen Volant, welcher aber von schwarzen Spitzen sein muß, garnirt. Zuweilen sieht man noch Röcke mit Stickerei oder Posamentirarbeit besetzt. Die Röcke sind etwas länger, aber nicht so weit. Die Leibchen sind noch immer platt, zugespitzt und gewöhnlich mit drei großen, spitzzulaufenden Falten.

Die mittleren Formen in den Hüten werden die Oberhand behalten. Hauptsächlich herrscht die englische Form vor. Man hat sehr viele von weißem, rosa und citronengelbem Crepp, mit einem Halbschleier von Spitzen. Diese sogenannte englische Façon hält die rechte Mitte, ist unten etwas offen und hinten leicht emporgerichtet. Der Ausputz besteht in Federn aller Art, in Guirlanden und Halbguirlanden, von Blumen oder in Band. Dieses Jahr werden auffallend viele italienische Strohhüte getragen. Man hat von solchem Stroh auch durchbrochene Hüte, welche rosa oder grün gefüttert sind und die man gern für gewöhnlich trägt. Die Bindebänder werden unter dem Schirme eben so ausgeputzt, wie die Zeughüte. Sehr viele Büschel von schattirten Marabouts werden auf Crepp- und Tullehüten getragen. Man trägt viele Hüte von genähetem Stroh mit einem paille Band, das gekreuzt übereinander geht und mit einer paille liegenden Feder, so wie eben solche Hüte mit einem Camelienbouquet und einem Bande in den Farben der Camelien; Hüte von weißem Crepp mit drei kleinen Federn übereinander, welche durch das Band gehalten werden, welches die Bindebänder bildet; andere von rosa Tulle mit einer Guirlande von Vergißmeinnicht, die sich sehr hübsch um das Gesicht herumlegen. Auch Capoten mit Schärpen sehen gut aus, z. B von blauem Crepp mit einem Hyazinthenbouquet und mit zwei kleinen Blondenschärpen unter dem Schirm, die zusammengebunden werden und mit ihren Enden auf den Hals, etwas über den Schirmrand hinunter fallen. Auch sieht man viele einzelne Blumen auf den Hüten; z. B. eine einzelne Camelie, eine einzelne Rose. rc.

Die Damen lieben im Allgemeinen die Garnirungen. Der einfache und ganz puritanische Anzug paßte für die Zeit der Buße, jetzt schwindet er bei dem ersten warmen Hauche des Mai. Wir sehen zu gleicher Zeit die großen Volants und die breiten schiefen Streifen wieder zum Vorschein kommen, die sich wie ein breiter Kranz um den Rock herumlegen. Die Volants sind fast ganz glatt, d. h. fast ganz ohne Falten angesetzt und haben sehr oft Zacken, man trägt einen, zwei, drei, sogar fünf von gleicher Größe. Die Taillen sind sehr lang und stützen sich genau auf die Hüften. Die lichten Stoffe sind gegenwärtig die beliebtesten und sie vertragen sich allerdings auch am Besten mit den überladenen Garnituren, die immer leicht sein müssen, wenn sie schön aussehen sollen. Die Kleider von dünnen Stoffen haben in Falten gezogene Rücken mit glatten Leibchen, und Gürtel mit langen Enden. Die Leibchen an einfacheren Kleidern von gewöhnlichen Zeugen, haben statt des Gürtels blos einen einfachen Streifen von gleichem Stoffe, der an der Seite zusammengehäkelt oder vorn durch eine Schnalle zusammengehalten wird.

Unter andern neuen Kleidern sah ich eine Art Amazonenkleid von gestreiftem Taffet, das auf der Brust durch einen kleinen glatten Revers geschlossen ward, wie an den Uniformen. Es hatte ferner einen umgeschlagenen Kragen; enge Aermel mit Unterärmeln, und der Rock war an der Seite offen. Man macht sehr viele offene Ueberröcke, welche durch Bandschleifen geschlossen werden. Diese Ueberröcke haben ein Schneppenleibchen, oder auch ein rundes, wiewohl dies letztere seltener ist. Der Rock ist gewöhnlich ohne allen Besatz, das Unterkleid aber ist ein Rock von gesticktem Muslin, mit eben solchem Volant. Da die Röcke sehr weit sind, so dürfen sie nicht weniger, als 5 bis 6 Blatt haben. Die modischen Stoffe bleiben gestreift oder carrirt. Die Streifen sind mehr oder minder breit und die Carreaux von verschiedenen Farben.

Die Häubchen sind ungemein niedlich und werden mit sehr hübschem Band in allen Farben und Mustern ausgeputzt. Die Cannezous, die Pelerinen, die kleinen Kragen und Manschetten sind außerordentlich beliebt und die neuesten Modelle derselben außerordentlich graziös. Auch die Mäntelchen, Mantillen, Plaids und Langshawls finden vielen Beifall. Die sogenannten Großmutter-Mantillen sind meist von glasirtem Taffet, von gestickter Seide und oft mit Spitzen überzogen; einige sind sogar ganz von Spitzen und sehr reich und kostbar. Man macht auch sehr hübsche Mantillen von Muslin, theils gefüttert, theils nicht gefüttert, oder mit Spitzen. Der Plaid ist ganz einfach, ohne Besatz, — ein breiter Langshawl mit großen Carreaux. Die Camails sind völlig in Mißcredit gerathen. Die Shawls aus Indien, so wie auch die französischen, erobern sich immer allgemeinern Beifall.

Die Moden scheinen sich überhaupt immer mehr und immer allgemeiner Façons zuzuwenden, welcher früher einmal beliebt waren; man hat Großmutter-Mantillen; es kommen nun auch Großmutter-Ueberröcke, Großmutter-Häubchen, kurz Alles wird nach der Großmutter benannt.

Die Eleganz erfordert einigen Schmuck. Den Brochen sind die Nadeln gefolgt, Nadeln, wie sie die Herren tragen. An der Pelerine oder am Leibchen trägt man noch immer vorzugsweise gern Cameen.

Die allgemeinste Mode ist die der Cashemirshawls. Was man auch thun möge, der Shawl erlangt stets die Herrschaft wieder, wenn er auch ein Mal auf kurze Zeit verdrängt zu sein scheint. Jetzt sind die orangen, schwarzen und blauen in der Mode; die rothen und weißen stehen weniger in Gunst; die grünen waren beliebt, werden aber jetzt weniger beachtet. Die gestreiften Shawls sind zwar eigentlich nur für gewöhnlich, sehen aber doch ausgezeichnet aus.

Trotzdem halten sich aber auch die Mantillen in Gunst, namentlich scheinen die von farbigem Taffet beliebt zu werden. Das Schwarze ist bereits nicht mehr Mode; man fühlt die

Nothwendigkeit, helle Farben an die Stelle derselben treten zu lassen. Für junge Mädchen sind die Langshawls von schottischem Barege sehr hübsch. Der ganz wollene Barege namentlich drapirt sich äußerst malerisch. Die Röcke der Kleider bleiben lang und die Taillen sogar sehr lang. Die Röcke dürfen aber nur ein klein wenig aufbauschen, man muß die Formen des Körpers erkennen. Den Fichus steht eine Veränderung bevor und es dürfte allerdings Zeit sein, dem geraden Kragen endlich das Ende zu bereiten. Wie man sagt, wird man offene Leibchen tragen und in diesem Falle dürften die bauschigen Fichus beliebt werden.

Von neuen Zeugen sind in der letzten Zeit Valencias zum Vorschein gekommen. Ein Kleid von diesem Stoff hat meist nur einen großen Volant, ein langes vorn geschnürtes Leibchen, das eine bauschige Chemisette sehen läßt, knappe Amadis-Aermel, unter dem Vorderarm offen und mit hängenden Knöpfen, zwischen denen sogenannte Zigeunerpüffchen hervorbringen.

Herren-Mode. Auch die Herren-Moden haben ihren Antheil von den Veränderungen erhalten, die seit einiger Zeit eingetreten sind; die Taillen, die man bisher außerordentlich lang trug, sind bis zu der natürlichen Ausdehnung zurückgekehrt, d. h. sie stutzen sich genau auf die Hüften. Statt des Paletots sieht man seit einiger Zeit Ueberröcke von leichten, gefügigen, warmen Stoffen; man nennt dieselben twines. Die Fracks haben noch immer sehr breite Schöße, doch sind sie vorn wenigstens einigermaßen ausgeschnitten. In den Westen zeigt sich keine Veränderung; die meisten haben noch immer Shawlkragen. Die Beinkleider sind halbweit und liegen fast ohne Ausschnitt auf dem Stiefel auf.

Leipziger Modenbericht.

In der Ueberzeugung, daß sowohl meinen hiesigen als auswärtigen Abonnenten ein wöchentlicher Ueberblick der Leipziger Moden, die insofern Leipziger zu nennen sind, als sie vorzugsweise von uns aus der Masse der zu schnell veränderlichen Pariser Moden für die Sommersaison gewählt und adoptirt worden sind, willkommen ist, fahre ich fort, meine Beobachtungen hier wiederzugeben; auch glaube ich deshalb, mehr als irgend eine Leipziger Modenzeitung auf den Titel: **Leipziger Moden-Journal** Anspruch zu haben, obgleich er mir von gewisser Seite streitig gemacht worden ist, und dies um so mehr, da ich diese Woche noch weiter gegangen bin, und sogar eine hervorragende und den Stempel des guten Geschmacks unverkennbar an sich tragende Leipziger Herrenmode in Abbildung gegeben habe.

Doch die Damen haben den Vorzug. Man sieht Camails über Camails und nur das Zeug und der Ausputz können noch die Dame von Stand errathen lassen. Die Formen sind die bereits beschriebenen, und der Ausputz besteht theils in Spitzen, in Sammetstreifen, in Fransen und namentlich in geschmackvoller Posamentirarbeit. Am zartesten sehen die hellfarbigen in Moire und Seide. Einen sehr geschmackvollen und eleganten Spitzen-Camail sah ich vorige Woche in dem Gewölbe des Herrn **Asmus** unter den Bühnen ausgestellt, der auch bereits seine Käuferin gefunden zu haben scheint. In den Hüten sind die Capoten und Zeughütchen vorherrschend, die, in der Form die Mitte gehalten, allerliebst aussehen. Die zartnüancirten in blaßrosa, blaßblau und grün kleiden am schönsten; der Ausputz ist nicht überladen. Die elegantesten sind natürlich die in Seide, Tüll und Crepp, gewöhnlicher die Linon-Hütchen. In Stroh bleiben die italienischen immer noch vorzugsweise in Gunst, auch sah ich einige durchbrochene, die gefüttert waren, und sehr geschmackvoll aussahen.

Die Stufen in den Kleidern werden immer modischer, und man sieht deren 2, 3—4 übereinander, sie geben auch dem Rocke unten eine gefällige Rundung, außerdem sieht man auch Volants und Falbeln. Die Garnirungen in schiefen Streifen, Röhren von demselben Stoff, wie sie oben unter den Pariser Moden beschrieben, scheinen sich auch hier Geltung zu verschaffen. Die Aermel sind noch meist eng, doch scheint die geschmackvolle Mode mit weiten Oberärmeln, wie man sie in Paris trägt, bei uns noch keinen Eingang gefunden zu haben.

Ein wahres Glück ist, daß man endlich bemüht ist, in die Moden der Herren einige Mannigfaltigkeit und Abwechslung zu bringen, die sonst in dem immer und ewigen Schwarz und Braun wie stereotype Ritter von der traurigen Gestalt erschienen. Die hellen und carrirten Stoffe zu Westen und Beinkleidern geben ihnen schon ein freundlicheres Ansehen und namentlich ist zu wünschen, daß die geschmackvolle Tracht der Sommer-Bournusse allgemein in Aufnahme käme, die ihnen einen malerischen Anstrich verleihen würde. So unerschöpflich die Mode zeither gewesen ist, die natürliche Schönheit der Damen durch Farben und Putz hervorzuheben, so steril und unfruchtbar hat sie sich von jeher in Bezug auf die Herren gezeigt, und selten etwas gethan, um auch ihre Persönlichkeit hervorzuheben und und ihr einigen Abglanz zu verleihen. Der Sommerpaletot ist allerdings eine leichte und bequeme Tracht, aber nicht geschmackvoll, in welcher letzten Hinsicht der Bournouß den Vorzug verdient. Wir geben hier einen solchen in Abbildung, der aus dem Atelier des Herrn **Hoyer** hervorgegangen ist und von einem unserer hiesigen Literaten getragen wird, nur mit dem Unterschiede, daß jener bis herab Knöpfe und kleine Schlingen und oben auch an der Brust Seitentaschen hatte. Indeß scheint auch er noch eine Frühlingsmode zu sein und für den Sommer den Zweck nicht ganz zu erfüllen, nämlich den Oberrock zu ersetzen, der dazu erforderlich ist, deshalb dürfte er bei großer Hitze mehr lästig sein. Doch habe ich vernommen, daß viele Burnusse in Arbeit sind, bei denen man keines Oberrockes darunter bedarf, und die unter den weiten geschlitzten Aermeln, von demselben Stoffe einen eingehefteten engen haben. Wenn auch bei dem Vorherrschen der carrirten und gestreiften Stoffe in Westen und Beinkleidern manche Herren das Ansehen eines Zebras und gestreiften Tigers haben, so läßt sich doch nicht läugnen, daß diese Mode farbiger Stoffe ihnen auch keinen so todtähnlichen, sondern einen lebendigeren und lebhafteren Anblick verleihen.

Man sagt, daß die Castorhüte mode werden sollen, doch denke ich, ist den glatten glänzenden Hüten der Vorzug zu geben.

Erklärung der Modenkupfer. 1. Hut mit Band und Feder ausgeputzt. Kleid gestreift und changirend mit Schneppenleibchen und geschmackvoller Garnirung; enge Aermel. Der Rock mit zwei breiten Volants, welche garnirt sind. — 2. Leipziger Herren-Mode. Sommer-Bournuß von rehfarbenem Casimir, mit geschlitzten Aermeln, die rosa gefüttert sind, gedichtet und componirt, könnte man sagen, von Herrn Hoyer in Auerbachs Hof. Doch waren an dem Original von oben bis unten kleine Knöpfe und Schleifen, und auch oben an der Brust Seitentaschen. Gestreifte Beinkleider. 3. Hut oben mit Band und Spitzen ausgeputzt. Geschmackvolle Mantille mit schwarzen Spitzen besetzt. Kleid, reich mit Posamentirarbeit verziert.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 9. (5. Jahrgang. II. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 10. (Sonnabend, den 3. Juni.) **1843.**



Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt und herausgegeben von R. Büchner.

Vierter Jahrgang. **Zweites Quartal.**

Der von mir beabsichtigte Titel

Leipziger Moden-Journal 2c.

ist mir auf geschehene Reclamation von Seiten der Herren Verleger der Allgemeinen Modenzeitung und der Zeitung für die elegante Welt wegen möglicher Verwechslung Hoher Seits nicht gestattet werden, jedoch habe ich bereits um einen andern entsprechenden Titel für das III. Quartal nachgesucht.

Bilder aus dem Orient*)

deutsch durch

Johannes von der Delßnitz.

I.

Ein König stieg eines Tages auf den Söller seiner Burg, um sich bei der Betrachtung der Umgebungen zu erholen, und wie er da seinen Blick umherschweifen läßt, sieht er auf dem Dache eines seinem Schlosse benachbarten Hauses ein Weib von unvergleichbarer Schönheit, wendet sich deshalb an ein Mädchen, das sich bei ihm befand und erfuhr auf seine Frage, wem jenes Haus gehöre, daß der Besitzer desselben sein Sclave Firus und das Weib dessen Gattin sei. Hierauf stieg der König hernieder, denn die Liebe zu ihr hatte sein Gemüth in Aufruhr gebracht, und ihn leidenschaftlich für sie entflammt, ließ den Firus rufen und übergab ihm einen Brief zur Besorgung in eine namhafte Stadt mit dem Befehl, die Antwort zugleich mit zurückzubringen. Firus nahm den Brief, begab sich in seine Wohnung, steckte den Brief unter seinen Turban und brachte diese Nacht noch zu Hause zu. Als der andere Morgen anbrach, nahm er von seinem Weibe Abschied und reiste ab, um die ihm übertragene Angelegenheit des Königs zu besorgen, ohne zu ahnen, was der König Schlimmes im Schilde führete. Kaum hatte sich Firus entfernt, so machte sich der König eiligst auf, wendete sich gegen das Haus desselben, pochte, da er es verschlossen fand, an die Thüre und antwortete auf die Frage des Weibes, wer draußen wäre, er sei der König, der Gebieter ihres Mannes. Sie öffnete und er ging hinein, setzte sich nieder und sagte zu ihr, daß er käme, sie zu besuchen. Behüte mich Gott, rief sie, vor solchem Besuche! Ich zweifle sehr, daß er mir Gutes bringen kann. Der König antwortete: O über die sonderbaren Gedanken Deines Herzens! Ich bin ja der Gebieter Deines Mannes. Ich glaube gar, Du kennst mich nicht? Sie erwiederte: Ich kenne Dich sehr wohl, mein König und Herr! Ich kenne Deine Absicht und Deinen Plan. Siehe, Du bist der Gebieter meines Mannes, und ich weiß, was Du willst; aber eben darum übertrifft Dich Ineker, seinen Worten gemäß, weit an Edelsinn, von dem diese Verse sind, die ganz auf Dich in Deiner jetzigen Absicht passen:

---

*) Wortgetreu aus den „hadicat ul afrah" (Gärten der Freude), einer in Calcutta erschienenen Sammlung arabischer Erzählungen und Gedichte.

Ich nahe nimmer eures Bornes Rand,
Weil draus so Viele tränken ihre Heerde —
Fiel eine Fliege drauf, zieh ich die Hand
Vom Essen weg, ob ich es gleich begehrte —
Vom Bach, wo Hunde sind, bleibt abgewandt
Der Löwe, wenn ihn gleich der Durst verzehrte.

Dann fuhr sie fort: O König, Du kommst zu dem Tränkort Deines Hundes, um selbst daraus zu trinken?! Durch diese Rede des Weibes fühlte sich der König so beschämt, daß er sie sofort verließ, und selbst seine Pantoffeln aus ihrem Hause mitzunehmen vergaß. Während sich dies mit dem Könige zutrug, suchte Firus, nachdem er hinausgekommen war, nach dem Briefe und fand, daß er ihn nicht mehr unter seinem Turban hatte. Er kehrte deshalb nach Hause zurück, wobei es sich gerade traf, daß wie er zur Thüre hineingeht, der König herauskommt. Drinnen findet er auch noch dessen Pantoffeln. Da wurde es in seinem Verstande klar und er wußte nun, daß ihm der König aus keiner anderen Ursache die Ueberbringung des Briefes übertragen hatte, als um das möglich zu machen, was er eben ausgeführt. Aber er blieb ruhig, ließ kein Wort über die Sache fallen, sondern nahm seinen Brief, reiste zu dessen Besorgung ab, erfüllte seinen Auftrag und kehrte zum Könige zurück, welcher ihm die Summe von 100 Dinaren auszahlen hieß. Mit dieser Summe ging Firus auf den Markt, kaufte allerhand schöne Geschenke, wie sie sich für Frauen passen, brachte sie mit nach Hause, grüßte sein Weib und gab ihr Alles, was er eingekauft hatte, mit dem Bemerken, sie solle sich in ihres Vaters Haus begeben. Als sie fragte, weshalb sie das thun solle, fügte er hinzu: Der König hat sich gegen mich freigebig bewiesen und ich wünsche, Du möchtest die Geschenke, die ich Dir gekauft, als Zeichen unseres Wohlstandes öffentlich tragen, um Deinen Vater durch den Anblick Deines Putzes zu erfreuen. Sie willigte mit Vergnügen ein, machte sich sogleich auf und begab sich in das Haus ihres Vaters, welcher sich sowohl über ihren Besuch bei ihm, als auch über den Schmuck, mit dem sie angethan war, außerordentlich freute. Als sie aber bereits einige Wochen bei ihm geblieben war, ohne daß ihr Mann Anstalt machte, sie zurückzuverlangen, ging der Bruder des Weibes zu ihm und sagte: Firus, wenn Du uns die Ursache, weshalb Du auf Dein Weib erzürnt bist, nicht zu wissen thun willst, so mache Dich auf und laß uns unsere Sache dem Könige zur Entscheidung vorlegen. Nach Firus Einwilligung traten sie vor den König, dem zur Seite der Richter saß, und der Bruder des Weibes nahm das Wort und sprach: „Gott verleihe dem Richter, unserm Herrn, Kraft und Stärke! Ich habe an diesen Mann einen Garten vermiethet, den eine hohe Mauer umgab, der einen im besten Zustande sich befindenden Brunnen und fruchttragende Bäume hatte. Er aber hat die Mauer niedergerissen, den Brunnen verschüttet und will mir jetzt den Garten durchaus wieder geben." Als er so gesprochen, wendete sich der Richter an Firus und sagte: Was hast Du hierauf zu erwiedern, junger Mann? Dieser sagte: Ich habe ihm den Garten schöner zurückgegeben, als er vorher gewesen war. Hat er Dir, fragte der Richter den Kläger, wirklich den Garten so zurückgegeben, wie er Dir sagt? Nein, entgegnete derselbe, doch wünsche ich überhaupt nur, daß er nach dem Grunde gefragt werde, weshalb er ihn mir zurückgegeben hat. Auf die deshalb erfolgte Aufforderung des Richters, diesen Grund anzugeben, antwortete Firus: Ich habe ihn zwar ungern, aber deshalb zurückgegeben, weil ich eines Tages bei meinem Eintritt in denselben die Spuren eines Löwen erblickt habe und nun befürchte, der Löwe möchte mich, wenn ich zum zweiten Male hineinkäme, zerreißen. Denn soviel Majestät derselbe hat, soviel Furcht auch hat man vor ihm. Der König hatte diese Erzählung, rücklings an ein Ruhekissen gelehnt, mit angehört, und, wie sie zu Ende war, ihren Sinn erkannt. Sofort erhebt er sich aus seiner gemächlichen Lage und spricht: Kehre getrost und ruhig in Deinen Garten zurück. Denn, bei Gott! ich habe noch keinen Garten gesehen, der dem Deinigen gliche, und dessen Bäume durch eine festere Mauer geschützt würden, als die Deinigen. Also kehrte Firus zu seinem Weibe zurück und außer ihm, seinem Schwager und dem Könige kannte weder der Richter, noch irgend ein Anderer, der bei dieser gerichtlichen Verhandlung zugegen war, die wahre Beschaffenheit der Sache.

11.

Ich erblickte einst, erzählt Jemand, ein Weib, deren Gestalt mir ganz besonders gefiel, weshalb ich sie fragte, ob sie bereits einen Mann habe? Sie verneinte es. Möchtest Du wohl heirathen? fragte ich weiter. Ja, sagte sie, aber ich habe eine Eigenschaft an mir, die Dir, glaube ich, nicht gefallen wird. Auf meine Frage, was es für eine sei, sagte sie: Ich habe bereits weiße Haare. Ich hatte mich bereits etwas entfernt, da rief sie mir nach: Ich beschwöre Dich bei Gott, bleibe einen Augenblick stehen. Dann ging sie an einen menschenleeren Ort, nahm ihre Kopfbedeckung ab und ich sahe ein Haar so schön, wie schwarze Trauben. Darauf sagte sie: Ich bin wahrhaftig noch nicht zwanzig Jahre alt und beabsichtigte mit jener meiner Angabe blos dies: Du möchtest

daraus merken, daß ich Dich ausschlagen will, nicht aber, daß Du mich ausschlagen solltest. Verblüfft und schamvoll ging ich davon und erinnerte mich der Verse:

Kaum nahm die Maid das graue Haar,
Das mir vom Scheidel glänzte, wahr:
Schlug sie mich aus, mit Schonung zwar.
Was half's, daß ich schmeichelte, zärtlich war:
Der Verräther winkte, das graue Haar —
Und meiner Hoffnung war ich bar.

III.

Johannes ben Moad der Razite soll einst von Jemandem gescholten worden sein, weil er die Welt liebe. Darauf habe Johannes diesen gefragt: Sprich, kann das zukünftige Leben durch Gehorsam gegen Gott oder durch Widersetzlichkeit gegen ihn erlangt werden? „Durch Gehorsam," erwiederte dieser. Johannes fuhr fort: Sprich, kann der Gehorsam von Lebenden oder von Todten geleistet werden? „Nur von Lebendigen." Sprich, kann das Leben durch Nahrungsmittel oder ohne Nahrungsmittel erhalten werden? „Nur durch Nahrungsmittel." Sprich, sind die Nahrungsmittel aus dieser Welt, oder aus der andern? „Blos aus dieser Welt," sagte er. Und wie, schloß Johannes, sollte ich diese Welt nicht lieben, auf der mir die Nahrung gereicht wird, durch die ich das Leben friste, das mir den Gehorsam gegen Gott möglich macht, durch den ich der andern Welt theilhaftig werde? Da rief der Andere aus: „Ich bezeuge, daß dies der Sinn der Worte des Propheten ist, wenn er sagt: Wahrlich, in der Redekunst liegt eine Art Zauberei!"

IV.

Es kam einst, so erzählt man, ein Beduine zum Kaliphen Mamun und redete ihn also an: „O Fürst der Gläubigen, ich bin ein Beduine —!" Der Kaliph erwiederte: „Das ist eben nichts Wunderbares." „Und bin Willens, die heilige Reise nach Mekka zu machen" — „Der Weg ist breit," setzte der Kaliph hinzu. „Habe aber das dazu nöthige Geld nicht." „Dann wirst Du wohl die Reise unterlassen müssen," meinte der Kaliph. Da rief jener ungeduldig aus: „O Fürst, ich bin zu Dir gekommen, um Dich um Unterstützung zu bitten, nicht aber, Dich um Rath zu fragen!" Mamun konnte sich des Lachens nicht erwehren und ließ ihm das Reisegeld verabreichen.

Eine Wette.

Eine sonderbare Wette wurde vor einiger Zeit bei einem Gastmahle, wobei auch ein Doctor der Medicin sich befand, eingegangen; dieser behauptete, daß er eine Person krank machen könne, die sich ganz wohl befände, ohne ihr das Geringste zu verschreiben. Es meldete sich sogleich Einer, der die Wette einging, und dessen Unglauben an dergleichen Dinge bekannt war, ein Mann von tüchtigen Nerven, seines Gewerbes ein Commissionär, der nicht aussah, als ob die Einbildungskraft viel über ihn vermöge. Der Arzt erbat sich bis zum Beginn seiner Cur, die eigentlich eine umgekehrte war, mehrere Stunden Zeit und entfernte sich. Nach seiner Zurückkunft übergab er dem Commissionair einen Brief da und dahin zu tragen. Dieser ging damit fort und die Gesellschaft folgte ihm in angemessener Entfernung nach. Kaum war der Commissionair hundert Schritte außerhalb der Stadt, als er einem seiner Freunde begegnet. „Ei guten Morgen," sagt dieser zu ihm, „was hast Du denn heute, es scheint mir, daß Du nicht so gut aussiehst wie gewöhnlich, wärest Du vielleicht zufälliger Weise krank?" Der Commissarius protestirt dagegen, da er sich viel besser befand als je, und setzt, indem er sich über seinen Freund lustig macht, seinen Weg fort. Bei einem kleinen Marktflecken, der auf seinem Wege lag, angekommen, geht er in ein Wirthshaus, um sich zu erfrischen. Der Gastwirth bietet ihm mit beunruhigender Geschäftigkeit einen Stuhl an und sagt: „Mein Herr, Sie sind sehr blaß, haben Sie vielleicht eine ärztliche Hilfe nöthig?" Dann ergreift er den Arm des armen Mannes, untersucht mit vieler Gravität seinen Puls und wiederholt: „Es war eine Unbesonnenheit, in Ihrem Zustande die Stadt zu verlassen. Sie haben ein Fieber." Unser bestürzt gemachter Commissionair antwortet nicht, will aber seinen Weg, ungeachtet der Anträge des Wirthes, der ihm sogar seine Begleitung anbietet, fortsetzen. Der gute Mann fing an, sich zu kümmern und glaubte zu bemerken, daß alle Menschen, denen er begegnete, ihn mit Mitleiden ansähen. Er dachte nun, daß es doch wohl sein könnte, daß er krank wäre, weil die ganze Welt eine Alteration in seinen Zügen bemerkt, und seine Unruhe erreicht den höchsten Grad durch einen Reiter, der, bei ihm vorüberkommend, vom Pferde steigt und zu ihm spricht: „Um's Himmels willen, was ist Ihnen! Sie sind bleich wie der Tod; erlauben Sie, daß ich Sie unterstütze und bis zu einem Orte begleite, wo man Ihnen einige Hilfe leisten kann." — „In der That," versetzte der Patient, „ich fühle mich unwohl." Er stützt sich auf

den Arm des gefälligen Reisenden, der ihn bis zur nächsten Herberge begleitet. Als sie hier angekommen waren, ist das ganze Haus bei seinem Erscheinen in Unruhe: er vernimmt mit seinen eigenen Ohren besorgte Stimmen, welche rufen: „Aber dieser angekommene Herr ist sehr krank! Geschwind, man hole einen Arzt. Herbei, herbei, um den Herrn auskleiden zu helfen, denn die Kräfte könnten ihn verlassen. Sputet Euch, wärmt ein Bett aus." Der Unglückliche konnte sich nicht mehr halten, er ließ sich niederlegen und der Arzt, den man holen ließ, welcher auch der Urheber der Krankheit dieses guten Mannes war, kommt mit seiner Gesellschaft an, findet ihn aber von einem heftigen Fieber wirklich ergriffen. Man hatte große Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß das Ganze nur ein Spiel war und daß die Leute, denen er begegnete, von dem Arzte erkauft und angestiftet waren. Er mußte mehrere Tage an einem starken Fieber leiden und unsere Wettenden, betrübt, einen Scherz so weit getrieben zu haben, daß er hätte traurige Folgen nach sich ziehen können, ließen ihm das ganze Geld für die Wette und baten ihn noch überdies wegen ihrer Unklugheit um Vergebung.

Wie lange kann der Mensch leben?

Das ist eine Frage, die schon gar viele Köpfe beschäftigt hat, denn wenn auch „das Leben nicht der Güter Höchstes ist," wie wir in unserm Schiller lesen, so will doch nur selten Jemand gern aus demselben scheiden. Da dies nun ein Wunsch ist, den alle Classen der Gesellschaft theilen und nur wenige Menschen gern an den Tod denken, so war es ein glücklicher Gedanke eines berühmten Arztes in Berlin, hierüber zu einem großen Kreise gebildeter Männer und Frauen, wie er sich jetzt dort im zweiten Jahre versammelt hat, zu sprechen. Der Arzt ist der geheime Medicinalrath Kasper, durch den zum ersten Male in jenem Vereine die medicinische Facultät repräsentirt worden ist. Sein Vortrag war aber so gedrängt und von so interessantem Inhalte, daß wir ihn nur in den Hauptpunkten wieder zu geben vermögen, dadurch aber zugleich zu einer genauern Kenntniß der wenigen Blätter aufzufordern uns gedrungen fühlen, die sich durch passende Mittheilungen aus in- und ausländischen Schriften auszeichnen und lange Zeit hindurch für die unumstößlich gehaltenen Angaben des Berliner Probstes Süßmilch häufig berichten. Wir heben folgende Sätze als besonders wichtig hervor. Erstens das weibliche Geschlecht stirbt nach thatsächlichen Erfahrungen langsamer aus als das männliche, wenngleich der letzte Grund nicht angegeben werden kann. Zweitens stuft sich, wie bekannt, die Dauer des Lebens in den verschiedenen Ständen und Beschäftigungen der Menschen ab. Um bei den oft sich widersprechenden einzelnen Fällen zu einigermaßen sichern Resultaten zu gelangen, bedurfte es der Erfahrungen im Großen. Daher hat Herr Kasper für eine nach den erreichten Lebensjahren an fast 4000 Verstorbenen construirte Tafel acht Classen berücksichtigt, nämlich Geistliche, Militairs, Beamte, praktische Aerzte, Künstler, Lehrer, Kaufleute, Landleute und Forstleute, und hiernach bemerkt, daß 70 Jahre und darüber alt geworden sind: von 100 gestorbenen Geistlichen 42, von 100 Landwirthen 40, von höhern Beamten 35, von Militairs 32, von Künstlern 28, von Lehrern 27, von Aerzten nur 24.

Hieran schließen sich interessante Erörterungen, namentlich über die Sterblichkeit in England, aus denen hervorgeht, daß der Mensch als Collectivum seine Lebensdauer bis auf einen gewissen Punkt beherrscht. Dies wird drittens auf die Unverheiratheten angewendet und aus den thatsächlichen Belegen in den Sterbelisten von Genf, Paris und Amsterdam mit überraschender Einstimmigkeit die nicht unbedeutend größere Lebensdauer im ehelosen Stande nachgewiesen, so wie viertens durch eine Reihe ganz gleicher Erfahrungen aus Deutschland und Frankreich, wie viel äußerer Wohlstand auf die Verlängerung des Lebens wirke, und daß die Fälle von fast nur bei Dürftigen vorkommenden höchsten Lebensaltern gegen diese allgemeine Regel gar nichts beweisen. Fünftens endlich erfreut Herr Kasper die gegenwärtige Generation durch die Ausführung, daß wir jetzt länger leben als sonst und empfiehlt denen, die recht lange leben wollen, das Waadtland als den Fleck unseres Erdtheils, der sich durch die größte bekannte Lebenswahrscheinlichkeit auszeichnet. Ferner stirbt in Frankreich fast nur der zweiundvierzigste, in Belgien der vierundvierzigste, in England gar erst der funfzigste, in Preußen kann man den fünfunddreißigsten oder sechsunddreißigsten Menschen als jährlich sterbend annehmen, wobei freilich nicht darf unbeachtet bleiben, daß die öffentlichen Listen in England sehr ungenau, in Preußen aber sehr genau geführt werden und daher die englischen Angaben begründeten Zweifeln unterliegen.

Junggesellenbedenken

von Julius Anton v. Poseck.

Wenn's nicht im Januar wär' —
Möcht' ich wohl frei'n;
Drüben die Nachbarin
Ist gar zu fein —
Aber so frisch im Jahr —
Im kalten Januar —
Ist nicht die rechte Zeit —
Für junge Freiersleut'. —
Doch kommt der Februar,
Wag' ich's fürwahr!

Ach, wenn's nicht Februar wär' —
Möcht' ich wohl frei'n;
Drüben die Nachbarin
Putzt sich so fein —
Aber die Fastenzeit —
Ist nicht für Freiersleut' —
Masken vor dem Gesicht —
Ist sie's, oder ist sie's nicht? —
Aber im März
Fass' ich ein Herz!

Ach, wenn's der März nicht wär' —
Möcht' ich wohl frei'n;
Drüben die Nachbarin
Ist jetzt allein —
Aber die rauhe Luft —
Wo alles hustet — schnupft —
Ist nicht die rechte Zeit —
Für junge Freiersleut' —
Aber nur still
Kommt erst April!

Ach, wenn's nicht wär' April —
Möcht' ich wohl frei'n;
Drüben die Nachbarin
Lächelt herein —
Aber der Mond April —
Hat, ach! der Launen viel —
Wetter- und Weiberlaun' —
Wer kann da trau'n? —
Aber im Mai
Geh' ich und frei'!

Da ist der Mai!
Geh' ich und frei'? —
Aber die Nachbarin
Ist nie daheim! —
Will ich sie jetzo frei'n,
Darf's nicht im Zimmer sein —
Draußen im stillen Hain —
In schönen Verselein —
Oder gar auf der Promenad' —
So vor der ganzen Stadt. —
Wäre der Mai
Doch erst vorbei!

Junimond, Rosenmond!
Soll ich jetzt frei'n? —
Drüben voll Rosen prangt
Ihr Fensterlein —
Rosenstrauch — Dornenstrauch —
Darf man da pflücken auch? —
Heute roth — morgen blaß —
Ist nur ein kurzer Spaß. —
Käm der Juli doch,
Wagt' ich's dennoch!

Ach, wenn's nicht Juli wär', —
Möcht' ich wohl frei'n!
Ihr bloßes Hälschen scheint
Lockend herein —
Aber die Sonnenbeut!
Schürte bei Nacht die Gluth
Amor noch zu —
Wo fänd' ich Ruh'? —
Doch zum August
Hätt' ich große Lust!

Sieh, der August ist da —
Will ich nun frei'n? —
Aber die Nachbarin
Ist nie allein —
Scheint mir ein junger Fant —
Ist mir ganz unbekannt —
Sollt' es der Bruder sein? —
Wär' es ein Vetterlein? —
Still, bis September hin
Weiß ich, woran ich bin!

Da ist September schon!
Soll ich nun frei'n? —
Wehe, verhangen ist
Ihr Fensterlein —
Sicherlich zürnt sie d'rum, —
Daß ich so blöd' und dumm. —
Doch kommt der Weinmond — getrost!
Trink' ich viel Most,
Geh' dann wie ein Franzos
Keck auf sie los!

Ach, wenn's nicht October wär' —
Möcht' ich wohl frei'n!
Drüben sie sitzt und näht
Am Fensterlein —
Aber will ich sie frei'n, —
Darf ich nicht trinken Wein —
Muß doch hübsch zierlich geh'n,
Anständig vor ihr steh'n. —
Doch kommt November — gut!
Bin ich resolut!

Nun ist's November schon!
Zeit wird's, zu frei'n! —
Ach, und die Nachbarin
Ist nie allein —
Immer Besuch, Besuch —
Onkels und Tanten genug —

Ach, und der junge Faun —
Der mir ganz unbekannt —
Kommt erst Decemberkält',
Räumt ihr mir schon das Feld!

Ha! — schon December! — gleich —
Morgen will ich frei'n!
Doch bei der Nachbarin —
Was mag es sein?
Herren- und Damenschwall —
Pauken, Trompetenschall —
Liebster Herr Nachbar Ihr —
Saget, was gibt es hier? —
„Hochzeit, Herr Nachbarsmann,
Nehmt ein Exempel d'ran!"

(Berliner Figaro.)

Miscellen und Anecdoten.

(Die Veteranen am Grabe.) In einem Dorfe in Rheinhessen starb vor einiger Zeit ein Veteran der Napoleonischen Armee, und 83 alte Waffengeführte begleiteten ihn zur Gruft. Auch der Pfarrer des Dorfes ging mit zum Grabe und belobte in seiner Leichenrede des Geschiedenen Kriegsthaten und dessen ehrenhaftes Leben in der Gemeinde. Doch tadelte er auch den Verstorbenen, daß er so selten die Kirche besucht und sonach Aergerniß gegeben. In dem Momente, wo der Geistliche diese Rüge aussprach, kommandirte einer der am entferntesten Stehenden in französischer Sprache: „Rückwärts — Front, rechts um!" und die ganze Veteranenschaar gehorchte dem Kommando, schritt dreimal um das Grab des Kameraden und ließ den Pfarrer mitten in seiner Predigt allein. — Die Krieger, die noch in ihren alten Tagen auf Kommando hörten, konnten es nicht dulden, daß einem ihrer Kameraden noch im Grabe Ungerechtes nachgesagt wurde.

— Man hat häufig behauptet, daß das menschliche Auge einen überwältigenden Zauber auf die Thiere der Wildniß ausübe. Als neuen Beweis erzählt ein Engländer in seinen Reiseskizzen aus Indien: „Ich reisete zu Fuß durch eine Waldstrecke, wohlbewaffnet, aber nur von einem Hindu begleitet. Der Tag begann zu scheiden und wir beeilten unsere Schritte, um vor Aufgang des Mondes, der die Hyänen und andere Thiere der Wälder zu ihren Raubzügen weckt, bewohnte Gegenden zu erreichen, als wir plötzlich ein Knirschen und Knacken vernahmen, wie wenn der Metzger Fleisch mit dem Beile zerhaut, und nicht zehn Schritte von uns hinter einem Gebüsch einen Tiger erblickten, der eben ein Wildschwein verzehrte. Ich will nicht läugnen, wir standen erschrocken, als der Tiger, mit den Tatzen auf seiner Beute, uns knurrend die Zähne zeigte. Er sah uns groß an und peitschte die Flanken mit dem Schweife. Unwillkührlich faßte ich nach meiner Büchse, als mein Begleiter mir mit der Hand andeutete, mich nicht zu bewegen; er trat allmählig näher und näher, dem Tiger fest und unverwandt in die Augen blickend. Der Tiger brummte anfänglich, zog aber allmählich die Tatzen von der Beute zurück, zog sich kauernd in sich selbst zusammen, und schlich nun, vor der Gewalt dieses Blickes, knurrend und brummend davon.

— Heine spricht sich über Dampfwagen und Eisenbahnen in einer der letzten Nummern der Allg. Zeitung so aus: „Während die große Menge verdutzt und betäubt die äußere Erscheinung der großen Bewegungsmächte anstarrt, erfaßt den Denker ein unheimliches Grauen, wie wir und immer empfinden, wenn das Ungeheuerste, das Unerhörteste geschieht, dessen Folgen unabsehbar und unberechenbar sind. Wir merken bloß, daß unsere ganze Existenz in neue Geleise fortgerissen, fortgeschleudert wird, daß neue Verhältnisse, Freuden und Drangsale uns erwarten, und das Unbekannte übt seinen schauerlichen Reiz verlockend und zugleich beängstigend. So muß es unseren Vätern zu Muth gewesen sein, als Amerika entdeckt wurde, als die Erfindung des Pulvers sich durch die ersten Schüsse verkündigte, als die Buchdruckerei die ersten Aushängebogen des göttlichen Wortes in die Welt schickte. Die Eisenbahnen sind wieder ein solches providentielles Ereigniß, das der Menschheit einen neuen Umschwung gibt und die Farben und die Gestalt des Lebens verändert; es beginnt ein neuer Abschnitt in der Weltgeschichte und unsere Generation darf sich rühmen, daß sie dabei gewesen... Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden. Durch die Eisenbahnen wird der Raum getödtet und es bleibt uns nur noch die Zeit."

— Es war in der Residenz in der fashionablen Conditorei mit den hübschen blassen Laden-Mädchen, den geschnürten Lieutenants und langhaarigen Löwen. Seit einigen Tagen kam des Morgens ein hübscher junger Mann, trank stillschweigend seine Tasse, und bezahlte dafür regelmäßig einen Dukaten, ohne von dem Mädchen Etwas wiederzunehmen. Diese war beim ersten Mal erfreut, zumal sichs erwies, daß er ächt sei. Beim zweiten und dritten Mal wurde sie ängstlich und sprach mit ihrem Prinzipal. Dieser erzählte die Geschichte dem Polizeibeamten D., der sich auch am folgenden Morgen einfand. Bald darauf erschien der junge Mann und D. verwickelte ihn in ein Gespräch, konnte aber über seine Verhältnisse nichts erfahren. Bald darauf wollte der junge Mann bezahlen und zog seine Börse, die von Dukaten strotzte. „Sie haben da einen schönen Vorrath," sagte D. „Nicht mehr, als ich im Laufe des Tages ausgebe," versetzte der Fremde. „Dürfte ich Sie wohl um ein kleines Geschenk bitten, ich sammle für einen wohlthätigen Zweck ꝛc." „O ja!" versetzte der Fremde, „aber da müssen Sie schon mit in meine Wohnung kommen." Das war es, was D. wollte. Sie gingen und der schlaue Beamte wollte bemerken, daß jener in dem Gedränge vor den Bilderladen öftere Gelegenheit suchte, zu entschlüpfen. Aber er verlor ihn nicht aus den Augen. So kamen sie an das Schloß. „Ich gehe aber durch den Schloßhof," sagte der junge Mann. „Schön," dachte D., „da giebt es viele Wachen." In dem Augenblick trat der Prinz von P*** durch das Portal. „Na, Esterhazy! Wieder zurück?" D. war wie vom Blitz getroffen, der Dukaten-Mann war der junge und reiche Fürst Esterhazy, der seit einigen Tagen in der Residenz weilte. Er suchte davon zu kommen, aber der Fürst rief: „Warten Sie! Ich will Ihnen ja Etwas für Ihre Sammlungen geben." Und in seiner Woh-

nung angekommen, gab er D. hundert Dukaten, die dieser mit verlegener Miene einstrich. (Planet.)

(Ein prächtiges Heirathsgut.) Ein junger englischer Reisender hatte in Valencia eine Liebschaft mit einem wunderschönen Zigeunermädchen angeknüpft. Die Mutter verlangte nun, er solle ihre Tochter heirathen. Der Engländer entgegnete ihr, daß er nicht reich genug sei, um eine Frau ernähren zu können. Da lachte ihm die alte Zigeunerin in's Gesicht und sagte: „Was! nicht reich genug, im Lande der Guineen! Mit einer so gewandten Diebin, wie meine Tochter ist! In wenig Jahren bist Du Millionair!

(Russische Sitten.) Ein englischer Reisender schildert das allgemein in Rußland gefeierte Todtentagesfest also: Der Russe fröhnt seinem verderblichen Hange zur Völlerei bei jeder Gelegenheit, ganz besonders aber am Todtentagesfeste. An diesem Tage werden Messen für die Abgeschiedenen gelesen, und das Volk strömt mit allerlei Lebensmitteln bei Tausenden den Kirchhöfen zu. Den Hauptartikel der mitgenommenen Eßwaaren bildet ein aus Grütze, Karotten und Fischen gebackener Kuchen. Die verschiedenen Partheien lagern sich dann um die Grabstätten ihrer Angehörigen, die ihnen als Tafeln dienen, und sprechen nicht blos dem Fischkuchen, sondern vor Allem auch dem Glase fleißig zu. Durch die den Todten gebrachten Libationen wird der Unterschied zwischen Leben und Tod bald ungewiß, und man würde die Lebenden schwer von den Todten unterscheiden können, wenn nicht an ihrem viehischen Gebrülle. Gegen Abend liegen alle Straßen voll Betrunkener.

— Die kürzlich aus England in Paris eingeführten sogenannten Staubhüte, welche wasserdicht sind und so aussehen, als wären sie von feinem melirten Tuche gemacht, finden daselbst so allgemeinen Beifall, daß die erste Sendung schon drei Tage nach ihrer Ankunft vollständig vergriffen war, worüber viele der zu spät gekommenen Lions ganz untröstlich sind, indem sie bis zur Ankunft einer neuen Sendung warten müssen, da die pariser Hutfabrikanten auf das Erscheinen dieser Hüte nicht vorbereitet waren und deshalb die Nachahmung nicht so schnell erfolgen kann, als es in dem Wunsche der ungeduldigen Stutzer liegt. Da aber schon wieder eine neue Sendung avisirt ist und noch viele andere folgen werden, so steht zu erwarten, daß diesen Sommer viele französische Köpfe unter englischen Hüten stecken werden, und die ohnehin grassirende Anglomanie noch mehr um sich greifen wird.

— Einer der englischen Offiziere, welche den Krieg in China mitmachten, schreibt, er habe in einem chinesischen Tempel eine colossale Göttin mit einem Kinde auf den Armen gesehen. Die Chinesen haben wie die Christen eine jungfräuliche Mutter. Der Offizier vergleicht dieselbe mit der Madonna di San Sisto, freilich nicht in Hinsicht auf die Schönheit der Ausführung. Uebrigens hatte der Tempel eine große Aehnlichkeit mit einer katholischen Kirche; überall sah man kleine Bildsäulen von Göttern und Heiligen, die meist von vergoldetem Holze waren.

— Ein Stuttgarter Elegant trat in nagelneuem, wunderschönem Frack in ein Kaffeehaus. — „Der Frack sitzt Dir göttlich," sagte ein anderer Elegant zu ihm. „Wo hast Du ihn machen lassen? Ich werde mir auch einen bestellen." — „Glaubst Du, ich werde Dir meinen Schneider nennen?" erwiederte der erste Elegant. „Ich bin allein im Stande denselben zu ruiniren, und brauche Dich nicht dazu." — (Rh. Tel.)

— Bei einem Gastwirthe brach kürzlich in einem Seitengebäude Feuer aus. Der gute Mann gerieth darüber so in Alteration, daß er gänzlich den Kopf verlor. Als nun die erste Spritze herbeigeeilt kam und sogleich rüstig ans Werk schritt, nahete er sich der Mannschaft derselben, zog ehrerbietig sein Sammtkäppchen und sagte: „Bitte, bitte, meine Herren, wollen Sie nicht gefälligst erst hineingehen und sich etwas restauriren."

— Als vormals ein anerkannter guter Schriftsteller zu Berlin sein bekanntes Büchlein über den richtigen Gebrauch des mir und mich herausgegeben hatte, sagte ein Berliner, der es durchstudirt haben wollte: „Ich lasse mich nun nicht mehr vorwerfen, daß ich mir in den Unterschied zwischen mir und mich nicht finden könne."

— In D. kommt ein Herr vom kolossalsten Umfang, durchaus das lebhafteste Conterfei des ehrwürdigen Pickwick in Boz humoristischem Roman, die Straße heraufgekeucht, und schnauft wie ein Wallfisch. Jetzt muß er den gefährlichen Schritt über einen ziemlich breiten Rinnstein wagen. Mit Schaudern rüstet er sich zum salto mortale. Auf seinen Stock gestützt, auf einer Seite ins Knie gesunken, mit dem andern Bein in der Luft fechtend, will er den riskanten Sprung machen, als ein Gensdarm den Gequälten beim Kragen faßt und ihm ins Ohr schreit: „Mein Herr, das Turnen ist hier verboten!"

(Für Reiselustige.) Wer etwa Lust haben sollte, eine Reise in den Cometen zu machen, dem können wir wenigstens sagen, wie weit es bis dorthin ist. Sind die 20 Millionen Meilen nach der Sonne erst glücklich zurückgelegt, dann ist es nur noch ein Büchsenschuß von 155,000 Stunden. Ein Berliner hat die Berechnung angestellt, daß eine Droschke, welche diese Spazierfahrt unternehmen wolle, 999 Millionen Jahre brauchen würde, um an's Ziel zu gelangen.

— Der Walzerkönig Lanner hat wie bei seinem Leben so auch noch nach seinem Tode viele Tausend Menschen auf die Beine gebracht. Seiner Leiche folgten wenigstens 60,000 Menschen. Das Gedränge war so arg, daß der Zug zwei Stunden bis zum Friedhof brauchte. Sein College Strauß führte den Zug mit seinem ganzen Orchester, das Bürgermilitair gab das Geleite und der Bürgermeister von Wien selbst wohnte der Einsegnung bei.

— Jedem Reisenden, welcher seit einigen Jahren den Posthof zu Braunschweig betrat, wird am Thorwege desselben eine Frauensperson in die Augen gefallen sein, welche unablässig vom frühen Morgen bis zum späten Abend starren Blickes jedem ankommenden Postwagen entgegen sieht. Keinem Frager giebt sie eine Antwort; sie nimmt bei Eröffnung des Post-Bureau's früh ihren Platz ein und entfernt sich erst, wenn dasselbe Abends geschlossen wird. Die Person ist eine Irre, welche, vor Jahren von ihrem Geliebten verlassen, in

der Meinung lebt, derselbe komme unvermuthet mit einem Postwagen an. Früher hatte sie ihren Standpunkt vor dem Petrithore, hoffend, der lang Ersehnte werde, aus Hamburg kommend, in ihre Arme eilen. Nachdem sie nun aber Jahre lang vergeblich hier gewartet hatte, zog sie es der Sicherheit wegen vor, den Posthof zum Standpunkte zu wählen. Ihr ehemaliger Geliebter, der sie wegen vermutheter Untreue verlassen hat, lebt noch und zwar verheirathet in der Nähe Braunschweigs. Jedenfalls bleibt dieser tragische Fall ein mahnendes Zeichen für leichtsinnige Liebhaber.

(Unglück über Unglück.) In einem Dorfe, unweit Wurzen, erwartete kürzlich ein Bauer Vieh, welches er bereits gekauft hatte, und bei dessen Ablieferung die Kaufsumme von ihm erlegt werden sollte. Zu diesem Zwecke zählte er das Geld in Kassenanweisungen vorläufig auf den Tisch auf und ging dann hinaus auf die Straße, um zu sehen, ob er dasselbe nicht schon wahrnehmen könnte. — Ein kleines Kind blieb allein in der Stube zurück; es sieht die Papierchen auf dem Tische, und um sich eine Belustigung zu machen, nimmt es eine Kassenanweisung nach der andern und verbrennt sie auf dem Kamine. — Bei der letzten kömmt der Vater herein. — Wie er den leeren Tisch und die letzte, bereits halb verbrannte Kassenanweisung in den Händen seines Kindes sieht, geräth er so in Wuth, daß er dasselbe bei den Beinen ergreift und mit dem Kopfe an die Wand schlägt, daß dieser sogleich in Stücke fliegt. — Kaum ist die That vollbracht, so erhält er seine Besinnung zurück. — Er ist der Mörder seines liebsten Kindes geworden; — diesen Gedanken vermag er nicht zu ertragen; er geht auf den Heuboden hinauf und erhängt sich. — Seine Frau und seine Leute waren auf dem Felde mit Kartoffelstecken beschäftigt. — Spät gegen Abend kommen sie zurück; finden in der Stube die Leiche des Kindes mit zerschmettertem Schädel und da sie nirgends den Vater finden, so fürchten sie noch ein zweites Unglück und stellen Nachsuchungen an. — Der Knecht steigt mit der Laterne endlich auch auf den Heuboden hinauf und als er dort den Bauer hängen sieht, bekömmt er einen so großen Schreck, daß er die Laterne fallen läßt, wodurch das Heu in Flammen geräth, die so schnell um sich greifen, daß in wenig Stunden das ganze Gehöft in Asche gelegt wird. — Kleine Ursachen, große Wirkungen. —

(Ein ehemaliger deutscher Frohntanz in Langenberg.) Eine Frohnarbeit ist bekanntlich eine Dienstarbeit, zu der man durch Geburt und Stand verpflichtet ist. Die Frohnarbeiten sind die letzten Ueberreste der Leibeigenschaft. Folgende Frohne war gewiß originell: Ein alter Graf, der vermuthlich ein munterer Mann war und an einem lustigen Bauerntanz Vergnügen fand, hatte sich in dem Städtchen Langenberg statt der Arbeit von seinen Bauern einen Tanz zur Frohne ausbedungen. Es mußten dort eine gewisse Anzahl Bauern alle Jahre am Tag nach Pfingsten auf freiem Markte zur Frohne tanzen. (G. Steinbeck's Freiheits- und Gleichheits-Büchlein. Leipzig, 1794. 8. S. 44. 45.)

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Kleider und Oberröcke haben eine wesentliche Veränderung erfahren. Man spricht nicht mehr von Kleidern mit gesticktem Leibchen, doch gehen die meisten hoch hinauf und sind in fächerförmige Falten gelegt.

Man hat versucht, das Leibchen vorn locker zu schnüren; selbst auf manchem Oberrock wollte man diesen Einfall anwenden; man hatte die Absicht, eine schöne Chemisette sehen zu lassen; bis jetzt hat aber dieser Versuch keine Folgen weiter gehabt. Offenbar gibt man den Vorzug den Revers und den offenen Berthen. Was die Aermel betrifft, so bemüht man sich noch immer, sie oben auszuputzen, um die Achseln voller und breiter erscheinen zu lassen. Man nahm deshalb seine Zuflucht zu offenen Jockeys und andern Achselstücken, die man mit Posamentierarbeit besetzte und so dem Auspuß im Mittelalter ähnlich machte.

Man macht viele Kleider von einfarbigem, carrirten oder gestreiften glatt gewebten Wollenstoff (toile de laine) welcher namentlich den Nankin ersetzt. Diese Kleider sind ganz einfach und haben nur oben an den Aermeln drei oder vier kleine Querstreifen. Auch der Constantine-Bazin ist sehr beliebt. Dieser Stoff, von Seide und schottischem Zwirn, hat kleine Rippen wie der ehemalige englische Bazin. Dem Grünen, Lilas und Braunen gibt man den Vorzug. Zu einem solchen Anzuge trägt man Strohhüte mit einem ponceaurothen, dunkelblauen, smaragdgrünen Bande und einem mit Spitzchen besetzten Halbschleier von Tülle, und kleine gestickte und gezackte Muslin- oder Batistkragen mit einem durch den Saum gezogenen Taffetbande von der Farbe des Kleides.

Zu Besuchs- und Promenadekleidern wählt man gern einfarbigen oder gedruckten Foulard, Camäleon-Taffet oder Barege oder Pour de Soie; die Foulardkleider besetzt man mit gefälteltem Band, die von Taffet und Barege mit Volants, die oft auch ausgezackt sind. Dazu passen vorzüglich Creppcapoten mit Spitzen und Blumen, italienische Strohhüte mit Federn und durchbrochene Strohhüte mit Band und Blumen. Zu Vervollständigung des Anzuges gehört eine Mantille von Taffet oder schwarzen Spitzen, ein Langshawl von Caschemir oder gesticktem chinesischen Crepp oder auch ein Canezou von gesticktem Muslin mit Spitzengarnitur.

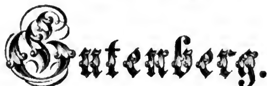
Im Hause tragen die Damen einen farbigen Ueberwurf (offenen Ueberrock), unter welchem man ein hübsches Kleid von weißem Jaconet sieht, dessen Leibchen und Aermel festgebügelte Falten haben. Dieser Ueberwurf, der meist von Constantine-Bazin, von Wollen-Muslin oder Caschemir ist, hat oben enge Aermel, die sich nach unten erweitern, mit Band garnirte Revers und einen langen Gürtel. Als Kopfputz ein kleines Häubchen oder ein Spitzenstreif, der unter dem Kinne zusammengebunden wird.

Erklärung der Modenkupfer. 1. Frack mit niedrigem Kragen und breiten überschlagenden Revers. Gestreifte Weste mit Shawlkragen und gestreifte Beinkleider. 2. Kleid von Stoff mit Einsatzstreifen von Spitzen. 3. Frack fast ohne allen Ausschnitt. Carrirte Weste und Beinkleider.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 10. (5. Jahrgang. II. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 11. (Sonnabend, den 10. Juni.) **1843.**



Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt und herausgegeben von R. Büchner.

Vierter Jahrgang. **Zweites Quartal.**

Der von mir beabsichtigte Titel

Leipziger Moden-Journal rc.

ist mir auf geschehene Reclamation von Seiten der Herren Verleger der Allgemeinen Modenzeitung und der Zeitung für die elegante Welt wegen möglicher Verwechslung Hoher Seits nicht gestattet worden, jedoch habe ich bereits um einen andern entsprechenden Titel für das III. Quartal nachgesucht.

Glück im Weh und Weh im Glück.

Graf von Nordenstern hatte das Vertrauen seines Monarchen. Stolz auf seine Gewalt und eifersüchtig, sie sich zu erhalten, kannte er nur Gehorsam und Unterwerfung. Eine Allianz mit dem benachbarten Fürsten war das Werk seiner feinen Unterhandlungen, die Pläne, welche er schon lange bei sich herumtrug, fingen an, sich zu entwickeln, aber noch waren sie nicht zur Reife gediehen und die Arbeit vieler Jahre, die Frucht seiner schlaflosen Nächte war verloren, wenn sie scheiterten. Nichts war geschickter, seine Gewalt zu befestigen und zugleich seinen Ehrgeiz zu befriedigen, als wenn er durch die nähere Verbindung mit einem der Mächtigen jenes fremden Hofes seinen Einfluß sicherte. Die Intrigue gelang; der erste Minister hielt um die Hand seiner Tochter an. Der Graf, welcher gewohnt war, sein Haus wie den Staat zu regieren, hatte diese Angelegenheit auch als ein Staatsgeheimniß behandelt, jetzt erklärte er seiner Gemahlin, daß er die Hand seiner Tochter versprochen habe, und trug ihr auf, Augusten damit bekannt zu machen. Das überraschte Mädchen erschrak, so unbefangen und frei auch das Herz noch war; sie kannte den starren Sinn ihres Vaters, sie wußte, wie streng er Gehorsam fordere. Zwar hatte sie den ihr bestimmten Gemahl noch nie gesehen, aber eine dunkle Ahnung sagte ihr, daß ihr Herz der Hand nicht folgen werde. Es gibt Augenblicke des Jugendalters, wo ein Zufall plötzlich alle schlummernden Gefühle weckt und die Erfahrung um einige Jahre reift. Auguste empfand, daß sie ein Herz habe, eben so bereit, glücklich zu machen, als es würdig sei, Glück zu empfangen, und dieses Herz sollte aufgeopfert werden! — Am Abend, als ihr Vater von den Geschäften des Tages ermüdet im Lehnstuhl saß, näherte sie sich ihm schüchtern; auch die Furcht gibt oft Muth, sie wagte es, zum ersten Male in ihrem Leben, ihn um den Hals zu fallen. „Was willst Du, liebes Kind?" fragte er überrascht. Der milde Ton seiner Stimme gab ihr neue Hoffnung. „Lieber Vater," erwiederte sie, „verstoßen Sie mich nicht aus Ihren Armen in ein fremdes unbekanntes Land." — „Ich befehle es!" antwortete er streng und riß sich ungestüm los; „mein Wort ist unwiderruflich." — Das bestürzte Mädchen sank weinend zu seinen Füßen nieder. „Du weißt, daß ich Gehorsam fordere. — Steh' auf, Kind!" setzte er mit milderem Tone hinzu; „meine gute Auguste ist ja immer eine folgsame Tochter gewesen."

Das Herz der Mutter blutete, vergebens hatte sie

Bitten und Thränen erschöpft, alle ihre Versuche scheiterten an den Plänen des Ehrgeizes. Der Graf vernichtete den leisesten Schimmer der Hoffnung: er machte der Residenz die Verbindung seiner Tochter bekannt. Acht Tage vor der Vermählung kam der Bräutigam an, ein Greis mit bleichen, eingefallenen Wangen ward aus dem Wagen gehoben und wankte die Stufen hinauf; das unglückliche Mädchen erstarrte, mit einem Schrei des Entsetzens sank sie in der Mutter Arme, nur die zürnende Stimme des Vaters vermochte es, ihr schnell das Bewußtsein wieder zu geben. Auguste war kaum im Stande, den ersten Begrüßungen des Ministers ein Paar Worte zu erwiedern; sie floh auf ihr Zimmer, die Einsamkeit war jetzt ihre Freundin; dort, wo kein lästiger Glückwunsch ihr Herz zerschnitt, durfte sie ungekränkt dem jugendlichen Traum ihres Lebens eine stille Thräne weihen.

Der gefürchtete Morgen brach an, er endete eine durchjammerte Nacht, um einem schrecklichen Tage zu leuchten. „Perlen bedeuten Thränen!“ seufzte Auguste, als mit dem kostbaren Brautgeschenk ihre Locken durchflochten wurden. In Goldstoff gekleidet, von Juwelen prahlend, aber bleich, athemlos, zitternd, glich sie nicht einer Braut, sondern einem Opfer, das für den Tod sich geschmückt habe. Sie wankte zum Altar, ein Blick auf ihre Mutter stärkte sie, kaum gehaucht entfloh das „Ja!“ ihren Lippen und auf ewig war das Glück ihres Lebens entschieden.

Die Kunst hatte ihren Reichthum verschwendet, und die Pracht ihre Schätze, um das Fest zu verherrlichen; der goldne Pokal ging im Kreise umher, aber die Freude hatte ihn nicht mit ihren Blumen bekränzt; die Tafel mit den goldenen Schüsseln machte einem glänzenden Balle Platz, aber der Trübsinn hatte die Saiten verstimmt. Gegen Mitternacht verloren sich die Gäste, Auguste wankte am Arm ihrer Mutter in das Brautgemach und fiel schluchzend in ihre Arme. „Meine gute, meine liebe Tochter!“ — das war Alles, was die trostlose Mutter hervorzubringen vermochte. Beide hielten sich innig umarmt, als der Minister hereintrat, Frau von Nordenstern verbeugte sich und verschwand. Er setzte sich auf das Sopha und zog das zitternde Mädchen neben sich: „Hören Sie mich einige Augenblicke an, liebes Kind,“ begann er, „und ich hoffe, Sie werden mich besser kennen lernen. Ich würde den Spott der Welt verdienen, wenn ich mich noch geliebt glauben könnte, aber ich würde mich selbst hassen, wenn ich Ihrem Herzen Gewalt anthun wollte. Sie sind mir theuer gewesen, eh' ich Sie kannte; der Vater Ihrer Mutter war mein Jugendfreund, sein Herz und sein Haus war das meinige, wie oft habe ich Ihre Mutter auf den Armen getragen! Ich sah ein Unglück über Ihrem Haupte schweben, entfernen konnte ich es nicht, so wollte ich es wenigstens mit Ihnen theilen. Ihr Vater war fest entschlossen, durch Ihre Verbindung sich einer festern Stütze an unserm Hofe zu versichern, ich wußte bestimmt, daß Ihre Hand, wenn ich sie ausschlug, dem Günstling des Monarchen würde zu Theil werden. Sie waren verloren, wenn Sie das Opfer dieser Intrigue wurden und in die Gewalt eines Mannes geriethen, der, an Seele und Körper verdorben, ein Abscheu aller Redlichen ist; ich mußte Ihr Herz kränken, aber ich sah keinen andern Weg zu Ihrer Rettung, und von diesem Augenblick an war mein Entschluß gefaßt. Wenn ich auch keinen Anspruch auf Ihre Liebe machen darf, so will ich doch Ihre Achtung und Freundschaft zu verdienen suchen; ich gebe hiemit alle Rechte eines Gemahls in Ihre Hände zurück, aber die Pflichten eines zärtlichen Vaters werde ich mir von Ihnen nicht nehmen lassen. Sein Sie meine erste Freundin, meine einzige Tochter, genießen Sie alle unschuldigen Freuden, die Ihre Jugend, Ihr Stand und meine Güter Ihnen gewähren können, und wenn Sie eines theilnehmenden Freundes, eines Rathgebers bedürfen, so hoffe ich, daß Ihr Herz dem meinigen nicht vorübergehen werde.“

Augustens Thränen waren während dieser Rede unaufhaltsam geflossen, überwältigt von ihren Gefühlen sank sie vor ihrem Gemahl nieder; sie versuchte zu reden, aber ihre Brust war zu beklemmt, sie konnte nichts als ihr schönes blaues Auge zu ihm aufheben und seine Hand an ihre heiße Lippen drücken.

„Nicht diese Stellung,“ sagte der edle Greis, indem er seine zitternden Hände nach ihr ausstreckte; „stehen Sie auf, Auguste! — komm' in meine Arme, liebe Tochter, hier ist Dein Platz, an meinem Herzen.“

Augustens Thränen flossen jetzt sanfter, die Heftigkeit ihrer Empfindungen ging in eine sanfte Wehmuth über, während der Minister ihre Hand noch in der seinigen hielt und mit jedem liebevollen Worte neuen Balsam in ihr Herz träufelte. Er stand jetzt auf: „Ich habe noch eine Bitte, meine Liebe! Es gibt Geheimnisse, die ihren ganzen Werth verlieren, wenn ein Dritter unter ihren Schleier blicken darf; das unsrige ist eines dieser zarten Geheimnisse. Niemand muß von dieser Unterredung etwas ahnen, Niemand, selbst Ihre Mutter nicht. Zeigen Sie ihr morgen eine ruhige Ergebung und diese würdige Frau wird zufrieden, wenn sie für ihre Tochter wieder hoffen darf. Schlafen Sie wohl, Auguste — doch nein, nicht also,“ setzte er lächelnd hinzu; „schlaf ruhig

und sanft, meine gute Tochter." Er küßte sie auf die Stirn und zog sich in das Nebenzimmer zurück.

Die Residenz staunte, als der Minister mit seiner schönen Gemahlin anlangte. Sie war siebzehn Jahr alt, er fast siebzig: Stoff genug für die Spötter, ihren Witz zu üben. Wer über diese lustige Ehe nicht lachte, bemitleidete solche Thorheit; die jungen Weiber lauerten mit scharfen Blicken, während den jungen Herren diese neue Eroberung schon gewiß war. Ehe vier Wochen verstrichen, waren alle Parteien einer Meinung: man beneidete diesen Graukopf, daß er so glücklich sei. Augustens Betragen war über alle Lobsprüche erhaben, selbst die Verleumdung mußte vor ihm verstummen.

Der Minister entfernte sich nie von dem Wege, den er sich vorgezeichnet hatte; vor der Welt Augustens Gemahl, im Hause ihr Vater und Freund, war er nur besorgt, sie zu allen Ergötzlichkeiten der großen Welt einzuführen und jeden Tag mit einem neuen Feste zu krönen. Seine junge Gemahlin fühlte bald, welch ein Opfer er ihr bringe, sie sah, wie er die Schwäche seines Alters bezwang, wenn es darauf ankam, sie zu einer neuen Lustbarkeit zu begleiten, und ein Herz, wie das ihrige, konnte nicht lange über den schönsten Entschluß zweifelhaft sein. Sie zog sich, wo es mit Anstand geschehen konnte, aus den Zirkeln der großen Welt zurück; der kleine Kreis einiger alten Freunde ward auch der ihrige: es war jetzt ihr liebstes Geschäft, die leisesten Wünsche ihres Gemahls zu belauschen, ihn mit deren Erfüllung zu überraschen, ihr süßester Genuß.

Das Leben eines tugendhaften Weibes ist eine unversiegbare Quelle von kleinen Aufmerksamkeiten und zuvorkommenden Besorgnissen. Auguste sah in dem Gemahl nur den Vater, sie entschädigte sich für das, was ihr die Liebe versagte, durch die süße Erfüllung ihrer kindlichen Pflichten. Eines Tages überraschte sie der Minister an ihrem Stickrahmen.

„Immer so allein, liebe Auguste?" sagte er, indem er seine Hand auf ihren schönen Arm legte.

„Man ist nie allein, wenn man ein Herz hat."

„Und dieses schöne Herz, warum kann ich es nicht nach meinen Wünschen belohnen?"

„Lassen Sie das mich sagen, Herr Graf! Mein Herz fühlt, wie tief es in Ihrer Schuld ist."

„Still davon, liebes Kind! — Darf ich Ihre Arbeit sehen?"

„Recht gern, ob es gleich ein kleines Geheimniß für Ihren Geburtstag sein sollte."

„Ein Strauß von schönen Blumen! Meine Freundin hat die Sinnbilder ihres Herzens in ein Bouquet für mich gebunden."

„Nehmen Sie den Willen für die That; ich bin nicht zufrieden mit meiner Arbeit. Wenn ich lebendige Muster vor mir gehabt hätte —"

„Doch, doch, mein Kind! Diese Lilien zum Beispiel, und hier die junge Rose haben Sie der Natur entwendet."

„Wollen Sie versuchen, ob ich auch roth werden kann, Herr Graf?"

Diese Scene endigte wie alle andern, der Minister war entzückt von der Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin, welche jeden Tag ein frisches Blatt in den welkenden Kranz seines Lebens wand, und Auguste verdoppelte ihre Aufmerksamkeit, um seinen leisesten Wünschen zuvorzukommen. Zwei Jahre dieses schönen Wechsels von Liebe und Sorgfalt waren verflossen, als der edle Greis den Anstrengungen seines thätigen Lebens unterlag. Er fühlte, daß er von diesem Lager sich nicht wieder erheben werde. „Ich muß Dich nun bald verlassen, meine liebe Tochter," sagte er eines Abends zu ihr; „zwar fällt es mir schwer, mich von Dir zu trennen, aber ich sterbe gern, indem ich Dir alle Ansprüche auf ein glücklicheres Leben zurücklasse. Mein letzter Wille sei meine Rechtfertigung. Belohnen kann er Deine Liebe und Sorgfalt nicht, aber er wird Dich Dir selbst wiedergeben, indem er Dir Deine Unabhängigkeit sichert."

Augustens Augen schwammen in Thränen, ihre Sorgfalt und Pflege, wie die Kunst der Aerzte waren vergeblich: der Greis unterlag den Forderungen der Natur. Als er seine letzten Augenblicke herannahen sah, ließ er alle Anwesenden sich entfernen. „Lebe wohl, meine Tochter," stammelte er, „und versprich mir, unser Geheimniß mit in's Grab zu nehmen; verzeih' einem sterbenden Greise diese letzte Bitte, ich will nur in Deinem Herzen gerechtfertigt sein. Lebe wohl! — wie sanft stirbt sich's in Deinen Armen —"

Hier sank er auf das Kissen zurück, sein Mund verzog sich zu einem sanften Lächeln, das Auge unverwandt auf Augusten geheftet; er suchte ihre Hand und drückte sie an seine Brust, bis sein Herz still stand.

Die ungeheuchelten Klagen der Residenz folgten dem Leichenzuge und vermehrten nur Augustens Schmerz; sie hüllte sich in ihren Witwenschleier und floh auf ihre Güter. Das Vermächtniß des theuern Entschlafenen war ihr über Alles heilig; in dem Glücke, welches sie um sich her verbreitete, hoffte sie das ihrige wieder zu finden. Der Frühling streute seine Blüthen auf ihre Schritte und trocknete mit seinen Blumen ihre Thrä-

nen; — die Natur ist einem reinen schuldlosen Herzen die beste Trösterin.

Gegen Ende des Sommers kam der junge Graf von F** von einer Reise durch Frankreich und Italien auf seine Güter zurück. Er hörte von seiner schönen Nachbarin und machte ihr des andern Tages seinen Besuch; als er zurückging, mußte er sich gestehen, daß das Gerücht zum ersten Male zu wenig gesagt habe. Diesen Besuch hatten die Gesetze des Wohlstandes erheischt, den zweiten erforderte die Pflicht der Nachbarschaft und zu den folgenden mußte sich immer ein Vorwand finden. Auguste war eine Freundin der schönen Künste, Italien, die Wiege der Dichtkunst und Malerei, hatte sie von jeher angezogen, der Graf war gebildet und erzählte gut: man sah ihn eben so gern kommen, als er gern sich einstellte. Er war so fein, den Faden immer bei der interessantesten Stelle fallen zu lassen, aber er war auch so galant, sich sogleich den andern Tag wieder einzustellen, um ihn anzuknüpfen.

Der Herbst war schon weit vorgerückt, die Annäherung des Winters erinnerte an die Lustbarkeiten der Stadt. Auguste, ihrem Entschlusse getreu, blieb auf dem Lande zurück; der Graf, welcher sich geschmeichelt hatte, seine schöne Nachbarin begleiten zu dürfen, mußte allein dahin gehen. Sie las in dem Tagebuch seiner Reisen, welches er ihr zurückgelassen hatte, aber sie bemerkte, daß der todte Buchstabe die Lebhaftigkeit des mündlichen Vortrags nicht ersetzen könne; der Graf sollte seinen Freunden den warmen Himmel Italiens beschreiben und fand, daß das Feuer von einem Paar schöner Augen der Phantasie eine glänzendere Färbung leihe. Des Tanzens ward er überdrüssig, das Erzählen war ihm noch lästiger, er floh auf seine Güter, um den Duft der Blüthen einzuathmen, wie er sagte, aber statt der Blüthen hingen noch die Schneeflocken an den Aesten. Je lebhafter er in die schönen Augen seiner Nachbarin blickte, desto sorgfältiger schlug Auguste sie nieder; sie sah seine Gefühle mit jedem Tage zärtlicher werden und suchte nun um so gleichgültiger zu scheinen. Wer sich gegen die Liebe waffnet, ist schon auf dem Wege, ihre Herrschaft anzuerkennen. — Die Zeit, diese schöne Trösterin, machte jetzt ihre Rechte geltend. Die Jugend forderte ihre Gefühle zurück, das Bild des theuren Entschlafenen, welches sich das schönste Herz erwählt hatte, um ewig in ihm zu wohnen, entwich nicht, aber es trat in den Hintergrund zurück. Als der Herbst abermals seine Trauben röthete, vertauschte Auguste den Schleier mit der Myrthenkrone und kehrte an der Hand des Grafen in die Residenz zurück.

Süße Flitterzeit der Ehe, die über Alles einen glänzenden Schimmer verbreitet, um bei seinem Verschwinden ein desto öderes Dunkel zurückzulassen, dich zählen deine Verehrer nur nach Tagen, nur wenige Auserwählte dürfen dich nicht nach Monaten zählen! Glücklicher vielleicht, wer dich nie kannte, glücklicher das Weib, dessen Gatte nie den Anbeter machte! Die ihr das menschliche Herz kennt, zeigt mir ihn, der nicht früh oder spät aufhörte, der Liebhaber seiner Frau zu sein; dann tritt der Gemahl an seine Stelle, ach und nur zu oft vermag er nicht, den Platz in ihrem Herzen, den der Geliebte zurückließ, wieder auszufüllen.

Der Graf war der glücklichste Sterbliche; die Schönheit gab ihm am Altar ihre Rechte und die Liebenswürdigkeit krönte diesen Besitz. Nur Eines kümmerte ihn: er hatte keine Krone, die er ihr zum Ersatz anbieten konnte. Wo diese Krone liegen sollte, zu Augustens Füßen, da sank er selbst nieder und schwur ein ewiges Feuer seiner Liebe. O eitler Wahn des Herzens! Der Mann, welcher ewig der Geliebte seiner Frau zu sein schwört, ahnt nicht, welch ein gefährliches Wagstück er beginnt, er wähnt nicht, daß er eine Rolle übernimmt, die er nicht durchzuführen vermag. Der Graf hatte seinen Schwur gebrochen, noch ehe er ihn leistete. Die Natur bildete sein Herz zur zartesten Empfänglichkeit, aber die Erziehung hatte es zur Unbeständigkeit verbildet. Wahr ist es, dieser Sinn wird den Jüngling vor manchen Fallstricken bewahren, aber das zarte Band einer Ehe kann er nur loser machen. Hatte der Graf eine geistreiche Schönheit interessanter, eine witzige Koketterie pikanter gefunden, so führte ihn doch bald Herz und Gefühl zu Augusten zurück und er verließ sie nur, um ihr bald wieder einen neuen Triumph zu bereiten. Er war sinnlich, ohne wortgetreu zu sein, er huldigte der fremden Schönheit und genoß der häuslichen Liebenswürdigkeit; eine Frau, deren Neigung den Ton der großen Welt in diese Ehe eingeführt hätte, würde ganz glücklich gewesen sein. Auguste, mit ihrem zarten Gefühl, das die Seligkeit der vergangenenen Jahre nur noch reizbarer gemacht hatte, war es nicht. Ein Herz, das sich ganz hingibt, verlangt auch ungetheilten Besitz; es hat nur einen Wunsch, vor welchem alle übrigen schweigen. Der Graf suchte sie alle zu befriedigen, aber gerade diesen einen vergaß er. Man gräbt die Zufriedenheit nicht aus den Schachten von Golconda, nur selten fährt der Frohsinn in einem goldenen Wagen.

Augustens Geburtstag nahte und verschwenderische Pracht leerte das reiche Füllhorn über sie aus. Ihr Gemahl überraschte sie beim Erwachen mit einem Hals-

schmuck von den erlesensten Steinen, er schmeichelte sich, durch diesen funkelnden Tand die schönste Brust zu zieren, weil er das Herz nicht zu schätzen wußte, das unter ihr schlug. Kaum befand Auguste sich allein, so nahm sie wehmüthig lächelnd das Halsband ab, um es zu den übrigen Kostbarkeiten zu legen; sie öffnete ein Schmuckkästchen und erblickte die Silberlocke, die sie dem theuren Verstorbenen im Sarge abgeschnitten hatte: eine Thräne, welche alles Wasser dieser Brillanten aufwog, fiel darauf.

„Schöner Traum des Herzens!" seufzte sie; „wie glücklich war ich damals, während ich auf allen Gesichtern Theilnahme und Bedauern las; jetzt, wo selbst meine Freundinnen mich beneiden, wo jede glauben würde, mit meinem Loose den ganzen Werth des Lebens erkauft zu haben, jetzt bin ich — nicht ganz glücklich!" setzte sie leise hinzu.

Man meldete den Kammerdiener ihres verstorbenen Gemahls. Der ehrliche Greis, welcher ihr Geburtsfest als seinen feierlichsten Tag betrachtete, ließ es sich nicht nehmen, ihr jedesmal seinen Glückwunsch selbst zu überbringen. Die Schwäche des Alters hatte ihn schon seit einem halben Jahre auf sein Zimmer gebannt, aber dieser Tag gab ihm neue Kräfte. Er ließ sich von seinem Enkel hinführen, Auguste reichte dem zitternden Greise einen Sessel und setzte sich neben ihn. „Das ist der letzte Glückwunsch, den ich meiner guten gnädigen Gräfin bringe," sagte er; „aber ich mußte vor meinem Ende noch einmal diese liebe Hand küssen, die meinen guten Herrn so wohl gepflegt hat. Der Himmel wird Sie für Ihre Güte belohnen." Er ergriff Augustens Hand und drückte sie an seine nassen Augen.

„Sind Sie aber auch recht glücklich, gnädige Gräfin?" fragte er mit bewegter Stimme.

„Warum sollte ich es nicht sein, lieber Alter?"

„Sie sehen mich verwundert an, gnädige Frau, aber werden Sie nicht ungehalten, ich habe ein Recht, so zu fragen. Erinnern Sie sich wohl des letzten Geburtstages, wo mein lieber seliger Herr so vergnügt mit Ihnen war?"

„Wie könnte ich jemals vergessen, was mich an ihn erinnert! Er bat sich von mir aus, diesen Tag ganz allein mit mir zu feiern, weil er ihm zu Ehren zum ersten Male in seinem Leben einen goldenen Pokal leeren wollte."

„Als ich am Abend ihn auskleidete, war er so heiter und zugleich so gerührt. „Richard," sagte er zu mir und legte zutraulich seine beiden Hände auf meine Achseln, „hättest Du wohl geglaubt, daß ich noch so glücklich werden könnte? Welch einen Engel mußte ich finden, daß er meine letzten Tage noch so verschönert. Ich werde bald sterben; — Du erschrickst, guter Richard, ja, ich sterbe sehr bald und meine gute Auguste muß dann den Lohn ihrer Tugenden einerndten. Aber ich fürchte für ihr weiches und zartes Herz; wer dieses Herz nicht versteht, kann sie nicht glücklich machen." — Sein Gesicht ward plötzlich feierlich ernst. — „Du wirst mich überleben, Richard," fuhr er fort; „besuche dann meine liebe Auguste an ihrem Geburtstage und bringe ihr meinen Dank und meinen Segen. Sage ihr, daß ich sie gern ganz glücklich wissen möchte, aber wenn sie es nicht ist — o Richard, wenn sie es nicht wäre —!" Mein guter Herr konnte nicht weiter sprechen, er trat an's Fenster und hob Augen und Hände still gen Himmel."

Die Gräfin trocknete sich die Augen.

„Sehen Sie wohl, gnädige Frau," fuhr der Greis fort, „welch ein heiliges Recht ich zu dieser Frage habe? Ich fühle, daß ich nun bald zu meinem guten Herrn kommen werde, aber ich könnte nicht ruhig aus der Welt gehen, wenn ich seinen letzten Befehl nicht erfüllt hätte. Wenn ich ihn nun wieder sehe, was soll ich ihm von seiner lieben Auguste sagen?"

Die Gräfin flog zu ihrem Schreibtisch, ergriff die Silberlocke und drückte sie an ihre Lippen, an ihr Herz. „Ich bin glücklich," rief sie aus und küßte die Stirn des Alten, als wollte sie ihn zum Boten des heiligsten Kusses machen, der je einem Munde entfloh; „ich bin glücklich, guter, redlicher Greis; bei der Erfüllung seiner Pflichten, mit dem Bewußtsein, das Andenken guter Menschen verdient zu haben, kann man niemals unglücklich sein!" (Gesellschafter.)

Ein treffendes Urtheil

über die neuere Musik hat Theodor Drobisch in der Zeitschrift: „Signale für die musikalische Welt" niedergeschrieben, die ihm schon manchen höchst gediegenen Artikel verdankt. Wer sollte wohl nicht an den fantastischen Berlioz erinnert werden, gegen den Drobisch wohl losgeht, wenn man liest:

Sonst war Musik ein ernster weiser Mann
Jetzt kommt sie wieder in die Flegeljahre;
Sonst sprach sie züchtig still wie eine Maid,
Jetzt plappert sie gleich einem alten Staare.
Wo sonst ein Blüthenregen still erquickt,
Muß jetzt mit Macht ein Graupenhagel kommen;
Wo ehedem ein Flötchen ausgerricht,
Wird centnerweis jetzt Blech dazu genommen.

Man copulirt die Töne ohne Wahl
Und fraget nicht, ob auch die Herzen stimmen;
Statt Wünschelrüthchen rammelt einen Pfahl
Man jetzo ein, wo heil'ge Funken glimmen.
Wo sonst ein Ton das Herz zu Gott gezogen,
Da streichen auf zehntausend Fiedelbogen.
Der Mozart, diese musikalische Bibel,
Ist confiscirt, weil Frankreichs Kinderfibel
Stimmgabel ist geworden uns'rer Zeit. —
O Notenwelt! wohin ist dein Geschmack!
Dein Herr und Gott — es ist der Dudelsack.
Wenn er nur quietscht, begleitet von Trompeten,
So fühlst du dich errettet aus den Nöthen.
Massiv! Massiv! das ist die Losung jetzt,
Man wird sogar zur Hölle hingehetzt;
Massiv wird jetzt gehuldigt dem Apolle;
Und da noch nicht die Hefe ausgegohren,
So stecke mir ein Flöckchen Hammelwolle
Du, Herr der Töne! gnädig in die Ohren.
Dann mögen laut in ihren Hanswurstmützen
Im Sturmgeheul die Kunsthandlanger blitzen:
Mein schönster Sinn, entfernt von diesen Witzen,
Wird dann gemüthlich in der Wolle sitzen.

Miscellen und Anecdoten.

— München, 11. April. Auf einem in der Nähe von München gelegenen Dorfe erlebte ein Bauern-Ehepaar die seit Jahren vergeblich ersehnte erste Aelternfreude. Die Frau des Meßners (Küsters) verrichtet Hebammendienste und Alles geht gut. Da tritt nach einigen Tagen des Abends — der Mann ist im Stalle beschäftigt — ein unvermutheter schrecklicher Gast ans Bett der Wöchnerin; er gibt sich durch Gebrüll, durch große Hörner, langen Schwanz und sonst als den Teufel zu erkennen und verlangt von der Frau das Kind. Diese in der Angst ihres Herzens fängt zu schreien an, daß es der Mann im Stalle hört und ins Zimmer eilt. Dem wiederholt der Teufel sein Begehr, zeigt sich aber bereit, statt des Kindes mit einer Summe Geldes vorlieb zu nehmen. Zum Kinde versteht sich der Vater so wenig als die Mutter; das Geld ist er erbötig zum Opfer zu bringen, nur muß er's holen, da er's im Garten vergraben hat. Das gibt der Teufel zu und kriecht bis zur Wiederkehr des Mannes und zu lebhafterer Beschleunigung derselben unter das Bett der Wöchnerin. Mit offen brennendem Lichte — denn Besinnung war ihm nicht viel geblieben — geht der Bauer, eine Hacke in der Hand, nach dem Garten. Da begegnet ihm aber ein Gendarm und setzt ihn wegen des offnen Lichtes zur Rede. Der Bauer gibt seine Entschuldigungsgründe an, erklärt dem Officianten seine ohnehin deutlich ausgesprochene Angst und Verwirrung, muß ihn aber natürlich zu der Wohnung und zum Teufel führen. Der liegt noch unter dem Bett. Der Gendarm redet ihn an, erhält aber keine Antwort; endlich versucht er Fleisch und Bein mit dem Bayonnett, und des Teufels Wehgeschrei lautet so menschlich, daß der Gendarm ihn bei den Hörnern packt und vorzieht. Nun war das Räthsel leicht gelöst; ohne Maske war der Teufel Niemand anders als der Meßner des Orts, der Mann der Hebamme, der die Aelternseligkeit der guten, aber abergläubischen Bauersleute auszubeuten unternommen. Die gerichtliche Untersuchung führte zu dem gerichtlichen Spruch, der den Betrüger in der von ihm angenommenen Truggestalt an den Pranger brachte.

(Die große chinesische Mauer.) Das größte Denkmal, welches menschlicher Fleiß und Beharrlichkeit mit weiser Absicht entworfen und ausführen konnte, ist die große Mauer, welche China im Norden von der Mongolei trennt. Weit über 2000 Jahre alt, steht dieselbe und erstreckt sich vom Meerbusen Pe-tsche-li bis an die äußerste westliche Grenze in einer Länge von 500 deutschen Meilen. Was sind Aegyptens Pyramiden dagegen? Dort in Aegypten mußten Tausende von Händen arbeiten, einem Könige ein Grab aufzuthürmen, und Niemand weiß mehr von ihm als höchstens seinen Namen. Hier mußten auch Tausende von Händen arbeiten, aber zu ihrem eigenen Nutzen. Die Einfälle von rohen, wilden Völkern, die sich aus den Bergen und Wüsten auf das wohlhabende angebaute China werfen wollten, kamen bis hieher und mit ihren Pferden konnten sie nicht herüber; Versuche, über die Mauern zu klettern, wurden von der zahlreichen Besatzung abgewiesen, welche in den darüber emporragenden Thürmen lag. In Europa haben auch die Römer solche Werke versucht; z. B. führten sie in England eine Mauer gegen Schottlands wilde Bewohner und vom Rheine bis zur Donau eine gegen die Deutschen auf; aber es waren Erdwälle mit Palissaden; die zum Walle ausgegrabene Erde bildete dann einen großen weiten Graben. Schon deshalb kamen diese Schutzwerke der hiesigen Schutzwehr nicht gleich, denn diese ist festes Mauerwerk; zwei Mauern bilden einen Zwischenraum, der mit Erde und Gestein ausgefüllt ist, und mit geringer Ausnahme stehen diese Mauern und Thürme noch so fest da, wie zur Zeit ihrer Erbauung. Nun betrachte man die Höhe: über 13 Ellen; die Dicke 7 Ellen; die Thürme, aller hundert Schritte einen. Wenn wir uns vorstellen, daß die Mauer nur eine Elle dick, und nur etwa 5 Ellen hoch wäre, es reichte doch auch hin; aber dann hätte man schon fast zweimal die ganze Erde damit umziehen können.

(Politisches aus Südafrika.) — Aus dem kürzlich erschienenen Werke des Missionärs Moffat über das Leben der Wilden in Südafrika theilt das „Panorama des Universums" (Prag, G. Haase Söhne) interessante Notizen mit, namentlich was den Culturzustand der Betschuanen und Griquas betrifft. Diese Leute sehen die Gewohnheiten der Europäer für ausgemachte Narrheiten an, besonders unsere Manier, Arme und Beine in Schläuche zu stecken und den Gebrauch, sich die Haut abzuwaschen, was sehr ekelhaft ist, da doch der gesunde Menschenverstand lehrt, daß man sich am Leibe mit Fett und rothem Thon einschmieren müsse. Das Eigenthümlichste ist jedoch ihre Verfassung, die ich manchem europäischen Staate empfehlen möchte. Sie ist zugleich patriarchalisch, absolut monarchisch, aristokratisch-oligarchisch und wild demokratisch, obwohl man die politische Meinung des ganzen Volkes eigentlich Sansculotismus nennen möchte, da Niemand Hosen trägt. Der König mit seinen Gelehrten, worunter die „Regenmacher"

die angesehensten sind, bildet das monarchische Princip, jeder Hausvater, auf seinem Grund und Boden völlig unumschränkt und von keinem Gesetze abhängig, das patriarchalische, die Gesammtheit der Unterhäuptlinge, welche man den Adel des Landes nennen kann, und der gar oft das Volk, also das demokratische Element, dem Könige abspenstig macht, das aristokratische; der König hat manchmal einen harten Stand in den Verhandlungen und Berathungen mit diesem Ober- und Unterhause und wenn die Debatten, bei denen zuletzt diejenigen Recht behalten, welche die Gegner am besten hinter die Ohren schlagen können, allzu lebhaft werden und man zu vorzüglichen Spitzfindigkeiten schreitet, d. h. die Lanzenspitzen gegen einander richtet, so kann der König nur dadurch Ruhe schaffen, daß seine Regenmacher erklären, sie würden das Land einige Jahre lang einer vollkommenen Dürre aussetzen. Moffat erzählt: ich war einmal dabei, als ein Häuptling gegen den König die ärgsten Beschuldigungen aussprach. Du hast dein Weib zum ersten Minister gemacht, rief er, und deine Beischläferinnen zu Staatsräthen! Sollen diese über uns herrschen, die wir Männer sind? — Eine Weile schwieg er, als erwarte er auf diese Frage eine Antwort, aber dann erhob er sich mit vorgeworfener Brust, so daß man ihm ansah, er spiele nun den Haupttrumpf aus und rief: seht Euch doch den König an! Ist er nicht viel zu dick für seine Würde? Kann ein Fettbauch ein guter König sein? Niemals! die Fettigkeit beweist Müßiggang und Sorglosigkeit! Bei Kummer und Arbeit, wie ein König haben soll, kann man kein Fett ansetzen! Ich trage auf einen magern König an!

Pariser Modenbericht.

Was die Kleider betrifft, so macht man sie mit zwei hohen Falten, über welche sich unten am Kleide Plissé's von ähnlichem Stoff erheben; das Leibchen glatt und mit abgerundeter Spitze, die Aermel ebenfalls glatt mit Falten in der Form von Jokeis; ferner mit einem mittelhohen Volant und mit abgestumpften und leichtgefälteten Zacken versehen, dazu glattes sehr lang zur Taille herabgehendes Leibchen mit abgerundeter Spitze und vorn offen in Herzform; glatte Aermel; dann mit gezogenem Leibchen mit Gürtel, glatt, vorn mit dreifacher Naht, im Rücken gefältelt, glatte Aermel. Ferner sieht man Roben offen an jeder Seite, mit Revers, die mit Seide gefüttert sind, dazu ein gezogenes Leibchen, ganz mit Coulissen versehen, und halblange Aermel, oben und am Handgelenk mit Coulissen. Auch sieht man Leibchen, an den Schultern halbgezogen und offen in Herzform, mit Bouillons geschmückt, die Aermel lang herunter coulissirt. Sehr geschmackvoll sieht ein Ueberrock von changirter Seide, vorn herunter mit einem schürzenartigen Besatz von schmalen Volants, dergleichen auch das Leibchen in Längenstreifen zieren, die Aermel sind oben anliegend, nach unten weit auslaufend und offen, wo ein weißer Batistärmel sichtbar wird.

Man sieht viele Mantelets von schwarzer Spitze, sehr lang und hinten abgerundet, rings herum garnirt mit einer doppelten à la vieille gefältelten Spitze; Mantelets von lilafarbigem italienischen Taffetas, mit Falten von ähnlichem Stoff garnirt, von italienischen schwarzem Taffetas, garnirt mit Taffetasband, das Atlasränder hat, à la vieille gefältelt. Ferner Echarpen von Barege mit breiten Atlasstreifen. Beliebt sind die langen Mäntel von Poult de Soie, der in drei Farben, rosenroth, blau und strohgelb schillert, desgleichen die von durchschimmerndem Barege, die die Taillen verhüllen, ohne die Eleganz des Wuchses zu verbergen, die mit einer breiten Rüche von chinesischem Band bordirt sind.

Sehr anmuthig sind die mittelgroßen Hüte mit Blumenkränzen oder Federbüschen, so wie die Hüte von Reisstroh und brochirter Gaze, die Hüte von weißem Krepp mit einer langen Feder, von Stroh durchbrochen gearbeitet, mit grünem Taffetasband und einem Kranze von Veilchen ausgeputzt. Die italienischen enggeflochtenen Strohhüte werden meistens mit Bandbesatz in dreifach sich abstufendem Grün getragen; der Schirm ebenso bordirt. Sehr empfehlenswerth sind noch die Hüte von Point d'Angleterre mit rosa Crepp gefüttert, außen mit Marabouts, innerlich mit rosa Blumen geschmückt und die Capotes von grünem Crepp und mit Spitzen bedeckt, die glatt an dem Rand des Schirmes anliegen und um die Form herum graziös chiffonnirt sind, über einen Creppschleier geht etwas höher ein Spitzenschleier von der linken Seite her; die Creppschleier bordiren das Innere des Schirmes, der mit einem Zweig von kleinen Rosen verziert ist. Die Garnituren der Hüte und Capoten sind sehr mannichfaltig. Sehr beliebt sind die Büsche von dunklen Marabouts für die Hüte von bouillonirtem Crepp oder Tüll.

Die Leibchen an Kleidern von leichten Stoffen werden in Falten gelegt, während die von dicken oder seidenen Stoffen meist glatt bleiben. Die Röcke sind noch immer sehr lang, aber minder aufbauschig. Man hat einige neue Aermel in Vorschlag gebracht und glaubte schon, die Mode habe endlich ihr Gesetz dictirt; aber die wichtige Frage ist nochmals verschoben worden. Die Sommermode erlangt allerdings ihre Wichtigkeit erst im Sommer, d. h. bei dem schönen Wetter. Wenn man von einem drapirten herzförmigen offenen Leibchen sprechen will, das einen weißen Fichu sehen läßt, oder von einem bauschigen Muslin-Aermel, muß der Himmel blau und die Luft warm sein. Man hat hoch hinaufgehende Kleider mit Berthen, denen es nicht an Anmuth fehle. Das amazonenartig geschnittene Leibchen wird vorn gerade herunter zugemacht und endiget in einer kleinen Schneppe an der Taille. In der Höhe einer ausgeschnittenen Berthe ist auf dem hohen Leibchen eine Art Pelerine angebracht, welche das Leibchen und die Achseln in der Höhe einer Ball-Berthe bedeckt und vorn auf der Brust offen steht. Bei dieser Façon brauchen die Aermel nicht garnirt zu sein; wenn sie es doch sind, müssen sie einen schrägen Streifen haben, der zu der Pelerine paßt.

Man erblickt dann und wann weiße Kleider, welche ganz vortrefflich aussehen; sie sind einfach und erinnern an die Blousen, die man vor mehreren Jahren trug. Sie sind ein wenig à la vierge ausgeschnitten und von oben bis an den Gürtel in Falten gezogen, haben Puffenärmel und ein gesticktes Bündchen. Vorzüglich schön sind die von weißem Battist, gut aber auch die von Sommer-Barege, von Cotpaly, von Tarlatan rc.

Der schottische Plaid, eine Art sehr breiter Langshawls, scheint sich mit den Großmutter-Mantillen in die Gunst theilen zu wollen. Auch bemerkten wir kürzlich gedruckte Langshawls von Barege und von Caschemir in einem ganz neuen Genre, mit Streifen nämlich, die durch verschiedene Farben getrennt sind und quer laufen, nicht der Länge nach. Mit Bezug auf die seidenen Mantillen, auf die Langshawls von Muslin, müssen wir bemerken, daß man bei den ausgezeichnetsten Toiletten, Schärpen-Mantillen von Seide bemerkt, die ganz oder zum Theil mit Spitzen überzogen und altväterisch à la Fontange, à la Antoinette rc. mit Bändern oder Spitzen garnirt sind. Diese Mantillen sehen besonders gut auf durchscheinenden Kleidern aus. Jungen Mädchen kleiden die schottischen Baregeshawls sehr gut. Canezous, die fast ganz so gemacht sind, wie die oben erwähnten Leibchen, die aber Einsatzstreifen von Spitzen oder Stickereien haben, werden in diesem Augenblicke sehr gesucht. Auch sehen die Marie-Antoinette-Fichu's, die so gut kleiden, zu einem Kleide von Tarlatan mit kleinen kurzen Aermeln sehr gut aus, wenn sie mit einem Einsatzstreifen von Spitzen eingefaßt und rundherum mit Spitzen garnirt werden.

Die Hute sind in der Mehrzahl gelb. Wir sahen Hüte von Krepp mit Maraboutfedern und Capoten von durchbrochenem Stroh mit chinesischen Rosen. Die Schirme jener Krepphüte sind mit schrägen Tüllstreifen besetzt und einer hatte rundherum eine schmale Blonde. Auf den eleganten Hüten mit durchscheinenden Schirmen, auf den Capoten von neuestem Geschmack und auf verschiedenen Strohhüten trägt man am liebsten schöne Kletterpflanzen wie Volubilis, Ipomea, wilden Wein ꝛc.

Man liebt noch immer die glasirten Stoffe; die Scarabéen z. B. sind allerliebst; in noch größerer Gunst aber stehen namentlich zu Promenadeanzügen die durchscheinenden Zeuge. Die Verwendung dieser leichten Zeuge, der gedruckten Bareges, Tarlatan, Organdis ꝛc. ist nicht leicht, denn es muß bei den Falten des Leibchens, wie bei dem Ausputze des Rockes der Effect der Unterkleider wohl berechnet werden, welche neben einer zarten Farbe das Matte geben. Dasselbe gilt von den Capoten, Hüten und Häubchen, wo derselbe Effect beobachtet werden muß; denn die daraus hervorgehenden gemilderten Farben geben auf hübschen Gesichtern einen höchst vortheilhaften Wiederschein.

Was die Herren-Mode anlangt, so macht man die Röcke kurz mit spitzzulaufenden Aermeln und einer Reihe Knöpfe, die Fracks mit abgerundeten Schößen, spitzen Aermeln und blanken Knöpfen, wenn sie farbig sind. Die Beinkleider bleiben hellfarbig, gestreift und carrirt, und anliegend, die Westen gleichfalls hellfarbig mit einer Reihe Goldknöpfen. Man sieht viel seidene Schlipse und bunte Cravaten. Die Chemisettes sind mit Knöpfen. Das Haar tragen die Herren gescheitelt und in dichten Locken.

Der Twine steht für das Frühjahr entschieden in Gunst; man macht ihn von leichtem Tuche und füttert ihn mit Seide von derselben Farbe. Die gesuchtesten Farben sind Bronce, Nußbraun und eine Art Grau. Von vorn sieht er aus wie ein gewöhnlicher Rock, hat schmalen Kragen und breite Revers, aber hinten hat er keine Taillen-Naht und die Form eines Paletots; vorn an den Seiten der Schöße hat er Seitentaschen. Die Westen, die man des Morgens und des Abends trägt, haben sämmtlich einen breiten Shawlkragen und stehen weit offen. Der englische Piqué mit kleinen Blumen ist sehr modisch. Die Fracks haben eine ziemlich lange Taille und breite Schöße wie im Winter. Man sieht viele kurze Röcke, die Façon ist so, daß sie die Taille hervorhebt. Die Hemden haben einen etwas breiteren Busenstreifen. Auch in den Cravaten herrscht das Schottische vor.

Leipziger Modenbericht.

Manche Damen, die sich nicht so sehr beeilt hatten, die Mode der Camails mitzumachen, unterlassen es jetzt ganz und gar, da man deren auf ein Mal zu viel und allgemein sah, und das ist der Grund, warum auf ein Mal wieder viele Langshawls und Umschlagetücher zum Vorschein kommen. Die modischsten sind durchaus gewirkt, man sieht deren prachtvolle Exemplare in dem Gewölbe des Herrn **Meyer**, Grimmaische Straße, ausgehängt, eben so reich zeigte sich die Auswahl in den Gewölben der Herren **Janletz** und **Zangenberg**, woselbst auch die geschmackvollsten Stoffe zu Kleidern ausgelegt waren. Ein sehr schönes Tuch, welches von einer eleganten Dame getragen wurde, war von schwarzem Sammet, mit breiten Chenillefransen besetzt, in dem Nacken hing eine kleine schwarzseidene Quaste. Dazu trug die Dame einen durchbrochenen Strohhut. Das Kleid, welches sie trug, war von schwarzer Seide und hatte vorne herunter tunikaartig bandbreit schmal gelegte Fältchen, welche in Zwischenräumen querüber durchnäht waren. In der Form der Kleider herrscht die Schneppenform vor, die Aermel sind meist eng, und der Ausputz unten besteht theils in Volants, theils in bloßen Stufen. Bei vielen Hütchen sah ich den Schirm in Spitzengrund eingehüllt, was sehr zart und geschmackvoll aussieht. Zu Kleidern behaupten die changirenden Stoffe den Vorzug. Um unseren Leserinnen einen Beweis zu geben, wie viele neue Shawls auf der letzten Leipziger Ostermesse verkauft worden sind, führe ich die Thatsache an, daß ein einziges Handelshaus 180 Centner Wiener Shawls blos an Kaufleute in dem deutschen Zollvereine verkaufte. Ein Camail muß jetzt höchst elegant sein, wenn er sich von der Masse auszeichnen und die Dame von Stand verrathen soll. Geschmackvoll sehen die von Spitzengrund, gestickt, und ist eben ein sehr schöner in dem Gewölbe des Herrn **Simon** auf der Katharinenstraße ausgestellt. Derselbe hat noch einen Kragen, mit gefältelten Spitzen besetzt, dann befindet sich weiter unten noch ein Spitzenbesatz mit weißseidener Gimpenborte besetzt, womit auch die Armlöcher eingefaßt sind.

In Bezug auf die Herren, so sieht man eine Unzahl von Sommerröcken, welche in der Form den Paletots am ähnlichsten kommen; sie sind alle von hellen leichten Stoffen. Der eigentliche französische Twine ist noch nicht zum Vorschein gekommen. Die Beinkleider müssen gestreift sein.

Da nicht geleugnet werden kann, daß ein wohlarrangirtes Haar viel zur Verschönerung einer Person beiträgt, so nehme ich hiermit Gelegenheit, meine geehrten Leserinnen und Leser in die Salons des Coiffeurs, Herrn **Pfefferkorn** allhier einzuführen, welche mit wohlbegründetem Rechte die Firma: Zum Talisman, Adonisateur des deux sexes führen. Da nun aber die Frisur mit dem übrigen Anzuge harmoniren muß, so hat Herr Pfefferkorn, um dies anschaulich zu machen, vor seinen Salons zwei Figuren, Dame und Herrn, in Lebensgröße ausgestellt, deren Frisur und Kleidung stets nach der neuesten Mode von Zeit zu Zeit gewechselt wird. Täglich von früh 6 bis Abends 8 Uhr sind die Salons geöffnet und Jedermann wird auf das Sorgfältigste, schnell und billig bedient, auch werden alle Bestellungen außer dem Hause auf das Beste ausgeführt, und manche von ihm frisirte Ballschöne verdankte ihren hauptsächlichsten Reiz, der seine siegende Wirkung nicht verfehlte, der Kunst des Herrn **Pfefferkorn.** Seine künstlichen Scheitel und Haartouren sind so täuschend, daß Niemand im Stande ist, zu unterscheiden, ob Kunst ob Natur sich seinen Blicken darbietet, und wer mit der Farbe seines Haars nicht zufrieden ist, bediene sich seines neuerfundenen Haarfärbemittels Pâte d'Ambroise, das den Gesetzen der Natur Hohn spricht und die Haare nach Belieben blond, braun und schwarz färbt.

Erklärung der Modenkupfer. 1. Frack mit breiten bis nach unten überschlagenden Revers und rundem Ausschnitt mit Patten an den Seiten. Piqueweste. Halbweite Beinkleider mit Seitentaschen. 2. Capote mit Federn und Spitzen besetzt. Kleid mit geschnürtem Leibchen und vorn herab geschnürt. Langshawl. 3. Capote von Reisstroh mit Blumen und einem Halbschleier; Ueberrock von glasirter Seide mit drei Reihen Quetschfalten vorn herunter und auf dem hohen Leibchen garnirt; weite halblange Aermel, mit bauschigen Unterärmeln von Muslin.

Druck von **F. Andrä** in Leipzig.

No. 12. (Sonnabend, den 17. Juni.) 1843.



Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt und herausgegeben von R. Büchner.

Vierter Jahrgang. Zweites Quartal.

Vom künftigen Quartal ab wird diese Zeitschrift, nach bereits erfolgter Genehmigung Einer Hohen Kreisdirection, den Titel

Leipzig-Pariser Moden-Journal

führen und in gleicher Weise wie bisher fortfahren, nebst dem wöchentlichen Pariser Modenbericht einen Leipziger Moden-Bericht zu enthalten. Die Moden, welche um acht Tage **eher** erscheinen als in jeder andern Modezeitung, werden sich im neuen Quartal vorzüglich auszeichnen, und auch hinsichtlich des Textes wird von Seiten der Redaction für eine unterhaltende Lectüre Sorge getragen werden. Geneigte Bestellungen werden baldigst erbeten, um die Auflage des neuen Quartales bestimmen zu können.

Die Eisberge im atlantischen Ocean.

Beschrieben von einer Amerikanerin auf ihrer Heimreise auf dem Dampfschiffe „Great-Western."

Am 18. April 1842, um 7 Uhr Abends, begaben wir uns auf's Verdeck, um einen glänzenden Sonnenuntergang zu beobachten. Die Königin des Tages nahm in blendender Pracht von dem letzten Sonntag Abschied, den wir zur See verbringen sollten. Während wir sie mit Entzücken anstaunten, erhob sich plötzlich ein ungeheurer dunkler Körper in der leuchtenden Spur des niedergesunkenen Himmelskörpers. Der Capitain erkannte ihn sogleich für einen aus dem nördlichen Polarmeere kommenden Eisberg, der $\frac{3}{4}$ englische Meilen lang, und an den hervorragendsten Stellen 100 Fuß hoch war. Seine ganze Höhe betrug mithin 300 Fuß, da von den Eisbergen nur ein Drittel über der Oberfläche des Wassers sichtbar ist. Er war von unregelmäßiger Form, mit scharfen, zackigen Spitzen, und glich in der Entfernung den schwarzen Gerippen mehrerer an einander befestigten Kriegsschiffe. Drei andere Berge von geringerem Umfang zeigten sich bald darauf wie eine Flotte, die ihrem Admiral folgt. Wir befanden uns damals im 43. Grade nördlicher Breite und im 48. Grad 40 Min. westlicher Länge. Wir zitterten im eigentlichsten Verstande vor Kälte, da bei der Ankunft dieser Gesandten aus den Polarregionen das Thermometer auf einmal unter den Gefrierpunkt sank; die Temperatur des Wassers fiel auf $3\frac{1}{4}$ Grad Réaumur, und die der Atmosphäre auf 2 Grad R. Auf diese seltsame und fürchterliche Scene schauten die Sterne herab mit ihren reinen, stillen Augen. Plötzlich schoß ein heller Strahl über den Horizont, und ein prächtiges Nordlicht strömte durch das Gewölbe des Himmels. Das Wasser leuchtete auf eine außerordentliche Weise, während dieser unermeßliche Bogen schimmernder Flammen über unsern Häuptern glühte und funkelte. Wir schienen zu gleicher Zeit das Reich des Feuers und des Frostes betreten zu haben; unsre schwachen, gebrechlichen Naturen waren von Widersprüchen umringt, und die Elemente selbst verwirrt und mit sich selbst im Kampf. Dort schwammen jene furchtbaren Könige der arktischen Zone, stoßend und plätschernd in furchtbarer Majestät, und gleich den Israeliten in der Wüste lag unser geheimnißvoller Pfad zwischen den Säulen der Wolke und der Flamme. Um 9 Uhr erschallte von den an verschiedenen Punkten des Schiffes stationirten Wachen das Geschrei:

„Eis vor uns! Eis zur Rechten! Eis zur Linken!" und wir sahen uns plötzlich von Eisfeldern eingeengt. Zu wenden war unmöglich, und es mußte daher ein Weg mit den Schaufelrädern ausgeschnitten werden, durch den sich unser Dampfschiff rückwärts fortbewegte, indem es nicht ohne Gefahr seinen Lauf im Angesicht eines heftigen Sturmwindes nach Süden veränderte. Als wir uns wieder in offner See befanden, rieth der Capitain den Passagieren, sich in ihre Cajüten zurückzuziehen. Wir thaten dies kurz vor Mitternacht, wenn nicht zu schlafen, doch wenigstens etwas Ruhe zu suchen und uns auf künftige Beschwerden vorzubereiten. Um 3 Uhr wurden wir durch ein hartes Reiben und öftere Stöße aufgescheucht, welche die starken Glieder des Schiffes erzittern machten. Dieses wurde durch schwimmende Eismassen verursacht, die uns, nachdem wir ein 50 Meilen langes Eisfeld umschifft hatten, in diesem Augenblick einschlossen. Sie waren von 2 bis 5 Fuß dick, und wechselten mit Eisbergen ab, von denen einige verhältnißmäßig klein, andre von ungeheurer Größe und Dicke waren. Mit Gottes Hilfe wurden wir durch nautische Geschicklichkeit und Geistesgegenwart zum zweiten Male aus der Mitte dieser aufgethürmten, erdrückenden Massen befreit, aber unser Weg führte noch immer durch Gruppen von Eisbergen, welche den ganzen Ocean bedeckten. Der Capitain, der seinen langwierigen Posten die ganze Nacht über nicht verlassen hatte, berichtete, es seien 3 bis 400 für das unbewaffnete Auge sichtbar. Sie waren von der verschiedenartigsten Gestalt und Größe, und trieben in allen Richtungen umher. Sie glichen meistens dem Glase und waren so weiß wie Silber, außer wo ein Sonnenstrahl den Nebel durchdrang; dann schienen sie sich zu vergrößern, und nahmen jede Farbe des Regenbogens an, während sie Thürme, Säulen und Bogen von dichten Perlen und Diamanten bildeten, und uns mit Verwunderung für die furchtbar schöne Architectur der nördlichen Meere erfüllten. Die Maschine des „Great-Western" fügte sich jeden Augenblick, wie ein lebendes und denkendes Wesen, dem Commandowort des Capitains. „Ein halber Schlag!" und ihre stürmischen Bewegungen verminderten sich; „ein Viertelschlag!" und ihr Athem schien gehemmt; „halt!" und das ungeheure Fahrzeug lag regungslos auf dem Wasser, bis zwei oder drei des eisigen Geschwaders an uns vorbeigetrieben waren; „losgelassen!" und mit Blitzesschnelle flogen wir bei einer andern Abtheilung unsrer tödtlichen Feinde vorüber. Wir lernten hier die Vortheile des Dampfes schätzen, in dessen Gewalt sich Viele von uns bei der Einschiffung nur sehr ungern begeben hatten. Ein der Herrschaft des Windes ausgesetztes Fahrzeug, das gleich uns in einer stürmischen See von Eismauern umschlossen würde, müßte unfehlbar zu Grunde gehen. Um 9 Uhr Morgens gefiel es Gott, uns aus dieser gefährlichen Lage zu befreien. Als nachher einige kleine Segel am entfernten Horizonte auftauchten, ließ unser trefflicher Capitain zwei Kanonen abfeuern, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, und warnte sie dann durch Flaggen und Signale, die schreckenvolle Region zu vermeiden, aus der wir mit so vieler Schwierigkeit entkommen waren. Zwei Barken arbeiteten sich durch die Wogen zu uns heran, um sich in eine nähere Unterredung mit dem mächtigen Dampfschiff einzulassen, welches, selbst nicht ganz unbeschädigt aus dem kaum beendeten Kampfe hervorgegangen, ihnen freudig seine theuer erkaufte Weisheit mittheilte. Es lag etwas Erhabenes in diesem Austausch des Rathes und der Sympathie zwischen dem starken, erfahrenen Reisenden und dem schwachen Wanderer auf der spurlosen, wässerigen Einöde.

John Pocker.

Unter der Regierung Georgs III., in jener Zeit, wo man seiner Krankheit noch keinen Namen zu geben wagte, und wo in seinem schon halb wahnsinnigen Geiste noch einige lichte Blicke zum Vorschein kamen, wurden die Umgebungen Londons durch zahlreiche und verwegene Räuber beunruhigt, und John Bull, immer excentrisch in seiner Freude, lachte sehr über die gefährlichen Proben, denen die Lords zuweilen ausgesetzt waren, wenn sie London verließen, um auf ihre Güter zu gehen. John Pocker, — diesen Namen hatte John Fourgon angenommen, — war der kühnste und unerschrockenste jener Helden der Landstraße. Er war von originellem Charakter und beobachtete eine Galanterie, die ihm in London einen gewissen Ruf verschafft hatte. Die Damen fürchteten seine Begegnung nicht, denn er behandelte sie mit der größten Achtung, ließ ihnen ihre Juwelen und verlangte nur die Börse ihrer Männer. Großmüthig, wie er sich oft gezeigt hatte, war er dennoch unversöhnlich in seiner Rache, und der Mann, der ihn beleidigt hatte, wurde von ihm getroffen, ohne daß er erfahren konnte, woher der Schlag gekommen war. Man wußte nicht, ob

er jung oder alt war, und den Damen allein, die sich dessen aber nicht rühmten, war es bekannt, woran sie sich wegen seines Alters und seiner Eigenschaften zu halten hatten.

Eines Abends stand ein junger Mann in der Exchange-Street, das Gesicht nach einem prächtigen Hause gewandt, das er aufmerksam betrachtete. Es war bereits Nacht und die Straße leer; da klopfte Jemand dem Beobachter auf die Schulter.

„Sir Ralph,“ sagte er zu ihm, mit dem Finger nach dem Hause zeigend, „es ist finster, die Thür verschlossen und deshalb schwer, da hinein zu dringen.“

„Kennen Sie mich, mein Herr?“

„Sehr genau; ich weiß, daß ich die Ehre habe, mit Sir Ralph Winking, Cornet im Regiment von Devonshire, dem Geliebten der Miß Diana O'Brien, der Tochter des irländischen Pairs, zu sprechen.“ —

„Fahren Sie fort, mein Herr,“ sagte Sir Ralph im höhnischen Ton.

„Schön,“ erwiederte der Unbekannte; „Sie lieben Miß Diana, die reiche Erbin. Lord O'Brien, ihr Vater, hat sie Ihnen verweigert; er hat Ihnen sogar sein Haus untersagt, und reist morgen nach Dublin ab. Nun aber wollen Sie die junge Miß, von der Sie sich wieder geliebt glauben, entführen, und messen mit den Augen die Höhe der Fenster.“

„Herr,“ antwortete Sir Ralph, „ich habe mit Niemanden von meinen Plänen gesprochen, und nur ein Rival könnte sie errathen haben; lieben Sie Miß Diana?“

„Es bedarf einer Erklärung, Sir Ralph; ja ich bin Ihr Rival, ohne indessen Miß Diana zu lieben.“

„Wie! Sie gestehen, daß Sie sie nicht lieben, und wollen sie heirathen?“

„Ich bin offenherziger als Sie...“

„Mein Herr!“

„Ja, ohne es zu sagen, lieben Sie vielleicht die schönen Landgüter des Lords mehr, als die schönen Augen seiner jungen Tochter; aber hierum handelt sich's jetzt durchaus nicht; ich denke gar nicht daran, Miß Diana zu heirathen.“

„Sie sind also doch nicht mein Rival?“

„Ich werde Ihnen das später auseinander setzen; alles, was ich Ihnen jetzt sagen kann, beschränkt sich darauf, daß ich, wenn es Ihnen gefällig ist, Miß Diana für Sie entführen werde.“

„Sie?“

„Ja; Sie gefallen mir: ich will Ihr Glück machen; warum sollte auch ein hübscher Knabe nicht eine reiche Erbin heirathen können? Allein würden Sie niemals zum Ziele gelangen, ich aber kann Sie in eine so günstige Lage bringen, Ihnen Gelegenheit geben, dem Lord O'Brien einen so großen Dienst zu leisten, wenn auch nur dem Scheine nach, daß er Ihnen nachher die Hand seiner Tochter gewiß zugestehen wird.“

„O! mein Herr,“ rief Sir Ralph, „seien Sie überzeugt, daß meine Dankbarkeit....“

„Mein Gott!“ sagte der Unbekannte mit gleichgültiger Miene, „Sie haben mir gefallen, und ich freue mich, etwas für Sie thun zu können.“

„Aber, mein Herr,“ erwiederte Sir Ralph, der eine sehr ehrerbietige Miene annahm, „Sie sind also wohl ein Verwandter, ein Freund des Lord O'Brien? Sie haben wohl viel Einfluß auf ihn?“

„Ich, sein Verwandter, sein Freund? o nein! ich Einfluß auf den edlen Lord haben? er kennt mich gar nicht.“

„Wer sind Sie denn?“

„John Pocker.“

„John Pocker, der....“

„Derselbe.“

Sir Ralph trat einen Augenblick zurück, und der Finsterniß ungeachtet konnte er doch sehen, daß der Straßenräuber noch ein junger, wohlgestalteter Mann von interessantem Aussehen war.

„Ueberlegen Sie sich's, Sir Ralph,“ sagte John Pocker zu ihm, „ob es für Sie rathsam ist, mir die Hand der reichsten Erbin Irlands zu verdanken. Was ich dabei thue, geschieht aus reiner Gefälligkeit, aus Laune. Sie haben weiter nichts als Ihr Patent als Cornet im Regiment Devonshire, und das will eben nicht viel bedeuten; Lord O'Brien wird Ihnen seine Tochter nicht geben; ohne einen Zufall, den ich allein herbeiführen kann, dürften Sie Miß Diana schwerlich entführen können; sie wird sich immer dagegen sträuben, und in einigen Monaten verheirathet sie ihr Vater, wodurch Ihre Hoffnung vernichtet ist. Ich, ich biete Ihnen ein Mittel an, wodurch Sie Ihren Zweck erreichen.“

„Welches?“

„Gedulden Sie sich einen Augenblick. — Ich stelle es Ihnen ganz anheim, es anzunehmen oder zu verweigern, aber im letztern Falle müssen Sie sich mir durch einen Schwur verpflichten.“

„Es scheint offenbar gewagt, es anzunehmen,“ sagte Sir Ralph, „denn Ihr Mittel dürfte wahrscheinlich eben nicht sehr redlich sein.“

„Ich stehe Ihnen dafür,“ entgegnete lächelnd John Pocker; „es wird ganz gegen das siebente Gebot sein.“

„Aber...."

„Es ist nothwendig, wenn Sie Miß Diana heirathen wollen; übrigens versprechen Sie mir nur, mich nicht verrathen zu wollen, und ich werde Ihnen dann auseinandersetzen, was gethan werden muß."

„Ich verspreche es."

„Ihr Ehrenwort!"

„Ich gebe es Ihnen."

„So hören Sie mich, Sir Ralph. Wir sind Beide nach dem Vermögen des Lord O'Brien lüstern; Sie wollen es sich durch eine Verheirathung mit Miß Diana zueignen, und ich habe die Absicht, mich zum Herrn eines Theils seiner Banknoten zu machen, indem ich ihn auf der Landstraße anhalte. Ich weiß, daß er eine sehr große Summe derselben, die in seinem Wagenkasten befindlich sein wird, nach Irland schaffen will. Es handelt sich um vierzigtausend Pfund Sterling, und das ist verführerisch. Ich betrachte diese Summe als die meinige, sobald ich erfahren haben werde, daß Sie selbst nicht das Geld, sondern das junge Mädchen entführen wollen. Ihr Versuch würde dem meinigen hinderlich sein; er würde Lord O'Brien vielleicht abhalten, seine Reise fortzusetzen, was mir nicht lieb wäre. Auch widersteht es mir, einem Manne, der so eben seine Tochter verloren hatte, sein Geld abzunehmen. Uebrigens dürften Sie dabei gewiß Ihren Zweck nicht erreichen; Miß Diana würde, wie ich schon gesagt habe, sich weigern, Ihnen zu folgen, und ihr erzürnter Vater niemals seine Zustimmung zu Ihrer Verbindung geben; er würde seine Güter lieber veräußern und seinen Nebenverwandten überlassen. Das wäre also ein unnützer Gewaltstreich. Ueberlegen Sie sich das bei kaltem Blute. Sind Sie nicht derselben Meinung?"

„Ich glaube, Sie haben Recht, John Pocker; aber woher sind Sie so gut unterrichtet?"

„Das ist mein Geheimniß," antwortete dieser. „Sie kennen meinen Plan; morgen treffen wir uns. Sie stellen sich hundert Schritte von dem Orte auf, wo ich Lord O'Brien anhalten werde; ich entführe die Banknoten und das junge Mädchen...."

„Miß Diana?"

„Dieselbe. Ich mache mit ihr eine oder zwei Meilen, Sie verfolgen uns, erreichen uns endlich, wir schießen zwei oder drei Mal in die Luft, Sie entreißen uns das junge Mädchen und bringen es ihrem Vater zurück. Dann ändert sich Ihre Lage. Sie sind dann nicht mehr der einfache Cornet ohne Vermögen, nicht mehr blos ein hübscher Abenteurer, der sich mit Gewalt einer reichen Erbin nähern will, sondern ein Ritter, ein ergebener Freund, der mit Lebensgefahr dem Vater die Tochter gerettet, und Lord O'Brien wird, wenn ich mich nicht sehr täusche, Ihnen die Hand der Miß Diana geben, um eine schöne Handlung zu belohnen, die Ihnen eben nicht viel Anstrengung gekostet hat."

Sir Ralph dachte einige Augenblicke darüber nach; der Vorschlag war verführerisch. Zwar war es bedenklich, sich mit einem Räuber zu verbinden, aber die Hoffnung auf Vermögen hat schon viele Leute über das Undelikate der Mittel hinwegsehen lassen. Er hatte am Abend vorher von dem Lord, der ihm sein Haus untersagte, einen förmlichen Korb bekommen; die Entführung, welche er beabsichtigte, war gefährlich, und mußte, im Fall sie wirklich glückte, den Zorn eines auf sein Ansehen eifersüchtigen Vaters erregen. Endlich hatte er doch sein Wort gegeben, John Pocker nicht zu verrathen, und es war ihm daher nicht mehr möglich, den Lord dem gegen ihn beabsichtigten Raube zu entziehen. Ueberdies war Sir Ralph auch nicht gerade ein Mann von übertriebenem Zartgefühl; er sah in Miß Diana nur das Vermögen ihres Vaters und würde sie jedenfalls nicht geliebt haben, wenn sie nicht eine reiche Erbin gewesen wäre.

„Ich acceptire," sagte er zu John Pocker, ihm die Hand gebend.

Und somit verließen die beiden Neuverbündeten Exchange-Street und gingen in ein Weinhaus, um ihr Bündniß durch eine Flasche Portwein zu befestigen. Hier wurde Alles für den nächsten Abend verabredet, und die Stunde, der Augenblick und die Mittel zur Bewerkstelligung ihres Vorhabens festgesetzt. Endlich trennten sie sich, und Sir Ralph begab sich nach Hause. Der Portwein war ihm zu Kopfe gestiegen, und John Pockers Kühnheit hatte seine natürliche Verwegenheit noch mehr gereizt.

Dieser John, dachte er, ist kein gewöhnlicher Schurke; er betrachtet die Dinge im Großen, rechnet und beurtheilt; sein Plan ist bewundernswürdig. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Lord O'Brien mir seine Tochter geben wird, wenn ich sie ihm wieder zurückgebracht habe, und die Freude, Miß Diana gesund und gerettet wieder zu sehen, nachdem er sie einige Augenblicke früher verloren hatte, wird ihm den Verlust seines Geldes mit weniger Schmerz ertragen lassen. John hat seinen und meinen Vortheil geschickt berechnet.

Er legte sich nieder, aber der Schlaf floh ihn; er sah sich im Geiste schon als den Schwiegersohn des reichen Lords und als den künftigen Besitzer seiner schönen Güter in Irland. Da fiel ihm plötzlich ein Gedanke ein: warum sollte er gestatten, daß ein Straßenräuber wie Pocker sich einer so großen Summe bemächtige! warum

sollte er seinen Schwiegervater berauben lassen! Miß Diana war seine einzige Tochter, die natürlich das sämmtliche Vermögen des Lords erhalten mußte, und somit war es klar, daß John Pocker, wenn er sich der vierzigtausend Pfund bemächtigte, diese eigentlich ihm, dem Sir Ralph, raubte. Sollte er wohl dem Lord nicht einen doppelten Dienst leisten können? Er beleuchtete diesen Gedanken von allen Seiten, dachte an die Vortheile desselben, berechnete dessen Unannehmlichkeiten, deren geringste die war, das Vertrauen eines Räubers zu täuschen, und sobald der Tag graute, hüllte er sich in einen Mantel und klopfte an die Thür des Lords. Der Diener, welcher ihm öffnete, sagte zu ihm, daß Se. Herrlichkeit in einer so frühen Stunde nicht zu sprechen wären, und er auch außerdem den Befehl erhalten hätte, Sir Ralph nicht mehr vorzulassen.

„Es thut nichts," erwiederte der Cornet, „lassen Sie mich durch den Kammerdiener melden."

Der Kammerdiener begab sich zum Lord, um ihn um eine Audienz zu bitten, die dieser auch bewilligen zu müssen glaubte. Sir Ralph wurde in ein Kabinet geführt, wo das geschäftige Mitglied der hohen Kammer beim Schein einer Lampe, die mit dem anbrechenden Tage kämpfte, arbeitete.

„Ew. Herrlichkeit," sagte Sir Ralph beim Hineintreten, „begreifen, daß der Gang, der mich jetzt zu Ihnen führt, in keiner Verbindung mit einer Leidenschaft steht, die Sie nicht billigen. Ich unterwerfe mich Ihrem Willen, Mylord, und Ihr Interesse allein führt mich zu Ihnen."

„Mein Interesse!" sagte der Lord mit ein wenig Stolz; „ich hätte nicht geglaubt, Sir Ralph, daß mein Interesse und das Ihrige sich jemals berühren könnten."

„Davon ist auch nicht die Rede, Mylord; es handelt sich hier einzig und allein um Ew. Herrlichkeit."

„Sprechen Sie, mein Herr."

„Ew. Herrlichkeit," begann Sir Ralph ruhig, „reisen heut Abend nach Irland?"

„Ja, ich bin es willens, mein Herr."

„Sie gedenken dort eine Geldsumme abzugeben, die man Ihnen anvertraut hat."

„Ja."

„Und nehmen vierzigtausend Pfund Sterling in Banknoten mit sich, die Sie in der rechten Tasche Ihres Reisewagens zu verbergen gedenken?"

„Diese Details sind genau."

„Zwanzig Meilen von London, vielleicht mehr, vielleicht auch weniger," fuhr Sir Ralph fort, „wird der Wagen Ew. Herrlichkeit angehalten und das Geld, das Sie mit sich führen, geraubt werden."

„Was! Und wer wird es wagen — —"

„John Pocker."

„Alle Teufel! Aber, mein Herr, woher sind Sie so gut unterrichtet?"

„Durch einen sehr einfachen Zufall. Ich hatte vor einiger Zeit einen Diener, ein ziemlich schlechtes Subjekt, der sich später gänzlich verlor. Er war unter die Bande Johns getreten, und da er wußte, daß ich die Ehre habe, Sie zu kennen, so verrieth er, sei es aus Anhänglichkeit für mich, sei es aus Hoffnung auf eine Belohnung, seinen Hauptmann. Ich habe geglaubt, Sie davon benachrichtigen zu müssen, mein Herr, und schätze mich glücklich, Ihnen einen kleinen Dienst leisten zu können."

(Beschluß folgt.)

Napoleonisches.

Als Napoleon Obergeneral geworden, ließ er alle Papiere aus seiner Jugendzeit in Sicherheit bringen und traf die Anordnung, daß sie nur dem Cardinal Fesch, seinem Oheim, übergeben werden sollten. Diese doppelt versiegelte Sammlung ging seit dem Tode dieses Prälaten in verschiedene Hände, bis sie an den Akademiker Libri gelangte, der nun davon öffentlichen Gebrauch macht. Nach der Angabe desselben, deren Wahrheit wohl nicht bezweifelt werden kann, zerfallen die Papiere in zwei Klassen, die erstere umfaßt den Briefwechsel, die andere Arbeiten Napoleons, Aufsätze, Auszüge, alle von seiner eigenen Hand geschrieben. Aus seinem siebzehnten Jahre findet man darin Klagen über Mangel an Glück, so daß er eines Abends sogar den Entschluß faßte, seinem Leben ein Ende zu machen. Arm, in der Vergessenheit lebend, ohne Stütze, ohne Aussicht, fühlte er den Ueberdruß an seinem Dasein und dennoch erlag er nicht. Er faßte neuen Muth und gehorchte seiner Pflicht. Er benutzte die Muße, welche der Garnisondienst ihm bot, und während der sechs Jahre, daß er Artillerielieutenant war, arbeitete er unablässig, seinen Geist zu bilden und seine Kenntnisse zu erweitern. Napoleon ist ein gutes Beispiel für die Jugend, daß man niemals am Glücke verzweifeln müsse, und daß die beste Weise, es sich geneigt zu machen, ist, mit Eifer und Umsicht an seiner eigenen Vervollkommnung zu arbeiten. Aber in dem größten Theile dieser Hefte ist Alles durcheinandergemischt;

nach einem Auszuge aus dem Herodot oder dem Plato folgen Jugenderinnerungen oder Bemerkungen über die Religion. Die Ordnung stellt sich indessen einigermaßen durch das Datum wieder her, denn Napoleon hat fast immer an den Rand des Manuscripts das Jahr, den Monat, den Tag und selbst öfter die Stunde bemerkt. Man kann auf diese Weise von Tag zu Tag die Entwickelung dieses außerordentlichen Charakters verfolgen und zwar vom **26. April 1786**, welches das Datum der ersten, **bis zum 14. März 1793**, welches das Datum der letzten Schrift ist. In einem geographischen Hefte, welches ganz von der Hand Napoleons geschrieben und nicht vollendet ist, findet man am Schlusse diese Worte, welche eine der außerordentlichsten Voraussagungen in sich schließen: „St. Helena, eine kleine Insel." Dort sollte der Kaiser seine Geographie beendigen!

Miscellen und Anecdoten.

— Allen Verehrern der Judas-Ischarioth-Predigt des Hrn. Pr. Arndt in Berlin empfehlen wir als entsprechende Lektüre: Voltairs Charakteristik von Berlin; Stimme eines Kosmopoliten in der Wüste. Wird in dieser Predigt Berlin ein Sodom und Gomorrha genannt, so erklärt es Voltaire für den Höllenpfuhl der Verderbtheit; schilt Hr. Pr. Arndt die Demoralisation durch Luxuriosität und mangelhaften Kirchenbesuch, so thut V. dies auf eine Weise, daß Berlin, wäre, wie er annimmt, die Demoralisation mit der Civilisation und der Zeit gradatim vorwärts gegangen, jetzt nicht einmal mehr werth wäre, einen Bürger in der Hölle aufgenommen zu sehen. „Epicuro Wahlspruch Voluptas est summum bonum nach allen den falschen Grundsätzen eines Petron, Grecouet, der Pulcelle d'Orleans und der Academie des dames ist der Wahlspruch der Berliner." Voltaire sagt am Schluß, er habe seinen Pinsel in Aloe und Wermuth getaucht, um die Mängel einer Zeit aufzudecken, in welcher die Früchte am Baum der Sinnlichkeit schneller reiften, als die am Baum des Verstandes; Arndt taucht seinen Pinsel in Aloe und Wermuth, die Gärtner zu züchtigen, deren Kunst den letzteren zu pflegen bemüht ist. O! über die zügellose Presse! —

(Eine saubere Assecuranz.) In Paris bestehen mehrere Assecuranzvereine, welche ihren Mitgliedern, die meistens aus Fiakern, Herrschaftskutschern und derlei Leuten bestehen, gegen Entrichtung einer bestimmten jährlichen Summe, die Strafgelder und andere Unkosten vergüten, in die sie durch Beschädigung von Personen und Sachen rc. verfallen. Kürzlich fuhr ein Milchmann vom Lande in einer pariser Seitengasse so schnell und unaufhaltsam dahin, daß ein 13jähriges Mädchen von seinem Wagen so stark an eine Mauer gedrängt wurde, daß dem armen Kinde die Eingeweide zerquetscht wurden. Während die Unglückliche auf's Herzzerreißendste schrie, sagte der verruchte Kerl, welcher sogleich angehalten wurde, ganz kaltblütig: „Da kümmere ich mich gar nicht sehr um die Geschichte. Ich bin assecurirt." Aber gegen die Gefängnißstrafe ist der Ehrenmann nicht assecurirt.

Saphir und Herloßsohn.

Leipzig, den 8. Mai 1843.

Saphirs und Herloßsohns Erscheinung, gleich originell, haben das Verschiedene, daß jenen ein ruhiger Ernst, diesen ein heitres Lächeln umzieht, jener kalt, trocken, dieser freundlich, lebendig ins Leben tritt, jener gemächlich und sans gêne, dieser bedachtsam und höfisch erscheint. — Saphir hält sich in seinen Ideen an das Allgemeine, er schneidet ab, lenkt ein und zieht herbei, wo er Nutzanwendung zu finden glaubt, Herloßsohn folgt dem Faden, den er anspinnt, genauer, hält ihn fest, bis er ihn am Schlusse, wie den gordischen Knoten, zerhaut. Saphir läßt seine Gefühle nur noch hier und da durchblicken, hingeworfen, gleichsam eine Reminiscenz seiner Jugend, doch stets mit weichem Herzen gepaart; Herloßsohn greift nach schönen Bildern, schmückt sie lieblich und tränkt sie mit jugendlichen Empfindungen, sie fesseln ihn mehr wie jenen und er verweilt länger dabei.

Es war uns eine eigene Erscheinung, Beide zu uns reden zu hören und zwar Herloßsohn von dem Thema: Ueber den Einfluß des Ehegesetzes auf wasserdichte Stoffe, und Saphir: Ueber die Fragewörter im Leben. —

Soll der Staat ein vollkommener sein, sagt Herloßsohn, und nach Hegel die Totalität alles Seins ausmachen, so muß er, hat er Scheidungsgesetze, auch Verbindungsgesetze haben, er muß, wie einst die alten Kalender anzeigten: Heut ist gut Haarschneiden, gut Purgiren, ausschreiben: Jetzt ist gut heirathen, und bestimmen, wie an dem Bundestage die Gelübde zu geben und zu halten sind, wobei er sich aber nicht nach dem Frankfurter richten soll. Ferner muß er wissen, wie die vollkommensten Ehen und aus ihnen die besten Staatsbürger entstehen. — Eine schwierige Frage, die zu erforschen, sich der Philosoph X., am Vesuv lebend, 37 Mal verheirathete und am Ende des Forschens satt und müde sich in den Vulkan stürzte — der Krater behielt seinen Leichnam, warf aber einen Pantoffel aus, ein Beweis, daß die Männer nicht unter dem Pantoffel stehen können. — So hätte also der Staat die Gründe anzugeben, unter welchen sich Zwei ehelichen dürften, doch wäre dieses nur nöthig für die niedern Volksclassen, denn die Reichen hätten immer ihre Gründe dazu, das heißt liegende. — Der einzige Uebelstand dabei wäre aber, daß die Liebe unter die Censur käme, daß also die Liebe vernünftig würde. — So führte er, stets auf den Staat, Censur, Liebe, Wirklichkeit bei dem Ehegesetz hinweisend, das Thema unter den ergötzlichsten Wortspielen und humoristischen Sentenzen fort und als er endlich auf den Einfluß desselben bei wasserdichten Stoffen kam, sagte er nur: Sie werden die nächste Messe theuer werden. Wie? — wolle er dann beweisen.

Saphir begann seine Vorlesung: Wie, wo, warum, weshalb, wozu, weswegen, wohin, wornach, woraus, wofür oder warum fangen alle Fragen im Leben mit einem W an?

Weil das Leben selbst mit einem Weh beginnt. Wird das Kind geboren, so stößt es ein Weh aus, stößt es das Weh nicht aus, so gibt ihm die Hebamme einen kleinen Puff in den Rücken, damit es sich zu dem großen Puff, von 60 Jahren lang, durch ein Weh und Ach vorbereite. — Komme man in eine Gesellschaft, so ist das Erste ein W. — Wie befindet sich Ihr Herr Bruder, wie haben Sie geruht, wie ist Ihnen der Spaziergang bekommen? — Alles Fragen, deren Beantwortung man gar nicht wissen will und kaum abwartet und für deren Richtigkeit, wie z. B. was macht Ihre Frau Gemahlin? von dem eignen Ehemann in diesem Augenblicke nicht einmal eingestanden werden kann. Man spricht also von dem, was man nicht weiß und nicht von dem, was man weiß und indem man also von dem, was man nicht weiß, spricht, weiß man, daß man eigentlich von Nichts gesprochen hat. Aber das ist gerade das Unglück, der Mensch redet am liebsten von dem, wovon er

Nichts weiß, so redet er von Preßfreiheit, Emancipation, ja von Deutschlands Einheit. — Mit dem Fragezeichen fängt das Leben an und mit dem Punkte, das heißt mit dem Tode, hört es auf, dazwischen liegen die Gedankenstriche als Schlaf, und die Frauenzimmer als Anführungszeichen. — Warum nun aber das Erste, womit man beginnt, immer Fragen sind, mag daher kommen, daß Gott, obgleich er wußte, wo Adam war, vom Himmel rief: Adam, wo bist Du! — So hat sich das Fragen fortgeerbt, und man fragt oft heut da, wo man schon Alles weiß, oder wo man anders fragen sollte. Der Ehemann fragt: Was fehlt Dir, liebes Kind? Woran denkst Du? Wovon bist Du krank? Er sollte fragen: Wer fehlt Dir? An wen denkst Du! Von wem bist Du krank? — Der Vater fragt: Was ist der Bräutigam? Die Mutter: Wer ist er? aber die Tochter: Wo ist er?

Eine nicht aufzuzählende, zum fortwährenden Lachen reizende, beifällige Mannichfaltigkeit von Witzen knüpfte sich an diese Einleitung und den Schluß bildeten Beantwortungen aufgestellter naiver Fragen, von denen die Letzte: Welche Aehnlichkeit ist zwischen dem ersten Blatt des Frühlings und dem letzten meiner Vorlesung? Beide werden mit Sehnsucht erwartet. —

Saphir und Herloßsohn bildeten heute zu der dritten Abendunterhaltung des Literatenvereins das humoristische Gemälde, das von Oettingers und Marggraffs Vorlesungen als glänzende Rahmen eingeschlossen wurde. —

Oettinger trug einen Tag aus seinem Leben vor. — Interessant behandelt, von tiefem Gefühl begleitet, poetisch und fließend geschildert, reich an Reminiscenzen, die in's Herz greifen mußten, doch vielleicht vergriffen im Gegenstande. — Dieses; ferner, daß Alles nur nach den Humoristen dürstete, und daß sein leiser Vortrag, sein dünnes Organ die Aula nicht zu durchdringen vermochte, machte das Publikum so unruhig, daß es den Schriftsteller nicht auslesen ließ. Marggraff trat nach Oettinger mit Kraft in beißender Rede auf und handelte nach solcher Einleitung über die politische Poesie. — Seine Rede war ernst, feurig, eindringend, seine Nachweise, wie schon in alter Zeit politische Tendenzen die Poesie durchwebten und diese sich einer milden Censur erfreute, schlagend, und wie jene in der Poesie nicht zu entbehren seien, äußerst kräftig und wahr. — Den Schluß machte ein politisches Gedicht von Herwegh „der Gaul," dem verdienter Beifall wurde. — Marggraff ist das Bild eines deutschen Dichters, physisch und psychisch. Schlank gewachsen, blonden Haars, durchdringenden Organs, feuriger Rede, gediegener Kenntniß, begeistert für Volk, Freiheit, Vaterland. — Rauschender Zuruf krönte des Wackern würdige Arbeit. —

Diese dritte Abendunterhaltung des hiesigen Literatenvereins wird dem Fond zur Unterstützung armer, nothleidender Literaten eine reiche Beisteuer gegeben haben.

Gustav Louis Ernst.

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Zu den gewöhnlichen Oberröcken, das ist, zu dem halb über Kreuz liegenden mit breitem Kragen, langer Taille, kurzem und weitem Rock, kurzen und anschließenden Aermeln, mit bis nach unten überschlagenden Anglaisen, und zu dem geraden Oberrock mit ebenfalls breitem Kragen, langer Taille, breit und nach unten gebogen, mit graden Seitentheilen und Achselstücken, der Rock kurz und weit, die Aermel kurz und eng, wie wir sie bereits früher beschrieben, — trägt man das Gilet mit Shawl, nicht sehr hoch zugeknöpft und den Shawlkragen etwas schmal; dieses Genre von Westen macht man auch von weißem Piqué oder von Valencias, mit verschiedenen Dessins auf weißem oder hellgrauem Grunde, mit dem Oberrock trägt man faltige oder grade Beinkleider; die einen wie die andern sind weit auf den Beinen, sich dem Stiefel nähernd, unten auf der Seite mit einer Oeffnung von der Länge eines Zolles; alle Satins, welche man zu den Beinkleidern benutzt, sind im schottischen Geschmack, von hellen Farben. Wir haben einige Oberröcke von einem englischen Genre gesehen, welche aus den ersten Ateliers der Hauptstadt gekommen; sie waren dunkelblau, die Taille lang, der Rock ist ohne Weite geschnitten, die Revers und der Kragen sind sehr flach. Was die ceremoniellen Costume betrifft, so haben wir darin nichts Neues bemerkt, ausgenommen, daß man die Schöße etwas schmaler macht.

Der Twine ist eine originelle Bekleidung, wird aber dennoch wegen ihrer Bequemlichkeit und Leichtigkeit in diesem Sommer viel getragen werden, und zwar nicht allein von der eleganten Welt, sondern von allen bemittelten Classen der Gesellschaft. Der Twine wird vorn gerade zugeknöpft; die Aermel macht man im Allgemeinen weit und die Aufschläge rund; er hat keine Art von Garnirung, ausgenommen die Knöpfe und Knopflöcher, unter welchen man einen schmalen Leinwandstreifen setzt; die Kragen sind nur mit einem sehr dünnen Zeug garnirt. Man füttert die Twines gänzlich mit Seide oder mit Merinos, man besetzt sie mit einer schmalen runden Litze; der Schooß hat hinten eine Oeffnung, welche mit Knöpfen und einer Unter-Patte geschlossen wird; die Knöpfe sind von Zeug in der nämlichen Farbe. Viele Kleidermacher verfertigen die Twines mit breiten Revers; allein die grade zugeknöpften haben, da sie leichter und bequemer als jene sind, über die andern den Sieg davon getragen. Zu dem Twine trägt man ein über Kreuz liegendes Gilet und faltige Beinkleider.

Damen-Mode. Die Mode ist wie ein Rad, welches die neuen Erscheinungen schnell davon trägt, um sie später mit Reminiscenzen der Vergangenheit, mit den Caprices, dem Putz des letzten Jahrhunderts oder mit einem Fragmente einer näheren Epoche wieder zurückzuführen. So z. B. die Mantelets mit flachen Rüchen, welche wir nur an Portraits von Watteau gekannt, gehören gegenwärtig zur letzten Mode. Allein um zu sehen, wie ihr Schnitt verjüngt und elegant ist, wie die Stoffe, von denen man sie verfertigt, verschiedenartig und geschmackvoll erscheinen, muß man die Putzhandlungen besuchen, um sich zu überzeugen, welche Vortheile man aus jener antiken Mode zu ziehen verstanden; ferner die Caméléon-Mäntel mit drei Reflexen, in rosa, blauem oder paille Poult de Soie, und solche von leichter Barège, welche die Gestalt umhüllen, ohne ihre Eleganz zu verbergen, und welche mit breiten Rüchen von chinirtem Bande besetzt sind.

Der Druck von lebhaften Farben, welche ausschließlich für die indischen Baumwollenzeuge, welche man persische nannte, aufbewahrt zu sein schienen, ist mit großer Vollkommenheit auf denjenigen seidenen Stoffen angebracht, welche man zu den frischesten Toiletten der gegenwärtigen Saison benutzt, und außer ihnen an den tausenderlei Barègen, den Foulards aller Länder, den leinenen und seidenen Zwillichen zu Reisekleidern, den Mousselinen adette und den schattirten schottischen Stoffen, deren Zusammenstellungen ins Unendliche gehen. Der Komet hat in seinem kurzen und zweifelhaften Erscheinen dennoch seinen Namen einem Stoffe mit vielen Streifen hinterlassen, welcher zu ländlichen Toiletten, in gleichem Grade wie die glatten Foulards und wollenen Batiste, getragen wird.

Die weißen Federn und die hell- und dunkelfarbigen Marabouts sind immer noch die besten Verzierungen auf den genähten italienischen Strohhüten, welche man zu Visiten und Abend-Promenaden trägt; andere sind mit Guirlanden von Band versehen, und unter der Krempe mit Blumen garnirt; andere endlich mit Bouqueten, welche traubenartig durch weiße oder paille Bänder befestigt, herabfallen. Wir bewunderten einen Reisstrohhut, auf welchem ungezwungen ein Cactus-Zweig angebracht war, sonst nichts, und unter der Krempe eine herrliche, kraus gezogene Spitze, und so angebracht, daß das Gesicht damit umgeben ist, ohne einer andern Verzierung zu bedürfen. Eine besondere Beachtung verdienen die Spitzenhüte, welche, mit rosa Gaze gefüttert und mit einem rosa, weiß schattirten Marabout verziert, die elegantesten Coiffuren der Saison sind. Gleichfalls werden die Capoten von Reisstroh von den elegantesten Damen mit besonderer Vorliebe getragen. Die Schönheit der Bänder, welche die Schleifen zu diesen Hüten bilden, die Leichtigkeit der Puffen von Blonden, welche sich unter der Krempe befinden, oder die Applications von englischen Spitzen in auserlesenem Geschmack, welche, über Rosa gelegt,

als Futter der Krempe dienen: dies alles ist so außerordentlich kleidend, daß man leicht diesen Vorzug begreift.

Man hat Handschuhe ohne Finger von gesticktem Moiré, welche die Filethandschuhe gänzlich verdrängen; sie sind mit einer Verzierung von maschintem Bande ringsherum besetzt, was zu unsern Moden so gut steht, so allerliebst gemacht, daß jene Handschuhe, auch à la vieille femme genannt, den ungewöhn- lichsten Beifall finden. Die kleinen Schürzen im nämlichen Styl sind eine eben so anziehende Mode, und man liebt sie besonders in hellen Farben, mit doppelten maschinten Bändern in zwei Nüancen, eine Rüche ringsherum bildend. Ein Schürz- chen dieser Art ist als Haus-Toilette eine der hübschesten Ele- ganzen, und da sie durchaus nichts mit den gewöhnlichen Schürzen gemein haben, welche der Menge anheim fallen, so werden sie sogar in den Salons getragen.

Wir kehren entschieden zu dem 17. und 18. Jahrhundert zurück, überall herrschen die Moden der alten Zeit vor. Die Mantillen mit gefälteltem Ausputz, die fast schleppenden Röcke, die Amadis-Aermel, (ganz eng und ohne Ausputz), die Schnep- penleibchen, alles dies erinnert an die Montespan und Pompa- dour. Viele junge Damen tragen sehr große mit Spitzen gar- nirte Fichus von Muslin. Diese hinten runden, vorn ausge- schnittenen Fichus haben lange Enden, die durch eine Band- schleife, einen Ring oder ein Medaillon zusammengehalten werden.

Die Mehrheit der Kopfputze bilden die etwas aufgebausch- ten glatten Scheitel.

Erklärung der Modenkupfer. 1. Frack mit breiten Revers, welche bis nach unten überschlagen. Kurze enge Aer- mel. Weste mit Stehkragen. Enge Beinkleider. 2. Hut mit Bandausputz. Kleid, vorn herab mit zwei garnirten Einsatz- streifen. Camail von Spitze mit breiter Garnirung. 3. Kurzer Rock mit breiten bis nach unten überschlagenden Revers, und Tollen in den Schößen schlagend. Weste mit Stehkragen. Car- rirte Beinkleider.

Leipziger Modenbericht.

Der anhaltende Regen und die kühle Witterung, welche wir seither gehabt, verhindern das Erscheinen der leichten Som- mermoden; unser pariser Longchamps, das Rosenthal, das Hotel de Prusse und andere Vergnügungsörter der leipziger Elite, sind zwar eröffnet, haben aber wegen der kühlen Wit- terung noch keine glänzende Gesellschaft versammeln können. Eine Totalübersicht über unsere leipziger Moden in freier Got- tesnatur ist mir daher noch nicht vergönnt worden, und, das Theater abgerechnet, wo man aber immer die abendliche Kühle zu berücksichtigen pflegt, ist mir noch kein Hauptüberblick ge- stattet gewesen. Im Allgemeinen sieht man ebensoviel leichte seidene Zeughüte, wie italienische Strohhüte, der Ausputz der erstern besteht meist in Blumen, Federn, der Ausputz der ita- lienischen aber in Band, das meist auch changirend, carrirt oder gestreift ist. Ein eleganter durchbrochener Strohhut hatte auf der einen Seite als Ausputz ganz ausgefranztes Band, dessen Fasern wie eine Feder herabfielen, auf der andern Seite des Hutes war noch ein kleines Blumenbouquet. Das Changirende und Gestreifte bleibt auch bei den Kleidern, mögen sie von Seide oder Wollenstoff sein, vorherrschend; der Ausputz an Leibchen und Aermel ist nicht überladen, und unten sind sie lang, theils glatt, theils mit Volants und Stufen. Neulich sah ich eine allerliebste weiße Toilette, weißes Kleid mit drei schmalen Falbeln und ein eleganter gestickter Camail. Ein Ca- mail von höchster Eleganz war von Sammet, pensefarbig und ins Grüne schillernd, mit schweren Fransen. Dazu ein sil- berfarbiges Kleid von Seide. Gewirkte Umschlagetücher, Lang- schawls sieht man eben so häufig, als Camails.

Die Sommerröcke der Herren, gemacht wie die Winter- burnusse, aber von leichtem Stoff und mit einem halbweiten Aermel, werden immer zahlreicher; die feinern sind von Som- merburkin in silbergrau, oder rehfarbig und streifig gefüttert und mit Schnuren besetzt, die gewöhnlichen sind von Drill und andern wohlfeilen Sommerstoffen. Die Röcke und Fracks sind nach pariser Zuschnitt und die Beinkleider meist gestreift.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

No. 13. (Sonnabend, den 24. Juni.) **1843.**



Gutenberg.

Zeitschrift für Gebildete.

Redigirt und herausgegeben von **R. Büchner.**

Vierter Jahrgang. **Zweites Quartal.**

Vom künftigen Quartal ab wird diese Zeitschrift, nach bereits erfolgter Genehmigung Einer Hohen Kreisdirection, den Titel

Leipzig-Pariser Moden-Journal

führen und in gleicher Weise wie bisher fortfahren, nebst dem wöchentlichen Pariser Modenbericht einen Leipziger Moden-Bericht zu enthalten. Die Moden, welche um acht Tage **eher** erscheinen als in jeder andern Modezeitung, werden sich im neuen Quartal vorzüglich auszeichnen, und auch hinsichtlich des Textes wird von Seiten der Redaction für eine unterhaltende Lectüre Sorge getragen werden. Geneigte Bestellungen werden baldigst erbeten, um die Auflage des neuen Quartales bestimmen zu können.

Das Verschwinden einer jungen Frau.

Ein achtungswerther und wohlhabender Mann in London, Weld, ein Mann von etwa 50 Jahren, hatte sich, nachdem er vielleicht 15 Jahre im Witwenstande gelebt, plötzlich in ein junges Mädchen, Anna Smithson, verliebt, die ihm auch ihre Hand gab. Ihre Ehe war eine glückliche, und Weld kehrte von allen seinen kleinen Reisen, die er machen mußte, mit Sehnsucht zu seiner jungen Frau zurück. In noch höherem Grade als gewöhnlich war dies der Fall, als er einst mehrere Wochen entfernt gewesen. Er eilte mit klopfendem Herzen in sein Haus, fand aber da seine geliebte Frau nicht. Die Diener sagten ihm, dieselbe sei vor etwa zwei Stunden ausgegangen, ohne ihnen anzuzeigen, wohin sie sich begebe. Verdrießlich kleidete Weld sich aus, um zu warten. Es vergingen zwei Stunden, die dem Armen wie eine Ewigkeit erschienen, und seine Ungeduld, seine Angst auf das Höchste steigerten. Er sandte zur Mutter seiner Frau, erfuhr aber, daß sie da nicht gewesen und vielleicht zu der Freundin S. gegangen sei. Das war für Weld auch wahrscheinlich, und er machte sich selbst nach dem befreundeten Hause auf den Weg. Er fand da Gesellschaft, doch seine Frau nicht, ein junger Mann dagegen erzählte ihm, es habe Mrs. Weld in ihrer Loge im Druly-Lane-Theater gesehen. Weld fuhr sogleich dahin, mußte aber zu seinem großen Verdrusse erfahren, daß die Gesuchte das Theater bereits wieder verlassen habe. Da er nun glaubte, sie würde nach Hause zurückgekehrt sein, fuhr er ebenfalls dahin. Die Frau war nicht angekommen. Ohne auszusteigen, befahl er seinem Kutscher, zu dem Arzt Darnly zu fahren, weil er diesen Freund bitten wolle, ihm suchen zu helfen. Der Arzt, ein noch ziemlich junger Mann, der seine Kunst leidenschaftlich liebte, war eben mit der Anatomirung einer Leiche beschäftigt, als Weld zu ihm in das Zimmer stürzte und mit den Worten:

„Meine Anna ist verschwunden!" wie vernichtet auf einen Sessel sank. — „Man hat in der letzten Zeit von mehreren solchen Fällen gehört, und ich verliere den Verstand, wenn mich ein solches Unglück betreffen sollte. Eine Bande Bösewichter, sagt man..."

Der Arzt suchte den Freund, so viel als es in seinen Kräften stand, zu beruhigen; doch gelang es ihm nur in geringem Grade.

Während sie noch sprachen, wurde zwei Mal an

die Thür geklopft, und es entging dem Kaufmann nicht, daß der Arzt in große Verlegenheit gerieth, welche er vergebens zu verbergen sich bemühte. Er ersuchte den Freund, in ein Nebenzimmer zu treten, Weld wich aber nicht von der Stelle. Unterdeß erschienen zwei Männer in großen Mänteln, welche einen schweren Gegenstand auf den Achseln trugen und denselben in dem Studierzimmer des Arztes auf die lange dortstehende Tafel legten. Der Arzt gab den Männern einige Guineen und sie entfernten sich schweigend.

Um Weld diesen ungewöhnlichen Vorfall zu erklären, gestand der Arzt, daß er bisweilen einen todten Körper kaufe, der leider vielleicht aus dem Grabe gestohlen sei; doch setzte er hinzu, daß er nicht anders handeln könne, wenn er seinen Wissensdurst befriedigen wollte. Weld fand diese Erklärung vollkommen genügend und gestattete dem Freunde, auf kurze Zeit in das Nebenzimmer zu gehen und an dem Leichname die nöthigen Vorbereitungen vorzunehmen, bevor er mit dem untröstlichen Weld sein Haus verlasse, um ihn in seinen Nachforschungen nach der Vermißten zu unterstützen. Kaum aber war der Arzt in sein Studierzimmer getreten und hatte die Hülle weggenommen, welche die Leiche verdeckte, als er einen Schrei des Entsetzens ausstieß. Weld eilte hinzu, und als sein Blick auf die Leiche fiel, rief er aus: „Anna!" und sank ohnmächtig nieder.

Der Arzt bemühte sich, den Freund wieder zum Bewußtsein zu bringen; es gelang ihm; Weld erholte sich bald, und Beide begaben sich zu dem nächsten Constabler, um den Vorfall anzuzeigen. Der junge Arzt gestand offen, daß er von zwei ihm bekannten Personen bisweilen eine Leiche kaufe; man nahm dieselben fest, und bald gestanden sie, daß sie zu der berüchtigten Erstickerbande gehörten, welche damals anfing, ihr entsetzliches Wesen in London und der Umgegend zu treiben. Zwei Monate später waren die beiden Missethäter gehangen, Weld aber auch neben seiner jungen unglücklichen Frau begraben.

Fett und Mager.

Ich habe mir schon oft vorgenommen, darüber zu schreiben, was denn wohl der Grund sein mag, daß der Mensch gar nie mit seinem Zustande zufrieden ist. Darüber ließen sich wohl ganze Bücher voll schreiben; ich will aber nur von der Unzufriedenheit mancher Menschen über ihre körperliche Beschaffenheit ein Paar Worte sagen.

Ich kenne mehrere Leute, sowohl Männer als Damen, die, es ist wahr, etwas stark mager sind. Uebrigens aber haben die Letzteren es leicht, die helfen mit Fischbein und Stärke dem Uebel für den ersten Anblick leicht nach. Aber ich frage, was soll ein so armer schrecklich magerer Mann thun? Watta! Watta! ist das große Wort, das allein abzuhelfen im Stande ist; aber Mancher müßte das letzte Restchen Fleisch abschwitzen, wenn er so viel Watta auf sich nehmen wollte, um einem gut geformten Menschen gleich zu sehen. Ja, wenn man die Wattastücke mancher solcher Helden beleben könnte, sie würden Haltbarkeit und Festigkeit genug haben, neben ihrem abgeschältem Gerippe von Eigenthümer, als wohlgeformter Mann zu spazieren.

Betrachtet ein Magerer seine Magerkeit philosophisch, so denkt er: mir hilft nichts zum Fettwerden, folglich brauche ich auch nicht zu menagiren, um das noch Magererwerden, wenn es anders möglich ist, zu verhüten. Er raucht, trinkt, geht seinen Gewohnheiten nach, kurz, er ändert nichts an seiner Lebensweise. Der Andere aber, der Nicht-Philosoph, thut alles für das Fettwerden. Er trinkt Bier, mehr als man in seinem Corpus Raum suchen würde, hütet sich vor vielem Gehen, vor Gemüthsbewegungen, sucht durch gutes Essen dem Körper Nahrungsstoff zu geben, hilft sich selbst von außen durch Speckbestreichungen nach, aber es nützt Alles nichts, er bleibt mager. —

Aber noch weit schrecklicher sind die Fetten daran. Auch Fette gibt es zweierlei: Philosophische und Nicht-Philosophische. Auch hier gibt sich die erstere Classe jedem Vergnügen hin, ändert nichts an der Lebensweise, ißt und trinkt, was — und wann und so oft es ihm schmeckt. Aber die zweite Classe ist im Stande, sich zu kasteien, sich gewohnte Genüsse zu versagen, sich vor Lieblingsspeisen, vor nährenden Getränken zu hüten, kurz alles zu tentiren, was wieder mager macht, denn da scheitert die Kunst des Schneiders, der jedes Gebrechen theilweise wenigstens cachiren, aber keinen Sterblichen Magerwattiren kann. —

Ich selbst kenne ein solches Exemplar, das sich höchst unglücklich fühlt, dick zu sein. Wie karg, wie einfach lebt der Mann, und er wird doch nicht mager. Wie oft macht er im heißesten Sommer Fußpartien von vier Meilen, und das mit einer Schnelligkeit, daß man kaum 100 Schritte sein Begleiter zu sein wünscht, dabei ist er so kühl und lüftig gekleidet, als man sich nur immer kleiden kann, der gute Mann schwitzt, daß er füglich

blos zum Abtrocknen der Stirne ein halb Dutzend Sacktücher bei sich braucht, er raucht mit ungeheurer Aufopferung 10 bis 15 Cigarren des Tages, er trinkt mit seltener Selbstverleugnung nur Wein, niemals Bier — aber er bleibt fett.

Was hat der arme Schneider mit ihm zu leiden! So ein Mann verlangt, sein Kleid soll ihm passen, wie das Kleid eines gewöhnlichen Menschen. Er soll dem dicken Herrn eine seidene Weste machen! Wo findet er Stoff genug? Er soll aus einem gegebenen Stück Sommerhosenstoff, das für einen gewöhnlichen Menschen knapp gemessen ist, ein Beinkleid für den dicken Herrn machen! Ist es ihm bei einem Ausverkauf von 1000 Ellen Tuch gelungen, genug gleichfärbiges Tuch auf einen Mantel für den dicken Herrn zu bekommen, so soll dieser Mantel ihn nicht fett machen, er soll in dem Mantel magerer aussehen, kurz, ich glaube, es ist eine Höllenplage, Schneider für einen solchen dicken Nicht-Philosophen zu sein.

Ich frage nur, ob der Magere nicht weniger seine Dürre bemerkbar machen würde, wenn er weniger dagegen arbeitete, ob der Fette nicht minder auffiele, wenn er seine natürliche Plage geduldig trüge. Es trägt ja Jeder sein Kreuz in dieser Welt, freilich trägt es der Fette weit mühseliger, es ist ihm manches Vergnügen versagt, das der gewöhnliche Mensch genießt, besonders das Tanzen, aber es ist nun einmal so, und was man nicht ändern kann, soll man geduldig leiden.

Ad vocem Tanzen, so glaube ich, die neuen modernen Tänze haben lauter Dicke eingeführt. Mit dem Galopp-Tanze ist es nun freilich durchaus nicht gegangen, denn ich glaube nicht, daß der Galopp die Leute fett macht, obwohl, um mich des Wiener-Ausdruckes zu bedienen, durch den Galopp mancher sein Fett gekriegt hat, darum hat man diesen Tanz, den man vor kurzer Zeit mit außerordentlicher Virtuosität exercirte, heutzutage in den Hintergrund gedrängt, und dafür die ernste solide Quadrille mit Hinwegstreichung des Männer-Solos eingeführt, und sogar die längst verrostete Menuette wieder an's Tageslicht, oder vielmehr an die Nachtbeleuchtung gefördert, um auch den wohlbeleibten männlichen und weiblichen Tanzliebhabern Gelegenheit zu geben, ihrem Vergnügen zu fröhnen. Aber auch für die Magern sind diese Tänze viel zuträglicher, denn bei der Galoppade hätte man oft, wenn nicht Watta oder starker Kleiderstoff das schwankende lose Gerippe gehalten hätte, manchen Körpertheil eines wüthenden mageren Galoppeurs beim Auskehren des Saalbodens mit zusammengekehrt, und zu den abgenagten Kapaunknochen im Speisesaal geworfen.

Ich glaube, die Fetten und die Magern werden nicht ungehalten sein, denn ich meine es wahrhaftig nicht übel, ich bedauere sie, wenn sie Bedauerung fordern, ich beneide sie, wenn sie gern beneidet sind, freue mich aber im Stillen recht inniglich, daß ich ein gewöhnlicher Mensch bin. Am Spaßigsten aber erscheinen mir gewisse Magere, die aus Oeconomie nur kleine Portionen in großen Gasthäusern essen, und Fette, die ihre 8 Seidel Wein zur Anfeuchtung trinken, und dazu, um nicht blos zu trinken, ein paar Poulards oder einen steirischen Kapaun und ein halbdutzend Semmeln essen, und im Grunde genommen, haben sie doch recht, dem Einen macht das Knickern Vergnügen, dem Andern das Essen Freude, und somit erreicht Jeder seinen Zweck, und darf jedenfalls zu den philosophischen Mageren oder Fetten gezählt werden. Trägt sich der Magere solid, und der Fette bescheiden, so wird weder der Eine noch der Andere von Vernünftigen bespöttelt werden. Freilich darf das dem Magern nicht einfallen, eng anliegende Beinkleider zu tragen, oder dem Fetten, sich in ein neckisches Bonjour-Röckchen zu stecken, das sein Embonpoint im grellsten Lichte zeigt. Beide müssen in der Wahl des Costums vorsichtiger sein, als ein gewöhnlicher Mensch, um nicht aufzufallen.

Am Besten gefällt mir, wenn man so recht proportionirt gebaut ist, dabei sich immer gleich bleibt, nicht einmal so, und einmal anders aussieht, aber dazu gehört auch nur eine vernünftige Diät, man darf nie über die Schnur hauen, sich nicht selbst verzärteln, in Regen, Sturm und Wetter aushalten, und dabei froh und gesund bleiben.

Daß Abhärtung weit besser sei als Verhätschelung, haben schon unsere Vorfahren bewiesen. Was mich betrifft, der ich gewiß kein unwürdiger Nachkomme jener wackeren Kämpen bin; so sage ich blos:

Ich lasse stets die Fetten fett,
So wie die Magern mager sein,
Sei einer wie ein Nudelbrett,
Der And're wie ein Faß voll Wein,
Was kümmert's mich, ich bin zufrieden,
Wie das Geschick es mir beschieden,
Bin nicht zu mager, nicht zu dick,
Der Mittelweg nur führt zum Glück.

John Pocker.

(Beschluß.)

So sprechend grüßte Sir Ralph den Lord und wollte sich entfernen. Da erhob sich dieser und trat an den jungen Cornet heran.

„Sir Ralph," sagte er zu ihm, „empfangen Sie meinen Dank, und verlassen Sie mich noch nicht, wenn es Ihnen gefällt. Was soll ich thun? Was wird daraus werden? Rathen Sie mir, ich bitte Sie darum. Ich kann meine Reise nicht aufschieben, und andererseits ist es auch für einen Mann, wie ich, peinlich, vor einem Pocker zurück zu weichen. Was würden Sie an meiner Stelle thun?"

Das war es gerade, wohin Sir Ralph den Lord O'Brien bringen wollte.

„Ich weiß nicht," sagte er, indem er sich den Anschein gab, als dächte er nach.

„Die Straße zu ändern, würde vielleicht klug sein," meinte der Lord.

„Das wäre vollkommen unnütz, Mylord; John Pocker wird zu gut bedient, als daß er nicht in Zeiten davon unterrichtet werden sollte; seine Spione umgeben seit dem vorigen Abend Ihr Haus; er muß sogar Ihre Ställe kennen, da ihm die verborgenen Behältnisse Ihres Reisewagens bekannt sind; und was Ihre Absicht betrifft, die Geldsumme abzugeben, so — —"

„Ich habe daraus kein Geheimniß gemacht," versicherte der Lord treuherzig.

„Das ist eben das Schlimme," antwortete Sir Ralph, „dadurch ist die Habsucht John Pockers erweckt worden."

„Aber was ist zu thun?" wiederholte der Lord.

„Hören Sie, Mylord, was ich die Ehre habe, Ihnen vorzuschlagen, und was ich an Ihrer Stelle thun würde. Ich würde mich zu einem Banquier begeben, bei ihm jene Summe deponiren und dafür einen Wechsel auf kurze Verfallzeit entnehmen."

„Dieser Rath ist unausführbar; ich muß das Geld in natura wieder abgeben."

In diesem Falle bleibt Ihnen noch ein Rettungsmittel übrig."

„Welches, mein Herr?"

„Gibt es unter Ihren Dienern einige, denen Sie sich anvertrauen können?"

„Gewiß."

„Einer ist hinreichend. Dieser zuverlässige Diener legt Ihre Livree ab, und reiset mit dem Gelde, das Sie mitnehmen wollten, in einer Stunde nach Irland ab, sei es zu Pferde oder in einem Postwagen. Was Sie selbst betrifft, so täuschen Sie den Räuber sehr leicht."

„Und wie könnte das geschehen?"

„John Pocker ist gut unterrichtet, glaubt aber nicht, daß Sie ihm zuvorkommen werden. Legen Sie, wie es vorher Ihre Absicht war, das Portefeuille, in welches sie die Bankscheine verwahren wollten, in den dazu gefertigten Wagenkasten, aber füllen Sie es mit werthlosen Papieren an, die Bankscheinen so viel als möglich ähnlich sehen. Sie werden angehalten werden, der Wagenkasten wird erbrochen und das Portefeuille geraubt werden. Sie setzen dann Ihre Reise fort. John Pocker wird sich nicht Zeit lassen, seine Beute zu untersuchen, und wenn er es wollte, würde er es in der Dunkelheit der Nacht nicht kennen. Er wird ohne Argwohn sein, und Alles wird mit jener Galanterie geschehen, welche die Unternehmungen dieses Räubers charakterisirt. Sie nehmen, wie ich vermuthe, Miß Diana mit?"

„Ja, meine Tochter verläßt mich nicht."

„Das ist noch ein zweiter Grund zur Sicherheit," fuhr Sir Ralph, der damit John Pocker und den Lord zugleich betrog, fort. „Sie kennen die Galanterie Johns, sie ist ja fast sprüchwörtlich; niemals noch hat sich eine Dame über sein Betragen zu beklagen gehabt."

„Sie haben Recht, Herr Winking," sagte der Lord; „ich werde Ihren Rath befolgen."

Und derselbe Mann, der Sir Ralph am Abend vorher seine Tochter verweigert und sein Haus verboten hatte, sagte jetzt zu ihm, daß er ihn nach seiner Rückkehr aus Irland wieder zu sehen hoffe, und drückte ihm die Hand mit einer Herzlichkeit, in welcher der Cornet etwas von der Neigung eines Schwiegervaters zu erkennen glaubte.

Sir Ralph kehrte nach Hause zurück, und blieb dort, ohne Jemanden zu sehen, den ganzen Tag über. Zur verabredeten Stunde traf er mit John Pocker zusammen. Dieser erwartete ihn mit einem Pferde; sie ritten aus London hinaus, und schlugen den Weg ein, den Lord O'Brien nehmen mußte.

„Sie werden recht glücklich werden, Sir," sagte John Pocker unterwegs zu seinem Begleiter; „Sie werden ein hübsches Mädchen heirathen und eines Tags noch einer der reichsten Pairs von Irland werden. — Ich, der ich die Frauen so sehr achte, ich stehe im Begriff, zum ersten Mal in meinem Leben Einer Gewalt anzuthun; man wird sagen, ich liebe sie, ich verehre sie und dennoch werden Sie sie mir entreißen! Sie werden John Pocker an Kraft, an Geschicklichkeit, vielleicht auch an Muth über-

troffen haben! Sie werden der Held des Tages sein! — Sie werden viele schöne Güter haben, Sir Ralph, und diese mir verdanken."

„Sie haben Recht, John," antwortete der junge Mann, „und ich werde niemals vergessen, was ich Ihnen zu verdanken habe; aber Sie werden auch reich werden! vierzigtausend Pfund sind eine hübsche Summe!"

„O ja, hübsch genug, um seinen Hals zu riskiren, und ich bin nicht der Einzige dieser Meinung!" .

„Das ist wahr, John; aber was werden Sie mit so vielem Gelde anfangen?"

„Sie wissen, Sir, daß das Geld nicht in unsern Händen bleibt; wir lassen es gern auf den Landstraßen, wo wir es geraubt haben. Ich werde die Hälfte jener Summe unter meine Gefährten vertheilen, der Rest gehört mir."

„Der Antheil des Löwen," sagte Sir Ralph.

„Ja, aber Sie, heute mein Kamerad und Mitverschworener, Sie können nicht so sprechen: Sie haben den Antheil des Löwen, und zwar ohne daß er Ihnen etwas weiter gekostet hat, als das Wort zu halten, das Sie mir gegeben. Ein Anderer würde Sie noch prellen; ich verlange nur das, was ich nehme, und bedanke mich für das Vergnügen, zu danken."

„Es ist wahr," sagte Sir Ralph, der sehr erfreut darüber war, diesen Gegenstand der Conversation beendigt zu haben; „aber noch einmal: es sind doch noch zwanzigtausend Pfund, die Sie besitzen werden; nicht wahr?"

„Ja."

„Was gedenken Sie denn damit zu machen?"

„Ich werde reisen, Sir Ralph, ich werde auf den Continent gehen, ich muß Italien sehen; mein Arzt behauptet, daß die Luft Alt-Englands für meine Lunge zu dick sei, er räth mir Florenz an."

„Köstlich!" rief Ralph; „ich gedenke auch mit meiner Frau nach Italien zu reisen, und es ist daher sehr leicht möglich, daß wir uns doch begegnen, John."

„Das ist nicht wahrscheinlich, Sir."

Ihre Unterredung würde vielleicht noch länger fortgedauert haben, aber es war bereits finster geworden. Die beiden Reisenden waren schon weit von London entfernt und hielten an einem öden Orte bei großen Eichen, die am Wege standen, an. John Pocker warf einen Blick auf einen der Bäume und stellte den Cornet unter denjenigen, nach dem er eben gesehen hatte. Hierauf pfiff er, und sechs gut bewaffnete Kavaliere kamen sofort im Galopp auf ihn zu. Einer von ihnen näherte sich ihm mit dem Hute in der Hand und überlieferte ihm ein versiegeltes Päckchen. John Pocker nahm es an, und spitzte das Ohr.

„Mir ist's, sagte Sir Ralph, „als hörte ich Wagengerassel; ohne Zweifel kommt Lord O'Brien."

„Ja," antwortete John Pocker mit rauher Stimme, indem er sich in seinen Steigbügeln aufrichtete, „er ist's, aber ich werde Miß Diana nicht entführen, ich habe zu viel Respect für die Damen; ja, ich werde nicht einmal Lord O'Brien anhalten, denn das ist unnütz, hier sind schon sind die Bankscheine. Aber Sie, Sir Ralph, Sie werden nicht nach Italien reisen, warum? das wissen Sie; Sie befinden sich in dem Rachen des Wolfs. — Auf! meine Kinder, lasset Sir Ralph seinen letzten Tanz tanzen, es fehlt eine Eichel an dieser Eiche."

Er sprach noch, als auch schon ein Strick, an welchem eine Schleife befindlich war, und der, wie es schien, durch unsichtbare Hand vom Baume herabgelassen wurde, auf Sir Ralphs Schultern fiel, sich um seinen Hals schlang, und ihn vom Pferde in die Höhe zog. — John Pocker trat allein vor den Reisewagen, ließ ihn anhalten und näherte sich der Wagenthür.

„Mylord," sagte er, „Ew. Herrlichkeit haben heute Morgen die Hälfte eines Geheimnisses erfahren, erlauben Sie, daß ich Ihnen ein vollkommenes Geständniß mache. Ich war auf Ihr Geld lüstern, Sir Ralph auf Ihre Tochter. Es war zwischen ihm und mir verabredet worden, daß ich Ihre Banknoten und Miß Diana entführen wollte; es sollte hierauf den Anschein haben, als ob Sir Ralph sie aus meinen Händen befreit habe, und sie wieder in die Ihrigen zurückbringe; zur Dankbarkeit für diese schöne That würden Sie ihm Diejenige gegeben haben, die er zu lieben vorgab. Aber Sir Ralph dachte, daß mein Antheil dabei zu schön wäre, und daß vierzigtausend Pfund weniger der Miß Diana einen Theil ihrer Schönheit raubten. Sie kennen den Entschluß, den er gefaßt hatte, und wissen, wie er Ihnen dadurch, daß er Ihnen die eine Hälfte unsers Plans verrieth, Ihr Geld, sich aber nichts desto weniger seinen Antheil am Heldenmuthe bewahren wollte. — Das konnte mir nicht gefallen, Mylord."

„Wie!" rief Lord O.Brien, „Sir Ralph hatte sich mit Ihnen verbunden?"

„Blos für diese Unternehmung, Mylord, bei welcher er allein zu gewinnen hoffte."

„Und Sie sollten mir jetzt meine Bankscheine nicht mehr nehmen wollen?"

„Ich habe sie bereits. Der treue Diener Ew. Herrlichkeit ist in die Hände meiner Leute gefallen."

„Aber wer hat Ihnen gesagt...."

„Ein wunderhübsches Mädchen, die Kammerjungfer der Miß Diana, die sich die Freiheit genommen, ihre

Herrin zu verlassen, und nun mit mir eine Reise nach Italien machen will."

„Und Sir Ralph" fragte Lord O'Brien weiter.

„Hängt an jener großen Eiche, Mylord"

So sprechend, peitschte John Pocker, um der jungen Miß den Anblick eines so schrecklichen Schauspiels zu ersparen, die Pferde an, die sogleich mit dem Wagen im Galoppp davon liefen.

„Nun wundere ich mich über nichts mehr," sagte der Lord kalt, „er hatte ja Mitverschworene mitten im Platze."

Zwei Jahre nachher fiel John Pocker, dessen Unternehmungen begreiflicherweise nicht immer glücken konnten, in die Hände der englischen Justiz, die ihn sofort in die Ewigkeit beförderte.

Miscellen und Anecdoten.

— In Florenz ist ein seltsamer Prozeß vorgekommen. Ein Edelmann wurde in einem Walde nicht weit von seiner Villa ermordet gefunden. Man erwischt die Mörder und diese sagen aus, sie seien von einer Verwandten des Erschlagenen, einer schönen, sehr gebildeten und allgemein geachteten Dame, zur Mordthat gedungen worden. Diese Anklage erhält einige Wahrscheinlichkeit dadurch, daß die Dame den Erschlagenen einst beerben sollte, dieser aber im Begriff stand, zu heirathen. Während der Untersuchung treten noch zwei Zeugen gegen die Angeklagte auf und diese wird sammt den beiden Banditen zum Tode verurtheilt. Die Dame appellirt und der Proceß wird in Bologna von Neuem instruirt. Kaum aber hat die Untersuchung begonnen, so sterben zwei von den Zeugen eines unbezweifelt natürlichen Todes, der dritte stürzt vom Pferde und gibt sogleich den Geist auf; der einzige noch lebende Zeuge gibt vor Gericht so widersprechende und seltsame Antworten, daß ihn der Richter feierlich ermahnt, wahrhaft und deutlich sich auszusprechen. Der Zeuge ruft: „Ich will sogleich des Todes sein, wenn meine Aussagen nicht vollkommen der Wahrheit gemäß sind." In demselben Augenblicke stürzt er aber auch todt zusammen! — Die schöne Dame, mit welcher der Herr und seine Heerschaaren sein müssen, ist bald darauf frei gesprochen worden.

— In München wäre neulich bald eine Bier-Revolution ausgebrochen, wenn nicht die Brauherren sich noch zur rechten Zeit zu einer Ermäßigung des Biertarifs von 2 Heller pr. Quart hätten willig finden lassen. Die Baiern sind doch ein materielles Volk. Sie haben einen Dichter zum König, der die Walhalla gründete, und denken an Nichts, als an Bier und Fleisch! —

(Darmstadt.) Hier hätte es beinahe eine Schneiderrevolte gegeben. Die neue Gesellenordnung hatte so vieles Drückende, daß alle Gesellen sofort aus der Arbeit gingen, sich in der Herberge versammelten, die Aufforderungen der Polizei zum Auseinandergehen unbeachtet ließen und eine Deputation an diese schickten, worin sie ganz einfach erklärten, sich der neuen Ordnung nicht fügen zu wollen. Die Meister legten sich bald in's Mittel, sie verfaßten eine andere, mehr zufriedenstellende Gesellenordnung und reichten diese bei der Behörde ein, worauf sich die Gesellen vorläufig zur Ruhe gaben und flott für die Pfingstfeiertage arbeiteten. Die Schneider sind übrigens unbedingt die Menschen, welche die meiste Courage haben. Das ward bei jeder Gelegenheit bewiesen.

(Entsetzliche Bestrafung von Seeräubern.) Die Seeräuber von Regla trieben ihr Wesen in der Regel ungestraft; ein schreckliches Beispiel von Züchtigung aber, das vor einigen Jahren an Einigen ausgeübt wurde, mag hier berichtet werden. Ein französisches Schiff, der Cuirassier, traf mitten auf dem Meere ein Fahrzeug, das auf kein Anrufen antwortete und das auf sich schießen ließ, ohne daß sich Jemand von den Personen gerührt hätte, welche man unbeweglich auf dem Verdeck stehen sah. Der französische Capitain, dem die Sache unheimlich vorkam, schickte endlich eine Anzahl seiner Leute mit dem Auftrage ab, auf jenes Schiff zu gehen, und dasselbe zu durchsuchen. Man fand auf diesem Fahrzeuge alles zerbrochen und in der größten Unordnung; das Pulver und die Lebensmittel lagen im Kielraume im Wasser; überall herrschte die tiefste Stille, denn es zeigte sich kein lebendiges Wesen. Als die Franzosen auf das Verdeck gelangten, bot sich ihnen dagegen ein gräßlicher Anblick dar; etwa 80 Unglückliche waren mit den Händen und Füßen glatt auf das Verdeck — genagelt; einer, welcher der Capitain gewesen zu sein schien, lehnte an dem großen Maste, ebenfalls an den Füßen und Händen angenagelt. So hatten alle einen gräßlichen Tod gefunden. Die Franzosen durchsuchten das Schiff weiter und fanden in der Cajüte des Capitains endlich ein Papier, auf welches der Capitain der englischen Fregatte Hamlet geschrieben hatte: Das Sclavenschiff Annunciation ist genommen worden und die Mannschaft sollte gehenkt werden; da man aber in dem Kielraume die Leichen zweier Engländer, die man nicht schnell genug hatte in das Meer werfen können, so wie Waaren fand, die von einem englischen Schiffe geraubt waren, so befahl der Capitain, die ganze Mannschaft des Raubschiffes lebendig auf dem Verdecke aufzunageln und überließ das Fahrzeug mit allen Segeln dem Winde und Wetter. — Die Franzosen warfen die Leichen in das Meer und steckten das Raubschiff in Brand.

(Curioser Aberglaube.) In einigen Gegenden herrscht der Aberglaube, wenn Jemand Nachts Punkt zwölf Uhr, und wenn er sich ganz allein im Zimmer befinde, vor den Spiegel trete, in jede Hand ein Licht nehme und so, starr in den Spiegel blickend, drei Mal mit lauter Stimme seinen Vor- und Zunamen rufe und dann drei Mal hintereinander laut auflache, so erscheine er sich außer dem Spiegelbilde noch in einer zweiten Gestalt und zwar in einer seine Zukunft andeutenden Situation. — Dieser feierliche laute Anruf des eigenen Namens in der tiefsten Stille der Nacht, besonders aber das dreimalige helle Auflachen soll übrigens von so eigenthümlich-schauerlicher Wirkung sein, daß sonst recht muthige und vorurtheilsfreie Männer das Geständniß abgelegt haben, sie hätten den Versuch dieser Selbstcitation machen wollen, ihn aber nicht bis zu Ende

bringen können, sondern das letzte entscheidende Gelächter wäre ihnen in der Kehle stecken geblieben.

(Die Türkinnen in unsern Tagen.) Niemand begrüßte die Reformen, welche der Sultan Mahmud in den Sitten seines Volkes durchzuführen begonnen hatte, mit so großer Freude als die Frauen. Sie nahmen bereitwillig in Anspruch, was er ihnen bewilligte, und schon fingen die Schleier an zu fallen, schon zeigten sich die Frauen zahlreich in den Bazars, auf den öffentlichen Promenaden und selbst in den Kaffeehäusern. Noch aber war die Bewegung auf die Hauptstadt beschränkt, als die türkische Regierung eine Verordnung erließ, welche den Frauen alle Freiheiten wieder nahm. „Die türkischen Frauen gehen zu viel aus, sagte die Verordnung, sie kommen zu spät in ihre Häuser zurück, sogar erst nach Sonnenuntergang. Diejenigen, welche ausfahren, haben junge Kutscher, selbst christliche, die zu schön gekleidet sind, als daß nicht Verdacht erregt werden sollte. Sie sind so kühn gewesen, in die Verkaufsläden hineinzugehen, namentlich in die der Apotheker; sie bleiben dann übermäßig lange, um zu plaudern, sie haben alle Scham so weit vergessen, daß sie sogar in der Frankenstadt — Eis gegessen." Das waren die schwersten Anklagen. Freilich, das, was wir den Eifer der Nebenbuhler, Galanterie, Koketterie nennen, ist den Türken noch heute unbekannt; sie sehen dies einfach als einen Eingriff in ihre Eigenthumsrechte an und bestrafen den Liebhaber einer Frau als — Dieb. Auch haben sie keinen Ausdruck zur Bezeichnung der Untreue, sondern nur die Strafen dafür. Die untreue Frau wird in einen Sack genähet und in das Meer geworfen, oder auch, wie es sonst in Constantine geschah, van einem hohen Felsen hinuntergestürzt. Was man auch sagen mag, in Bezug auf ihre Frauen haben die Türken noch wenig von unserer Civilisation angenommen. Sie dulden es nicht, daß man von den Frauen spricht, und und ein Fremder würde sich der größten Indiscretion schuldig machen, wenn er einen Türken nach dem Befinden der Frauen desselben fragen wollte. Die Sitte verbietet, ohne die ausdrückliche Genehmigung des Mannes, von seiner Frau zu sprechen. Die Civilisirtesten sagen bisweilen ganz kurz sie, andere setzen, unserer Sitte zu Folge höchst respektwidrig, sogar hinzu: „Meine Frau, mit Erlaubniß..." Warum nicht gar: Salva venia!

(Magnetische Soiréen.) In den fashionablen Kreisen in Paris ist eine neue Art Soiréen Mode worden, nämlich magnetische Soiréen. Man servirt keinen Thee und keine Sandwichs mehr, sondern einen Menschen, am liebsten ein hübsches, interessantes Mädchen; ein Magnetiseur macht die Honneurs und versetzt das Mädchen in somnambulen Zustand. Jedermann stellt nun Fragen, z. B. wo der neue Komet hergekommen; man bietet sogar kleine Messer herum, mit denen man in die Arme des Somnambulen feine Einschnitte macht, um sich von dessen Unempfindlichkeit zu überzeugen. (Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die großen Operateure in Paris und London die Patienten jetzt in magnetischen Schlaf versetzen lassen, bevor sie an die Operation gehen. Sie schneiden dann Arme, Beine u. s. w. hinweg, ohne daß die Patienten etwas davon empfinden.) Einige Damen werden bei dem Anblicke des Blutes ohnmächtig, die Herren kommen dann mit Flacons zu Hilfe, der Magnetiseur doeirt, die Ungläubigen spötteln, die Dame vom Hause aber blickt stolz auf das glänzende Resultat ihrer magnetischen Soirée.

— Eine englische Wochenschrift verräth folgendes Mittel wider die Hühneraugen. Nimm einen Theelöffel voll Theer, einen Theelöffel voll groben braunen Zucker und einen Theelöffel voll Salpeter, laß es zusammen warm werden, streiche es auf dünnes Handschuhleder, lege ein kleines Pflästerchen davon auf das Hühnerauge und in zwei Tagen ist das Hühnerauge herausgezogen. Probandum est!

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Für Beinkleider und Westen tragt man noch immer vorzugsweise carrirte. Alle die schottischen und quadeillirten Stoffe, welche man dazu verwendet, sind so mannichfaltig, daß man nicht fertig würde, sie aufzuzählen. Was den Schnitt betrifft, so halten sich immer die Reaers und Kragen lang und glatt, die Schöße an den Fracks ebenfalls lang und viereckig. Die Westen gehen ziemlich tief herab und endigen mit einer Spitze; die Beinkleider sind unten ein wenig weit, glatt auf den Stiefeln liegend und mit einem kleinen Schlitz an der Seite. Leider sind die ungraciösen und geschmacklosen Twine's noch fortwährend ein Modeartikel; Jedermann nennt sie abscheulich und doch trägt sie Jedermann.

Zum Promenadenanzug ist die Weste von Valencias, paille, mit Shawlkragen, aber etwas hoch hinauf zugeknöpft, unten mit ziemlich langer Spitze, so daß der letzte Knopf nicht zugeknöpft werden kann; eingefaßt ist die Weste mit einem Woleschnurchen. Die Beinkleider sind von carrirtem Wollen-Atlas, mit Falten, an den Beinen weit, aber gerade auf den Stiefel fallend. Zum Ausgehen in der Stadt tragen die Herren oft einen Frack à la français, mit breiten Anglaisen, von russischgrünem Tuch, Kragen von mittlerer Höhe, ziemlich langer Taille und breiten abgerundeten Schößen, die bis an die Kniekehle reichen. Die Anglaisen sind breit, oben eckig, bis unten hinunter umgelegt, und jede mit sechs Knopflöchern versehen. Die Aermel sind halbanliegend und reichen kaum bis an den Anfang des Handgelenkes; die Aufschläge sind sehr schmal, die Schöße durchaus mit Seide besetzt und haben eine ziemlich breite Patte.

Damen-Mode. Wir bemerkten eine ziemliche Anzahl von Kleidern von chinesischem Foulard, von gestreiftem oder carrirtem Pekin, deren ungeheure Volants wie die Falbeln unserer Großmütter aussehen. Die Ruchen und Puffen waren als Ausputz an den Ueberröcken und Mantillen benutzt und diese Lieblinge des Augenblicks mit röhrenförmigen Bandfalten garnirt. Unter den Stoffen hat der Barege den Vorzug. Es kann aber auch nichts Ausgezeichneteres geben als ein Kleid von Barege mit drei schrägen Volants, die so aufgesetzt sind, daß der Rock aussieht, als bestehe er aus Röcken übereinander. Ein Langshawl von weißem Organdi und ein italienischer Strohhut mit gefälteltem Bande würde diesen einfachen Anzug vervollständigen.

Die Kleider sind gegenwärtig roth, gelb, grün oder orange; die, welche nicht offen oder an den Seiten wie Ballkleider garnirt sind, haben breite Volants. Die mit niedlichen Falbelchen garnirten Mantillen sind von schillerndem Taffet und selbst der geringste Hut ist mit Federn oder mit einer Blumenguirlande ausgeputzt. Ueberröcke macht man mit Revers, welche bis an die Taille heruntergehen, und einem runden Gürtel; an den Revers drei altmodische Ruchen, welche auch auf dem Kleide fortgehen; Aermel à la Mahomedanerin, die weit, nicht sehr lang sind und etwas von dem Arme sehen lassen, welcher in einem bauschigen Unterärmel von Batist oder glattem Krepp erscheint. Man sieht Ueberrockkleider herzförmig ausgeschnitten,

so daß sie einen umgeschlagenen Spitzenbusenstreifen sehen lassen, und oben herum mit muschelförmigen Bandfältchen garnirt; runder Gürtel, glatter Rock; und Ueberröcke mit glattem Leibchen und engen Aermeln mit Jockeys; glatter Rock, der wie das Leibchen mit einer Reihe von Knöpfen in der Farbe des Kleides besetzt ist.

Unter den mannigfachen leichten Toiletten, welche uns die schönen Tage bringen, gewahren wir zu unserer Freude auch weiße Roben, welche einen außerordentlich anmuthigen Effect machen; ihr Schnitt ist einfach und erinnert etwas an die Peignoir-Blousen, welche man vor einer Reihe von Jahren trug. Jene Roben sind etwas ausgeschnitten à la vierge, rings herum kraus, von oben bis zum Gürtel; die Aermel bauschig, eine gestickte Peise oder schmale Fältchen bilden oben die Einfassung; sie erscheinen auch recht geschmackvoll von Sommer-Barege, von Cospalo, von Tarlatan, im Allgemeinen von allen klaren Zeugen. Die dazu getragenen Canezous haben einen mit dem Genre des Leibchens übereinstimmenden Schnitt; aus Zwischensätzen von Stickereien und Spitzen zusammengesetzt, sind sie gegenwärtig sehr beliebt.

Man hat eine Art Unterleibchen erfunden, welche die Mitte zwischen dem Leibchen der Robe und dem Corset selbst halten, der Art, daß sie Letzteres von den farbigen Roben, welche durch die Transpiration leicht abfärben, schützen, was das häufige Waschen der Corsets, wodurch deren Form leidet, nothwendig macht. Zugleich verbirgt das Unterleibchen gänzlich das Hervorstehen der Nähte und Fischbeine. Sie sind von Gros de Naples oder von Percale gemacht und haben ganz dieselbe Form des Corsets, welche sie bedecken. Man befestigt sie vorn mittelst kleiner fast unmerkbarer Knöpfe.

Hübsche Straßentoiletten sind: eine Robe von schottischem Gitana, um den Rand des Rockes mit zwei breiten Säumen, übersetzt mit einem gebrannten Strich von demselben Stoff garnirt; das hoch hinaufgehende Leibchen mit gerundeter Schneppe, die engen Aermel mit gebrannter Garnitur, Jockeys bildend, das Mantelet von schwarzen Spitzen, sehr lang und hinten gerundet, rings herum mit einer doppelten à la vieille gefalteten Spitze garnirt. Eine Robe von Colibri-Pekin, mit einem breiten Volant, mit ausgeschnittenen Zacken und leicht kraus gezogen, garnirt; das glatte Leibchen mit sehr langer Taille, mit gerundeter Schneppe und vorn herzförmig ausgeschnitten; die Aermel eng; das Mantelet von lila italienischem Taffet, mit einem gebrannten, ausgeschlagenen Streifen von demselben Stoffe garnirt. Eine Robe von geköpertem Pekin mit rankigen Dessins, der Rock glatt, das Leibchen hoch hinaufgehend, mit Gürtel, glatt und mit dreifacher Naht vorn, kraus im Rücken, engen Aermeln, und Mantelet von schwarzem italienischen Taffet, mit einem an den Rändern satinirten und à la vieille gefalteten Taffetbande garnirt. Eine Robe von rosa und weiß gestreifter Barege, von jeder Seite des Rockes über ein Unterkleid von weißer Barege geöffnet, mit doppelten Revers von rosa Taffet; das hoch hinaufgehende Leibchen gänzlich mit Schnuren, die halbweiten Aermel oben und in der Handprise kraus gezogen; Echarpe von weißer Barege mit breiten Atlasstreifen.

Neue Erscheinungen sind Hüte von englischen Spitzen, mit rosa Crepp gefüttert und mit schottischen rosa Marabouts verziert, rosa Blumen im Innern der Krempe, und Capoten von grünem Crepp, überzogen mit einer Spitze, glatt um den Rand der Krempe gesetzt und um den Kopf anmuthig gefaltet; das Bavolet von Crepp etwas hoch, übersetzt mit einem zweiten Bavolet von Spitzen, etwas höher und nach der linken Seite sich umwendend; drei Schrägstreifen besetzen das Innere der Krempe, welche mit einem Zweig kleiner Rosen verziert ist.

Erklärung der Modenkupfer. 1. Strohhut mit breiten Rändern. Englischer Twine, die Revers mit carrirtem Futter. Hinten hat er die Form eines Paletots ohne Taillennaht und Taillen-Knöpfe. 2. Hut mit Marabouts. Kleid mit Schrägfalten am Schneppenleibchen, Aermel mit Bauschen, kurz, mit einem Batistärmel unten. Rock und Leibchen reich mit Posamentirarbeit verziert. 3. Hut mit Marabouts. Kleid mit Schneppenleibchen. Vorne herunter umschlagen und mit Posamentirarbeit verziert, nebst Unterkleid.

Zur gefälligen Beachtung!

Mit dieser Nummer schließt das Quartal, was mit andern Worten nichts anders heißen soll, als daß um eine pünktliche Zahlung höflichst gebeten wird, wobei ich mir in Bezug auf die in diesem Quartale neuhinzugetretenen Abonnenten die Bemerkung erlaube, daß die von ihnen dem Colporteur geleistete Anzahlung von 2 gGr. von dem Vierteljahr-Betrage (12 gGr.) in Abzug zu bringen ist.

Ich habe dem verehrungswürdigen Publikum ein Mode-Journal zu einem Preise geboten, wie es Niemand im Stande ist, so billig zu liefern, selbst ich wäre es nicht, wenn nicht besondere Umstände obwalteten, die mir eine solche Billigkeit möglich machten, und welche hier auseinanderzusetzen, theils zu weitläufig wäre, theils auch nicht zur Sache gehörte. Kurz und gut, das Journal ist da, und wird seinen ungestörten Fortgang haben. **Die pariser Modenkupfer erscheinen früher,** als in jedem andern Moden-Journale, und bitte ich nur, sich durch angestellte Vergleichungen gefälligst davon zu überzeugen.

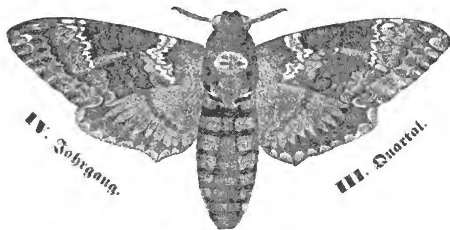
Schlüßlich muß ich an das **Billigkeitsgefühl** Derjenigen von meinen Abonnenten hiesiger Stadt appelliren, welche bei Zusammenhalten beider Zeitschriften, der **Eisenbahn** und des **Gutenberg** in seiner ersten Gestalt, blos mit **3** Kupfern vierteljährlich, früher in dem Genusse eines in diesem Falle ermäßigten Preises waren. Seit der neuen Gestaltung, wo **wöchentlich** ein Modenbild erfolgt, muß dieser Contract aufhören, was Jeder, der nur oberflächlich die Kosten der Bilder zu überschlagen vermag, einsehen wird. Ich hege daher die Zuversicht, daß sich Niemand, den so großen gemachten Opfern und Anstrengungen von Seiten des Herausgebers gegenüber, weigern wird, den Anspruch auf jene unter andern Verhältnissen gestattete Ermäßigung, der Billigkeit gemäß, aufzugeben.

D. R.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 13. (5. Jahrgang. II. Quartal).

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Leipzig=



IV. Jahrgang. III. Quartal.

Pariser Moden=Journal.

No. 1. Sonnabend, den 1. Juli. **1843.**

Die Verlassene.

Es war bei dem Rückzuge der großen französischen Armee aus Rußland; ein hoher Verwaltungsbeamter eilte mit seiner jungen schönen Frau, die er zu sich auf das Pferd genommen hatte, voraus, und war glücklich über die Brücke über die Beresina gekommen, als er bemerkte, daß ihnen ihr Wagen nicht folgte, der wichtige Papiere, mancherlei Schätze und namentlich Lebensmittel enthielt. Der Mann wartete eine Zeit lang, da aber der Wagen nicht erschien, so nahm er sich, trotz den Bitten seiner Frau, vor, wieder über die Brücke hinüberzureiten, um nachzusehen. Seine junge Frau vertraute er einem ihm bekannten Offizier an, aber es vergingen Stunden, ohne daß er wieder erschien. Die Brücke wurde endlich vernichtet, und die junge Frau war in der größten Verzweiflung. Sie wollte nicht von der Stelle weichen, und erst nach langem Widerstreben, als keine Hoffnung mehr war, ihren Mann zurückkehren zu sehen, entschloß sie sich, dem Offizier, dessen Obhut sie übergeben worden war, zu folgen. Mit diesem theilte sie alle Mühen und Gefahren des grauenvollen Rückzuges und diese Gemeinschaft schlang endlich ein Band um Beide, das nicht mehr zu zerreißen war. Der Offizier brachte die Dame nach Verona zu ihrer Mutter und von hier aus setzte sie Alles in Bewegung, um über das Schicksal ihres Mannes Nachricht zu erhalten. Es verging ein Jahr, ohne daß ihre Bemühungen Erfolg hatten, und der Offizier wagte nun, von der Liebe zu sprechen, die er für seine Unglücksgefährtin fühlte. Als dann noch ein Jahr in vergeblichen Nachforschungen nach dem Verschwundenen vergangen war, gab die Frau die Hoffnung auf, ihn wiederzufinden, und reichte ihrem Retter die Hand.

Die neue Ehe war im höchsten Grade glücklich und die junge Frau kannte keinen Wunsch mehr, als sie ihrem Gatten auch einen Knaben gegeben hatte. Eines Tages hielt unerwartet ein Extrapostwagen vor dem Hause, das die junge Frau bewohnte, und sie sah einen Mann aussteigen, der sich kaum aufrecht erhalten konnte und bei dessen Anblick kalter Schweiß auf ihre Stirn trat, denn sie erkannte in dem Reisenden ihren ersten Mann. „Marie," sagte er, „ich habe, ehe ich hier erschien, die genauesten Erkundigungen über Alles eingezogen; ich weiß, daß Du nichts vernachlässigtest, um über mein Schicksal Nachricht zu erhalten, ich kenne auch das edle Benehmen des Mannes, mit dem Du jetzt verbunden bist... Ich finde es lobenswerth, daß Du seine Aufopferung für Dich durch Deine Hand und Dein Herz

1

belohntest, aber eine ernste Frage erlaube mir, denn die Antwort darauf wird über unser Schicksal unabänderlich entscheiden. Marie, bist Du glücklich?" Thränen überströmten das Gesicht der jungen Frau und sie antwortete unter Schluchzen: „Ich habe Dich von ganzem Herzen geliebt, wie kannst Du verlangen, daß ich sage, ich sei mit einem Andern glücklich? Verschone mich mit einer solchen Antwort, erspare Dir den Kummer, den Du darüber fühlen müßtest... Etwas Anderes wird mich auch entschuldigen, das süßeste Gefühl, das ein weibliches Herz empfinden kann: — ich bin Mutter und liebe mein Kind über Alles." Der lang Vermißte, so plötzlich wieder Erschienene entgegnete darauf: „Ich ergebe mich in mein Schicksal und werde das Opfer zu bringen wissen, um Dein jetziges Glück nicht zu stören. Lange habe ich Dich für todt gehalten und will mir nun einreden, Du seist wirklich todt. Auch bin ich mit dem Unglücke so vertraut geworden, daß ein neuer Unfall mich nicht mehr überraschen kann. Morgen, mit Tagesanbruche, verlasse ich Dich, um Dich nie wiederzusehen.

Er erzählte darauf der weinenden Frau sein trauriges Schicksal, schilderte ihr die Ereignisse, die ihn bei der Brücke über die Beresina von ihr getrennt, seine unglückliche Gefangenschaft und seine endliche Befreiung und Rückkehr. — Am andern Tage, ehe noch die Bewohner des Hauses aufgestanden, war der Wagen mit dem Reisenden verschwunden, und rollte auf der Straße nach Frankreich hin. — Der zweite Gatte Mariens, der nicht zu Hause gewesen war, fand seine Frau tief erschüttert und es gehörte eine lange Zeit dazu, ehe der Schmerz derselben sich wieder beruhigte.

Der Fürst von Thoren.

In dem romantisch gelegenen A....=Bade war an einem Sonntage des Sommers 18.. eine ungewöhnlich große Gesellschaft versammelt, was wohl daher kommen mochte, daß der Fürst des kleinen Landes, in welchem jenes Bad liegt, nebst seinem Hofe sich dort befand, wodurch denn auch viele Beamte, Gutsbesitzer u. s. w. veranlaßt worden waren, aus der Umgegend dahin zu eilen, um sich der Nähe ihres geliebten und gegen Jedermann stets so herablassenden Fürsten zu erfreuen. Am Mittage wurde, weil das Wetter so überaus schön war, die table d'hôte auf Befehl des Fürsten im Freien unter einer Säulenhalle servirt. Der Fürst nebst seinem Gefolge nahm den obern Theil der Tafel ein; ihm gerade gegenüber setzten sich drei junge Männer, denen man es an ihrer Kleidung und an ihrem Benehmen ansah, daß sie Studenten seien. Der dem Fürsten rechts vis-à-vis Sitzende trug einen mit vielen Schnuren besetzten schwarzen Sammetrock, eng anschließende, weißlederne Beinkleider und gewaltige Reiterstiefel mit silbernen Sporen, worin Räder, wie Thalerstücke groß, klirrten; die beiden andern, rechts und links von jenem placirten, jungen Leute waren nicht so auffallend gekleidet, auch in Sprache und Manieren zurückhaltender und überhaupt weniger burschikos. Schon während der Morgenpromenade hatten die drei Studenten des Fürsten Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und noch mehr wunderte er sich, daß namentlich der seltsam Gekleidete während der Mittagstafel auch nicht die geringste Notiz von seiner Anwesenheit nahm, sondern mit seinen beiden Commilitonen so ungezwungen und laut conversirte, so sans gêne mit ihnen anstieß und dabei derbe Toaste ausbrachte, und besonders so unmäßig lachte, als sei er mit den Beiden mutterseelen allein am Tische.

Jovial, wie er selber war, sandte der Fürst einen Kammerdiener zu jenem renommirenden Studenten, der mit den Worten zu ihm trat: „Seine Durchlaucht wünschen zu wissen, wer Sie seien, und woher Sie kämen?"

„So!" sagte der Student höchst gelassen, „ich hätte Se. Durchlaucht diese Wißbegierde nicht zugetraut. Melden Sie nur, ich sei der Fürst von Thoren, zum Trinken auserkoren, und käme incognito nebst meinen beiden Geheimen Ober=Trinkräthen hier aus meinen Staaten über Rüdesheim und Markobrunn."

Der Kammerdiener rapportirte diese Antwort getreulich, und der Fürst lachte. Bald darauf trat der Director einer Gesellschaft sogenannter Prager Musici zum Fürsten und bat ihn um die Erlaubniß, mit seinen Leuten einige Musikstücke vortragen zu dürfen. Huldvoll gewährte ihm der Fürst die Bitte, und in der That leisteten die Leute Ausgezeichnetes. Gegen das Ende der Tafel trat der Musik=Director mit einem Notenblatte hervor und nahte sich natürlich zuerst dem Fürsten, ihn um ein Honorar zu bitten, wie das in kleinen Bädern so üblich ist. Der Fürst aber sagte lachend: „Gehen Sie nur zu dem Herrn, der dort mir am untern Ende der Tafel gegenüber sitzt und eben das Champagner=Glas hochhebt; das ist der Fürst von Thoren, hat mehr Geld als ich, und wird für mich bezahlen!"

Der Musik=Director ging und meldete dem Studenten, was der Fürst ihm aufgetragen. Ohne ein Wort

zu sagen, zog der Student seine Börse und warf gelassen einen blanken harten Thaler auf das dargehaltene Notenblatt, so daß es der Fürst sah. Kurz darauf kam auch der Oberkellner mit seiner Rechnung, und zwar natürlich zuerst zu unserem Studenten, um sich die Bezahlung für diverse Flaschen Champagner zu erbitten, die nach und nach die Studentenkehlen hinabgeglitten waren. Mit ernster Miene betrachtete der Student die Rechnung, dann sagte er gemessen und laut, so daß es der Fürst und die aufmerksam gewordene Tischgesellschaft hörte: „Gehen Sie nur zu Seiner Durchlaucht, dort mir gegenüber am obern Ende der Tafel, und sagen Sie, Seine Durchlaucht könnten unmöglich verlangen, daß ein armer Fürst von Thoren, jetzt incognito in Dero Staaten reisend, hier stets den Beutel zöge. Mit Vergnügen hätte ich zwar auf Dero Wunsch eine Kleinigkeit für Höchstdieselben dem Musik-Director gezahlt; jetzt möchten Höchstdieselben dagegen geruhen, den Wein für mich zu bezahlen!"

Der Fürst lachte aus Leibeskräften, bezahlte die Weinrechnung des Studenten, meinte aber dabei: „Er werde sich wohl in Acht nehmen, je wieder mit dem Fürst von Thoren an einem Tische zu speisen."

Ein pariser Ehepaar.

Ein Herr Coudurier verklagte seine Frau wegen verbotenen Umgangs. Die Angeklagte, eine hübsche kleine Figur, erschien mit ihrem Mitschuldigen, einem plumpen häßlichen Kerl, vor dem Polizeigericht. Vom Richter befragt, leugnete sie ihr Vergehen nicht, vertheidigte sich aber damit, daß sie ihrem Mann die Ehe aufgekündigt, folglich ihn nicht hintergangen habe. Auf ihr Begehren las der Anwalt folgenden Brief von ihr d. d. 28. December 1842 vor. „Lieber Mann, ich liebe Dich nicht mehr als Gattin; das ist nicht meine Schuld; ich weiß nicht, warum ich Stephan Paquin liebe. Wenn man Jemand liebt, ist es langweilig, von ihm getrennt zu sein; also, lieber Mann, ergreif' ich die Feder, um Dir zu sagen, daß ich fortgehe, um bei Paquin zu wohnen. Er hat mir ein hübsches Zimmer gemiethet und versprochen, mich glücklich zu machen. Da ich weiß, daß Du gut bist und nur mein Glück willst, so hoffe ich, Du wirst nicht böse sein. Ich verspreche Dir, an Dich zu denken und Dich als Freundin zu lieben; aber als Gattin — das ist unmöglich. Deine treue Angelika." — Paquin seinerseits versicherte, er habe auf das Wort der Frau Coudurier geglaubt, ihre Trennung sei Folge einer Uebereinkunft mit ihrem Mann. Der Richter fragte den Ehrmann, warum er erst am 16. Februar geklagt. Der Hahnrei erwiederte, er habe geglaubt, das sei so eine Caprice von seiner Frau, die ein Ende nehmen würde, so daß ihre Rückkehr von selbst erfolgte. Erst als er neun Wochen vergebens gewartet, habe er sich an den Commissär gewandt. Wenn sie übrigens jetzt zu ihm zurückkehren wolle, sei er bereit, ihr zu verzeihen. Die Frau verstand sich dazu. Das Gericht erklärte die Angeschuldigten für klagfrei und verurtheilte den Kläger noch in die Kosten.

Der Angeklagte und der Zeuge.

An einem schönen Sommerabende erschien ein Herr mit einem Diener zu Pferde in einer kleinen Stadt des nördlichen Englands und stieg in dem besten Gasthofe ab, wo er dem Wirthe sagte, er würde durch Geschäfte wahrscheinlich mehrere Tage aufgehalten werden, und, da dieselben nicht viel Zeit in Anspruch nähmen, wohl etwas von Langeweile geplagt werden. Der Wirth entgegnete darauf, an Unterhaltung könne es gerade in dieser Zeit nicht fehlen, da am nächsten Tage die Assisen eröffnet würden; namentlich käme ein merkwürdiger Fall vor. Der Fremde begab sich wirklich am nächsten Tage in den Gerichtssaal. Der Mann, welcher eines Raubes angeklagt war, aber fortwährend behauptete, zu der Zeit, in welcher jener Raub geschah, sich am andern Ende des Landes befunden zu haben, saß lange mit niedergeschlagenen Augen da. Erst als der Richter ihn fragte, was er zu seiner Vertheidigung zu sagen habe, schlug er die Augen auf. Er erblickte dabei den Fremden, der ihm gerade gegenüber saß und fiel in Ohnmacht. Dies erregte einiges Aufsehen. Als er wieder zu sich gekommen, äußerte er, er sähe einen Mann unter den Zuhörern, der ihm das Leben retten könnte, wenn er demselben einige Fragen vorlegen dürfte.

Aller Blicke wendeten sich auf den Fremden, der verlegen aussah und sagte, er befinde sich in einer seltsamen Lage, da er sich nicht erinnern könne, den Angeklagten jemals gesehen zu haben. „Erinnern Sie sich nicht," sagte der Angeklagte zu ihm, „daß Sie an dem und dem Tage in Dover an das Land stiegen?" —

„Ich bin allerdings vor nicht langer Zeit in Dover gelandet, weiß aber nicht bestimmt, ob es gerade an dem angegebenen Tage geschehen ist." — „Erinnern Sie sich des Mannes nicht mehr, der Ihr Gepäck in das Gasthaus trug und eine blaue Jacke nebst blauen Beinkleidern anhatte?" — „Darauf habe ich nicht geachtet." — „Der Mann, der Ihr Gepäck trug, erzählte Ihnen unterwegs seine Geschichte, sagte, daß er in der königlichen Marine gedient habe und daß man ihm mit Unrecht die ihm gebührende Pension verweigere, und zeigte Ihnen eine Narbe an der Stirn." Diese letzteren Worte schienen auf den Fremden einen besonderen Eindruck zu machen; er antwortete, das Letztere sei wahr und er könne allerdings leicht ermitteln, an welchem Tage er in Dover angekommen sei, da er nur in seinem Notizbuche nachzusehen brauche. Dies that er, und es fand sich, daß es wirklich der Tag war, welchen der Angeklagte angegeben hatte. Auf diese Weise war bewiesen, daß der Angeklagte das ihm zugeschriebene Verbrechen nicht begangen haben konnte, da er zu jener Zeit sich in Dover befunden. Er wurde deshalb sofort frei gesprochen und die versammelte Menge pries die Güte der Vorsehung, die dem Unschuldigen immer beistehe.

Einen Monat später erschienen der Zeuge, sein Diener und der auf so wunderbare Weise freigesprochene Matrose wieder vor den Assisen, weil sie auf der Landstraße einen Postwagen angefallen hatten, und es ergab sich, daß die erstere Angelegenheit klug von ihnen verabredet worden war.

Sonderbar, aber — wahr! —

Auf dem Rittergute P. bei J. ereignete sich vor einiger Zeit eine Geschichte, die ohne aufgeklärt worden zu sein, dem dortigen gläubigen und ungläubigen Publiko viel zu sprechen gegeben hat. Bei dem Besitzer desselben vermiethete sich ein junges hübsches kräftiges Mädchen als Viehmagd. Nachdem sie einige Zeit zur Zufriedenheit ihrer Herrschaft gedient, erhebt sich eines Abends in der Gesindestube ein heftiger Skandal; der Gutsbesitzer vernimmt die kreischende Stimme des Mädchens, und kurz darauf erscheint eine Deputation, um dem Herrn zu berichten, das Mädchen sei vom Teufel besessen, sie liege in Convulsionen, und Steine, Kartoffeln, Rüben, Holz und andere Gegenstände erhöben sich von selbst von der Erde und flögen dem Mädchen an den Kopf. Der Gutsbesitzer, ein aufgeklärter Mann, lacht, verweist den Leuten ihren Aberglauben und schickt sie zu Bett, ohne sich weiter darum zu bekümmern. Als aber am andern und den nächstfolgenden Tagen die Spukgeschichte beständig repetirt, beschließt er, mit eigenen Augen zu sehen, und erstaunt, wie fort und fort sich irgend welche Gegenstände erheben, dem Mädchen an Kopf, Brust und Nacken fliegen, ohne jedoch andere Spuren, als leichte Contusionen, zurückzulassen. So gehen wieder einige Tage hin, als er bei dem zufälligen Besuche einiger Professoren der Universitätsstadt J. die Sache zum Besten gibt. Die gelehrten Herren finden die Sache interessant, und wünschen sich zu überzeugen. Zu dem Ende wird das Mädchen in einen Saal geführt mit gebundenen Händen, einige Steine, Kartoffeln und Rüben werden um sie her gelegt, die Herren schließen einen Kreis, sehen sich lächelnd und zweifelnd an, aber auf einmal erheben sich die Sachen und fliegen unaufhörlich nach dem Mädchen, ohne jemals einen der Umstehenden zu treffen. Man staunt und meditirt, das arme Mädchen hat auf alle Fragen nur Thränen zur Antwort, erkrankt nach einigen Tagen und stirbt im Krankenhause zu J., wohin man sie gebracht. Vielfältige Erklärungen wurden versucht und gegeben, ohne daß eine einzige ein helleres Licht als das der Vermuthung angezündet hätte. — Wir schließen den Artikel ohne weitere Reflexionen, können aber die Wahrheit verbürgen.

Ludwig XIV. und Fräulein Valière im Klostergarten der Carmeliterinnen.

(Bruchstück aus „Casemira von Camilly.")

Mein Großvater hatte an einem Sommer-Abende in den Gemächern Ludwigs XIV. den Dienst. Nachdem Mitternacht längst vorüber und der König, seiner Gewohnheit nach, seine Hunde geliebkoset, blieb ihm nichts mehr zu thun, als sich zur Ruhe zu begeben, statt dessen er jedoch meinen Großvater rufen ließ. „Herr von Courtenay," redete er ihn an, „geht, den Befehl zu geben, daß man den Wagen eines meiner Leute, den allereinfachsten, ganz geräuschlos vor die Schloßtreppe vorfahren lasse, und macht Euch auch bereit, mir zu folgen."

Mein Großvater gehorchte. Alles ging ganz still zu.

Der König und sein Page, mein Großvater nämlich, stiegen in den Wagen, und der Kutscher, dem der König etwas leise gesagt, lenkte dem geheimnißvollen Ziele zu. Es war die schönste Nacht des Monats August.

Man fuhr über die Seine den Quai hinauf bis zum Pont-Neuf; darauf verlor sich der Wagen in eine Unendlichkeit von schmalen, finstern, schweigsamen Gassen, bis er nach ungefähr einer halben Stunde vor der Thür eines großen düsteren Gebäudes hielt, dessen Flügel allein an hundert Schritte längs der Straße hin einnahmen. Mein Großvater kannte diese Straße nicht gleich, es war die von Saint-Jaques, und dies große düstere Haus das Kloster der Carmeliterinnen, in welchem Fräulein von Valière sich seit zehn Jahren freiwillig eingesperrt. Seitdem hatte Ludwig XIV. sie nicht gesehen. Ein Rückblick auf die Vergangenheit, eine königliche, in der Schlaflosigkeit einer Nacht geborene Phantasie flößte ihm den Wunsch ein (und Wünsche eines Königs dulden keinen Aufschub), Fräulein von Valière, ohne die er einstmals keinen Tag verleben konnte, wiederzusehen. Ludwig XIV., vor dessen Befehl sich Alles beugte, drang in das Kloster der Carmeliterinnen, als ob er bei sich einträte, und ließ Fräulein von Valière sagen, daß er sie im Garten erwarten würde. Mein Großvater war dem König gefolgt.

Vor der inneren Façade des Klosters breitete sich eine Doppel-Allee von Kastanienbäumen aus, deren dichtes Blätterwerk einen breiten Schattenrand warf. Dort stand der König, in einen seidenen Mantel von Mauerfarbe eingehüllt, gegen einen Baum gelehnt, und wartete, nachdem er seinem Pagen ein Zeichen gegeben, sich zu entfernen.

Der Page vertiefte sich in die, zu dieser Nachtstunde vom herrlichsten Mondscheine erleuchteten Alleen des Gartens; aber neugierig, wie ein Page ist, wünschte er gar sehr, Zeuge dieser sonderbaren Zusammenkunft des Königs mit seiner alten Geliebten zu sein.

Er wagte indessen nicht, sich den Kastanienbäumen zu nahen, unter welchen er den König und Fräulein von Valière vermuthete, ging daher weiter, verbarg sich im Hintergrunde des Gartens bei einem Lorbeerrosenbusch, zog hier seine Flöte aus der Tasche, sein Lieblingsinstrument, das er meisterhaft spielte, und entlockte ihr eine so schmachtend zärtliche Melodie, die in der Entfernung, wo der König und seine liebenswürdige Gefährtin verweilten, gewiß noch schmachtender anzuhören war.

So wie die Töne dieser nächtlichen Musik vom Könige und dem Fräulein von Valière gehört wurden, verließen sie die Kastanien-Allee und traten in den Garten, als wollten sie fast unwillkürlich die Stelle, von der aus die Musik ertönte, aufsuchen. Sie kamen zuerst auf den Lorbeerrosen-Busch zu, wo der Page sich versteckt, aber, seinen Platz vorsichtig wechselnd, wußte er seiner Melodie ein solches Diminuendo zu geben, täuschte ihre Erwartung dadurch so vollkommen, daß, nachdem er sie in tausend Zweifel gebracht, er sie bei einer sehr entlegenen Stelle des Gartens, die in diesem Augenblick ganz hell vom Monde erleuchtet, ankommen sah. Dort erwartete der Page sie, denn seit einigen Minuten hatte er zu blasen aufgehört.

Nun sah er sie, wie sie selbst sich noch nicht gesehen in dieser Nacht, die nach 10jähriger Trennung und zum letzten Male sie in ihrem Leben vereinigte. Sie setzten sich auf einen Springbrunnen, dessen Marmortrophäe sich in den Lorbeeren verlor, und dessen Bassin von dichtem Rasen überdeckt war. Durch das Laubwerk sah mein Großvater, daß der König die Hand des Fräuleins von Valière in der seinigen hielt und das Gesicht der Carmeliterin, vom Strahl des Mondes überglänzt, so weiß wie das eines Phantoms erschien. Der König betrachtete seine ehemalige Geliebte mit Rührung und sie prüfte sein Aeußeres mit anmuthiger Offenheit. Aus Furcht, sich durch das geringste Geräusch zu verrathen, athmete der Page kaum; so hörte er denn auch jedes Wort, obgleich sie überaus leise sprachen, wie Worte klingen, die im Traume gesprochen werden.

Der König sagte: „Ja, da Ihr einmal so sehr darauf haltet, daß ich aufrichtig sein soll, gestehe ich, daß ich Euch etwas verändert finde. Wie mir's scheint, hattet Ihr längeres, wenn auch nicht schöneres Haar; doch hat man es Euch wohl beim Eintritt in dies Haus abgeschnitten?"

„Man hat es mir nicht abgeschnitten," sagte Fräulein von Valière traurigen Tones; „auch habe ich es nie länger gehabt."

„Wahrhaftig!" fügte der König hinzu, die Hand auf die Stirn der Carmeliterin legend, „ich hätte geschworen, daß das Eurige länger wäre, als das der Frau von —." Der König hielt inne.

Es erfolgte eine Pause von einigen Minuten, während welcher der Page nichts hörte, als das Wasser der Fontaine, das tropfenweis in sein Muschelbecken fiel.

„Ist's nicht auch wahr," nahm Frau von Valière jetzt das Wort, „ist's nicht auch wahr, daß ich nicht mehr so leicht spreche, als sonst?"

„Wie das? ich bemerke es nicht —."

„Ihr wollt also nicht sehen, daß ich die Vorderzähne verloren?"

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

— Im Szatmarer Comitate hat man das Corpus juris todt geschlagen. Bei Gelegenheit eines Aufstandes, in welchem man das Haus des Oberstuhlrichters zerstörte, fand während des Zerschlagens der Möbeln ein Edelmann das Gesetzbuch: „Hier ist das schlechte Gesetz, schlagen wir es todt!" Und sogleich prügelte Alles mit Stöcken auf dasselbe los.

— Ein junger Ehemann von kolossalem Körperbau und enormer Gutmüthigkeit hatte eine kleine böse Frau. So gutmüthig er war, so zank- und besonders eifersüchtig war sie. Eines schönen Tages hatten die jungen Leutchen Besuch von einigen niedlichen Mädchen, Anverwandtinnen des Mannes. Nach eingenommenem Kaffee führt sie dieser in seinen unfern dem Hause gelegenen Garten, während die Frau Vorbereitungen zum Abendbrod trifft. Kaum ist jedoch der Herr Gemahl mit den Damen fort, als die Eifersucht der Frau zu erwachen beginnt. Eiligst ersteigt sie den Boden, von dem man den Garten übersehen kann. Der junge Mann spielt den Galanten und Angenehmen, scherzt, lacht und tändelt in aller Unschuld mit den schönen Cousinen. Die Eifersucht der Frau, die Alles mit ansieht, steigt unterdeß zur förmlichen Wuth. Wie eine Furie springt sie dem Zurückkehrenden entgegen, empfängt ihn mit einer Fluth von Schimpfworten und regalirt ihn zum Schluß mit einem Paar tüchtiger Ohrfeigen. Und was thut der riesige Mann mit der kleinen zwergartigen Frau? Verblüfft, eingeschüchtert und beschämt steht er sie mit thränenden Augen an, und bringt kaum die Worte hervor: „Aber, liebes Lieschen, wie kannst Du mich denn schlagen!" Das nenne ich mir Gutmüthigkeit und Geduld.

— Vor einiger Zeit ging ein fashionabler junger Mann vor einem ältern, aber sehr anständig gekleideten Herrn vorüber und stieß ihn so tölpelhaft an, daß dieser beinah das Gleichgewicht verlor. Der geckenhafte Tagedieb begnügte sich jedoch damit nicht, sondern kaum einen Schritt vorüber gegangen, drehte er sich um und sah jenen mit suffisanter Miene an. Da nahte sich ihm der Gestoßene, es war ein Staatsdiener von anerkanntem Charakter und ehrenvollem Namen und sprach: „Verzeihen Sie, daß ich Sie gestoßen habe!" Diese Worte brachten doch den Ungezogenen in Verlegenheit. „Wie kommen Sie dazu? mein Herr!" „Nun einer von uns Beiden muß sich doch wohl entschuldigen, wenn er kein Grobian sein will. Ich möchte dies um keinen Preis sein?" Mit diesen Worten kehrte er sich um und ließ den jungen Ungezogenen verblüfft und beschämt stehen.

— Ein Bauer ging zur Beichte, und indem er sich verschiedener Sünden anklagte, sagte er unter andern, er habe so eben seine Frau auf's schönste durchgeprügelt. „Warum habt Ihr das gethan?" fragte der Beichtvater. — „Ich beichte nie, erwiederte der Bauer, „ohne dies zu thun, und wenn ich es nicht thäte, so würde es mit meiner Beichte schlecht stehen. Ich beichte jährlich nur ein Mal, wie es die römisch-katholische Kirche gebietet. Mein Gedächtniß ist nicht das beste, und mir würde von meinen Sünden nichts beifallen, wenn ich nicht meine Frau schlüge, die mir dann jedes Mal Alles, was ich in meinem Leben je verbrochen habe, auf's genaueste vorwirft. Das erinnert mich dann an alle meine Sünden, und so kann ich ohne viele Mühe eine Generalbeichte ablegen."

— Ein Bursche lief in London mit einem Korbe voll Widderhörner durch die Straßen, und schrie mit lauter Stimme: „Ganz was Neues; wer kauft?" Lord G..., der das Geschrei hörte, steckte den Kopf zum Fenster heraus, und sagte zu dem Ausrufer: „Zeigt mir doch, was Ihr habt." Dies geschah und als der Lord die Hörner sah, sprach er zornig: „Wie könnt Ihr so unverschämt sein, deshalb durch Euer Geschrei hier die ganze Nachbarschaft zu stören? Hol Euch der Henker mit Euern Hörnern!" „Gnädiger Herr! nichts für ungut. Ich biete sie ja nicht denen feil, die schon damit versehen sind, sondern nur denen, die noch keine haben."

— Zwei Reisende, welche auf einem Dampfboote den Mississippi herabfuhren, vergnügten sich damit, vom Deck aus auf die Vögel am Ufer zu schießen. Ein Gespräch über die Jagd entspann sich. Einer bemerkte, er stünde keinem nach im Erlegen von Waschbären — er hätte oft in einem Tage ihrer fünfzig geschossen. „Was ist denn das weiter?" fiel ein Kentuckier ein, „es ist mir ein Spaß hundert Waschbären an einem Tage bei gewöhnlichem Glück zu schießen." — „Kennen Sie den Capitän Scott aus unserm Staate?" fragte ein Tennessier, welcher dabei stand, „er ist jetzt, was man einen guten Schützen mit Recht nennt. Er zielt nie auf einen Waschbären, ohne ihn zu treffen. Er fehlt nie, und die Waschbären wissen es auch. Neulich legte er auf einen alten Burschen, der auf einem Baume war, an; das Thier sah ihn eine Minute an und rief dann aus: „He, Capitän Scott! sind Sie es?" — „Ja," war die Antwort. — „Nun, so bitte ich, schießen Sie nicht, ich will von selbst herunter kommen — ich will mich freiwillig ergeben — ich bin schon todt." — Die Jäger lügen in allen Weltgegenden, aber die Amerikaner am unverschämtesten.

— Vor der pariser Zuchtpolizei helfen die schönsten Ausreden nicht, wenn sie aus dem Munde von Leuten kommen, welche ohne gesetzliche Ermächtigung ihre Mitbürger in Contribution setzen. Ein Herr Hutin, ein kräftiger Funfziger, wird vorgeführt, als über dem Betteln ergriffen. Der Präsident hält ihm vor, daß Arbeit ehrenvoll, Betteln schimpflich sei. Hutin entgegnet: Ich bin zur Handarbeit nicht gemacht; ich bin Literat; ich habe bisher den Artikel „Sterbefälle" im kleinen Anzeiger besorgt; aber ein anderer hat durch Gunst meine Stelle erhalten. — Ein Stadtsergeant sagt aus: Ich hörte den Angeklagten in der Stellung eines Bettlers zu mehren Leuten: „Barmherzigkeit" sagen. Ich verhaftete ihn, und er folgte mir, die Hände in den Taschen. Da er ein hölzernes Bein hatte, hielt ich ihn nicht fest, und beobachtete ihn wenig. Plötzlich sahe ich ihn auf zwei gesunden Beinen davonlaufen. Ich eile ihm nach, er wendet sich und wirft mir seinen Stelzfuß zwischen die Beine. Ich stolpere, ertappe ihn aber am Ende doch wieder. — Hutin gibt folgende Erklärung: Ich habe allerdings gegen mehre Personen das Wort Barmherzigkeit ausgesprochen, d. h. ich habe nach dem unter diesem Namen bekannten Spital gefragt, weil ich

Zahnweh hatte. Den Stelzfuß trage ich als ein Andenken und aus Sparsamkeit. Derselbe hat einem Busenfreund gehört, der bei mir gewohnt, und mir bei seinem Hinscheiden nichts als ihn nebst seinem Segen hinterlassen hat. Den Verstorbenen zu ehren, schnall ich ihn zuweilen an, und dabei spare ich Schuhe, denn ich verlaufe immer nur eine Sohle. — Das Gericht entschied: Huein ist wegen Bettelns unter Vorspiegelung nicht vorhandener Gebrechen zu dreimonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt.

(Eine neue Art von Räuber.) Nürnberg, 9. Mai. Gestern hat die Polizei ein Mädchen eingezogen, das mit Hilfe zweier junger Menschen einen Raub mit Mordversuch begangen hat, und es herrscht über die Identität der Person gar kein Zweifel mehr. Sie ist die Tochter eines wackern, nun allgemein bedauerten Lehrers in der Vorstadt Wöhrd, der noch mehrere Kinder hat, welche alle in dem Rufe berufstüchtiger Menschen stehen. Das Mädchen, etwa 25 Jahre alt, hatte ein Liebesverhältniß mit einem jungen Schullehrer und ist als leichtsinnige Schuldenmacherin längst unter ihren Verwandten bekannt. Einige Tage vor der That ging sie zu dem Manne, einem ehemaligen Chirurgen, in dessen Haus sich die widerwärtige Begebenheit zutrug, und fragte, ob er ihr nicht einige Papiere umsetzen wolle, was blos in der Absicht geschah, sich zu orientiren für den Plan, der dann am Samstag, den 6. d. M., theilweise mißglückte. Da in dem Hause Niemand wohnt als der Chirurg mit seiner Magd, so wartete das Mädchen mit ihren Helfern, bis der Mann ausging, und war auf diese Weise eher im Stande, ihren Coup auszuführen. Als die Magd durch den um den Hals geworfenen und fest zugezogenen Strick ohnmächtig niedergefallen war, wurde der Schrank erbrochen und Gold- und Silbergeld, so wie Papiere herausgenommen. Mit dem baaren Gelde deckte die Gaunerin alsbald mehrere Schulden, die Bankscheine und Obligationen wurden ihr wieder abgenommen, da sie noch zu rechter Zeit der Polizei in die Hände fiel.

(Natur und Kunst.) Es ist etwas Eigenes um die Kunst (meint Alphons Karr im Aprilhefte seiner „Wespen"), man bezahlt mit theurem Gelde die Nachahmung einer Sache, die man täglich umsonst vor Augen hat. Mehr als ein Mädchen, das um vier Franken vier Stunden lang einem Maler zu einem Bilde gesessen hat, welches für zwanzigtausend Franken verkauft wurde, läßt man in einer abgelegenen Gasse vor Hunger sterben. Man kauft um tausend Thaler einen Blumenstrauß, der ohne einen andern Geruch als etwa den des ranzigen Oels oder des Firnisses ist, während ein Strauß von wirklichen Blumen mit ihrem sanften Dufte nur zehn Sous kostet und doch sehr theuer befunden werden würde. Man kauft zu einem unsinnigen Preise vier Quadratfuß Meer, das unbeweglich, flach, ohne Größe ist, während man für 25 Franken von seinen Ufern aus das wahre Meer sehen könnte in seiner unendlichen Ruhe oder in seinem prächtigen Zorn, mit seinem Gebrause und seiner feierlichen Stille, das wahre Meer, dem der Himmel und die Berge zum Rahmen dienen. — Karr gesteht, daß er die Maler als Freunde der Natur liebe, nicht aber die Malerei; ein lebender Baum in seiner Pracht und Frische sei ihm lieber als ein gepinselter. Aber von den Malern sähe man in dieser Beziehung Dinge, die an Narrheit streiften u. s. w.

— Als eine naturgeschichtliche Seltenheit verdient mitgetheilt zu werden, daß im Bezirk des Berlin-Anhaltischen Bahnhofes zu Köthen ein Haubenlerchen-Paar hart an der innern Seite einer Bahnschiene sein Nest erbaut hat. Der fast unausgesetzte lebhafte Verkehr der hin- und herfahrenden Locomotiven und Wagen hat die Thierchen nicht verhindert, die von dem Weibchen gelegten vier Eier auszubrüten; die Jungen sind am 6. dieses Monats ausgekrochen, und trotzdem die Spurkränze der Räder täglich so oft dicht über den Köpfen der Vögel hinwegsausen und das Nest erschüttern, wachsen und gedeihen die kleinen Thiere sichtlich unter der Pflege ihrer sorgenden Eltern. (Berl. Bl.)

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Heutzutage ist so viel Verschiedenheit in den Costumen, daß dasjenige, was gefällt, auf eine größere Dauer rechnen kann. Die Mode kann z. B. decretiren, daß die Hüte größer oder kleiner, daß die Kleider länger oder kürzer, einfacher oder verzierter getragen werden sollen; doch wenn eine Dame glaubt, daß sie das nicht gut kleide, so darf sie nach eigenem Gefallen etwas hinzusetzen oder weglassen, ohne deshalb in Gefahr zu gerathen, unmodern zu erscheinen. Wenn nur die Eleganz und der gute Geschmack nicht verletzt werden, so nimmt man es mit den Abweichungen nicht so genau: Die halblangen Aermel können dreist gegen glatte vertauscht werden, ohne dadurch Aufsehen zu erregen, was vor zehn Jahren noch geschehen sein würde. Diesen Charakter der heutigen Mode also dürfen unsere eleganten Damen nicht außer Acht lassen; die Mode deutet jetzt nur an, die Ausführung ist dem geschmackvollen Sinn der Einzelnen überlassen.

Man trägt jetzt viel Roben en guimpe, denen Revers gegeben werden, welche gegen die Schultern hin, auseinandergehen und in der Mitte des Gürtels eng zusammenkommen, dazu eine kleine Pelerine, deren Schnitt außerordentlich anmuthig ist. Die Falten des Kleides gehen bis zu den Hüften, wo sich beim Ende sechs Spitzen befinden, welche den Wuchs erhöhen, eine Mode, welche besonders Frauen zu empfehlen ist, die etwas stark sind. Beliebt sind auch die Redingots mit doppelten Aermeln, d. h. die in der Mitte des Armes getheilt sind. Die Mode der Redingots mit kurzen Aermeln ist sehr hübsch. Der obere kleine Aermel muß ein wenig weit, abgerundet und mit Schleifen, Bandruchen oder Fransen, je nachdem das Kleid garnirt ist, besetzt sein. Man sieht viele Mantillen mit drei Reihen hoher oder fünf Reihen kleinerer Spitzen.

Man hatte für den Sommer herrliche Organdi-Langshawls mit der zartesten Stickerei und mit einer Garnitur von Spitzen vorbereitet; Langshawls von Tarlatan, mit Taffet gefüttert, waren von den elegantesten Damen bereits getragen, so wie dergleichen von Barege mit algierischen Streifen und großen Gabylen-Carreaux von glänzender Seide, aber wie kann solcher Putz in einem Wetter getragen werden, das an den März erinnert? Man mußte wieder zu den Cashemirshawls, zu den wattirten Crispinen greifen, die mit Posamentirarbeit ausgeputzt sind.

Die Kleider sind hoch geblieben und wenn sie offen sind, folglich breitumgeschlagene Revers haben, so erhalten sie dafür Guimpen von gefüttertem Muslin oder von Batist mit Fältchen oder Einsatzstreifen. Meist trägt man zu diesen Fichu's, deren Kragen hoch ist und umgeschlagen wird, kleine Cravaten-

tücher, d. h. kleine Streifen von Tarlatan, selbst von Sammet, die mit einer kleinen Broche oder einer Nadel zusammengehalten werden.

Da es nicht immer möglich ist, auszugehen, so hat man dem Anzuge im Hause eine besondere Sorgfalt gewidmet und man sieht Hauskleider von einer ganz unerwarteten Art. Sie sind von Wollenmuslin und haben weite, geschlitzte Hängeärmel; das Unterkleid hat dagegen lange am Handgelenke dicht anliegende Aermel; andere sind à la Lucretia und gleichen so ziemlich den Chlamys der Alten; diese sind von Caschemir, einfarbig, meist licht und mit Sammetstreifen in greller Farbe besetzt.

In Familien-Soirées dansantes trägt man gern Ueberwürfe von Poux de Soie mit weiten halblangen Aermeln, die spanisch geschlitzt sind oder auch nicht; oft fügt man eine ähnliche Pelerine hinzu. Auf diese Weise bleibt der Vorderarm entblößt und man schmückt ihn mit Armbändern, die Schlangen, Bänder u. dergl. vorstellen und oft ein Schnällchen haben; die Handschuhe, welche man dazu trägt, sind meist ohne Finger und von Berliner Tricot.

Zur Promenade gibt man dem Ueberrock von Lyoner Taffet oder von chinesischem Foulard den Vorzug; er hat Revers mit Ruchen und mahomedanische Aermel; auch trägt man Ueberrockkleider von Camäleon-Taffet, die mit einer Ruche besetzt sind, welche wiederum mit schmalen Fransen in derselben Farbe garnirt ist. Das Leibchen ist glatt und der ganzen Länge nach durch Porzellanknöpfe zugemacht.

Zu diesen verschiedenen Anzügen trägt man italienische Strohhüte, Capoten von Illusionstull und selbst Reisstrohhüte mit Spitzen-Federn, die sehr zart verschiedenfarbig schattirt sind. Außerordentlich schön erschien ein Hut von rosa Krepp mit rosa Narzissen; er wurde zu einem Kleide von indischem Muslin über einem Unterkleide von Gros de Naples mit einem Langshawl getragen, der mit chinesischem Krepp garnirt war.

Die Unterröcke sind noch immer außerordentlich weit; die besten und bequemsten haben einen schmalen und gestreiften Gurtel, andere einen doppelten Zug rund herum. Im Allgemeinen trägt man dazu ein kleines Corset mit oder ohne enge Aermel.

Die Fichu à la Marie Antoinette von indischem Muslin mit Spitzengarnitur und die Canezous ohne Aermel sind sehr gesucht, die ersteren befestigt man durch eine Bandagrafe, welche eine Blume bildet, wie man denn im Allgemeinen die Blumen sehr schön durch Bänder nachahmt.

Die Häubchen sind sehr einfach und haben meist die bretagnische Façon mit doppeltem Pavillon, so daß sie an den Wangen herabfallen.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Englischer Twine, lichtgrau carrirte Beinkleider und gestreifte Weste. No. 2. Hut mit Spitzenschleier. Kleid geschnürt und mit Schneppenleibchen; an den Seiten Taschen mit Quasten; enge Aermel mit herabhängenden Troddeln. No. 3. Hut mit Bandausputz. Schwarze Spitzen-Mantille. Kleid mit tunikaartigem Besatz. Darüber ein Häubchen und Hut mit Schleier.

Leipziger Modenbericht.

Die Saison der eigentlichen Sommermoden hat wegen der anhaltend regnerischen und kühlen Witterung noch nicht ihren Anfang nehmen können. Es ist weder kalt noch warm, man friert nicht, fühlt sich aber auch nicht behaglich, die Straßen sind schmutzig, klagt der Komet, Regenschirme wandeln hin und her, und darunter Menschen, die gehen, nicht weil sie wollen, nur weil sie müssen. Die spärlichen Damen, welche sichtbar werden, sehen in ihren schwarzen Strümpfen aus, wie nasse Dohlen; so hängen ihnen Regenschirm, Burnuß und Gewand feucht herab. Ich bitte meine schönen Damen um Verzeihung wegen dieser Vergleichung, aber es ist wirklich dem so, überdies habe ich sie nicht gemacht, sondern der Komet. Promenaden und Concertplätze haben mir daher noch keine große Ausbeute in Sachen der Mode geliefert und ich muß mich diesmal darauf beschränken, nachdem ich meine wenigen Beobachtungen mitgetheilt, meine schönen Leserinnen in einige Putzläden einzuführen. So viel habe ich bemerkt, daß die feinen Damenhüte selten Blumen, sondern meist geschmackvollen Bandausputz haben. Unter dem Schirm wird wenig Schmuck getragen, indem meist die Strohhüte weiß, und Capoten farbig gefuttert sind; nur hie und da sieht man Blondenstreifen mit zarten Blumen. Meist werden Schlangenlocken getragen. Bemerken muß ich, daß Bandausputz unter dem Schirme jugendlichen Damen ein ältliches Aussehen geben, aber ältlichen kein jugendliches, sondern ein noch älteres. Letztere müssen sich daher hüten, dergleichen zu tragen, und nur ganz jugendlichen und frischen Gesichtern dürfte es gut stehen. Außerdem sah ich ein sehr nettes Hütchen von schwarzem Crepp mit rother Blume. Die Camails werden immer zahlreicher, müssen aber elegant sein. Am ausgezeichnetsten sehen die von schwarzem Spitzengrund und von weißem Tüll, mit breitem Spitzenbesatz. An Kleidern sieht man meist Schneppenleibchen; ein schwarzes war oben am Leibchen mit zwei Reihen schmaler Spitzen in derselben Farbe besetzt, oben weit auseinander und unten enger laufend. Derselbe Ausputz wiederholt sich am Kleide. Der übrige Ausputz des Rockes ist nach pariser Originalen, theils tunikaartig mit zwei Reihen Besatz, theils eine Reihe mitten herab, bei diesem Genre von Garnituren sind aber die Röcke unten glatt, und haben weder Volants noch Stufen. Die Röcke sind sehr lang und weit.

Nun erlaube ich mir, meine schönen Leserinnen in das Stroh- und Putzmagazin von **Wagner** in der Petersstraße einzuführen, wo ihnen eine unendliche Auswahl glatter und mit geschmackvollem Ausputz versehene Damenhüte geboten ist. Die vorherrschende Façon hat einen kleinen Schirm, nach den Backen unten etwas ausgeschweift; eine hübsche Auswahl treffen Sie auch bei Madame **Schindler** im Thomasgäßchen und Herrn **Vogt** im Salzgäßchen, auf welche ich in den künftigen Nummern zurückzukommen Gelegenheit nehmen werde.

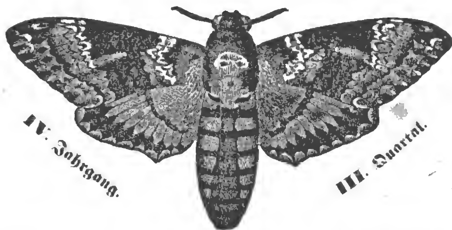
In der Herren-Mode ist mir nichts weiter aufgefallen, als daß die lichten Sommerröcke immer zahlreicher werden; sie haben vorn herab große Knöpfe mit Schlingen und rings Schnurenbesatz. Auch haben manche oben eine Quaste. Sonst bleibt es bei meinen frühern Bemerkungen. Zum Glück begegnete ich noch in diesen Tagen Herrn **Hoyer**, dem deutschen Rivalen des pariser **Humann**, der einen grünen Leibrock von der modernsten Façon fast ohne Ausschnitt vorne und folglich mit ganz breiten Schößen mit goldenen Knöpfen trug.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 1. (5. Jahrgang. III. Quartal).

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst **Modenkupfer**. Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31/34. Druck von **F. Andrä** in Leipzig.

Leipzig=



Pariser Moden=Journal.

No. 2. Sonnabend, den 8. Juli. **1843.**

Ludwig XIV. und Fräulein Valière im Klostergarten der Carmeliterinnen.

(Bruchstück aus „Casemira von Camilly.")

(Beschluß.)

„Ihr hattet sie indessen sehr schön," sagte der König, „o nein —."

„Ich habe sie nie schön gehabt," fiel die Carmeliterin ein, „und da ich sie so sorgfältig verbarg und mir selbst beim Lachen diese Marter auferlegte, so hat der Hof auch nie gezweifelt, daß sie schlecht gewesen."

„Ich habe diese Bemerkung nie gemacht," sagte der König mit dem Tone vollkommenster Aufrichtigkeit.

„Jetzt werdet Ihr nicht mehr daran zweifeln!" erwiederte die Carmeliterin auflachend.

„Dies Lachen that weh; man fühlte an der eisigen Kälte der vertraulichen Mittheilung, daß der König fast keiner Andeutungen mehr bedurfte, um die Ansicht seiner einstigen Geliebten über die Veränderungen zu theilen, welche die Zeit hervorgebracht an diesen früher von ihm so innig geliebten Reizen, die er von Dichtern hatte besingen lassen, die er mit den Augen seiner Einbildungskraft gesehen.

„Meine Blässe abgerechnet, dürfte ich heute wenig anders sein, als vor 10 Jahren, und nur unsere Herzen sind's, die sich vielleicht verändert," fügte sie mit erstickter Stimme hinzu.

„Unsere Herzen verändert?" rief der König aus, mit zu aufgeregtem Feuer, als daß es wahr sein konnte, was die Büßerin ihrerseits nicht zu sagen verhinderte: „Ich erinnere mich, daß Ihr mich bis auf die zahlreichen Pocken=Narben, womit mein Gesicht übersäet, liebtet."

„Ihr und Pocken=Narben!"

„Ich hätte sie Euch eben so wenig verbergen können, als andere Mängel, über welche Ihr nachsichtig die Augen schlosset. Diese Narben habe ich natürlich noch. Seht sie!"

Ich habe indeß das Alles geliebt, schien der König durch sein Schweigen zu sagen. — „Dennoch," begann er wieder, aber mit dem Zwange eines, aus der glühenden Höhe seiner Liebe auf die eisigen Steppen der Höflichkeit herabgefallenen Liebhabers — „dennoch waret Ihr die Schönste, die Graziöseste, ja, die Graziöseste an meinem Hofe."

Statt aller Antwort über diese letzte Schmeichelei stand die Carmeliterin auf, nahm des Königs Arm und machte einige Schritte mit ihm vor dem Bassin.

„Hinke ich jetzt nicht viel stärker?“ fragte sie den König, sich wieder setzend, während er verstummt vor ihr stehen blieb, das Idol seiner früheren Tage also zusammengeschrumpft zu sehen.

„Nein, stärker hinkt Ihr nicht,“ sagte mechanisch der König, dem der Muth fehlte, zu sagen: Ihr habt niemals gehinkt.

Nach diesen Erkundigungen blieb dem König nur noch ein Wunsch und wahrscheinlich der, das Kloster der Carmeliterinnen so bald als möglich zu verlassen. Sein unseliger Stolz blies ihm aber erst eine Frage ein, die ein gewandter Mann zu thun sich gehütet haben würde.

„Und findet Ihr mich verändert?“ fragte er Fräulein von Valière mit der Sicherheit eines Mannes, den man täglich mit der Sonne verglich.

Fräulein von Valière schwieg und dies Schweigen gefiel dem König nicht.

„Nun?“ wiederholte er.

„Ihr seid beleibter geworden,“ stotterte sie, viel beleibter.“

Eine offenbare Beleidigung hätte den König weniger verletzt. Beleibt! Er fett geworden! Er, der für die niedlichste Taille an seinem Hofe gelten wollte! Mit der Ruhe derer, die von der Meinung dieser irdischen Welt nichts mehr zu erwarten, fügte Fräulein von Valière hinzu: „Und Euren Teint finde ich sehr erhitzt, Ihr seid roth geworden.“ — Roth und fett! Der König mußte seinen Einfall, hieher gekommen zu sein, um sich aus dem Carmeliterinnen-Kloster so empfindliche Wahrheiten zu holen, doch schier zum Henker wünschen.

Verwirrt durch so ärgerliche Entdeckungen, jetzt selbst nicht begreifend, wie er Fräulein von Valière bis zur Vergötterung habe lieben konnen, nahm der König nach einigen andern gleichgültigen Worten Abschied, und geschah dies mit mehr Ehrerbietung als Gefühl, ließ sich in seiner Stimme ein Bedauern merken, so galt dies eher seinem Kommen, als seinem Scheiden.

Dies ist die von meinem Großvater erzählte Geschichte, wobei er nie hinzuzufügen verfehlte: „**Dies beweist, daß man später nicht mit den Augen, wie man gesehen hat, sieht, und daß, wenn man ein Liebespaar gewesen, nichts Besseres zu thun hat, als sich nie wieder zu sehen!**“

Purzel's Abenteuer,

oder

Der Weltumsegler wider Willen.

(Aus dem „Charivari.“)

Vor Kurzem ließ sich auf unserm Stadttheater eine köstliche Burleske, „der Weltumsegler wider Willen,“ sehen. Der Inhalt dieser Farce ist so komisch, daß eine Skizze davon manchem unserer Leser vielleicht ein Lächeln abgewinnt.

Man höre.

Herr Hypolite Purzel, einer jener staatsbürgerlichen Würgengel, die, in der Gerichtssprache Executoren genannt, der Schrecken und die Nemesis aller Schuldenmacher sind, hatte von der hohen Obrigkeit den schmeichelhaften Auftrag erhalten, einen Herrn Windmeyer, welcher Schulden halber die Flucht ergriffen, zu verfolgen und gefangen zu nehmen. Der Executor Purzel, begleitet von seinem Neffen Ludwig, macht sich auf die Reise. Dieser Neffe, das Factotum seines staatsbürgerlichen Onkels, erfährt, daß der Schuldenmacher, den die hohe Obrigkeit verfolgen läßt, sich auf einem Landgute unfern des Hafens verborgen hält. Der kleine, muntere Duodezspion triumphirt bereits, und Onkel Purzel, der in den Mußestunden auch Naturdichter ist, will — man gönne ihm diese Freude — ein Gedicht darauf machen. Windmeyer hat unterdessen, um frische Luft zu schöpfen, seinen Schlupfwinkel verlassen und sich auf die offene Straße hinausgewagt. Onkel Executor gibt seinem kleinen Attaché einen Wink, worauf dieser davoneilt, um die Helfershelfer zu holen, die den Schuldenmacher arretiren sollen. Unterdessen verwickelt Herr Purzel das Opfer der hohen Justiz in ein harmloses Gespräch, in der Hoffnung, daß während dieser Zeit seine dienstbaren Geister eintreffen werden; aber die Schlingel kommen nicht. Windmeyer wünscht sich von ihm loszumachen, um zu seiner reichen Braut zu eilen, mit der er sich heute verloben will. Da Purzel ihn nicht freiläßt, sieht sich der Schuldenmacher genöthigt, den Würgengel in das Haus des zukünftigen Schwiegervaters einzuführen. Alles fragt, wer der Fremde ist. Purzel will sich decouvriren, Windmeyer fällt ihm ins Wort und stellt ihn als den liebsten seiner Freunde vor. Da dieser Freund aber allen Gästen die Gläser austrinkt und noch obendrein schlechte Witze reißt, so läßt man ihn zum Hause hinauswerfen. Noch zu rechter Zeit findet Purzel seine Leute, die, um den schlauen Schuldner leichter in ihr Netz zu locken, sich auf des Neffen Rath als Matrosen verkleidet haben. Auch Purzel maskirt sich als Matrose und sucht sein Opfer auf. Unter-

dessen ist des Schuldenmachers Freund, ein Schiffscapitain, erschienen, um seinem Freunde Lebewohl zu sagen. Windmeyer begleitet ihn aufs Schiff, dessen Anker schon gelichtet sind. Da naht Purzel, um den Schuldner zu arretiren.

— Mit welchem Rechte? fragt der Capitain?

Purzel zeigt seine Papiere.

— Das sind ja Verse! ruft der Capitain.

— Entschuldigen Sie, sagt der bestüezte Purzel, ich habe mich blos vergriffen; hier ist der Verhaftsbefehl.

— Capitain, rufen die Matrosen, Alles ist zur Abreise fertig.

— Halt, Schurken, ruft der Capitain, Ihr gebt Euch für Gerichtsdiener aus? Ihr lügt! Ihr seid Matrosen, die von meinem Schiffe entlaufen sind.

— Sie befinden sich auf einem Holzwege, liebster Seemann, sagt Herr Purzel; aber die Idee gefällt mir, ich werde ein Gedicht darauf machen.

— Man packe die Schurken und schiffe sie ein.

— Hören Sie mal, schreit Purzel, wir verbitten uns alle schlechten Witze in staatsbürgerlicher Hinsicht.

— Fort, fort! commandirt der Capitain.

Onkel und Neffe werden, trotz allen Sträubens, eingeschifft. Die Matrosen lichten die Segel und — das Schiff passirt die Linie. Purzel soll später, so will es der alte Schiffmannsbrauch, die tropische Taufe empfangen.

— Haben Sie Courage, Onkel?

— Unvernünftig in staatsbürgerlicher Hinsicht.

— Gut, dann gehen wir durch die Lappen.

— Hier unter der Linie? Die See soll stellenweise sehr tief sein.

— Dann schwimmen wir.

— Schwimmen? Thörichter Gedanke in staatsbürgerlicher Hinsicht! Soll Dein Onkel wie ein Bückling im Rachen eines Wallfisches spurlos verschwinden? Nein, wahnsinniger Neveu!

Gleich darauf macht Purzel auf dem Schiffe die Bekanntschaft eines Unbekannten, welcher kein Anderer ist als Neptun, der mächtige Beherrscher der Meere, der in der Bibliothek eines gescheiterten Dampfschiffes das Pfennigmagazin gefunden und darin gelesen hat, daß man, so oft ein Schiff die Linie passire, ein Fest begehe, bei dem Gott Neptun lächerlich gemacht wird. Hierüber aufgebracht, nimmt er die Gestalt eines Matrosen an, um sich genau davon zu überzeugen. Bei dieser Gelegenheit lernt er Herrn Purzel kennen, schließt Freundschaft mit ihm und wird von da an sein Beschützer.

Onkel Executor empfängt nun die tropische Taufe: er wird über Bord gehalten und mit Wasser begossen. Während der feierlichen Ceremonie fällt plötzlich ein Kanonenschuß; es nahen zwei Seeräuberbriggs.

— Jeder auf seinen Posten! ruft der Capitain; zum Kampf, zum Kampf!

Purzel will verzweifeln.

— Gibt's denn kein Mittel, sich mit den Räubern zu arrangiren?

— Keines, erwiedert der Capitain; wenn sich die Räuber unseres Schiffes bemächtigen, so werfen sie alle Männer über Bord und verschonen nur die Frauen, die sie in Marocco verkaufen. Also siegen oder sterben!

— Kann nicht das Erstere ohne das Letztere geschehen? fragt Purzel.

— Da sind sie! schreien Alle.

Es beginnt ein großes Seegefecht. Die Corsaren tragen den Sieg davon: sie dringen auf's Schiff, bemächtigen sich des Capitains und der ganzen Mannschaft.

— Der Sieg ist unser, über Bord mit der Mannschaft.

Purzel und sein Neffe, die während des Gefechtes Zeit gewonnen haben, sich in eine Kajüte zu verkriechen, erscheinen als Frauen verkleidet auf dem Verdeck.

— Was, Frauenzimmer? rufen die Corsaren.

— Seid menschlich, in staatsbürgerlicher Hinsicht, laßt Euch durch Weiberthränen rühren, schluchzt Purzel, in Thränen zerfließend.

— Der Schönheit kann man nichts abschlagen, erwiedert der Corsarenhauptmann, die Mannschaft soll leben, man soll sie ans Land setzen. Aber Sie, meine Damen, bleiben die Unsrigen.

Die Corsaren segeln von dannen und landen in Marocco.

Auf dem dortigen Sklavenmarkte, wo die gekaperten Frauen wie Gänse an die Meistbietenden verkauft werden, begegnet der Hauptmann der Seeräuber dem Chef der Eunuchen. Se. Excellenz erzählen dem Sklavenhändler, Seine Majestät der König von Marocco sei in eine Melancholie verfallen, die an Dummheit gränze. Zu den vielen dummen Passionen des erhabenen Monarchen gehöre auch die, daß er nur Frauen von sehr bedeutendem Umfang liebe. Je fetter, desto besser! Sobald in Marocco eine Frau das Unglück hat, mager zu werden, wiegt man sie, und sobald sie nicht mehr 150 Pfund wiegt, so wird sie — wäre sie auch so schön als Mahomet's erste Gattin — in einen Sack gesteckt und ohne Schonung in den ersten besten Kanal geworfen. Seine Majestät der König, so erzählt der Chef der Eunuchen, habe erfahren, daß der Pascha von Egypten ein Frauen-Exemplar besitze, das (o Allah!) zweihundert Pfund wiege. Der erhabene Monarch habe sich die fire

Idee in den Kopf gesetzt, eine Sultanin zu besitzen, die, wo möglich, eben so viel wiege. Der Sklavenhändler verspricht ihm ein Seitenstück zu liefern. Seine Excellenz, unendlich gerührt, verfügt sich sofort ins Serail, um einen Strahl der Hoffnung in die Brust des unglücklichen Potentaten zu senken. Auf einen Wink des Sklavenhändlers eilen sämmtliche Sklavinnen, und unter diesen auch Onkel Purzel und sein kleines Anhängsel herbei.

— Geben Sie uns frei, bittet Purzel, lassen Sie uns ziehen.

— Das ist unmöglich, donnert der Sklavenhändler, ich habe Euch bereits verkauft.

— Verkauft, ruft Purzel, und an wen?

— In wenigen Augenblicken wird der liebenswürdigste Monarch der Welt, der König von Marocco, Dir sein Schnupftuch zuwerfen.

— Sein Schnupftuch? Wird es hinreichen, meine Thränen zu trocken?

— Beruhige Dich, Rose des Occidents!

— Rose des Occidents? Onkel, ich glaube, der schimpft!

— Oeffnet die Gitter, ruft der Sklavenhändler, der Markt beginnt.

Da naht ein langer Zug — in der Mitte Seine Majestät der König von Marocco, gestützt auf zwei Sklaven, die ihn zum Throne führen, auf dem er sich unter dem Jubelgeschrei des Volkes allergnädigst niederzulassen geruht.

— Es lebe der König von Marocco! ruft das dumme Volk.

Schahahabaham der 97ste, ein Rindvieh erster Classe mit Eichenlaub, befiehlt seinen geliebten Unterthanen, das Maul zu halten und ihm das dicke Wunder, das Weib, das zweihundert Pfund wiegen soll, vorzuführen.

— Sire, sagt der Sklavenhändler, sie wird sogleich erscheinen.

— Nehmt Euch in Acht; wenn diese Sylphe nur ein halbes Pfund weniger wiegt, so müßt Ihr den Thieren meiner Menagerie zum Frühstück dienen.

— Majestät, ich garantire für das Gewicht und die Qualität.

Da naht Purzel in türkischer Frauenkleidung und — — — tanzt dem Sultan ein Solo à la Fanny Elsler vor.

Seine Majestät der König von Marocco geruhen voll Verwunderung das Maul aufzusperren.

— Was seh' ich! ruft Schahahabaham der 97ste und singt wie Tamino in der Zauberflöte: „Das Bildniß ist bezaubernd schön!" Ich fühle alle meine Sinne berauscht. Man wiege sie.

Purzel wird gewogen; ein Executor ist in civilisirten Staaten ein Mann von Gewicht; es zeigt sich, daß er dreihundert Pfund wiegt.

— Drei Centner! ruft Schahahabaham. Da sind dreihundert Zechinen, die Sklavin ist mein.

— Sire, vielleicht würde ein Anderer...

— Dir etwa mehr geben? Das sei ihm nicht verwehrt; er trete vor, ich lasse ihn spießen.

— Sire, behalte sie!

— Es lebe der König! ruft das entzückte Volk.

Schahahabaham wirft Herrn Purzel das Schnupftuch zu.

— Das bringe ich meiner Frau als türkischen Shawl mit.

— Sklaven! ruft der König, tragt die Sultane im Triumph nach dem Serail!

— Wer mir zu nahe kommt, dem kratze ich die Augen aus.

(Beschluß folgt.)

Ueber die Kleidung.

Der Berliner Modenspiegel sagt in einer Beurtheilung der akademischen Vorstellung des Herren Quirin Müller, der bei uns so vielfach angefochten wurde, Folgendes über die Bekleidung, womit die Kleiderkünstler, Modisten, Schneider, überhaupt die Mode nicht übereinstimmen dürfte.

Wir wissen Alle, heißt es dort, wie sehr die Bekleidung mit der Sünde zusammenhängt. Die Sünde ist die Mutter der Bekleidung, aber eben so ist die Bekleidung die Mutter der Sünde. Wer eine pragmatische Kleidergeschichte zu schreiben verstände, der könnte alle Schändlichkeiten der Welt von den Kleidern ableiten. Das Hemd ist mir näher als der Rock, war von jeher das Losungswort des Egoismus. Josephs blutiges Kleid flattert als Heerfahne vor allen Kriegen. Jedes Kleidungsstück müßte der Mensch, wie Jacob jenen Rock, mit Thränen benetzen. Die größten Uebel der Welt, Schmutz und Siechheit, verschuldet die Bekleidung; sie ist die begierigste Verbreiterin aller Ansteckungsstoffe; sie hat die Pest ausgebrütet. Kein Gewand, das nicht ein Deckmantel irgend eines Gebrechens, eines Lasters wäre. Kein Thier, das so oft die Kleider wechselte, als dasjenige, dessen listiges Geschwätz die erste Bekleidung im Paradies verschuldete. Von Rechtswegen müßte jeder Schneider die Schlange im Wappen führen, und daneben den

Wolf im Schafskleid. Bewirken das die Oberröcke, was erst die Unterröcke? O einen Tacitus der Unterröcke? Seit der keusche Joseph seine Beinkleider in den Händen der Potiphar zurückließ, hat das Unheil sich nur verschlimmert, verdoppelt. Die Weiber fügen sie seitdem ihrer Toilette hinzu, und wissen jede Beleidigung ihres Geschlechtes zu rächen. Sie tragen sie versteckt, wie Harmodius und Aristogiton die mörderischen Waffen, unter den Myrthen — ihres Brautkranzes.

Schafft uns die Kleider vom Leibe und ihr schafft uns die Sünde vom Halse. Kleid und Leid, Tracht und Niedertracht sind correlate, sie sind sich gleich, sie decken sich. In den Kleidern sitzt das Laster so recht in der Wolle. Es geht der Mensch ganz in seinen Kleidern auf; er stecket in Thierhaut bis über die Ohren. Den Biber stülpt er auf den Kopf, mit dem Schafbock gürtet er die Lenden, und in dem Pantoffel hat er noch das Symbol der gehörnten Io zu verehren. Aber heilig ist die Nacktheit; sie ist die reine, unverfälschte Menschheit, die Menschheit an und für sich; denn der Mensch hat vor den Thieren die Nacktheit voraus, wie die Vernunft. Die Verhüllung ist das Princip der Dunkelheit, der Ahriman, der Vater des Ungeziefers; die Nacktheit wie Ormuzd, das Symbol der Sonne und des Lichts. Nackt ist die Keuschheit, nackt ist die Wahrheit, die gute Sache ist nackt, die Unschuld ist nackt, das Reale ist nackt. Der Trug, das Böse, die Niederträchtigkeit, die List, die Lüge verhüllen sich. Die Bekleidung ist die Heuchelei des Körpers, wie die Heuchelei das Kleid der Seele. Es spricht die Duplicität ihre Entzweiung aus, als Hülle und Körper, als Leib und Kleid. In das Häutchen, womit sich die verdunkelte Sehlinse ihres Geistes überzieht, kleiden die Falschen den reinen, unbefangenen Gegenstand; sie beflecken die göttliche Nacktheit der Sache mit dem Makel ihrer Geistestrübung, ziehen die Vorhaut ihrer Herzen über die Lauterbarkeit der unschuldsvollen Erscheinung, und nennen diese Vermummung: Scham.

Nackt ist das Licht, nackt ist Gott, der Geist ist nackt. Wo der Kleidersaum anhebt, da beginnt die Lüge. Die Frechheit zeigt sich in dem, was sie versteckt, nicht in dem, was sie enthüllt. Gebt uns die Nacktheit wieder! Und können wir leider die ursprüngliche, die unmittelbare, die Paradieses-Nacktheit nicht wieder erlangen, schon dieser unserer ausgemergelten Leiber wegen, die von den Kleidern wie von Epheu und Schlingkraut ausgesogen worden, so laßt sie uns, die göttliche Nacktheit, durch die Gymnastik des Gedankens erobern; laßt sie uns wiedergewinnen in dem, von allen Deckmänteln, Hüllen und Verkleidungen sich befreienden Geist. Denn seht, die ganze Weltgeschichte ist ein Kampf zwischen der verhüllenden, beschönigenden Lüge und der nackten Wahrheit, ein Kampf, den die Wissenschaft und Kunst unausgesetzt gegen die Heuchelei des Lebens führen, und den sie, gleich jenem spartanischen Jünglinge, der aus dem Bade in die Schlacht stürzte, nackt ausfechten. In der Wissenschaft und Kunst laßt uns wenigstens wie Odysseus die Bettlerlumpen abwerfen, und die göttergleiche Nacktheit zum Zweikampf stellen. Walkt die abgeworfenen Lappen, walkt sie zu Papier, und schreibt darauf die nackte Wahrheit, wie der Gefangene von Pignerol sie auf sein ausgezogenes Hemde schrieb. Laßt, wenn sich unser Leib mit der Nothlüge der Bekleidung behelfen muß, laßt uns geistig nackt sein, laßt uns nackt denken, frei und offen denken. Ihr wollt Preßfreiheit und scheut die Nacktheit, und fühlt nicht, daß die Kleider der Preßzwang unserer Körper, wie die Censur die Zwangsjacke unseres Geistes ist. Wollt uns doch in der Kunst mindestens die entschwundene Unschuld gönnen, die Licht- und Silberblicke der klaren Göttlichkeit, der paradiesischen Nacktheit flüchtig zu haschen. Ihr seid Patrioten, eifert für deutsche Kunst, und klebt geschmacklos und barbarisch eure „Vaterlandsblätter" als Feigenblätter auf die Quelle aller künstlerischen Schöpferkraft, den Sinn für die Nacktheit. Mit dem einen Fuße steht euer Eifer auf der Barbarei, mit dem andern auf dem Muckerthum, und so zeigt ihr wie Gulliver, nur eure eigene Blöße. Hier beleckt ihr die Geschwüre der deutschen Oeffentlichkeit, und dort seid ihr die Hunde des Aktäon. Die heimliche, die bekleidete, die sich schämende Nacktheit ist allein die unlautere, die lüsterne, die schamlose. Schönheit und Sittlichkeit sind Eins. Gottes schönste Offenbarung ist der nackte menschliche Leib. Sein Anblick reinigt von allen bösen Trieben, an seinem Glanze erblindet die unzüchtige Begier und alle Pfeile sinnlicher Lust erlöschen in seinem leuchtenden Schild. Wie ein Adler vertieft sich der Geist in ihm; er wird, sein sinnliches Auge verlierend, zum Seher wie Teiresias, nachdem er Pallas nackt geschaut. In der Kunst, wohl! ihr laßt es gelten; zur Noth, aber ihr laßt es gelten in der Kunst! An den Maler, an den Bildhauer stellt ihr Erlaubnißscheine aufs Nackte aus! „Aber Herr Quirin Müller zeigt es öffentlich!"... Um ihn völlig freizusprechen, nicht öffentlich genug! Es haftet noch zu viel Heimlichkeit an seinen Darstellungen, als daß ein unbefangener Geist sich rein und völlig daran erfreuen könnte. — — —

Miscellen und Anecdoten.

— In einer französischen Stadt gab kürzlich ein Taschenspieler vielbewunderte „Kunstvorstellungen." Während er eines seiner Kunststücke ausführte, bemerkte er, daß Einer der Zuschauer seinem Nachbar das Tuch aus der Tasche zog und sich gleich darauf auf einen andern Platz begab. Das erschien ihm als eine Gelegenheit, seine Kunst zu zeigen. „Mein Herr," sagte er zu dem Bestohlenen, „leihen Sie mir auf wenige Augenblicke Ihr Taschentuch." Der Angeredete griff sogleich in die Tasche, sagte aber auch sofort, daß er bestohlen sei, und sah sich seine Nachbarn mißtrauisch an. „Von welcher Farbe war das Tuch?" — „Roth und gelb." — „Wenn es noch in dem Saale ist, muß es sich wiederfinden," entgegnete der Zauberer, der darauf mit seinem Zauberstabe hin- und herfuhr, denselben endlich auf den Dieb richtete und zu demselben sagte: „Das Taschentuch wird sich in der Tasche jenes Herrn dort finden; geben Sie es nur heraus." Der Dieb wurde dadurch so verblüfft, daß er in die Tasche griff und das Tuch dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückgab, während die Versammelten Beifall klatschten. Die Polizei, die auch in dem Saale war, verstand aber keinen Spaß und nahm den Dieb in Empfang.

(Zopf-Cultus in China.) China bleibt immer das merkwürdigste Land der Erde, das in allen Entdeckungen allen Ländern zuvorgekommen. China hatte schon das Pulver erfunden, ehe wir es noch nicht riechen konnten; China hatte schon die Buchdruckerkunst erfunden, ehe bei uns noch die Censur eingeführt war; China hatte schon das Lumpenpapier erfunden, ehe bei uns ein Gastwirth unendliche Rechnungen darauf schrieb; — China endlich hatte schon lange seinen Zopf-Cultus, ehe ein deutscher Kopf mit einem Zopfe wackelte. — Ich sage Zopf-Cultus; denn die Verehrung der Chinesen für den Zopf ist wirklich grenzenlos. Die Chinesen scheinen der Meinung zu sein, daß der Kopf eigentlich blos des Zopfes wegen da sei, wie viele unserer Gymnasiallehrer der Meinung sind, daß die lateinische Sprache blos Bröder's lateinischer Grammatik wegen existire. Wir lesen jetzt, daß, wenn ein chinesischer Soldat fern von der Heimath stirbt, — dessen Zopf auf Kosten der Regierung abgeschnitten und nach der Heimath geschickt wird, wo man ihn mit aller Ehrfurcht begräbt. Es wird ihm sein unsterblich Lob zum Exempel und zur Nachahmung für die Lebenden nachgesagt, dann senkt man ihn in die dunkele Gruft. Wenn ich nicht irre, gibt es auch angestellte Zopfbeamten, deren Pflicht es ist, bei der Beerdigung der Zöpfe die angemessene Feierlichkeit zu verrichten. Die Verwandten des Verstorbenen wandern häufig zum Grabe des dahingeschiedenen Zopfes und vergießen dort ihre Thränen, und nicht selten liest man auf den Grabsteinen die Inschrift: „Er war ein barmherziger Zopf." „Sein Wandel war der eines wahren Zopfes." — „Dieser Zopf ward in der Blüthe der Jugend geknickt" u. s. w.

— In Cochinchina kommt eine Reise des Königs seinen Unterthanen theuer zu stehen. Dies Land hat jetzt einen neuen König erhalten — Thieu-Tri heißt er — und er bereisete den größten Theil seines Landes. Ueberall hatte man die gesammte Bevölkerung aufgeboten, um die Wege herstellen zu lassen und in bestimmten Entfernungen mußten Gebäude aufgeführt werden, die ihn, seinen Hof und die ihn begleitenden Soldaten aufnehmen sollten. An jedem Haltort hatte man nicht weniger als 25 Häuser gebaut und dieselben mit allem im Lande bekannten Luxus ausgeschmückt. Jeder dieser Paläste war vollkommen meublirt, als ob der König ihn lange zu bewohnen gedächte und doch blieb er in jedem keine volle Stunde, so lang er brauchte, um zu speisen. Die Kosten mußte natürlich das arme Volk tragen.

— Dr. Chr. Wilh. Hufeland giebt den Müttern folgenden guten Rath, der von Vielen zu beherzigen wäre: „Es ist ein sonderbares Vorurtheil mancher Eltern, daß sie glauben, ein Kind könne zu viel schlafen, oder wohl gar sich dumm schlafen, daher denn manche so weit gehen, die armen Kinder in ihrem süßesten Schlummer zu unterbrechen und ihnen die Zeit dazu nach selbst erdachten Regeln zuzumessen. Es ist ein sehr gutes Zeichen, wenn Kinder viel und ruhig schlafen, und es ist Pflicht, ihnen diese wichtige Selbsterholung so reichlich wie möglich zukommen zu lassen. Ein Kind lebt geschwinder als ein Erwachsener, sein Blut fließt schneller, alle Reize wirken stärker, sowohl Bestandtheile als Kräfte werden schneller verbraucht. Diese schnellere Selbstaufreibung macht es nöthig, daß es die beiden größten Restaurationsmittel des Lebens, Nahrung und Schlaf, in weit reichlicherem Maaße genieße, als ein erwachsener Mensch. — Je näher der Mensch seinem Ursprunge ist, desto mehr muß er schlafen. Mit zunehmender Stärke nimmt auch das Vermögen und das Bedürfniß, länger zu wachen, zu; doch muß man jedem Trieb zum Schlafe sogleich nachgeben. Ist das Kind ein halbes Jahr alt, so kann man es nach und nach an gewisse Zeiten des Schlafes gewöhnen. Mit Ende des zweiten Jahres wird das Kind selber die Lust verlieren, Vormittags zu schlafen, wobei man aber blos dem Instinkt folgen muß. Der Schlaf Nachmittags hingegen kann bis ins dritte Jahr und länger gestattet werden, denn bis dahin kann man immer die Hälfte des Lebens, zwölf Stunden, als nothwendig zum Schlafe ansehn. Später kann diese Zeit mit jedem Jahre etwa um eine Stunde abnehmen, welches auch die Natur selbst durch Neigung zum längeren Wachen andeuten wird, bis es dann mit dem siebenten Jahre auf acht oder neun Stunden kommen wird, wobei es bis zur Mannbarkeit bleiben kann."

— Der Engländer Maclavish reisete durch die entsetzliche Wildniß Bundelcund in Indien. Die Nacht überfällt ihn, als er, der Jagdlust nachgebend, vom Wege sich verirrt hatte. Endlich gelingt es ihm, einige Hütten der Eingebornen aufzufinden, die sich fast nur mit dem Fangen von Leoparden und Tigern beschäftigen, theils in Gruben, theils getödtet durch vergiftete Pfeile. Mit rauher Gastlichkeit wird er empfangen, bewirthet und zum Lager geführt. Da erwacht er plötzlich und vernimmt ein Gespräch von vergifteten Pfeilen, Messern und Keulen, aus dem er die Absicht seiner Ermordung um so mehr folgern zu können glaubt, als seine goldgefüllte Börse und seine kostbaren Waffen sie zu erregen im Stande sein konnten. Eilig erhebt er sich vom Lager, ergreift die neben ihm lehnende Büchse, und eilt aus der Hütte dem Ufer des Stromes zu, wo er in einem Boote seine Bedienung zu finden hofft. Da blitzen ihm auf einmal die feurigen Augen eines Tigers aus dem Dickicht entgegen. Schon hebt er die Büchse und eilt zum besse-

ren Zielen noch einen Schritt vorwärts, als der Boden unter ihm weicht und er in eine der Fanggruben stürzt. Lauernd schleicht der Tiger herbei und legt sich als gräßlicher Wächter am Rand der Grube nieder. Aber auch dieses traurige Asyl sollte er noch mit einer gefährlichen Gesellschafterin theilen. Eine große schwarze Schlange erhebt sich züngelnd zum Angriff, als ein glückliches Ungefähr die am Holzwerk des Verdeckes hängen gebliebene Büchse herabfallen läßt. Nicht einen Augenblick besinnt er sich, die Büchse knallt, und die Schlange liegt todt zu seinen Füßen. Der schreckliche Wächter, wüthend gemacht durch den Schuß, versucht sogar in die Grube herabzusteigen, und heult in wilder Mordgier. Da hört er plötzlich das leise Zischen eines schwirrenden Pfeils über seinem Haupte, der Tiger verendet getroffen, und die Einwohner eilen herbei, ihn zu befreien. Der Knall hatte sie auf die Spur geführt. Die Erlegung des Tigers war der Gegenstand ihres Gesprächs gewesen, dessen fälschliche Deutung dem armen Engländer bald theuer zu stehen gekommen sein würde.

(Eine Rente von 300 Dollars für eine Ohrfeige.) Revillagigedo, der treffliche Vicekönig von Mexico, ging oft in den Straßen seiner Hauptstadt umher, nur von einem oder zwei Adjutanten begleitet. Eines Abends wanderte er in der Nähe eines der Thore hin und her und erblickte ein hübsches Mädchen, das allein an der Mauer hinging. Ihr züchtiges Wesen gefiel ihm, aber was wollte sie so spät an einem einsamen Orte? Er befahl seinen Adjutanten zurückzubleiben, schritt dem Mädchen nach, holte sie bald ein, redete sie mit kecker Vertraulichkeit an und bot ihr seinen Arm. Eine entschiedene Weigerung war zu seiner großen Verwunderung die Antwort, welche er erhielt. „Warum diese Ziererei, meine Schöne!“ fuhr Revillagigedo fort; „Du gehst doch nur auf Abenteuer aus.“ Dabei wurde er noch zudringlicher, als das erste Mal. Das arme Mädchen erschrak sehr, gab, ohne sich lange zu bedenken, dem Verfolger eine Ohrfeige und entfloh so schnell als sie laufen konnte. Der Vicekönig blieb stehen, wartete auf seine Adjutanten, und rieb sich den schmerzenden rothgewordenen Backen. Seine Begleiter hatten von Weitem Alles gesehen und sagten: „Welche Unverschämtheit! Excellenz, wir wollen ...“ — Sprechen Sie nicht schlecht von dem Mädchen,“ unterbrach sie Revillagigedo ernst; ihr Benehmen verdient Lob. Gehen Sie ihr nach und erkundigen Sie sich nach den Umständen, die sie nöthigen, so spät und ohne Begleitung auszugehen; sie ist gewiß ein braves Mädchen.“ Der Vicekönig hatte sich nicht geirrt; das Mädchen gab Unterricht in der Musik, um sich und ihre kranke alte Mutter ernähren zu können. Eine ihrer Schülerinnen wohnte außerhalb der Stadt und von dieser kam sie mehrmals in der Woche erst um 9 oder 10 Uhr Abends zurück. Der Vicekönig wies dem Mädchen, sobald er diese Auskunft erlangt hatte, eine jährliche Rente von 300 Dollars an. Sie soll noch jetzt, hochbetagt, zu Mexico leben und ist gewiß die einzige Person, welche sich durch eine Ohrfeige eine Pension verdient hat.

(Eine Reise um die Welt des Essens wegen.) Ein Bruder des berühmten Astronomen und Physikers Arago in Paris hat eine Reise um die Welt gemacht und dabei immer und vorzugsweise das Sprüchwort vor Augen gehabt: „Sage mir, was Du ißt und ich will Dir sagen, wer Du bist.“ Er glaubte die Hottentotten, die Patagonier, Papus und andere Völkerstämme Oceaniens, Afrikas und Amerikas nicht besser kennen zu lernen, als wenn er mit ihnen esse. Das hat er denn, wie er in seinen Reiseberichten erzählt, redlich gethan, und Flußpferd und Wallfisch, Schlangen und Ameisen, Löwen- und Hyänenbraten ꝛc. gegessen. Diese Charakteristiken nach dem Essen machen einen ganz eigenthümlichen Eindruck, und um zu zeigen, welche seltsame Dinge dabei zum Vorschein kommen, erwähnen wir Nachstehendes, das wir allerdings nicht verbürgen mögen: Wenn ein Anzikaner seinem Könige oder einem Prinzen einen ganz besondern Beweis von seiner Hingebung geben will, so macht er sich fett, läßt sich tödten, kochen und zurichten und dem Könige zusenden. Dieser sagt dann zu dem Sohne oder einem andern Verwandten des Mannes, welchen er verzehrete: „Ich habe gestern Deinen Vater gegessen; er war sehr zart und schmackhaft.“ Die Familie des Gegessenen ist auf eine solche schmeichelhafte Erklärung ihres Fürsten so stolz, wie bei uns die Familie eines Mannes, der von seinem Könige einen hohen Orden erhielt oder gar in den Adelstand „erhoben“ wurde.

— Düsseldorf, 25. Mai. Die von der letzten Ziehung der Berliner Lotterie hieher gekommenen 50,000 Thlr. sind, wie man hört, eigentlich an den Mann gekommen. Zwei Seefelder sollen nämlich seit langen Jahren einen wichtigen Proceß mit einander gehabt haben. Zufällig trafen beide, welche jahrelang in Feindschaft gelebt und deshalb kein Wort mit einander gewechselt hatten, allhier in einem hiesigen Hotel an der Wirthstafel zusammen. Zufällig wurden sie wieder veranlaßt, sich nach und nach an einem allgemeinen Tischgespräch zu betheiligen, und zufällig kamen sie auf diese Weise selbst mit einander ins Gespräch. Abermals ein Zufall brachte sie auf ihren unglückseligen Proceß, wegen welchen beide zufällig in Düsseldorf anwesend waren. Der Eine deutete entfernt auf einen Vergleich hin, der Andere, von der Hochherzigkeit seines Gegners überrascht, geht näher auf die Sache ein, und siehe da, sie versöhnen sich, schlichten den Proceß und feiern das für beide gleich freudige Ereigniß durch ein Fest. Bei demselben macht der Eine den Vorschlag, nun, da sie den alten Groll losgeworden waren und eine glückliche Stunde feierten, auch gemeinschaftlich ein Lotterieloos zu nehmen. Der Andere weigert sich und sagt, daß er lange gespielt und nie gewonnen habe. Der Eine läßt sich aber nicht abhalten und sagt: „Ich spiele für Sie mit, dergestalt, daß Sie nichts bezahlen, wenn ich verliere, aber Ihren Antheil erhalten, wenn ich gewinne.“ Der Zufall wollte, daß das Loos ein Treffer war, und es ist gekommen, wie der Freund dem Freunde versprochen hatte.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Vor andern Garnituren gibt man den Säumen den Vorzug, und will man dieser Verzierung etwas mehr Eleganz geben, so besetzt man die Säume oder die breiten Volants mit einer Frange, an Gesellschafts-Roben sogar mit einer Spitze. An einer Robe von Barège impérial genannt, mit schattirten Guirlanden, Blau auf Blau sahen wir vier, mit einer schmalen brüsseler Kante garnirte Säume, die einen allerliebsten Effect machten. Das Leibchen war griechisch und mit einem zur Garnitur passenden Zwischensatz umgeben; der Gürtel von Barège war ebenfalls mit einer Spitze garnirt, und fiel, auf der Seite zugeschlungen, in sehr langen Enden

tief herab. Diese neue Art von Gürtel ist uns sehr geschmackvoll erschienen. Die dritten Volants sind noch immer en vogue und erscheinen, von großen Damen getragen, besonders anmuthig. Von seidenen Stoffen gemacht, zackt man sie aus und zu den leichten Stoffen festonnirt man sie mit Wolle und Seide. Die Ruchen von Tull sind zu farbigen Taelatans reizend, man bringt sie auch an allerliebsten Peignoirs an. Auch fügt man Pelerinen hinzu; allein ihre Weite und Form richtet sich nach dem Grade des putzartigen Ansehens, welches man der Toilette geben will.

Die Fichus haben noch den nämlichen Schnitt, d. h. hoch hinaufgehend; allein die Jabots macht man etwas breiter, was gestattet, mehr Luxus auf die Spitzen, welche man dazu verwendet, zu verwenden.

An Kleidern von schottischen Chine's macht man im Allgemeinen keine Garnirungen, da der Reichthum ihrer Farben sie schon luxuriös genug macht. — Man scheint weniger Falten über den Hüften anzubringen, und eine schmalere Tournüre bezwecken zu wollen.

Zu den Hüten ist das Stroh an der Tagesordnung; genähtes Stroh, italienisches Stroh, Reisstroh, Phantasie-Stroh, kurz immer Stroh! Man sieht die Hüte dieser Art aber auch so geschmackvoll verziert, so graziös in ihren Farben, daß man sich leicht ihren Beifall erklaren kann. Auf genähten Hüten bringt man Garnituren von gebranntem oder getolltem Bande an, was die allgemeine Mode in diesem Sommer ist; die weiße Farbe ist die vorherrschendste. Die schönen italienischen Strohhüte verziert man mit der klassischen flachen Feder, die geschmackvoll gesteckt werden muß. Die Strohhüte zieren bewunderungswürdige Blumen, entweder in Bouquets oder Guirlanden gebunden. Die Phantasie-Strohhüte sind von den eleganten Damen weniger gewählt, welche sie in diesem Sommer nur der allerliebsten, schneeigen Marabouts wegen, welche man darauf steckt, tragen. Die Capoten von weißen Spitzen haben durch den Beifall, den sie gefunden, die Capoten von schwarzen Spitzen ersetzt. Die leichten und zarten Blumen, welche man zu diesen Arten von Hüten erfunden hat, harmoniren vortrefflich mit der Durchsichtigkeit des Tülls.

Jene Capoten, welche über der Stirn sich neigen, während sie hinten das Haar sehen lassen, kleiden zum Entzücken, und werden, vermöge ihrer Leichtigkeit, zu Theater-Coiffuren dienen.

Der Geschmack an Spitzengarnituren verbreitet sich immer mehr. Ganz besonders geschmackvoll wendet man die Spitzen an Hüten an. Wer fände nicht eine sehr noble Einfachheit in den drei oder vier an einem Hut von mittler Größe kokett angebrachten Spitzenstreifen! Die Schleier und Voiletten sind stets noch sehr beliebt. Da jetzt die Kleider wieder kürzer als früher werden, so hat man um so größere Aufmerksamkeit auf die Fußbekleidung zu wenden. Allerliebst sind die kleinen Stiefelchen von grauem oder schwarzem Wollenatlas mit Knöpfen.

Zwei hübsche Roben waren die eine von Mohr, mit zwei hohen schwarzen Spitzenvolants garnirt, mit glattem, à la vierge ausgeschnittenem Corsage, und einer kleinen in Berthe-form ausgeschnittenen Pelerine, die mit einer festonnirten Garnitur vorn versehen war und bis zum Jokey herabging; die andere Robe war von schottischem Taffetas mit zwei Volants, herzförmigem Leibchen mit abgerundeter Spitze und glatten Aermeln.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Rock mit niedrigem Kragen, schmalen Revers und einer Reihe Knöpfe. Carrirte Beinkleider. No. 2. Kleid mit drei gezackten Volants. Enge Aermel mit zwei schmalen Falben unterhalb der Achsel. Leibchen mit Schrägfalten. 3) Frack fast ohne allen Ausschnitt und mit breiten Patten. Carrirte Beinkleider.

Zur gefälligen Beachtung.

Für Diejenigen von meinen Abonnenten der **Stadt**, welchen bei **Zusammenhalten** der **Eisenbahn** und des früheren **Gutenberg** mit blos **3 Kupfern** vierteljährlich, eine Ermäßigung des Abonnementpreises zugestanden war, und die bei der gegenwärtigen **Zulage** von **Modekupfern** nicht besonders interessirt sind, sondern das Blatt blos um der Unterhaltung willen lesen, soll das alte Abonnement von **20 Ngr.** für beide Zeitschriften fortbestehen, dergestalt, daß ihnen gestattet ist, blos die früheren **3 Modenkupfer** in Anspruch zu nehmen.

Aufforderung.

Kurze **Novellen** und **Erzählungen**, nicht Uebersetzungen, sondern Originale, für das **Leipzig-Pariser Moden-Journal**, ingleichen kurze, **pikante Artikel, launige und humoristische Aufsätze**, auch in **localer Färbung**, für die **Leipzig-Dresdner Eisenbahn** werden angemessen **honorirt**. Man bittet dergleichen portofrei einzusenden an

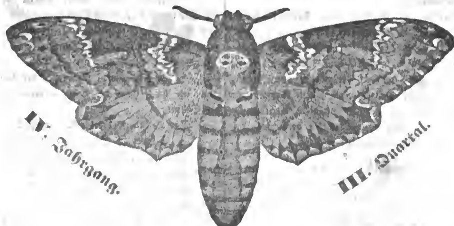
Die Redaction, Petersstraße No. 31/58, [illegible]tage.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 2. (5. Jahrgang. III. Quartal).

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst **Modenkupfer**. Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31/58. Druck von **F. Andrä** in Leipzig.

Leipzig=



IV. Jahrgang. III. Quartal.

Pariser Moden=Journal.

No. 3. Sonnabend, den 15. Juli. **1843.**

Purzel's Abenteuer,

oder

Der Weltumsegler wider Willen.

(Aus dem „Charivari.“)

(Beschluß.)

— Gehorcht! befiehlt der König.

Die Eunuchen verfolgen Herrn Purzel, der entfliehen will; er wehrt sich und verliert seinen Kopfputz.

— Was seh' ich, ruft Seine Majestät, das Weib hat einen Backenbart!

— Es ist ein Mann! ruft das Volk.

— Eine Frau, die ein Mann ist! Wer bist Du?

— Sire, ich heiße Hypolite Purzel und bin Gerichtsdiener und Naturdichter.

— Rache! ruft Schahahabaham der Gerechte. Ergreift den Betrüger und werft ihn ins Wasser.

Purzel wird fortgeschleppt und ins Wasser geworfen. Das Meer aber, großmüthiger als der König von Marocco, wirft ihn an eine wüste, menschenleere Küste, wo er, als Sohn der Wildniß, sich gewaltig ennuirt. Plötzlich gewahrt er Fußtapfen — Menschentritte — 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 — Acht Füße! Ein Kerl mit acht Füßen! Ein Menschenfresser! Man kommt, er ist's.

Aber statt des Menschenfressers erscheint sein Freund Neptun.

— Wo sind wir? fragt Purzel.

— An der Küste von Japan, antwortet Neptun.

— Ne — Pan, das ist unmöglich!

— Komm nur mit. Der Kaiser von Japan ist gestorben und ein mächtiger Tatarenprinz hat das Land mit Krieg überzogen.

— So ein Ueberzug ist manchmal sehr theuer, antwortet Purzel.

Neptun macht dem Executor den Vorschlag, die erledigte Kaiserstelle anzunehmen. Purzel besinnt sich nicht lange; Neptun läßt den Wasserfiaker Nr. 13 vorfahren und bringt seinen Freund nach Japan.

Im Palast des Kaisers von Japan ist der Staatsrath versammelt, um zu deliberiren, wen man an die Spitze des Heeres stellen, wen man auf den Thron erheben soll. Der Staatsrath besteht aus dem Conseilspräsidenten Tintatschi und sechs Ministern; der Minister des Cultus stottert, der Minister der Polizei ist einäugig, der Minister der Finanzen harthörig und der Minister des Krieges lahm — ein Ministerium, wie man sich's nur wünschen kann!

Da naht Prinzessin Tulipanette. Sie bringt dem

Staatsrath Kunde, daß das japanesische Volk einen Fremden zum Kaiser erwählt hat. Die Prinzessin und der Staatsrath entfernen sich.

Im Triumph wird nun der neue Kaiser in seinen Palast eingeführt. Die japanesische Leibgarde, Fahnenträger, Becken= und Paukenschläger und tanzende Bajaderen eröffnen den Zug, dann folgen vier Edle, die einen reichen Palakin tragen, worauf der Kaiser von Japan, der ci-devant Executor Purzel, im vollen Kaiserornate sitzt. Hinter ihm der Staatsrath und die Leibgarde.

Der neue Kaiser hält vom Palankin herab im Recitativ folgende classische Thronrede:

„Vergönn' zwei Worte mir, o Volk,
Bevor ich meinen Fuß auf diesen Boden setze,
Nehmt meinen Dank für Euer anständiges Betragen:
Es ist ein schöner Zug, daß Ihr zum Kaiser mich erwählt;
Purzel der Erste mögt ihr mich nun nennen,
Auf andere Titel leiste ich Verzicht,
Nennt Vater mich fortan!"

— Es lebe der Kaiser! ruft das Volk; und Purzel der Erste nimmt Besitz von seinem Throne.

Da naht der stotternde Minister des Cultus.

— Si — Si — Sire!

— Was wollen Sie?

— Ei — ei — eine Rede ha — ha — halten!

— Später, sagt Purzel der Erste.

Schatzmeister, fragt Seine Majestät, welch ein Gehalt hast Du bisher bezogen?

— Gar kein's.

— Von Morgen angefangen erhälst Du das Doppelte. Man reiche dem Schatzmeister die Schlüssel zur Kasse.

Da naht der stotternde Minister.

— Si — Si — Sire!

— Was wollen Sie?

— Mei — mei — meine Rede ha — ha — halten.

— Später. Schatzmeister, geh' und hole mir Taschengeld.

— Erlaube, erhabener Herrscher, sagt der Conseils-Präsident, daß das Fest beginne.

— Es kann losgehen, befiehlt der Kaiser.

Das Fest beginnt. Die Japanesen führen einen Fächertanz auf.

— Jetzt laßt mich allein, sagte der Kaiser, den das Ding zu ennuiren anfängt.

— Es lebe der Kaiser! ruft das Volk, das sich eilig entfernt.

— Gefällt es Ew. Majestät, jetzt dem Staatrath zu präsidiren?

— Wenn's sein muß, o ja!

— Erlauchter Kaiser, sagt der Premierminister, es ist Gebrauch, daß bei der Thronbesteigung der Kaiser etwas für sein Volk thut.

— Man schreibe. Wir, Purzel der Erste, Kaiser in Japan und Koch-in-China, befehlen und verordnen wie folgt: Wir ertheilen unsern vielgeliebten Unterthanen die Erlaubniß, ihre Schuldner arretiren zu lassen. Punktum!

— O — o — weh, stammelte der Minister des Cultus, ich ha — ha — be so vie — vie — le Schu — Schu — Schulden!

Der Präsident des Conseils wagt Einspruch zu thun.

— Schweigen Sie, Theekessel! herrscht der Kaiser.

Man sieht, daß der neue Monarch sehr schnell das Herrscher-Comment wegbekommen hat.

Der Staatsrath macht jetzt den Herrscher von Japan mit dem letzten Willen seines Vorgängers bekannt, laut welchem er verbunden sein soll, sich mit einer von den beiden Prinzessinnen, Tulipanette oder Narcissine, zu vermählen.

— Sie mögen erscheinen, befiehlt Seine Majestät.

Seine Minister entfernen sich. Im Gemüthe Purzels des Ersten steigen einige Gewissenszweifel auf. Er denkt an seine Ehehälfte Griseldis, denkt an die beiden Prinzessinnen, denkt an Bigamie und findet das Alles so neu, daß er ein Gedicht darauf machen will.

Da naht eine der Prinzessinnen. — Diese Eine — Narcissine — ist kein Anderer als sein verkleideter Neffe. Große Ueberraschung.

— Du siehst, ich bin Kaiser, sagt Purzel; willst Du mein Kronprinz sein? schlage ein.

— Mit Vergnügen, antwortet der kleine Straßenjunge und hüllt sich in seine neue Würde ein.

Da naht die andere Prinzessin. In dieser Andern — Tulipanette — erkennt Purzel eine hübsche Putzmacherin aus Berlin, die er einmal Schulden halber arretiren sollte. Ein reicher Engländer hatte ihre Schulden bezahlt, sie an Kindesstatt angenommen und nach Indien mitgenommen. Mylord war unterwegs gestorben; man hatte sie in Japan ausgeschifft, wo das dumme Volk sie wegen ihrer Schönheit für eine Prinzessin hielt.

— Sie müssen mich nun heirathen, verlangt die Prinzessin.

— Ich denke nicht daran, sagt der Kaiser; erstens bin ich verheirathet in staatsbürgerlicher Hinsicht und zweitens heirathe ich keine Putzmacherin, die so viel Courmacher hatte, als Sand am Meere.

— Unverschämter! ruft Tulipanette und giebt ihm eine Ohrfeige.

— Mir, Purzel dem Ersten, eine Ohrfeige! Wenn

ich noch Purzel der Zweite wäre, dann wollte ich nichts sagen. Wehe! ich will mich rächen!

— Und ich will Ihnen zeigen, was eine gereizte Löwin im Stande ist.

Sie eilt fort, organisirt eine Revolution und stellt sich an die Spitze der Rebellen.

Der Kaiser, der sich in seine innern Gemächer zurückgezogen hat, hört Tumult und erscheint nun in einem warschauer Schlafrock, die japanische Krone auf dem Haupte und eine türkische Pfeife im Munde.

— Was ist das für ein Skandal, ruft Purzel der Erste, kann man nicht ruhig sein Mittagsschläfchen halten, wenn man Kaiser ist?

Die Rebellen, angeführt von der Prinzessin Tulipanette, dringen in den Palast.

— Nieder mit dem Tyrannen! schreit das Volk.

— Ihr wollt mich nicht mehr haben?

— Entsagt dem Throne oder heirathet mich! ruft Tulipanette.

— Dieses weniger, Jenes mehr, sagt der Kaiser. Ich reiche meine Entlassung ein — hier, Prinzessin, ist die Krone — ich bitte mir nur das Unterfutter, meine Nachtmütze, wieder aus.

Aber damit nicht zufrieden, will man ihn und seinen Neffen verbrennen, jedoch zu rechter Zeit schreitet Freund Neptun mit einer Wasserfluth ein, die dem Executor das Leben rettet und ihn mittelst eines Dampfschiffes in seine Heimath zurückbringt.

Im Garten einer Berliner Tabagie tractirt Herrn Purzels ehemaliger Schreiber dessen verlassene Ehehälfte Griseldis. Mitten in der Scene, wo er ihr seine Liebe erklärt, kehrt Purzel zurück. Griseldis bereut und wirft sich in die Arme ihres Gatten, der ihr, in staatsbürgerlicher Hinsicht, Amnestie gewährt.

So endet das drollige Stück, das Herr Räder nach dem Théaulon'schen Vaudeville: „les Infortunes de Mr. Jovial," frei bearbeitet und mit vielen komischen Zuthaten, drastischen Späßen und artigen Liedern so reich ausgeschmückt, daß es auch bei uns außerordentlich gefallen hat.

Die schwarze Pest im 14. Jahrhundert.

Wolken und Heuschrecken durchzogen drei Jahre nacheinander manches Land, richteten überall schreckliche Verwüstungen an und waren in Frankreich wie in Deutschland die Vorboten der Uebel, welchen die Völker unterliegen sollten. Wiederholte Erderschütterungen und tödtliche Dunstwirbel gingen der Pest voraus und erzeugten sie, nach der Angabe vieler Geschichtschreiber. Die gewöhnliche Meinung ist, daß Kaufmannsschiffe den gefährlichen Keim nach Europa gebracht hätten. Diese furchtbare Geißel der Menschheit fuhr über die ganze Oberfläche des Erdballs hin und schlug in Stadt und Land wohl den dritten Theil der Bevölkerung nieder. Keine Schonung für Menschen und Thiere. Große Städte glichen Kirchhöfen, und Todte wurden von Sterbenden zur Gruft geschleppt. Man blickte nur zum Himmel auf, um dort die unseligsten Vorbereitungen anzustaunen, welche den Jammer noch erhöhten. Beinahe um ganz Wien lagen die Felder wüste und ungebaut. Wer etwa der Pest entrann, ging durch Hunger zu Grunde.

Die Ansteckung war allgemein. Um nur von Europa zu sprechen, so führen wir hier an, daß man in London 50,000 Opfer der Pest, in Florenz 6000, in Lübeck 90,000, in Basel über 60,000 zählte. Mehr als 500 Todte täglich wurden allein aus dem Hotel Dieu zu Paris getragen. Venedig verlor den größten Theil seiner Einwohner Die Nobili des großen Rathes, 550 an der Zahl, schmolzen auf 380 zusammen. Der Doge Andreas Dandolo, tief betrübt über sein zur traurigsten Einöde herabgesunkenes Vaterland, zog neue Einwohner nach Venedig, indem er ihnen die vortheilhaftesten Privilegien zugestand.

Der Senat von Bern in der Schweiz, um die Jugend von den Grabgedanken zu entreißen und durch Zerstreuungen aufzuheitern, sandte sie unter einem großen Geleite von Musikern in das schöne Simmerthal. „Statt Buße zu thun", sagten die jungen Leute, „kommt lieber, an unsern Festen Theil zu nehmen, und freuet Euch mit uns, daß ihr dem Pesttode entronnen seid."

„In vielen Städten Italiens," schreibt Boccaz, dachten die meist nur an Wein, Gesang und Befriedigung ihrer Gelüste, ja Furcht und Sorge waren gänzlich verbannt, weil dies für das beste Rettungsmittel wider Ansteckung galt.

Doch war, seltene Beispiele ausgenommen, die Bestürzung allgemein. Der Völker Blick haftete nur am Grabe und alle schienen schon vor dem furchtbaren Gerichtsstuhl der Gottheit zu stehen. Ringsum ertönten nur Seufzer und Klagen. Ein isolirter Reisender wurde wie der Antichrist betrachtet. Ein religiöser Schreck ergriff alle durch das Trauerspiel der öffentlichen Trübsale exaltirten Gemüther mit kalten Schauern; sie wähnten in diesen Nöthen die Vorläufer der Weltzerstörung zu sehen. Eine falschausgelegte Stelle der Apokalypse bestärkte sie in diesem abergläubischen Vorurtheile; die Krieger, blos mit ihrer

Sicherheit beschäftigt, dachten nicht mehr an die Vertheidigung des Staates, der Ackerbau ruhte; das Gerücht vom Ende der Welt verbreitete sich aller Orten. Weit umher vernahm man nur Angstgeheul und Bußgeschrei, sah nur Hufen von Männern und Weibern, die sich wund geißelten; kurz es war, als ob die ernste Gerichtsposaune, die allerweckende, den Völkern der Erde schon erklänge.

Aber der Ehrgeiz einiger Großen schien nicht sehr gedemüthigt. Ihr Eifer, sich auf dieser, von Thränen bethauten, mit dem Untergange bedrohten Erde zu vergrößern, erlosch nicht.

Und als ob die Pest nicht Menschen genug verschlungen hätte, wurden noch die Juden mit blutdürstiger Wuth verfolgt, und man schob die Feindseligkeiten der Natur diesen verbannten Fremdlingen zu. In Frankreich, Deutschland und Italien wurden sie in großer Anzahl vom rasenden Volke verbrannt. Auch Aegypten bot einen nicht minder schauerlichen Anblick dar. In dieser Periode war es das unglücklichste Land der Erde; Pest und Hungersnoth wütheten; die bestürzten Aegyptier glaubten, böse, aus den Ruinen aller Städte emporsteigende Geister hätten die Luft vergiftet. Die Hungersnoth stieg auf einen so fürchterlichen Grad, daß die Menschen sich vom Aase sättigten, überhaupt zur schlechtesten Nahrung ihre Zuflucht nahmen und Mütter ihre eigenen Kinder aufzehrten. Von einem fremden Heere wie Sclaven behandelt, verloren die Aegypter sogar das Andenken an den Ruhm ihrer Vorfahren.

Dennoch, im Gedränge von allen diesen Widerwärtigkeiten, vermehrte der Mensch die Mittel, seinesgleichen zu vernichten, durch Erfindung des Pulvers und Geschützes. (Komet.)

Indische Rache.

Unter den abergläubischen Stämmen der Indier herrscht der allgemeine Glaube, daß man sich nicht empfindlicher an dem Feinde rächen könne, als indem man dessen zukünftiges Glück in der andern Welt zerstört. Als Beleg hierzu diene folgender Vorfall, für dessen Wahrheit sich ein indisches Blatt verbürgt. — Major Tomlinson erhielt einstens von dem Gouvernement den Auftrag, die rückständigen Steuern in der Umgegend von Puhnah einzutreiben. Er fand hier unter andern einen gewissen Jesserio Synd, der mit bedeutenden Summen im Rückstande war. Ohne sich von dem Gewinsel und den erlogenen Thränen dieses Mannes irre leiten zu lassen, befahl der Major, daß Jesserio Synd entweder bezahle, oder widrigenfalls gefänglich eingezogen werde. Als der schlaue Indier bemerkte, daß all' seine List vergeblich sei, zählte er dem Major augenblicklich die verlangte Summe auf, und ging rachebrütend nach Hause. — Das folgende Jahr wurde unter dem Vorsitze des Majors in derselben Gegend eine Versammlung der Eingeborenen zusammenberufen, deren eigentlicher Zweck hier nicht zur Sache gehört. Da erschien plötzlich Jesserio Synd mit einem kleinen Kind in seinen Armen. Der Major hätte ihn schwerlich wieder erkannt, aber Jesserio trat unerschrocken näher, bis er an die steinernen Stufen kam, auf welchen der Stuhl des Vorsitzenden stand. — „Sahib, erinnerst Du Dich meiner?" frug der Indier, indem er sich bis an den Boden verbeugte. „Erinnert sich der große Engländer des armen Indiers, der vor ungefähr zwölf Monaten seine rückständigen Steuern bezahlen mußte?" — „Ich erinnere mich," entgegnete Major Tomlinson. — „Der große Engländer gedenkt also des armen Indiers, dem man damals sein letztes Goldstück nahm und ihn sammt dem Kinde, das er hier auf seinen Armen trägt, dem Hungertode aussetzte. Nun so wisse, Du mächtiger Mann, daß ich damals bei meinen Göttern schwur, mich furchtbar zu rächen an dem Zerstörer meines irdischen Glückes, und jetzt erfülle ich meinen Schwur." — Der Major sprang von seinem Sitze und glaubte, der Indier würde ihn angreifen; aber dieser, einen Schritt zurücktretend, erhob das Kind hoch über seinen Kopf, ergriff es dann an einem Fuße, und zerschmetterte ihm das Gehirn an den Stufen, vor welchen er stand. Die ganze Versammlung war entsetzt. Der Indier aber blieb ruhig und sprach zu dem Major gewendet: „Erblicke hier das Werk meiner Rache! Das Kind, welches hier todt zu Deinen Füßen liegt, war mein einziges, mein geliebtes Kind! Ich habe es vernichtet, ich habe es dem Gotte der Rache aufgeopfert, und sein kostbarstes Blut komme über Dich! Du bist sein Mörder; ich habe es in Deinem Namen getödtet! Es klagt Dich jetzt an; es ruft die Rache des Himmels auf Dein Haupt! Besäße ich noch irgend ein anderes Wesen, das mir theuer wäre, so würde ich es mit Freuden opfern, um den Zorn des Himmels auf Dein Haupt zu laden!" — Der elende Fanatiker wurde sogleich ergriffen, später vor ein Gericht gestellt, zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Er starb, wie er gelebt hatte, und rühmte sich noch im Tode seiner schauervollen That.

Frauen-Emancipation.

Madame Dunst und Madame Dampf sind bedeutende Gasthausliebhaberinnen. Unglücklicherweise kann aber ihre Lieblingsneigung nicht immer befriedigt werden. Herr Dampf führt seine Frau höchst ungern aus, und Herr Dunst geht selbst das ganze Jahr hindurch keine zwei Mal aus dem Hause. — Allein die Leidenschaft ist einmal da. Was thun nun die der Emancipation huldigenden Frauen? Sie veranstalten Zusammenkünfte, wenn sie freie Tage haben, was nicht selten ist, und dann wird der zarten Herzensneigung gefröhnt. Sie kommen aber nicht in ihrer Wohnung, sondern an einem dritten Ort zusammen. Da wird verabredet, wohin heute der Ausflug gemacht wird, und wo das Ziel ihrer Wünsche liegt. Sie wählen sich den Prater oder einen schönen Gasthausgarten. Dort setzen sie sich nieder, und lassen sich geben, was gut und theuer ist. — Da werden die modernen Biere gekostet, die besten Weine versucht, Geflügelwerk und Backerei gegessen, wornach nur ihrem Herzen gelüstet. Ist ein Harfenist oder ein Quartett da, um so besser. Die Frauen sind nicht karg im Geben. Mitten unter den Gästen sitzen sie da, scherzen, lachen und sind voll guter Dinge. — Auf dem Heimwege wird in ein Kaffeehaus gegangen und Melange getrunken; ja bisweilen auch Punsch. Haben die Frauen mehr Zeit, und können sie schon des Morgens vom Hause fort, so wird eine Partie über Land gemacht, nach einem der herrlichen Orte in der Umgebung Wiens. Da sind die Frauen dann ganz ungenirt. Unter Wegs wird gefrühstückt, dann noch einmal gefrühstückt, überhaupt in jedem Orte ein wenig Rast gehalten. Ist das Ziel der Wanderung entfernter, so wird ein Wagen zu Hilfe genommen. Am Orte ihrer Bestimmung angelangt, benehmen sie sich wie zu Hause. Hut und Tücher werden abgeworfen, das Haus und dessen Umgebung durchsucht; was es an Unterhaltungen bietet, wird in Anspruch genommen. Ist ein Billard im Gasthause, so spielen die weiblichen Gäste Billard; ist eine Kegelbahn da, so schieben sie Kegel, ist ein Teich hier, so unterhalten sie sich mit der Schifffahrt. Sie erklettern die Berge und betrachten die Gegend durch das Fernrohr, sie lagern sich ins Gras und Madam Dampf schmaucht wohl zuweilen auch eine Cigarre. Ist keine Musik da, so lassen sie sich einen Mann mit einem Dudelsack kommen, der ihnen dann nach Wunsch vorspielen muß. So eine Unterhaltung läuft dann auch selten ab, ohne daß die Frauen nicht einen ziemlich merklichen Dusel *) mit nach Hause bringen. Auf dem Heimwege wird dann der nächste Ausflug verabredet, und so führen die beiden Damen ein männlich freies Leben, während ihre Männer, häuslichen sittsamen Sinnes die Zimmer hütend, die Frauen repräsentiren.

*) Ein höchst interessantes Merkmal der Frauen-Emancipation.

Moderne Schiffsladungen.

Unlängst wollte sich ein italienischer Impresario in einer größeren Stadt rekrutiren. Er hatte die Direction eines neuen Theaters auf einer der nunmehr civilisirten Südseeinseln übernommen. Es fehlte nicht an Bewerbern, und er warb tüchtig an. Bald war die ganze Truppe unter Segel gegangen und schwamm in Hoffnungen und von den Wellen gewiegt dahin, ihrem fernen Bestimmungsorte zu. Jetzt aber lernten sich die einzelnen Mitglieder erst näher kennen. Nachdem die Seekrankheit der ersten Tage vorüber war, und die Künstler etwas fester gegen die bösen Einflüsse der Reise geworden waren, wurden einige Opern ausgetheilt und die Proben sollten beginnen, um die tödtliche Langeweile zu verscheuchen. Allein welch' ein Sturm erhob sich da! Rollenvertheilen! Probehalten! Kampf der Elemente! ärger als die wogende See vom Orkane gepeitscht. Zu jeder einzelnen Partie fanden sich viele Berechtigte; da war eine Menge Tenore, Baritone, Bässe, Primadonnen. Was hatte der Director gemacht? Man bestürmte ihn mit heftigen Anklagen. „Meine werthen Freunde," antwortete er mit kalter Miene, „Ihr müßt wissen, daß ich die Reise nach Indien schon viermal gemacht habe, und daher verstehen muß, was ich thue. Es ist wahr, ich habe zwölf Tenore engagirt —

Die Tenore schreien entsetzt auf und gucken einander verblüfft an —

„Und zwar aus folgendem Grunde: Wenn wir bei den kanarischen Inseln vorbeikommen, so muß ich darauf rechnen, zwei Tenoristen zu verlieren. Wegen der Fieber, versteht mich wohl. Während des kurzen Aufenthaltes zu St. Thomas wieder zwei, ganz natürlich, das thut vier."

„Wie? ganz natürlich!" schrien Alle entsetzt.

„Wie ich Euch sage, lieben Freunde! In St. Helena gehen für gewöhnlich drei darauf; beim Cap der guten Hoffnung zwei, das ist richtig wie Gold. Das hat nie gefehlt. Lassen wir nur einen auf Bourbon und einen auf Isle de France, so können wir von Glück sagen. Da seht Ihr nun, wenn ich von Allen zwölf, die ich mitnahm, einen gesund an Ort und Stelle bringe, so kann ich von Glück sagen.

„Das wäre doch komisch!" scherzte der Komiker.

„Mithin lustig ans Werk! Zur Probe!" rief ernst der Director.

Miscellen und Anecdoten.

(Ereignisse einer Nacht in Madrid.) Wie es in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege ging, so jetzt in Spanien. Um einen Begriff von der Sicherheit der spanischen Hauptstadt zu haben, lese man folgende Ereignisse, die zu Madrid in einer einzigen Nacht vorkamen.

In der Nacht vom 29. auf den 30. März wurden um 10½ Uhr ein Herr und eine Dame auf der Plaza-Mayor von Banditen, die mit Musketen (trabucos) bewaffnet waren, angefallen und mußten denselben Geld, und was sie sonst an Werth bei sich hatten, ausliefern.

Gegen 11 Uhr drang eine andere Bande in ein Spielhaus in der Straße des Herricos und verlangte das Geld, das auf dem Spieltische lag. Die Spieler setzten sich zur Wehr, von beiden Seiten floß Blut, aber die Banditen siegten, strichen das Geld ein und machten sich aus dem Staube.

In der Jacometrozostraße wurde in derselben Nacht der Laden eines Schuhmachers durch Einbruch völlig ausgeräumt.

Zwei Zimmer im Erdgeschoß der Häuser, welche der Wache an der Puerta del Sol gegenüber liegen, wurden zu derselben Zeit gänzlich ausgeplündert. Die Eigenthümer, drei Damen und zwei ältliche Herren, fand man am andern Morgen an die Thürschlösser gebunden; jede Person hatte ein Pechpflaster auf dem Munde.

Gegen Morgen wurde ein Mann zu Pferde an der Ecke der Alcala- und Ancha-de-Peligros-Straße, in der lebhaftesten Gegend Madrids, von einem bewaffneten Banditen angefallen; der Reiter zog aber ein geladenes Pistol und schoß den Banditen nieder.

— Ein Seemann, welcher mit andern seiner Genossen vom Schiffe an das bewaldete Ufer eines afrikanischen Flusses geschickt war, um Holz zu fällen, kam, indem er seine Axt fleißig brauchte, von seiner Gesellschaft ab und plötzlich stand eine ungeheure Löwin dicht vor ihm. In den ersten Augenblicken hielt der Mann sich für verloren, aber bald bemerkte er, daß sich im Gesicht der Löwin nichts Grausames, sondern vielmehr ein milder und fast kummervoller Ausdruck zeigte, der keine Gefahr drohte. Sie blickte den Seemann an, dann hinter sich zurück und in die Baumwipfel aufwärts und ging einige Schritte des Wegs, den sie gekommen war; dann kehrte sie zurück, schritt wieder fort, kurz, benahm sich wie ein Hund, welcher wünscht, daß man ihm folgen soll. Der unerschrockene Seemann gab ihrem Wunsche nach und ließ sich eine kleine Strecke von ihr leiten bis an die Wurzel eines hohen Baumes, wo sie stehen blieb und mit klagendem Murren in dessen stark belaubte Krone blickte. Der Seemann blickte gleichfalls aufwärts und entdeckte bald in beträchtlicher Höhe einen Affen, der dort mit einem ganz jungen Löwchen, welches er zum Spaß gestohlen und hinaufgebracht hatte, tändelte und spielte. Nun wurde ihm das Verlangen der Löwin klar; sie begehrte seine Hilfe. Aber der Schiffer sah bald ein, daß es eine ganz vergebliche Mühe sein würde, den Affen nachzuklettern, da dieser alsdann gewiß sich das Vergnügen gemacht und mit seinem lebendigen Spielwerk von einem Baumwipfel zum andern gesprungen sein würde. Das einzige Rettungsmittel für das Löwchen war, den schlanken Stamm zu fällen, ehe der oben sitzende Affe etwas merkte. Der Seemann machte sich so vorsichtig als möglich an die Arbeit. — Die Löwin, welche gewiß schon andere Bäume von seiner Art hatte sinken sehen, blieb stehen und erwartete ungeduldig den Ausgang. Der Affe blieb sitzen, bis der Baum fiel, fiel mit und die Löwin sprang in dem Augenblicke, als der Räuber ihres Jungen den Boden erreichte, mit der Schnelle und Sicherheit einer Katze, die auf eine Maus springt, auf ihn zu, tödtete ihn mit einem Streich ihrer gegewaltigen Tatze, nahm ihr Junges in den Rachen und ging zufrieden fort.

(Die Engelsflügel.) Der Graf A. von B., der bekannte Dichter, liebte lange eine berühmte Schauspielerin, der er den süßen Namen Marie gab. Sein Verhältniß zu der Schönen war indeß ein so reines, daß es sich nicht einmal mit dem Petrarcas zu Laura vergleichen ließ. Nur ein Mal, in einem Anfluge poetischer Schwärmerei, vergaß sich der verliebte Philosoph so weit, daß er seine Hand auf die Schulter seiner Marie legte.

Wie verwundert über diese außerordentliche Kühnheit, drehte sich die Schöne um und sagte: „ich kenne Sie nicht mehr, Alfred! Was suchen Sie, mein Dichter?"

„Deine Flügel, mein Engel," entgegnete der Dichter entzückt.

(Eine seltsame Geschichte.) Eine französische Zeitung erzählt einen außerordentlich komischen oder schauerlichen — wie man will — Vorfall, der sich in Frankfurt zugetragen haben soll, ohne ihn jedoch verbürgen zu wollen. Frankfurt (a. M.) besitzt ein Leichenhaus, sagt das französische Blatt, und die Todten werden in dasselbe gebracht, bevor man sie dem Schooße der Erde übergibt. Der Wächter in diesem Leichenhause hat sein Amt viele Jahre verwaltet, ohne jemals Gelegenheit gefunden zu haben, einen Todten wieder lebendig werden zu sehen. In der letzten Herbstmesse muthete ein ehrlicher Frankfurter Bürger seinem allerdings vielvermögenden Magen zu viel zu und die Folge davon war, daß er bewußtlos umsank. Der Arzt erklärte ihn für todt und der Arme wurde in das Leichenhaus gebracht. Der Aufseher dieses Hauses legte sich ruhig nieder, nachdem er dem Todten die Klingelschnur um die Hand gewickelt, und gedachte, wie gewöhnlich ungestört zu schlafen. Mitternacht war vorbei, da vernahm der Unglückliche, was er nie zu hören geglaubt hatte, — die Klingel in der Leichenkammer. Augenblicklich war er aus dem Bette und auf den Beinen, aber er konnte sich nicht von der Stelle rühren. Eine entsetzliche Angst hielt ihn festgebannt und kalter Schweiß drang ihm aus allen Poren. Während er noch so dastand, entstand ein Bretergeknarr in der Leichenkammer, dann ließ sich ein lauter Ruf vernehmen. Der Aufseher fiel mit einem Angstschrei zu Boden. Andere Leute hörten diesen Lärmen und drangen in das Häuschen hinein, wo sie ein seltsamer Anblick erwartete. Am Boden lag der unglückliche Todtenwärter ohne Besinnung und Bewegung, während der Todte über denselben

gebeugt dastand, und mit den Mitteln, die für ihn selbst bestimmt gewesen, ihn wieder in das Leben zu rufen sich bemühte. Vergebens; der Leichenwärter blieb todt, der aufgestandene Todte kehrte aber vergnügt in seine Wohnung zurück.

— In der Kirche zu M. sitzen vor einigen Wochen zwei Bauern ganz in der Nähe der Orgel und plaudern wie gewöhnlich das ganze Lied hindurch und zwar ganz laut, da die Orgel sehr stark tönt. Der Organist erinnert sie mehrmals, leiser zu sein, sie kehren sich aber nicht daran und so hört er, gerade als während des Hauptliedes Einer den Andern fragt, ob er seine Ochsen noch weggegeben habe, plötzlich zu spielen auf und die ganze Gemeinde hört mit Erstaunen ganz laut die Worte: „da wäre ich ein rechter Esel!" worauf sie weiter heiter weiter sang: „Wer Wahrheit über Alles schätzt ꝛc."

(Kennzeichen.) Wenn Du einem Herrn und einer Dame begegnest, und der Herr sieht müßig ernst aus, als ob er nichts dächte, die Dame aber ruhig sorglos, als ob sie vollkommen befriedigt wäre, so verlaß Dich darauf, es ist Mann und Frau, und der Mann hat in einen Spaziergang gewilligt, ob er gleich lieber zu Hause geblieben wäre, während es der Frau wohlthut, zu glauben, er sei gerade noch so aufmerksam, wie sonst. Begegnest Du aber einer Dame und einem Herrn in angelegentlichem Gespräch, und der Herr unterhält sehr lebhaft und die Dame lauscht mit niedergeschlagenenen Augen, so kannst Du darauf wetten, es ist eine Angelegenheit im Werke, die wahrscheinlich mit einem Kirchgang enden wird.

Pariser Modenbericht.

Man zieht jetzt allen andern diejenigen Anzüge vor, welche ganz ohne Ausputz sind, der ihnen ein schweres, plumpes Aussehen geben könnte. Wer der Mode folgen will, darf jetzt nur Kleider oder Ueberröcke im einfachsten Schnitte tragen, die von durchscheinenden Stoffen, von feinem indischen Muslin, von zartem Barège oder höchstens von frischem Taffet gemacht sind.

Derselbe Geschmack, dieselbe Modenrichtung zeigt sich in dem jetzigen Kopfputze, trotzdem, daß man auf vielen Hüten Federn bemerkt.

Die Mantillen theilen die Gunst mit den Pompadour-Langshawls und der castilianischen Mantille. Im Allgemeinen sind die Mantillen von glasirter Seide, die Pompadour-Langshawls dagegen von Muslin oder Tarlatan, mit dünnem Taffet gefüttert. Auch Spitzenmantillen sieht man häufig. Meist haben sie eine Falbel von breiten Spitzen rund herum, oder eine bauschige Einfassung, durch welche ein Gazeband gezogen ist.

Die Stiefelchen stehen immer in hoher Gunst, und allerdings putzt auch einen hübschen Fuß nichts mehr. Man macht sie aus Wollen-Atlas oder Moire, und gewöhnlich wählt man dem Kleid entsprechende Farben. Ist dies nicht der Fall, so sind sie entweder von schwarzem Moire oder von dunkelgrünem Wollenatlas. Uebrigens sind sie ganz aus diesen Stoffen, d. h. sie haben weder Spitzen noch Seitenstückchen von Leder.

Die Leibchen à la Jungfrau geben den „Löwinnen" ein bescheidenes, züchtiges Aussehen, wie die garnirten Leibchen selbst den Prüden etwas Lockendes mittheilen.

Der Organdi hat seinen früheren Ruf wieder vollständig errungen. Man verwendet ihn, nebst Barège, Tarlatan, Cotevaly ꝛc. auf tausend verschiedene Arten, zu Ueberwürfen, selbst zu Putzkleidern, zu Soirée-Anzügen. Die Tulle-Ruchen sind sind davon so unzertrennlich, wie der Epheu von der Ulme. Indeß bringt man zuweilen, der Abwechslung wegen, Stickereien, Posamentirarbeiten, Bandsäulchen ꝛc. darauf an.

Den pekinirten Wollenmuslin trägt man des Vormittags als Ueberrock mit gefaltenem Hinter- und glattem Vordertheile; der Nankin, der seit langer Zeit vergessen war, ist ebenfalls wieder zum Vorschein gekommen.

Die Gürtel, dieser nothwendige Zubehör eines runden Leibchens, sind meist von dem Kleidstoffe mit ähnlicher Besetzung, oder, an Soiréekleidern, von einfachem, gewässertem oder geflecktem Bande.

Die Barège-Langshawls mit farbigen satinirten Streifen kleiden junge Frauen sehr gut, die schottischen Barège-Langshawls dagegen die jungen Mädchen, und die ältern Damen können die Mäntelchen von verschiedenen Formen und dem seidenweichen chinesischen Crepp wählen, die besser als die Langshawls fur die Abendspaziergänge ꝛc. passen. Indessen genügt ein so leichter Shawl nicht immer, und wenn die Luft kühler wird, knüpft man gern eine hübsche Cravate um den Hals. Diese schmalen Cravaten haben die Damen von den Herren entlehnt, und auch die Nadel, dieser durchaus nothwendige Toilettegegenstand, ist ein völlig naturalisirter Frauenschmuck geworden.

Straßen-Toilette. Genähter Strohhut, mit glattem, weißem Crepp gefuttert, unter dem Rande mit drei eben solchen Schrägstreifen mit weißem Atlasbande garnirt; mit rosa schattirten Mancinis von Bandpuffen unter der Krempe. Oberrock von Toiline; halbhohes Leibchen, blusenartig krausgezogen, mit rundem Gürtel; die Oeffnung des Rockes durch einen falschen Saum in drei Falten verdeckt. Die engen Aermel mit einem doppelten über Kreuz liegenden Jockey übersetzt. Echarpe von schwarzseidenem Gros grains. Ungebleicht grauer Sonnenschirm ohne Franzen.

Oberrocks-Robe von Taffet glacé; Leibchen und Rock geschnürt; die Aermel aus einem einzigen Stück, mit Achselstükken; als Einfassung um das Leibchen, wie um den Rock eine Franze mit übersetzter Posamentirarbeit; Fichu à la Ferronnière von sehr klarem Mousseline, hoch hinaufgehend, faltig an eine schmale Prise à jour gesetzt, welche den Ausschnitt am Halse umgibt, und welche durch eine schmale, hochstehende Spitze gehoben wird.

Mantelet von Tull, mit gesticktem Renaissance-Dessin, mit Pelerinen-Kragen. Durchbrochener Strohhut von zwei Farben, mit einem glatten Crepp, welcher durchschimmert, gefüttert; Halbschleier, zwei traubenartige Blumenzweige auf der Seite herabfallend. Sonnenschirm à la vieille.

Haus-Toilete. Die Haar-Coiffüre mit einem gewölbten Scheitel; Bonnet von Application, mit kleinen Barben und Bandpuffen à la Lyonaise. Peignoir à la Marechal von indischem Mousseline, herzförmig ausgeschnitten; das Leibchen etwas gebogen, oben durch eine Bandquaste geschlossen; der umfangreiche Rock durch Knöpfe geschlossen, in Zwischenräumen angebracht, und verdeckt durch Quasten, passend zu der am oberen Theile des Leibchens; die langen und flatternden Aermel unten und oben kraus gezogen, oben durch ein unter einer Quaste befestigtes Band, am Handgelenk durch eine hochstehende Manschette gehalten; das Leibchen und vorn die Oeffnung sind mit einem gesticktem und festonnirten Mullstrich, oder mit einer in runden Tollen gesetzten Valencienner Kante eingefaßt. Das Unterkleid von hortensienfarbigem Gros de Naples.

Promenade-Toilette. Robe von Barège pékiné, halb hoch, anschließendes Leibchen, enge Aermel, oben mit zwei über einander gesetzten Schrägstreifen verziert; der sehr breite Rock mit zwei sehr breiten Volants, mit kleinem überstehenden Kopf; diese beiden Volants fallen nicht einer auf den andern, sie sind der Art von einander getrennt, daß der Kopf des untern nicht von dem darüber befindlichen Volant bedeckt wird. Canezou von Mousselin, mit nicht sehr breitem Ueberfallkragen, welcher zum Theil einen zweiten runden Kragen, in Form einer Berthen-Pelerine, bedeckt, welcher hinten sich rundet und auf die Schrägstreifen herabfällt, welche vorn den oberen Theil der Aermel bedecken. Reisstrohhut, mit einer Blumenguirlande verziert, unter der Krempe Mancinis von verschiedenen Blumen.

Hut von ausgespanntem rosa Crepp, mit rosa Narcissen verziert; Robe von indischem Mousseline, das Leibchen kraus gezogen und à la vierge ausgeschnitten; die bis zu dem Ellenbogen reichenden Aermel anschließend und in Mechelner Kanten endigend, passend zu denen, welche das Leibchen einfassen, und welche in Tollen gelegt, die beiden breiten Volants, welche den Rand des Rockes zieren, umgeben. Unterkleid von farbiger Seide; ein Viertel lange Handschuhe; Mantelet von schwarzen Spitzen, à l'Antoinette geschnitten; Marquisen-Sonnenschirm mit Franzen.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Twine mit weitem Kragen, — Revers und Patten. Gestreifte Beinkleider. No. 2. Gestickter Cannezou. Rosakleid mit Bandgürtel. No. 3. Häubchen mit Band und Blumen ausgeputzt. Oberrockkleid mit doppelter Garnitur vorn herab. Leibchen vorn herab mit Knöpfen besetzt. Vorn offen, darunter ein weißes Kleid mit doppeltem gesticktem Volant.

Leipziger Modenbericht.

Die pariser Modenberichte bestehen theils in Beschreibungen von Anzügen, welche die Verfasser und resp. Verfasserinnen auf den öffentlichen Promenaden, in den Theaters, oder an hauptsächlichen Vergnügungs- und Besuch-Oertern der Pariser zur Ansicht bekommen, theils aber auch und zumeist in Beschreibungen von Anzügen, welche sie in den tausenden von Moden-Magazinen in Augenschein nehmen, und nicht selten kommt es, daß die Leser in einer Nummer in 10 bis 15 verschiedene Etablissements im Geiste gleichsam eingeführt und ihnen da die Anzüge beschrieben werden. Die Franzosen sind aber nicht so engherzig und kleinlich wie wir Deutsche, und wird kein Magazin neidisch oder eifersüchtig, wenn eins oder das andere erwähnt oder mit mehr Zeilen bedacht worden ist, während bei uns die Engherzigkeit so weit geht, daß ein hiesiger Schneidermeister blos einzig und allein aus der Ursache mein Journal aufgab, weil ich in vorvoriger Nummer Gelegenheit genommen hatte, einen hiesigen renommirten Tailleur zu erwähnen —?!!

Dies soll mich indessen nicht abhalten, von Zeit zu Zeit meine Leser auf diesen oder jenen Künstler aufmerksam zu machen und in dieses oder jenes Magazin einzuführen.

Die schönen Tage, welche wir haben, bringen die herrlichsten Sommer-Moden zum Vorschein, und das Rosenthal mit dem Schweizerhüttchen und Bonorands Etablissement, das Hôtel de Prusse, der Thonberg, große und kleine Kuchengarten, Stötteritz (in der Woche) und auch Hrn. Knabe's Kaffeegarten lieferten mir eine reiche Ausbeute.

Es ist befremdend, daß die so anmuthige Mode der vorne oder auf den Seiten geöffneten Roben nicht Eingang finden will; an den Aermeln und Leibchen geschnürte Kleider, die ebenfalls sehr gut kleiden, kommen hie und da zum Vorschein. Die meisten Leibchen sind hochhinaufgehend; der Aermel eng mit Garnituren; der Rock, das Leibchen und die Schrägstreifen der Aermel sind durch eine runde Litze, passend zu der Farbe des Anzuges, geschlossen. An einem der obigen Oerter sah ich eine Robe von rosa Barège, um den Rand des Rockes mit drei Reihen rosa Taffetband à la vieille geruchet und in Zwischenräumen gesetzt, verziert, das glatte Leibchen hoch hinaufgehend, mit gerundeter Schneppe, mit kleiner, eine Berthe bildender Pelerine, engen Aermeln, mit Ruchen, in Form von Jockeys. Im Rosenthal sah ich eine Robe von meergrünem Poult de Soie, vorn auf dem Rocke mit Posamentirarbeit verziert, an der Schneppe des Leibchens, wo die Garnitur begann, sehr schmal und sich schürzenartig erweiternd bis zum Rande des Rockes hinabreichend; das glatte hohe Leibchen fächerförmig mit Posamentirarbeit verziert, die Aermel eng. Ferner eine Robe von schottischem Taffet, um den Rand des Rockes zwei breite Schrägstreifen mit großen Zacken, und mit einer ausgeschlagenen Ruche garnirt, gesetzt; das hohe Leibchen mit dreifacher Naht, in einer Schneppe endigend, welche auf die Seitennaht gesetzt, auf den Rand des Aermels zurückfällt und nach hinten sich rundet, in der Breite einer ausgeschnittenen, ringsherum mit einer ausgeschlagenen garnirten Berthe, die engen Aermel mit Jockeys bildenden Ruchen. Im Hôtel de Prusse sah ich eine Robe von Cameleon Poult de Soie, schürzenartig mit drei Reihen gekräuseltem Bande von der Farbe der Robe verziert; das hohe Leibchen mit runder Schneppe, mit gleicher Garnitur von den Achselstücken ausgehend, und bis zur Schneppe des Leibchens schmäler werdend; Aermel à l'Orientale, mit einem Gekräusel von Band besetzt, mit Unterärmeln von Batist (eine sehr kleidsame Mode, die noch wenig Eingang gefunden) mit drei gestickten Prisen, und in einer Spitzen-Manschette endigend.

Ferner sah ich eine sehr schöne Robe von Tschusan-Stoff, unten mit zwei Reihen weißem Schmelz auf schwarzem Gorl gesetzt, die Reihen des Schmelz bildeten gleichsam die Volants oder Stufen. Der Gorl spielt überhaupt eine große Rolle und man sieht ihn in schwarz an dunklen Camails, und in hellblau an lichten, namentlich grauen. Auf der Promenade erschien mir neulich eine Dame in einer Robe von hellgrünem wollenen Stoff mit dunkelgrünem Gorl dreimal besetzt, der mit schwarzem Schmelz besetzt war. Ferner erblickte ich eine sehr schöne Dame in weißseidener Capote, mit granatrother Blume ausgeputzt. Dazu trug sie ein Kleid von schiefergrauer Seide mit Stufen. Der Shawl, den sie trug, war ausgezeichnet, er war himmelblau, hinten rund und vorn Langshawl, auf den Achseln bildeten sich eine Art weite Halbärmel, die in dem Armgelenke heraufgezogen und mit rothen herunterhängenden Schnuren und Quasten verziert war; ringsherum war er mit rothem Gorl besetzt.

An den Kleidern bemerkt man auch Vorstöße von Sammet, als Stufen, überhaupt sind 4—5 Volants, gezackt und gerollt, mode, desgleichen auch eben so viel Stufen, ferner Garnirungen jeder Art, sowohl unten herum, als schürzenartig vom Gürtel herab. Elegant sehen die weißen Toiletten, namentlich sind sehr zahlreich die weißen Camails, von Linon und gestickt, oder von Spitzen, wie ich auf dem Thonberge einen sehr schönen sah. Ueberhaupt sind auch mode seidene Kleider, changirt glatt, gerippte sowohl, als in andern, namentlich zackigen Mustern. Vorherrschende Farben sind licht, schiefergrau mit röthlichem Schein, und rehfarben.

Die Hüte haben noch immer meist Bandausputz, mit handbreit ausgefranztem Bande, den Schirm tief ins Gesicht. Locken unter den Hüten sind vorherrschend.

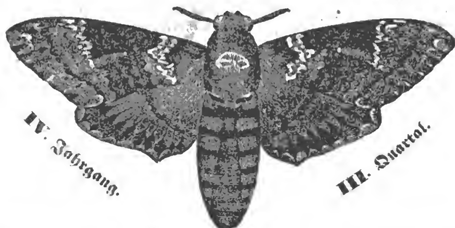
Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 3. (5. Jahrgang. III. Quartal).

Regenwetter-Gedanken. — Neue Methoden. — Eine Anecdote von Ludwig Devrient. — Die Dame mit dem Todtenkopf. — Urtheile über Europa. — Plaudereien der Eisenbahn-Passagiere. — Miscellen und Anecdoten. — Local-Zeitung.

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst **Modenkupfer.** Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31/$_{56}$. Druck von **F. Andrä** in Leipzig.

Leipzig-



Pariser Moden-Journal.

No. 4. Sonnabend, den 22. Juli. **1843.**

Der Wilddieb in Verlegenheit.

Vater Collinet war der Revierjäger des Herrn von Leblanc, dem das schönste Schloß an den rebenumgrünten Ufern in der Champagne gehörte.

Jedes Kind im Dorfe kannte den Vater Collinet, den rüstigen Fünfziger, welcher immer so schreckliche Geschichten von dem Feldzuge in Rußland, den er als Chasseur mitgemacht, erzählen konnte, welcher mit solcher Begeisterung von dem großen Kaiser sprach und der das Band der Ehrenlegion niemals vergaß in das Knopfloch seines grünen Oberrockes zu binden.

Aber wenn auch der alte Soldat gern mit Bauern in der Schenke plauderte, wenn er beim vollen Glase mit Begeisterung die alte Marseiller Hymne anstimmte und von dem kleinen Corporal schwatzte, wie derselbe bei der Erstürmung der Brücke von Arcole, die Fahne ergriffen und den Grenadieren im Sturmschritt vorangeeilt sei, oder wenn er, von seinen Streifzügen heimkehrend, seine mit bunten Eiern oder seltenen Blumen gefüllte Waidtasche den jubelnden Kindern Preis gab, so führte er doch ein sehr strenges Reglement über alles das, was seine Dienstpflichten anbetraf. Wehe dem, welcher es sich einfallen ließ, ohne Erlaubniß des Gutsherrn Holz aus dem Walde zu holen, oder der es gar wagte, dem in seinem Kohlgarten eingebrochenen Hasen mit geladener Büchse aufzulauern! Vater Collinet war unerbittlich, und wenn der, bei einem solchen Waldfrevel von ihm Ertappte durch die Milde des Gutsherrn nur mit einer leichten Strafe davonkam, so war der alte Jäger gewiß nicht daran Schuld, daß dieses Vergehen nicht auf das Schärfste gerügt wurde, und gewiß ging er dann noch einige Zeit nachher grollend mit dem Malefikanten um, bis endlich der volle Weinkrug ihn wieder mit dem sogenannten Verbrecher und mit sich ausgesöhnt hatte. —

„Der alte Brummbär ist ja heut in der Stadt und wird vor Abend nicht zurückkehren;" sagte an einem schönen Herbstmorgen Robin, der junge Pachter des Dorfes, welches Vater Collinet in so strenger Ordnung hielt, zu seinem Weibe Marie, welche eben beschäftigt war, den Anzug der jüngeren Tochter zu ordnen, während die ältere schon mit verständiger Miene in dem großen Zimmer umhertrippelnd, das hellpolirte Zinngeschirr auf dem Schranke vom Staube reinigte und den jungen Hühnern die Wasserschüssel zum Trinken auf den Estrich setzte. „Geh Charles und hole mir mein Pulverhorn; es liegt in der Schieblade," wendete sich dann der

Sprechende zu dem munteren rothbäckigen Knaben, der sogleich fortsprang, um dem Vater das Verlangte herbeizuschaffen; „Du weißt, morgen ist Sonntag, und ich habe schon lange Appetit auf einen Hasenbraten gehabt. Ich will also diese Gelegenheit benutzen und sehen, ob das Glück mir günstig ist.“

„Es ist wohl wahr,“ entgegnete die junge Pächterin beifällig nickend, „meine Küche ist schlecht versorgt, das Federvieh ist noch zu jung, um es zu schlachten — — aber dennoch, wenn Collinet eher zurückkehren sollte! Du weißt, er paßt genau auf.“ —

„Ei Possen!“ lachte Jener, „sei nur ruhig, er wird mir nichts anhaben“ und Robin nahm die Büchse von dem Nagel und ging.

Etwa zwei Stunden mochten der jungen Frau seit der Abwesenheit ihres Mannes vergangen sein, als draußen der Hofhund anschlug, und ein lautes Bellen antwortete.

„Ruhig Cäsar! Still Diane!“ ließ sich eine tiefe Baßstimme vernehmen, welche die Pächterin mit Schrecken erfüllte, und gleich darauf ward an die Thür des Hauses geklopft. Die junge Frau eilte zu öffnen, und wie sie gefürchtet, so trat, freundlich grüßend, der in der Stadt geglaubte Jäger mit seinen beiden Hunden in das Zimmer.

„Guten Morgen, Frau Robin,“ sagte der Eintretende; „nun, wie geht's Euch? — Doch wozu die Frage, seht Ihr doch so frisch und munter, wie damals, als Ihr noch im Brautkranz zur Kirche schrittet. — Ja, ja, ich kann mich noch genau daran erinnern.“

„Ihr scherzt wohl nur,“ entgegnete die Pächterin; „aber wie kommt es denn, daß Ihr schon so früh aus der Stadt zurückgekehrt seid; sagtet Ihr nicht gestern, daß Ihr wenigstens bis zum Mittag dort bleiben würdet?“

„Allerdings, denn Ihr wißt, daß ich in der Angelegenheit meines Schwagers vor Gericht geladen war, und die Herren von der Feder sind gewöhnlich etwas langsam. Heut' aber war der Herr Maire besonders gnädig und ich wurde schnell expedirt. Da bin ich nun auf dem Heimwege bei Euch eingesprochen, um mit dem Robin ein paar Worte wegen des Holzverkaufes zu sprechen; — doch ich sehe ihn nicht; — ist er schon früh ausgegangen?“

„Ich glaube, er hat etwas oben im Weinberge zu thun,“ entgegnete die junge Frau verlegen.

„Nun so will ich hinaufgehen, und ihn mir aufsuchen.“

„Doch wozu?“ nahm die Pächterin hastig das Wort; „er wird bald zurückkommen, denn das Wetter ist trübe, wir werden bald Regen bekommen.“

„Pah!“ lachte der alte Waidmann, „ich will in meinem Leben auf keinen Rehbock mehr anlegen, wenn heute auch nur ein einziger Tropfen fällt. — Wir haben lange nicht einen so schönen Tag gehabt. Guten Morgen, Frau Robin!“

Und der Jäger wollte sich entfernen.

„Aber, mein Gott!“ rief die junge Frau und suchte so gut als möglich ihre Angst zu verbergen, „Robin wird, wie gesagt, bald wieder hier sein, und Ihr könnt es Euch doch so lange bei mir gefallen lassen. Ihr habt mir doch sonst nicht ein Glas Wein abgeschlagen, und werdet es wohl auch heute nicht thun? Geschwind Josephine,“ wendet sie sich zu der ältern Tochter, „geschwind hole eine Kanne Wein herauf aus dem Keller. Du weißt das kleine Faß linker Hand; — und Ihr, Vater Collinet, setzt Euch hierher, und während ich das Gemüse verlese, erzählt Ihr mir von den hübschen Geschichten, deren Ihr so viel wißt.“

Die Pächterin kannte genau die schwachen Seiten ihres Gastes und ihre Worte verfehlten daher auch nicht die gewünschte Wirkung auf denselben hervorzubringen. Er ließ sich willig von seiner freundlichen Wirthin auf den Stuhl niederdrücken und trank in recht tiefem Zuge von dem herbeigebrachten Rebensafte auf das Wohl der Hausfrau, welche an der entgegengesetzten Seite des Tisches ihm gegenüber Platz genommen hatte, während der kluge Charles auf einen geheimen Wink der Mutter hinausgesprungen war, um den Vater aufzusuchen und ihn von der gefahrdrohenden Gegenwart des Jägers in Kenntniß zu setzen.

Aber der Knabe mochte dem Pächter vielleicht auf einem andern Wege entgegen gelaufen sein, denn noch war keine halbe Stunde verflossen, noch hatte Collinet kaum den dritten Becher geleert, als plötzlich die Hausthür geöffnet wurde und Robin mit freudestrahlendem Gesichte, die Büchse in der Rechten, mit gefüllter Waidtasche eintrat.

„Nun, da seid Ihr ja,“ sagte der Jäger und trat auf den Ankommenden zu, welcher gerade noch so viel Geistesgegenwart hatte, um seine Flinte schnell draußen in den Winkel der Hausflur zu lehnen. „Ich habe Euch erwartet und es mir, wie Ihr seht, recht bequem gemacht.“

„Ganz recht, ganz recht, Vater Collinet,“ entgegnete der Pächter so freundlich als es in seiner Verlegenheit gehen wollte, und schob ängstlich die Jagdtasche so weit, als möglich, nach hinten zurück. „Nun, nehmt nur wieder Euren Platz ein, und laßt Euch nicht stören. Ich will mir blos den Rock ausziehen, und dann wollen wir wegen des Geschäfts zusammen sprechen.“

Und während der gutherzige Waidmann wieder dem Stuhle zuschritt, ließ der Wilddieb die fatale Jagdtasche zur Seite der Frau auf die Erde fallen und setzte sich dann neben dem Jäger nieder.

„Ein herrliches Gewächs, dieser Eilfer;“ sagte Vater Collinet und ergriff das Glas, welches sein dienstfertiger Wirth bis zum Rande gefüllt hatte, und hielt es schmunzelnd gegen das Licht; „ja, ja, nur in einem solchen Weine sollte man die Gesundheit des großen Kaisers trinken.“

„Ja wohl, der Wein ist gut,“ sprach Robin und während er das geleerte Trinkgeschirr seines Gastes von Neuem füllte, schielte er seitwärts, wo die Waidtasche an der Erde lag, und das ältere Mädchen den Inhalt derselben auf die Seite zu practiciren bemüht war.

„Wer solch einen Trunk am zwölften November des Jahres 1812 gehabt hätte, als wir die Berezina passirten, der hätte vielleicht eher Kraft gehabt, den Lanzen der verfolgenden Kosaken zu entgehen, und wäre nicht im tiefen Schnee umgekommen. — Ruhig Cäsar; still. Hierher.“

Und der alte Waidmann rief seinen Hunden, welche zum großen Schrecken des Pächters und seiner Frau, das Wildprett witternd, am Boden umherschnoberten.

„Ja, wie gesagt, das war ein heißer Tag, und nimmer hätte ich geglaubt, daß — aber was haben denn die Hunde, ich glaube, sie wittern hier etwas,“ — unterbrach sich der Jäger und schaute mit argwöhnischen Blicken im Zimmer umher. — „Ich will nicht hoffen, daß Ihr hier — — —“

„Aber so trinkt doch, wer weiß, was die Hunde wollen;“ unterbrach ihn ängstlich die junge Pächtersfrau, während auf ihren Wink der nun auch wieder zurückgekehrte Bube das Corpus delicti fort zu transportiren suchte, „es werden die Hühner sein, welche die Hunde unruhig gemacht haben.“

„Nein, nein,“ fuhr der alte Waidmann unwillig auf, die Thiere sind gut erzogen, und wissen hinlänglich ein Haushuhn von einem Birkenhuhn zu unterscheiden. Es muß durchaus hier etwas im Zimmer sein, was nicht richtig ist; — ich glaube, Ihr habt Contrebande.“

„Wo denkt Ihr hin? Vater Collinet!“ riefen beide Eheleute zugleich.

„Nun, ich will es zwar nicht hoffen, aber ich muß doch Visitation halten; und wenn ich dergleichen finden sollte, so — —! Und der Jäger stand auf, und blickte forschend im Zimmer umher und richtete, da er glücklicherweise nichts Verdächtiges bemerkte, seine Augen auf den Sims über dem Herd, auf welchem neben einigen Küchengeräthen auch das Bildniß der Mutter Maria im sonderbaren Zusammensein mit einer kleinen Statue Napoleons stand.

„Was habt Ihr dort oben?“ fragte Collinet, und steckte den langen Lauf der Büchse untersuchend hinauf. Aber während er neugierig hinschaute, hatte der gewandte Charles mit der Waidtasche die Thür gewonnen, und eilte hinaus. Doch jener hatte ihn bemerkt.

„Halt, zum Teufel, wo läuft der Bube hin?!“ rief der Visitator, und wollte dem Knaben nacheilen. Aber indem er rasch seine Büchse zurückzog, stieß er unvorsichtig an das Bild des Kaisers; es stürzte auf den Boden herab und die Gypsfigur zerschmetterte auf den harten Steinen in tausend Stücke.

„Nun seht, das habt Ihr von Eurem allzugroßen Diensteifer,“ sagte, sich unwillig stellend der Pachter Robin, „der Bube ist auf den Hof hinaus gelaufen und hat wenig an Euch und Euren Argwohn gedacht!“

Der alte Napoleons-Verehrer stand unbeweglich und starrte mit trübem Blick auf die Trümmer des Bildes. Ein Verbrecher, auf der That ertappt, konnte nicht bestürzter sein. Nachdem er noch eine Zeit lang stumm auf die Scherben geblickt, stieß er einen tiefen Seufzer aus und schickte sich an, die zerbrochenen Stücke sorgsam aufzusuchen.

„Nachbar,“ sagte er dann und ergriff wie zur Versöhnung die Hand des Pachters; „Nachbar, ich glaube, ich habe Euch im unzeitigen Eifer schwer beleidigt. Vergebt mir und glaubt, daß ich mich durch diesen Unfall hinlänglich gestraft fühle. Aber laßt nur gut sein, ich werde Euch den schönen Kupferstich herbringen lassen, der bei mir zu Haus hängt, auf welchem der Kaiser abgebildet ist, wie er über die Alpen geht.“

„Es ist nicht nöthig, Vater Collinet,“ erwiederte Jener, „wozu wollt Ihr Euch dessen berauben, da es ja doch Euer größter Schatz ist.“

„Nein, nein, ich werde ihn herbringen,“ entgegnete der Jäger hastig; Ihr müßt Ersatz haben. — Allons Cäsar, Diane, kommt!“

Und er pfiff den Hunden, nahm die Büchse und ging.

„Mutterchen!“ sagte der Pachter, als sich Jener entfernt hatte, zu seiner Frau, „wenn ich in die Stadt komme, muß es das Erste sein, daß ich wieder eine solche Gypsfigur kaufe. Dieser Napoleon hat uns heute aus großer Verlegenheit gerettet, wer weiß, ob er es nicht auch zum zweiten Male thun kann.“

Zeitinteressen.

Unter dieser Ueberschrift findet sich in Nr. 27. der „Adels-Zeitung“ folgende Mittheilung:

Die Ritterschaft besteht heutzutage nicht blos aus Edelleuten und wissenschaftlich gebildeten Nichtadligen, sondern auch aus gewesenen Pächtern, Krämern, Gastwirthen, Schneidern ꝛc., in manchen Ländern sogar aus Juden. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Edelmann sein Gut, welches vielleicht Jahrhunderte in der Familie gewesen ist, an einen geldstolzen Schneider oder an einen arroganten Juden veräußern kann! In die Ritterschaft gehört weder ein Jude hinein, und wenn dieser über Millionen zu commandiren hat, noch ein Schneider, auch wenn dieser nicht allerhöchstselbst schneidert, sondern seine Geschäfte durch seine Minister besorgen läßt, in Paris und London chargés d'affaires nebst diversen Attachés hält und sich auf der Straße nie anders zeigt, als in seiner eleganten Equipage. Wenn man nicht festsetzt, daß derjenige, welcher ein Rittergut acquiriren will, ein wissenschaftlich gebildeter und in jeder Hinsicht ehrenwerther Mann sein muß, so wird der Ausdruck: „Ritterschaft“ bald allgemein barock erscheinen. Rittergutsbesitzer, welche früher Pächter ꝛc. waren, mögen ganz respectable Leute und tüchtige Oeconomen sein, aber sie haben nicht die Bildung und somit auch nicht den Muth, auf öffentlichem Landtage zum Wohle des Landes ihre Stimme zu erheben. Schon jetzt gibt es in den deutschen Ständeversammlungen unter den vielen Deputirten nur wenige Sprecher, und wenn diese eine gute Suade besitzen, so ist es Ihnen ein Leichtes, den Mitständen ihre Ansichten aufzudrängen. Und wie oft sprechen solche Leute blos, um die jetzige Mode mitzumachen und auf Alles Bestehende loszuziehen oder um mit ihrem Rednertalente zu renommiren! Die Preßfreiheit ist das beliebteste Thema dieser Redner. Auf jedem Landtage kommen sie darauf zurück, wie einst der alte Cato auf sein: „caeterum censeo, Carthaginem esse delendam,“ — und immer wird zur Begründung der Bitte um Preßfreiheit angeführt, daß diese für Frankreich und England die segensreichsten Folgen habe. Wir wollen auf diesen Segen verzichten. Wenn es dem Deutschen vergönnt ist, in einer Sprache, wie sie demselben geziemt, öffentlich die Wahrheit zu sagen, selbst über Regierungsangelegenheiten, so kann er hinlänglich damit zufrieden sein. Wenn doch die Bitte der preußischen Stände in Königsberg höheren Ortes Gehör und in den anderen deutschen Ländern Anklang finden möchte, „daß die Censur nur wissenschaftlich gebildeten und durch äußerlich gesicherte Stellung unabhängigen Männern anvertraut werden möge, so wie daß die Untersuchung und Entscheidung etwaiger Beschwerden über die Censoren nicht einzelnen Staatsbeamten, sondern einer aus wissenschaftlich gebildeten und unabhängigen Männern bestehenden Censurbehörde überwiesen, eine solche aber zur richtigen Beurtheilung der Verhältnisse und Vermeidung nachtheiliger Verzögerungen in jeder Provinz angeordnet werde!“ In einer deutschen Ständeversammlung wurde kürzlich Preßfreiheit begehrt, und die Censur ist in diesem Lande schon jetzt so nachsichtig, daß dort oftmals Preßfrechheit vorkommt. Diese wird besonders gegen Preußen ausgeübt. Man müßte sich wundern, daß Journalisten gegen Preußen zu Felde ziehen können, welches mit seinem Wahlspruche „vorwärts“ wohl nimmer so viel Ehre eingelegt hat, als gerade in der letzten Zeit, wenn es nicht klar am Tage läge, daß diese Journalhelden nicht Recht und Wahrheit zu verbreiten, sondern durch Scandalisiren, welches jetzt so beliebt ist, den Kreis der Leser ihrer Blätter zu vergrößern beabsichtigen. Die Journalisten mögen donnern — wie *Cicero* in Catilinam — gegen Mucker, Jesuiten, Despotie, Nepotismus, Servilismus, Hochmuth, Intoleranz und alles Schlechte und Verderbenbringende, soviel ihnen beliebt; aber fern sollen sie bleiben von Persönlichkeiten und Angriffen auf die weisen Institutionen einer erleuchteten Regierung! Man wirft Preußen vor, daß es nicht bestimmt in seinen Anordnungen sei und dabei versuchsweise zu Werke gehe. Nach meiner Ansicht ist dies viel vernünftiger, als wenn man gleich Alles blindlings nachahmt. Frankreich ist schon seit Jahrhunderten das Vorbild von Deutschland. Wie manches dulce et utile haben die Deutschen den Franzosen nachgeahmt, als Perrücken mit Haarbeuteln, Puder, Zöpfe, Revolutionen, Constitutionen, alberne Kleidermoden! Das Letztere geschieht noch jetzt, und die Kleidermoden müssen selbst von vernünftigen Leuten mitgemacht werden, wenn diese nicht für Philister passiren wollen. Und wie so Manches möchte man den Franzosen noch verdanken können, als Mündlichkeit, Oeffentlichkeit, Preßfreiheit! Die Anzahl der deutschen Radikalen ist zum Glücke nicht so groß, als diese ihre Landsleute glauben machen möchten, und ihre Stimme daher nicht vox populi. Ich halte die Meisten dieser Leute den Regierungen für eben so wenig gefährlich, wie die Demagogen auf den Universitäten. Wenn man Ersteren ein Butterbrod in den Mund oder ein Band in das Knopfloch steckt, werden sie conservativ oder was ihr Wohlthäter sonst will, so wie die Letzteren die besten Freunde der Regierung, sobald sie das Triennium absolvirt und das Staatsschiff bestiegen haben, auch wenn

sie im Anfange nur als Schiffsjungen figuriren. Studenten, welche die größten Feinde der Polizei waren, sind oft die besten Polizisten geworden. Man sollte die deutschen Radicalen, welche Frankreich für ein so gesegnetes Land halten und uns ganz französiren möchten, auf einige Zeit dahin exiliren. Gewiß würden sie radical gebessert in das Vaterland zurückkehren! —

Carl Graf von Hülsen.

Ein kleiner Irrthum.

Der Professor X. erzählt, als von Neuigkeiten die Rede ist, folgenden komischen Vorfall: „Sie wissen, daß unser alter, ehrenfester Theologe *** seit einem Vierteljahre auf demselben Flure mit dem Regierungs-Bevollmächtigten hiesiger Universität wohnt. Nun ist schon seit vielen Jahren Herkommen, daß die Studenten der theologischen Fakultät dem guten *** an seinem Geburtstage ein Ständchen mit Fackelzug bringen. Dieses sollte auch gestern Abend stattfinden. Man hatte jedoch verabsäumt, vom Bevollmächtigten die besondere Erlaubniß dazu auszuwirken. Der Letztere nun sitzt Abends mit seiner Familie beim Souper, als sich lebhaftes Geräusch auf der Straße nähert. Sein jüngstes Töchterchen schaut aus dem Fenster und ruft vergnügt: „Ach, Papa, ein Fackelzug — sie halten hier unterm Hause — ach es sind ja die Studenten!" Der Bevollmächtigte wird stutzig. Die Musik beginnt — er horcht — er springt auf — ein plötzlicher Gedanke verklärt seine Züge. Ihm ist nichts angezeigt worden. — Wem anders also könnte das Ständchen gelten als ihm selbst? Man weiß, wie eitel und ruhmbegierig er ist, wie er, obschon bürgerlich, doch stets dem Adel die Schleppe trägt, um mit dazu gezählt zu werden. Diese Aufmerksamkeit der studirenden Jugend schmeichelt ihm ganz ungemein. Welchen Ruf muß ihm dieses Zeichen des Strebens nach seiner Gunst bringen! Welcher Regierungs-Bevollmächtigte von der Ostsee bis zum adriatischen Meere hätte wohl vor ihm ein freiwilliges Ständchen von den Studiosen erhalten? — Auf's schleunigste ist der Staatsfrack der Regierungs-Uniform angeworfen und das Fenster eröffnet. Sobald die Musik schweigt, beginnt er in wohlgefügten Perioden seinen Dank abzustatten. Nichts soll drolliger gewesen sein, als diese Rede aus diesem Munde. Sie wissen, daß der Bevollmächtigte, wie es schon sein Amt mit sich bringt, nie ein Freund der Studenten gewesen ist, daß er sich nie anders gezeigt hat, als ihr erbitterter Gegner und Unterdrücker. Wenn hätte er das Geringste gethan oder nur zu thun erlaubt, wodurch er sich ihre Zuneigung hätte erwerben können. Aber dennoch ist er keinen Augenblick im Zweifel über die Ehre, die ihm widerfährt. Sie kitzelt und besticht ihn ganz und gar. Er, der Demagogenjäger, der Störer so manches Commersches und Aufzuges, zu denen er seine Erlaubniß verweigerte, er, der außer seinen Pedellen noch ein Dutzend geheimer Polizisten besoldet, um jedes Wort, jeden Athemzug der Studenten zu erschnüffeln, der nach Freiheitssinn oder Demagogie riechen könnte — er wird plötzlich selbst Demagoge, fängt an, von der akademischen Freiheit zu peroriren, die unter seiner unwandelbaren Obhut stünde; er ermuntert das Streben der akademischen Jugend nach geistiger Unabhängigkeit, ja er redet sich selbst in die Begeisterung hinein und vergißt sich so weit, daß er das erste Mal von einer deutschen Studentenschaft spricht! — Studenten und Volk stehen unten mit offnen Mäulern und Ohren über den doppelt unerhörten Vorgang; denn am andern Ende des Hauses steht längst im schwarzen Frack der alte Theologe am Fenster und predigt seine gewohnte jährliche Geburtstagsrede herunter. Als Haupt der hiesigen Rationalisten zieht er darinnen grimmig über die Pietisten her, spricht von Dunkelmännern und theologischen Buschkleppern und legt den Zuhörern das wahre Evangelium, wie er allein es lehrt, warm und begeistert an's Herz. Er erhebt mehr und mehr die pathetische Kanzelstimme und ist nur noch einen Satz vom Amen entfernt — als der Bevollmächtigte gleichfalls den Gipfel seiner Rede erklommen hat und eben der akademischen Freiheit ein Hurrah bringen will — da vernimmt Einer den Andern — Jedem schnappt vor Schreck die Stimme über — Jeder schleudert einen entsetzlichen Blick nach dem entgegengesetzten Flügel des Gebäudes — Jeder fährt pfeilschnell zum Fenster hinein, während unten das längst entstandene Gemurmel sich in ein unauslöschliches Gelächter auflöst."

Miscellen und Anecdoten.

(Das Gesetz über Vielweiberei in England.) Wie schwer es hält, bis in England ein altes Gesetz abgeändert oder ein neues erlassen werde, ist hinlänglich bekannt, dennoch wurde im Anfange dieses Jahrhunderts das eben bezeichnete Gesetz sehr schnell geändert und zwar war die Veranlassung dazu folgende: Ein reicher Kaufmann, der in Folge

seiner Geschäfte einen großen Theil des Jahres an dem einen Ende des Königreichs, einen andern aber wieder an dem entgegengesetzten zubringen mußte, war ein solcher Anhänger des Familienlebens, daß er außer der einen Frau, die er an seinem eigentlichen Wohnsitze hatte, noch eine zweite an seinem temporairen Aufenthaltsorte heirathete. Längere Zeit blieb die Sache unentdeckt, allein der Verräther schläft nicht und so kam denn auch sein Verbrechen der Bigamie an den Tag. Mit einer peinlichen Anklage bedroht, die ihm Vermögen und Leben kosten mußte, bat er einen berühmten Advocaten um Rath. Als dieser den Kaufmann angehört hatte, sann er eine Weile nach und sagte dann: „Ich weiß nur ein Mittel und das besteht darin, daß Sie sobald wie möglich noch eine dritte Frau heirathen." — „Herr, sind Sie des Satans?" rief der Kaufmann erschrocken aus. „Sie sollen mir rathen, wie ich die zweite sobald als möglich loswerden kann, und statt dessen wollen Sie mich verleiten, noch eine dritte zu nehmen?" — „Weil Sie nur so gerettet werden können," versicherte der Advocat mit der größten Ruhe. „Befolgen Sie meinen Rath und ich stehe Ihnen dafür, daß Sie freigesprochen werden; — verwerfen Sie ihn, so sind Sie verloren!" Die Zuversicht des Advocaten beruhigte den Kaufmann; überdies wußte er sich auf keine andere Weise aus der Schlinge zu ziehen und so vertraute er denn sein Heil dem Rechtsmanne an und heirathete schon am nächsten Tage die erste beste Frau, von dem Advocaten zu diesem Zwecke durch eine Geldsumme eben so gewonnen wie der Geistliche zur Trauung. Die Klage wurde angebracht, und vor die Assisen geladen, erschien der Kaufmann mit seinem Anwalt, um wegen der schweren Beschuldigung Rede und Antwort zu stehen. Der Instructionsrichter legte ihm die Frage vor, ob die Anna Fanny Cludsdale in Brighton seine ihm rechtmäßig angetraute Gattin sei, und erhielt eine bejahende Antwort. „Ist Angeklagter auch mit Cathe Mary Bishop in Lynn getraut?" fragte der Instructionsrichter weiter. — Auch diese Frage wurde ohne Zögern oder Ausflucht bejaht. Der Richter forderte nun die Geschwornen auf, ihr Urtheil zu sprechen, da rief der Anwalt des Beklagten: „Halt, die Untersuchung ist noch nicht zu Ende, denn Beklagter ist auch mit Jenny Fulton rechtmäßig getraut. Die Beschuldigung, daß er zwei Frauen habe, ist demnach falsch und ungültig, denn er hat deren drei; dies aber ist nach dem Gesetze nicht strafbar, denn der Spruch lautet: Wer zwei Frauen hat, verwirkt die Strafe rc. rc. Mein Client hat nicht zwei Frauen, und folglich kann das Gesetz auf ihn keine Anwendung finden, da es von dem Falle, daß ein Mann drei Frauen hätte, nichts erwähnt." Diese Vertheidigung fand durchaus keinen Widerspruch, denn das Gesetz sprach klar und deutlich nur von zwei Frauen. Der Kaufmann wurde daher freigesprochen, aber in der nächsten Parlamentssitzung wurde das Gesetz: „Niemand darf zwei Frauen haben," dahin abgeändert, daß es jetzt lautet: „Niemand darf mehr als eine Frau haben."

— Die Zeitungen erzählen viel von einer neuen interessanten und wichtigen Erfindung: In Rochefort, heißt es, hat man ein neues Instrument erfunden, welches alle bisher angenommenen Meinungen über die wahrscheinliche Ursache der Winde umzuwerfen und ihnen einen ganz neuen Einfluß anzuweisen scheint. Steht dieses Instrument auf einem Tische in irgend einem Zimmer und unter einer Glasglocke, so nimmt es nach einigen Secunden die Richtung des herrschenden Windes an, ja soll sogar eine Viertel-, oft eine halbe Stunde vorher die Veränderungen anzeigen, welche in der Richtung des Windes eintreten werden.

(Seltsamer Proceß.) Ein seltsamer Proceß beschäftigt jetzt die öffentliche Aufmerksamkeit in Paris. Bei dem schrecklichen Versailler Eisenbahnunglück kamen auch Herr und Frau Peysselon zusammen um. Sie waren erst seit Kurzem verheirathet und hatten in den Ehepacten stipulirt, daß der Ueberlebende den Andern beerben soll. Die juridischen Fragen sind nun folgende: Welcher von den beiden Ehegatten hat den andern überlebt? Welcher ist, sei es auch nur einige Minuten, im Besitze des sämmtlichen Vermögens des andern gewesen? Wem fällt demnach jetzt die Erbschaft zu, den Erben des Herrn Peysselon oder denen seiner Frau? Drei ehrenwerthe Aerzte sind als Schiedsrichter in dieser schwierigen Sache in Anspruch genommen.

— Ein Herr von Osten befand sich einst in einer Gesellschaft, wo auch ein Geistlicher zugegen war. Um sich nun als einen starken Geist zu zeigen, fing er mit diesem ein Gespräch über religiöse Gegenstände an, wobei er es nicht an witzig sein sollenden Spöttereien fehlen ließ. So sagte er unter Anderm zu dem Geistlichen: „Wahrlich, es gehört doch ein starker Glaube dazu, es für wahr anzunehmen, daß Noah eine so große Arche hat bauen können, um darin alle Thiere aus den vielen Himmelsstrichen aufzunehmen! und wie war es möglich, sie in so kurzer Zeit herbeizuschaffen?" — „Das läßt sich wohl erklären," versetzte der Geistliche. „Da Gott nur das menschliche Geschlecht bis auf Noah und seine Familie, nicht aber alle übrigen Geschöpfe des Erdbodens vertilgen wollte, so wurden die Thiere instinctmäßig angetrieben, sich in die Arche zu retten. Noah brauchte nichts weiter zu thun als sie herbeizurufen. Er trat also nur in die Thür der Arche und sprach: „„Komm herein, du Löwe von Süden, du Bär von Norden, du Esel von Osten!"" und sogleich fanden sich die Gerufenen ein."

(Prellerei.) Ein Engländer ließ sein Leben in einer Lebensversicherungsgesellschaft für die Summe von 20,000 Pfd. Sterl. (130,000 Thlr.) versichern, die einmal seiner Witwe zukommen sollten. Nachdem er sein bedeutendes Vermögen so ziemlich durchgebracht, begab er sich auf eine philosophische Reise durch Deutschland. Seine Frau ließ er in London und nahm nur einen Bedienten mit. Eines Tages ritten beide auf der Straße hin; der Herr beschäftigte sich mit unangenehmen Gedanken, der Bediente dachte an andere Dinge und dachte nicht an sein Pferd, das stolperte; der arme Teufel wurde heruntergeworfen und brach den Hals. Dieser Unfall brachte den Engländer auf einen köstlichen Einfall; er nahm die Kleidung des Bedienten, zog diesem die seinige an und eilte nun in den nächsten Ort zum Richter, wo er den Unfall seines angeblichen Herrn erzählte. Die Obrigkeit ließ den Leichnam aufheben und bestätigte den Todesfall, welcher der Witwe gemeldet wurde, die der Engländer aber in einem Briefe von seiner List benachrichtigte und sie nach Newyork beschied, wohin sie sich auch begab, nachdem sie sich von der Lebensversicherungsgesellschaft die 20,000 Pfund Sterl. hatte auszahlen lassen.

(Eine Vorstellung natürlicher Magie.) Eine Gesellschaft in Konstantinopel lebender Engländer ging einst in das schöne Thal Dolme-Baschi, hinter dem Hügel von Pera. Es war Festtag, und die Türken ergötzten sich an den Künsten der Seiltänzer, Escamoteurs und Possenreißer; wer sich nach einem höheren geistigen Genusse sehnte, sah einem Bären zu, welcher sich mit einigen Hunden herumbalgte. Plötzlich jedoch lenkte ein Escamoteur die Aufmerksamkeit von allen diesen Herrlichkeiten ab. Vor ihm her gingen zwei Trompeter, welche das Festtagspublikum mit ohrenzerreißenden Tönen regalirten, und es bildete sich sogleich ein dichter Kreis um ihn her. Der Escamoteur rollte einen jener enormen Oelkrüge, worin sich 3 Personen ohne große Mühe verkriechen konnten, vor sich her. Er war von kleiner Statur, dabei lebhaft und keck; sein Anzug beschränkte sich, der Hitze wegen, auf eine weite leinene Hose; er trug weder Schuhe noch Turban, noch Jacke. Er richtete seinen riesenmäßigen Krug auf, welcher ihn wenigstens 1 Fuß hoch überragte und machte bekannt, daß er den Moslems ein noch nie gesehenes Schauspiel bereiten werde. Die Menge ward immer zahlreicher, Jedermann wartete der Dinge, die da kommen sollten. Als der Gaukler durch allerlei seltsame Sprünge und Capriolen die Aufmerksamkeit des Publikums aufs Höchste gespannt, ersuchte er jeden einzelnen Zuschauer, ihm irgend etwas zu geben, das er in den Krug werfen könnte. Hierzu wollten sich die Moslems anfangs nicht gern verstehen; ein junger Türke jedoch überzeugte sich, daß der Krug vollkommen rein sei und übergab dem Escamoteur seinen Shawl, den dieser sogleich in den Krug warf. Diesem Beispiele folgten alle Umstehenden; von allen Seiten wurden Shawls, Pfeifen, Tabaksbeutel, Pantoffel u. dgl. gereicht; der kleine Mann wies nichts zurück; er warf Alles in den Krug; einige Kinder gaben ihm sogar ihr Hemd. Ein Grieche wollte durchaus seine Frau in den Krug hinein thun (und dieser, glaube ich, hatte eine Ahnung von dem Ausgang des Kunststückes), diese aber wollte der Gaukler nicht annehmen. Der Krug mußte ganz voll sein, wenn das große Kunststück gelingen sollte; dieser Zweck wurde auch bald erreicht, und selbst die anwesenden Engländern trugen das Ihrige dazu bei. Dann voltigirte der Jongleur mit der größten Leichtigkeit auf den Rand des Kruges, stellte sich auf die darin angehäuften heterogenen Gegenstände und rief mit imponirender Stimme: „Niemand wage es, sich diesem Kruge zu nähern, bis ich das Zeichen gegeben; sonst würde das schönste und überraschendste Kunststück, welches die Einwohner von Stambul je gesehen, völlig mißlingen." — Bei diesen Worten sank er allmählig immer tiefer, zuerst bis an die Knie, dann bis an den Leib, an den Hals; dann hielt er einen Augenblick inne, drehte den Kopf nach allen Seiten hin und verschwand endlich völlig. Niemand konnte begreifen, wie er sich in das bereits vollgestopfte Gefäß verkriechen konnte. Alle standen erwartungsvoll und schweigend; aber es zeigte sich gar nichts, als der Krug, der immer unbeweglich auf einer Stelle stehen blieb. So verging eine halbe Stunde. Endlich verloren doch auch die phlegmatischen Türken die Geduld; man fing an zu murren und schickte dem ungalanten Escamoteur allerlei Ehrentitel zu. Die tiefe Stille, womit diese Aufforderungen beantwortet wurden, erregte endlich einen vollkommenen Aufruhr unter den Zuschauern; einige der letztern fielen, auf die Gefahr hin, das versprochene niegesehene Kunststück zu verderben, über den Krug her — er war vollkommen leer. Der Krug wurde umgeworfen und von allen Seiten betrachtet; kein Loch, kein Riß war am Boden zu entdecken; man kratzte am Boden, aber man fand nichts als Sand, mit Kiesel gemischt. Der Escamoteur war mit allen ihm anvertrauten Sachen verschwunden, und Niemand hat seitdem etwas von ihm erfahren.

— Ein Handschuhmacher in Berlin hatte an seiner Ladenthür eine Klingel, neben welcher die Bemerkung stand: „Wer zu mir will, beliebe von des Morgens 8 bis Abends 7 Uhr hier zu klingeln."

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Die Westen, dieser wichtige Theil der Herren-Toilette, sind zur Promenade meist von Valencia, lang, sogar sehr lang, unten mit einer kleinen Schneppe, mit Shawlkragen und mit einem goldenen Schnürchen eingefaßt. Die Knöpfe, die man meist sehr klein trägt, sind von Glas, von Aventurin, von Saphir, von Korallen und Email, je nach dem Stoffe, zu welchem man sie wählt; der letzte Knopf unten wird nicht zugemacht. Die gelben und weißen Westen haben meist kleine Stehkragen und Knöpfe bis oben hinauf, werden aber oben nicht zugeknöpft, die Westen zum Ausgehen in die Stadt sind meist von carrirtem Stoffe, wie die Beinkleider, welche man meist von carrirtem Wollenatlas machen laßt, und unten etwas weit trägt, mit einem kleinen Schlitz an der Seite.

Die Form der Röcke ist außerordentlich verschieden. Diejenigen, welche nur eine Knopfreihe haben, haben meist einen kleinen Shawlkragen von Sammet; andere haben einen Stehkragen und ein schmaler Tuchstreifen verdeckt, wie an den sogenannten Paletots, die Reihe der kleinen Knöpfe. Die Röcke à la chevalière haben einen breiten Shawlkragen und breite Revers von Sammet in abstechender Farbe.

Die Fracks trägt man häufig à la français. Die Taille ist lang, die breiten eckigen Schößen werden mit Seide gefuttert und die ziemlich kurzen Aermel sind haldanliegend. Auf einem russischgrünen Fracke trägt man seidene Knöpfe, auf einem königsblauen meist goldene, die ciselirt oder guillochirt sind.

Die Twines werden von der Mode sehr begünstigt, ihre Form hat aber durchaus nichts Graziöses. Ein Herr in einem solchen Twine sieht aus wie ein Regenschirm im Futterale.

Die Hüte haben breite Krämpen und sind von mittler Höhe; sie erinnern so ziemlich an die, welche die großen Herren zur Zeit Heinrichs IV. trugen; eine Feder würde die Aehnlichkeit vervollständigen. Welcher unserer jungen Fashionables würde aber in unserer prosaischen Zeit wagen, zuerst mit einer Feder auf seinem Hute zu erscheinen! Und doch gibt es nichts Nobleres.

Damen-Mode. Wir haben keinen Frühling gehabt, das ist eine unbestreitbare Thatsache, aber der Sommer ist endlich gekommen, und die Damen können sich endlich in der Sommertoilette auch außerhalb der Zimmer zeigen.

Wenn man die Damen betrachtet, so erscheint es uns bewiesen, daß die vorherrschende Mode, die, welche man allgemein angenommen hat, jene unsrer Großmütter ist. Da nun die jünsten und hübschesten Gesichter zu den compacten Rüchen und schweren faltigen Garnituren sehr gut aussehen, so läßt sich gegen die Wiedererweckung der alten Mode nichts einwenden. Nur wünschen wir, daß die Nachahmung der alten Zeit nicht weiter getrieben werden möge, daß namentlich die Menschen und die Schminke, die Stöckchenschuhe und die ungeheuer großen Fächer, vor allen Dingen aber die Schooßhunde nicht wieder zum Vorschein kommen.

Die sogenannten Amazonenkleider sind als Morgenanzüge sehr beliebt, und sie verdienen es. Die Oberröcke haben immer übereinandergehende Revers, enge Aermel und glatte Rücken; natürlich sind sie mit den unvermeidlichen drei Rüchen à la

vieille besetzt. Der Sonnenschirm mit langem Stabe von Elfenbein bildet das nothwendige Zubehör dieses Moegenhalbputzes, zu dem eine schwarze Mantille und ein Hut von genähetem Stroh sehr gut aussehen.

Lilas und Weiß, Pensée und Gelb, Weiß und Grün sind die Farben, welche in den neuesten Barègen vorherrschen. Man macht daraus Kleider mit weiten Röcken, welche zwei breite Volants haben, die aber nicht auf einander fallen dürfen, sondern durch einen Raum geteennt sein müssen. Auch die Kleider von Tarlatan stehen noch in großer Gunst und theilen dieselbe mit jenen von gesticktem Organdi, von indischem Muslin und von Wollenmuslin. Man sieht auch sehr hübsche Kleider von Pour de Soie, von denen einige nur Halbärmel haben, unter denen man bauschige Muslinärmel sieht.

Die Kopfputze sind unendlich verschieden; man tägt hübsche durchbrochene, mit rosa, ponceau oder pensée Seide gefütterte Strohhüte, die unter dem Schirme zwei Blumenbouquets haben; ferner sehen wir schöne Reisstrohhüte mit sehr niedlichen kleinen Blumen, oder mit grünen Federn; italienische Strohhüte, welche keinen bessern Ausputz haben können, als ein Atlasband, das um den Fuß einer weißen Feder geschlungen ist, welche auf den Schirm fällt; auch sehr hübsche Spitzenhütchen sieht man.

Zu diesen Kleidern und Hüten paßt sehr gut der weiße Langshawl, die Crispine, die mit Schnuren nnd Stickereien besetzt ist, die in allen Farben schillernde Mantille, so wie der kostbare Caschemirshawl, der sich nie verdrängen lassen wird. Auf den ersten Blick fällt übrigens das Vorherrschende der carrirten Zeuge auf, Herren, Damen, Kinder, Alles ist in carrirte Stoffe gekleidet, namentlich zu gewissen Stunden des Tages. In der Fußbekleidung hat sich nichts geändert; die Damen geben die Stiefelchen nicht auf.

Einige hübsche Toiletten sind: früh zum Ausgehen: Kleid von glasirtem schottischem Foulard mit hohem glatten, unten etwas gesteiftem Leibchen und einer vorn unter einer Reihe von Knöpfen zusammengehaltenen Pelerine; halbweite Aermel, die bis über den Elnbogen gehen, in einem gefältelten schrägen Streifen endigen und Unterämel von Tarlatan sehen lassen; sehr weite Röcke mit einem schrägen Streifen, der bis über die Knie reicht und unten in einer Garnitur à la vieille gleich jener endigt, mit welcher die Pelerine besetzt ist; sehr kleine fingerlose Handschuhe, welche nur die Hand einhüllen; Fichu mit einem kleinen Umschlagkragen, der mit einer ganz schmalen Spitze besetzt ist; Capote von glasietem Gros de Naples mit einer Bandrüche; Sonnenschirm mit langem Stabe. **Promenadeanzug Mittags:** Capote von Reisstroh mit einer Guirlande von verschiedenen Blumen; Kleid von einfarbigem durchscheinendem Organdi, mit einer einzigen Falte unten; herzförmig ausgeschnittenes gezogenes Leibchen; Aermel, die bis an den Elnbogen bauschig, von da an eng sind; Marie-Antoinette-Mantille von schwarzem Spitzentülle mit reichem Spitzenbesatz. **Zur Frühpromenade:** Ueberrockkleid mit gezogenem Leibchen von Cotrpaly, mit Blümchen auf hellfarbigem Geunde; weite Aermel mit Achselstücken, so daß man deutlich den Arm darunter sieht; Bandgürtel mit halblangen Enden und drei Volants auf dem Rocke; herzförmig ausgeschnittenes Leibchen, das mit einer röhrenförmig angesetzten Spitze garnirt ist; Strohhut mit Feldblümchen; Langshawl von Baeège; Stiefelchen; altmodischer Sonnenschirm. **Anzug zum Diner:** Kleid von satinirtem Barège mit glattem, etwas gesteistem, ausgeschnittenem Leibchen, das eine offene Berthe hat; kurze, enge Aermel; glatter Rock mit einem umgekehrten V, das von der Spitze des Leibchens auszeht, bis hinunter an den Rocksaum reicht und aus einer bauschigen Garnitur besteht.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Kurzer Rock mit niedrigem sehr breitem Kragen und sehr weit umgeschlagenen Klappen, engen Aermeln und großen Knöpfen; bunte Cravate; sehr lange Piquéweste mit kleinem Stehkeagen; carrirte Beinkleider. No. 2. Kopfputz mit Band. Robe von gesticktem Crepp mit rundem Leibchen und kurzen Aermeln, vorn in Tunikaform gestickt. No. 3. Frack mit niedrigem sehr breitem Kragen und sehr weit zurückgeschlagenen Klappen, breiten rundlich geschnittenen Schößen und geradem Ausschnitt vorn; sehr lange Weste mit breitem Shawlkragen; schwarze Cravate; enge Beinkleider.

Leipziger Modenbericht.

Die Camails, namentlich die schwarzen in Camelot und Seide, sind so allgemein geworden, sind in so niederen Sphären einheimisch geworden, daß keine Dame, die auf Eleganz Anspruch macht, sich mehr in ihnen sehen lassen kann; nur die seidenen Camails in lichten Faeben, wie ich neulich einen ausgezeichneten himmelblauen erblickte, ingleichen die in schwarzem gutem Sammet und in farbigem, wie namentlich ponceaufarbigem, sind ausgenommen, welche immer noch ein nobles Aussehen haben; schwarze sind nur in den Fällen zugelassen, wenn der übrige reiche Anzug in Kleid und Hut sich auszeichnet. Jene Dame mit dem hellblauen Camail trug dazu ein schwerseidenes aschgraues Seidenkleid mit altmodischem Ausputz am Leibchen und ein grauseidenes Capotchen, mit Lilasbandrüchen ausgeputzt. Zu beklagen sind diejenigen Damen, welche aus Oeconomie sich beeilten, aus ihren schönen schwarzen Langshawls, in dem Wahne, diese würden auf ein Mal gänzlich aus der Mode kommen, schwarze Camails zu machen; denn die Langshawls sieht man wieder häufiger als im Anfange. Sehr zaet sehen die weißen gestickten Camails, und diese sind auch nicht gemein, ingleichen die von schwarzem Tüll. In Hüten und Kleidern habe ich nichts Auffallendes weiter beobachtet, was ich nicht schon berichtet.

Wenn es wasserdichte Damenzeuge gäbe, wäre es doch für unvorhergesehene Fälle gut. So war neulich an einem unserer nobelsten Concertplätze, auf der Insel Buen Retiro, Concert. Am Schluß sollte ein Potpouri mit Feuerwerk aufgeführt werden, und da sich dies von einiger Entfeenung besser ansieht, so begab sich die Mehrzahl des Publikums auf die über einen Teich führende Brücke. Wahrscheinlich war man auf eine Seite getreten, die Brücke brach und Herren und Damen fielen in das Wasser. Alsbald erschien eine artige Carricatur, die ich in der Eisenbahn näher beschrieben, auf der eine Randzeichnung bei einer hiesigen Putzmacherin, die stets alle Gelegenheiten ergreift, um neue Namen und Façons für Mützchen, Hüte und dergleichen zu erfinden und welche schon ein Mendelssohns-Auge, Prinzessin-Häubchen, Rheinstrom-Barrets ꝛc. producirt hat, auch Schwimmhäubchen und wasserdichte Damenzeuge ankündigt von

Gismunde.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 4. (5. Jahrgang. III. Quartal).

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst **Modenkupfer.** Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31/33. Druck von **F. Andrä** in Leipzig.

Leipzig=

IV. Jahrgang. III. Quartal.

Pariser Moden=Journal.

No. 5. Sonnabend, den 29. Juli. **1843.**

Schöpfung des Weibes.

Thema und Variation.

Thema *).

„Gott schuf der Weiber Erste
Nicht aus des Mannes Scheitel,
Daß sie nicht eitel würde;
Nicht aus des Mannes Augen,
Daß sie nicht lüstern würde;
Nicht aus des Mannes Zunge,
Daß sie nicht schwatzhaft würde;
Nicht aus des Mannes Ohren,
Sie horchte sonst nach Allem;
Nicht aus des Mannes Händen,
Sie griffe sonst nach Allem;
Nicht aus des Mannes Füßen,
Sie liefe sonst nach Allem;
Er schuf sie aus der Rippe,
Der unbescholtnen Rippe;
Doch haben ihre Töchter
Von jedes Gliedes Fehler
Ein kleines Theil bekommen!"

Variation.

„Der abgeschmackte Jude!
Wär' er daheim geblieben
Mit seiner Afterweisheit!
So hör' ich Euch, Ihr Schönen,
Das kleine Näschen rümpfend,
Das Lockenköpfchen schüttelnd,
Gerechten Zornes schelten.
Und wohl! Der dumme Teufel
Hat's nun mit Euch verdorben,
Und auch mit mir, denn hätte
Der Tropf noch wahr geredet!
So sind's ja aber Lügen,
Recht offenbare Lügen,
Das will ich ihm beweisen!
Zwar habt von unsern Gliedern
Ihr, zarte Evens=Töchter,
Das steht nicht zu bezweifeln,
Ein kleines Theil bekommen,
Doch wahrlich! nicht das Schlechte,
Das Beste nur genommen,
Und jenes uns gelassen! —
Die Lieblichkeit des Auges,
Sein schalkes Amorlächeln,
Sein sanftes, mildes Schmachten,
Wie Mondeslichtes Strahlen,
Ist Euch zu Theil geworden;
Dem unsern starre Kälte
Und wildes Flammenfeuer.
Die armen Männerohren'
Von süßer Sangesweise

*) Das obige Thema ist aus den Proben rabbinischer Weisheit in Engels „Philosoph für die Welt" entlehnt.

Verstehn sie bitterwenig,
Des wilden Kampfes Toben,
Der Schlachtdrommete Schmettern
Mag einzig sie erlaben;
Den Euren sind erschlossen
Der Töne Farbenzauber,
Der Sphären Harmonien
Im feinen Tactgefühle.
Wie schwer die Männerhände,
Wie ungelenk und eisern?
Wie fein und zart die Euren,
Der Liebe Kranz zu weben
Geschickt, gemacht — zum Küssen!
Und überdies die Beine,
Die ungeschickten Beine,
Die Elephantenbeine!
Wir quälen uns vergebens,
Den Bärenschritt zum Tanze
Der Grazien zu modeln;
In Eure netten Füßchen,
In die Gazellenfüßchen,
Ist, was uns fehlt, gefahren:
Die Leichtigkeit des Zephyrs,
Des Federballes Schnellkraft,
Der Nymphen leises Schweben.
Und endlich, unsere Rippe,
Die unbescholtne Rippe,
Aus welcher auch geformet
Die schlanke Taillen-Wölbung,
Der Männer Augenweide —
Uns fehlt sie jetzt, und leider
Kann Schmachtriem nicht, noch Schnürbrust
Die fehlende ersetzen!
Seht! süße, holde Frauen!
Weil wir, was uns genommen,
In Euch verklärt erschauen,
Drum nahen wir uns schüchtern
Und suchen — flehen — finden!
Dank, lieber, lieber Jude!
Daß Deine arge Lüge
Mich keck herausgefordert,
Die Wahrheit zu verfechten.
Wird Frauengunst mir lohnen.
Und süße Minnegabe
Als Ehrendank mir reichen?

Heirath der russischen Fürsten.

Der Geist Peters des Großen übte einen so großen Einfluß auf Rußland aus, daß man ihn gleichsam als den Gründer dieses ungeheuern Reiches ansieht. Man nennt kaum die Namen der Monarchen, welche ihm vorhergingen, und kennt nur oberflächlich die Sitten und Gebräuche eines Volkes, dessen Besitzungen sich vom Eismeere bis zum schwarzen Meere erstrecken. Nichts desto weniger verdienen die Namen eines Wladimir, eines Iwan des Großen, eines Alexis der Nachwelt aufbewahrt zu werden, da sie ihrem Lande weise Einrichtungen gaben, und Wissenschaften und Künste unterstützten und beförderten. In den Sitten der alten Slaven, welche der Herrschaft der Fürsten des Nordens unterworfen waren, findet man charakteristische und originelle Züge, die der Beachtung werth sind, und nicht verloren gehen dürfen.

Peter der Große, auf den die Fortschritte in Deutschland und Frankreich einen mächtigen Eindruck gemacht hatten, beschloß, auch sein Volk zu erwecken und Rußland dem übrigen Europa gleichzustellen, aber er ging in seinem Neuerungsgeiste zu weit; er brachte sowohl das Gute wie das Böse in das Herz seines Reichs. Geleitet durch Nachahmungssucht ließ er unter andern Tausende von Sperlingen fangen, um diese schädlichen Vögel, die unsere Bauern auszurotten suchen, in Rußland zu vertheilen. Müssen wir uns nicht erinnern, mit welcher Härte er den Bart rasiren und das Haar verschneiden ließ, obwohl dadurch Kopf und Gesicht vor der durchdringenden Kälte geschützt wurden? Er schaffte die alten Gebräuche ab, von denen aber mehre hätten erhalten werden sollen.

Die Gastfreundschaft dieses Volks war so weit ausgedehnt, daß es sogar gestattet war, seinen Nachbar zu bestehlen, um nur seinen Gast besser aufnehmen zu können. Die Treue bei Verpflichtungen, die Gewissenhaftigkeit in Handelsverbindungen war in einigen Städten Rußlands sprüchwörtlich, und die Art und Weise, wie die Czaren ihre Frauen wählten, verdient um so mehr ein bleibendes Andenken, als die Fürstinnen Olga, Anastasia und Natalie würdig gewesen sind, die Krone zu tragen, weil sie durch ihren Einfluß auf ihre Gatten zum Glück des Volks, dessen Sorgen sie erleichtert und dessen Leiden sie gelindert haben, beizutragen verstanden haben.

Wenn der Czar sich verheirathen wollte, so machten sich Hofleute auf den Weg, durchstreiften das ganze Land und suchten die schönsten Töchter unter den ersten Familien aus. Ihre Zahl belief sich auf sechzig bis hundert, und es gereichte denen, die an dieser edeln Versammlung Theil hatten, zur großen Ehre. Man führte sie in den Kreml, wo sie unter der Obhut des Hof-Intendanten bis zu dem festlichen Tage blieben, an welchem der Fürst den versammelten Herren Diejenigen nennen mußte, welche sein höchster Wille berief, mit ihm die Krone zu theilen. So lange die jungen Damen im Palast blieben, konnte sich ihnen Niemand nähern. Der

Czar allein, unter einer Verkleidung versteckt, und einige durch ihn autorisirte Personen traten bei ihnen ein, um ihre Schönheit zu taxiren und ihren Charakter zu prüfen. Oft erhielt der Hofnarr des Czaren Befehl, sich mit den kaiserlichen Insignien zu schmücken, und den Fürsten vorzustellen. Die schönen Damen verriethen, hierdurch getäuscht, zuweilen ihre ehrgeizige Neigung, indem sie die Blicke des falschen Monarchen auf sich zu ziehen suchten und die des wahren verschmähten.

Alexis, Sohn Michaels und Vater Peters des Großen, einer der erleuchtetsten Fürsten des Nordens, respectirte diesen Gebrauch noch. Ueberzeugt davon, daß es für einen von Höflingen umgebenen Monarchen schwer ist, die Wahrheit kennen zu lernen, legte er zuweilen gern die Zeichen seiner Größe ab, und besuchte, als einfacher Privatmann verkleidet, die Schlösser der Großen, die Häuser der Bürger und die Hütten der Bauern. Wurde er zufällig von seinen Hofleuten erkannt, so mußten diese sein Incognito respectiren und ihn dem Range gemäß behandeln, den er unter seiner Verkleidung vorstellte. Auf diese Weise sah er Alles mit eigenen Augen und lernte Dinge kennen, welche ihm zu sagen die Herren des Hofes sich wohl gehütet haben würden. Zuweilen kam er zu seinen Günstlingen, ohne sich anmelden zu lassen, aß bei ihnen und verbrachte einige fröhliche Stunden unter ihnen, wobei man vergaß, daß er ihr Souverain und sie seine Unterthanen waren. Vorzüglich gern besuchte und überraschte er den Bojaren Matwejef, der sein Günstling und einer der vorzüglichsten Räthe der Krone war.

Eines Tages kam er auf dessen Landgut in der einfachen Tracht eines Garde-Capitains im Augenblicke, als Matwejef ihn am wenigsten erwartete. Beide waren verwundert, Matwejef, als er den Monarchen bemerkte, den er in der Hauptstadt vermuthete, und Alexis, als er an dem Tische eine junge Dame von seltener Schönheit sah. Sich nach dem Befehle des Czaren richtend, empfing ihn Matwejef wie einen Officier und lud ihn ein, Platz an seinem Tische zu nehmen, was Alexis auch that.

Anfänglich war die Conversation wenig belebt, als aber der Czar das Wort an die schöne Unbekannte richtete, wurde er von ihren Antworten ganz entzückt, und sah sie nach Beendigung der Tafel mit Bedauern sich entfernen.

„Woher ist die Dame?“ fragte Alexis.

„Sire,“ antwortete Matwejef, „es ist Fräulein Natischkin, die Tochter eines armen Edelmanns, welcher zur Fristung seiner Existenz genöthigt ist, in einem entlegenen Dorfe zu leben; er hat mich gebeten, mich der Erziehung seines einzigen Kindes zu unterziehen; ich habe alle meine Sorgen darauf verwandt, und muß gestehen, daß der Same auf kein undankbares Land gefallen ist: das Kind ist unterrichtet, sanft und sittsam, wird von Allen geliebt und ich sehe es als meine eigene Tochter an.“

„Vortrefflich!“ erwiederte der Czar, „wendet auch ferner noch Eure Sorgfalt auf sie, ich werde dann für ihre Ausstattung sorgen und ihr einen Mann verschaffen. Weiß sie, wer ich bin?“

„Nein, Sire; sie ist noch nie von hier herausgekommen, und hat Ew. Majestät niemals gesehen.“

„Dann hütet Euch auch, es ihr zu sagen.“

Alexis zog sich nachdenkend zurück. Die schöne Natalie hatte einen lebhaften Eindruck auf ihn gemacht, er dachte darüber nach, wem er wohl das Schicksal eines so liebenswürdigen Wesens anvertrauen könne. Beim zweiten Besuch fand er sie noch reizender; seine Besuche wurden nach und nach häufiger, bald war es für ihn unmöglich, einen Tag ohne ihren Anblick zu verleben, und oft blieb er ganze Abende an der Seite der schönen Natalie. Alexis erschien immer in der Uniform eines Garde-Capitains, und da Matwejef nicht gewagt hatte, das Geheimniß des Souverains zu verrathen, so blieb seine Pflegetochter in einem vollständigen Irrthum über den Rang Alexis, und behandelte ihn wie einen Freund ihres Beschützers, was ihrer Conversation, die voller Freiheit und Natürlichkeit war, einen neuen Reiz verlieh.

Matwejef befand sich in einer schlimmen Lage. Er wagte nicht, die Vertraulichkeit, die zwischen Alexis und Natalie von Tage zu Tage zunahm, zu stören, und fühlte gleichwohl, daß seine Pflicht es erheischte, die Tochter seines Freundes vor den Schlingen der Verführung, die sie weder begreifen noch ahnen konnte, zu beschützen. Seine Unruhe wurde um so ernster, als Alexis eben im Begriff stand, sich eine Gemahlin zu wählen. Er sah voraus, daß die künftige Czarin die Aufwartungen, welche Alexis seiner Pflegebefohlenen machte, nicht ohne Furcht und Zorn vernehmen würde.

Der Tag der großen Ceremonie näherte sich; die Herren waren von ihrer Reise zurückgekehrt, und im Kreml befanden sich schon sechzig der schönsten Blumen Rußlands. Die großen Damen Moskau's bereiteten ihre mit Edelsteinen geschmückten Toiletten vor; die Bojaren eilten zu gleicher Zeit nach der Hauptstadt, um den Namen der Familie zu erfahren, welche der fürstliche Wille auf den Thron heben würde. Ganz Moskau war in Bewegung, die Armee stellte sich um's Schloß auf, die Glocken riefen zum Gebet, das Volk feierte. Der Czar allein wechselte nichts in seinen Gewohnheiten; immer

war er bei Natalien, was den armen Matwejef düster und unruhig machte. Er dachte an das traurige Ende einer Neigung, die er Natalien unglücklicherweise eingeflößt hatte, als der Czar fröhlicher als gewöhnlich vor ihm erschien. „Matwejef," sagte er, „ich habe Dir versprochen, mir das Schicksal Deiner Pflegebefohlenen angelegen sein zu lassen, und jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ich diese Schuld abtragen will. Du weißt, daß ich morgen eine Czarin wähle, ich wünsche, daß sich Natalie zu dieser Feierlichkeit einstelle, und derjenige, den sie sich unter meinen Hofleuten wählen wird, soll ihr Gatte werden."

Wiederholte Kanonenschläge verkündigten den Bewohnern Moskau's, daß sich der Augenblick der Wahl näherte. Die Stadt strahlte von unzähligen Lichtern wider; lange Reihen von Wagen, welche Alles, was Rußland an Adel durch Geburt und Verdienst hatte, einschlossen, fuhren nach dem alten Palaste. Das Volk, das nicht in's Schloß eintreten durfte, umgab die nahen Plätze; in den Kirchen hörte man die Gesänge, welche sich mit den Worten endigen: „Herr! habe Mitleiden mit uns."

Welcher Gebrauch sollte wohl ein prächtigeres und interessanteres Schauspiel darbieten, als der entscheidende Moment, wo die Krone dem schönsten und bescheidensten Mädchen zu Theil werden soll! Das ganze Reich nahm Antheil daran und fesselte sich im Voraus an das Schicksal einer Fürstin, die ihre Erhebung ihren Reizen und Verdiensten verdankte. Die auf den Thron verpflanzte Tugend vergißt ihren Ursprung nicht und sucht durch Wohlthaten, die sie über die Nation verbreitet, die Wahl ihres kaiserlichen Gemahls zu rechtfertigen. Während die Geschichte aller Länder auf ihren blutigen Seiten den traurigen Einfluß der fremden Prinzessinnen aufbewahrt, welche die Politik den Monarchen zugesellte, nennt Rußland mit Bewunderung und Dankbarkeit die Namen einiger einfachen Frauen, welche die freie Wahl der Czaren auf den Thron rief. Wir erwähnen hier nur Anastasia, die den Charakter Iwan's des Schrecklichen zu besänftigen wußte, und diesen grausamen Fürsten zu einem weisen Gesetzgeber umformte.

Der große Saal im Kreml bot einen prächtigen Anblick dar. Die Herren waren in die prächtigsten Uniformen gekleidet, mit welchen die Damen durch Eleganz rivalisirten. Was aber bei dieser imposanten Versammlung am meisten auffiel, war die allgemeine Fröhlichkeit; Masken liefen umher, intriguirten und scherzten; kein Zwang war bemerkbar, denn auf Befehl des Czaren war jedes Ceremoniel verbannt.

Alle Blicke richteten sich auf die jungen Mädchen, welche sich um Alexis Krone bewerben sollten. Sie waren alle so schön, daß es schwer wurde, eine Wahl zu treffen. „Wer wird denn das junge Mädchen sein, das sich über alle anderen erheben soll?" Keine von ihnen weiß es, und jede hofft es. Die Prinzessin Elisabeth Barbarykin fesselt die Aufmerksamkeit am meisten; sie scheint ihre Rivalinnen zu übertreffen. Stolz auf ihre Geburt, hofft sie Kaiserin durch ihre Schönheit zu werden.

Eine Maske in einem Costüme, das alle übrigen an Glanz übertraf und ein Gefolge von Hofleuten um sich hatte, trat in den Saal. Alle Welt hielt sie für den Czar, und die Prinzessin Barbarykin wußte sich vor Freude nicht zu lassen, als sie sich ihr näherte; sie zitterte, als sie sich entfernte, allein da sie öfter zu ihr zurückkehrte, sah sie schon die Krone auf ihrem Haupte und ihre Rivalinnen zu ihren Füßen.

Natalie Narischkin, in einem einfachen Anzuge ohne Gold und Juwelen, saß in einem Winkel des Saales an der Seite des alten Matwejef. Dieser dachte, da er den Czar nicht bemerkte, daß er, mit seiner Wahl beschäftigt, seine Mündel vergessen hätte; aber gerade, als er eine Maske prüfte, welche mit der Prinzessin Elisabeth auf- und niederging, erkannte er den Czar, welcher sich in der Uniform eines Capitains und das Gesicht zur Hälfte mit einer Maske verborgen, Natalien näherte.

Natalie, zufrieden, den Freund ihres Beschützers zu sehen, fragte ihn mit ihrer gewohnten Natürlichkeit, ob der Czar seine Wahl schon getroffen hätte.

„Noch nicht, versetzte Alexis, „aber wenn Sie ihn vielleicht gern sehen wollen, so werde ich Sie zu ihm führen."

„Ich befinde mich ganz wohl hier," erwiederte Natalie.

„Wer weiß," fügte Alexis hinzu, „vielleicht lenkt der Fürst, wenn er Sie sehen wird, seine Wahl auf Sie?"

„Ich bewerbe mich nicht um die Krone, will nicht mit der Prinzessin Barbarykin darum kämpfen."

„Das ist zu bescheiden. Bedenken Sie, daß Sie Ihren Souverain und Ihr Land glücklich machen können."

Als Natalie sah, daß der Capitain sich widersetzte, wurde sie traurig und sagte in schmerzlichem Unwillen: „Sie verkennen mich!" und seufzte und eine Thräne entfiel ihrem Auge.

Alexis begriff, daß er geliebt wurde, und Natalie ihn als einfachen Capitain einem mächtigen Monarchen vorzog; er sah, daß der Gedanke, einem Andern zu gehören, sie kränkte. Voller Freude beschloß er, eine solche

mit wahrer Liebe verbundene Bescheidenheit würdig zu belohnen.

„Masken ab!" rief der Czar.

Sofort folgte ein dumpfes Schweigen dem Lärm des Festes. Die Chronikenschreiber versichern, daß, wenn Jemand in dem Augenblicke die Augen geschlossen hätte, er geglaubt haben würde, es sei kein lebendes Wesen im Palaste. Alle Blicke wandten sich nach Alexis, alle Herzen schlugen, die jungen Mädchen konnten ihre Aengstlichkeit nicht verbergen, die Bojaren erwarteten den Beschluß des Herrn, um zu wissen, wem sie ihre Huldigung darbringen sollten.

Man denke sich die Wuth der Prinzessin Barbaeykin, als sie gewahr wurde, daß der vermeintliche Czar, der ihr so viel Liebenswürdigkeit gesagt, kein anderer war, als des Alexis Hofnarr, und wie groß war ihr Erstaunen, als sie die Krone auf der Stirn von Natalie Narischkin sah und die Worte hörte: „Bojaren Moskau's, das ist Eure Czarin!"

Der vierundzwanzigste Februar.

Den meisten unserer Leser wird Zacharias Werner's „Vierundzwanzigster Februar," den man mit Recht vielbesprochen, ja verrufen nennen kann, bekannt sein. Bekanntlich wurde diese Tragödie von Goethe 1809 huldvoll aufgenommen und später unter seiner Leitung in Weimar und eben so vor Frau von Staël in Coppet aufgeführt. — Unbekannt dürfte jedoch Manchem der Inhalt dieses schauerlichen Nachtstücks sein, weshalb die Erzählung desselben kurz nachstehend folgen möge.

In der Schweiz zwischen Kandersteg und Leuk, auf einem unwegsamen Gemmipasse, wohnt Kunz Kuruth, früher Soldat, jetzt seit vielen Jahren Landwirth, mit seiner Frau Trude. Die Vergangenheit sah Beide im Glück, die Gegenwart niedergedrückt durch allerlei Unfälle, Bergstürze, Lawinen, Mißwachs &c. Verarmung und Schulden umgaben sie von allen Seiten; Kunzens Hütte sollte verkauft werden und er ins Gefängniß wandern. Stürmisch ist die Winternacht und fürchterlich die Stimmung, in welcher der Unglückliche zu seinem angstvoll in kalter Stube auf ihn harrenden Weibe kommt. Vergangenheit und Zukunft schreckt Beide gleich sehr, so daß der Mann an — Selbstmord, die Frau an — Diebstahl denkt. Draußen klopft man — ein Fremder bittet um Aufnahme für diese Nacht; es wird ihm geöffnet. Er hat Wein und Essen mit sich und man ißt und trinkt mit ihm. Kunz erzählt die Geschichte seines Unglücks. Er hatte Trude nicht heirathen sollen, sein Vater war dagegen gewesen; als es doch geschehen, behandelte Letzterer Erstere schlecht. Einst, da dies wieder geschehen, schleudert der Sohn ein Messer nach ihm, und obgleich er ihn zwar nicht getroffen, stirbt der Alte doch gleich darauf vor Schrecken und Zorn, nachdem er zuvor die Familie des Sohnes verflucht hat:

„Fluch Euch und Eurer Brut!
— — auf sie und Euch komme Eures Vaters Blut!
Des Mörders Mörder seid — wie Ihr mich morden thut."

Kunz und Trude wurden mit zwei Kindern gesegnet. Der Knabe spielte einmal mit seinem Schwesterlein, und da er kurz vorher ein Huhn schlachten gesehen, schlachtete er sie im Spiel ab. Mit Verwünschungen stieß ihn der Vater von sich. Seitdem kam Armuth über die Eltern und zwar überfiel sie alles Unglück am 24. Februar, dem Sterbetag des Alten. Dieser Tag ist auch der, an welchem das Stück spielt. Kurt, der verstoßene Sohn, ist der Fremde; die Eltern glaubten ihn in der französischen Revolution umgekommen. Jenseits des Meeres hatte er sein Glück gemacht; er war reich geworden und die Sehnsucht nach den Eltern und ihrer Verzeihung trieb ihn in die Heimath zurück. Er erzählt so im Allgemeinen seine Geschichte, nennt sich einen Mörder, gibt sich aber noch nicht zu erkennen. Er will dies erst am andern Tage thun, begibt sich zur Ruhe und entschläft betend, weil er nun der Last, die ihn drückt, entledigt zu werden hofft. Kunz, gleich sehr vom Wein, wie vom Gespräch erhitzt, will an dem Mörder Gerechtigkeit üben; doch Trude, deren Herz voll banger Ahnung ist, hält ihn zurück. Da will Kunz ihm wenigstens sein Geld abnehmen, während er schläft; Kurt erwacht und schreit: „Diebe! Mörder!" — Da tödtet ihn der Vater mit dem Messer. Sterbend gibt sich der Sohn zu erkennen, er verzeiht dem Vater und dieser verspricht ihm, sich dem Blutgerichte zu überliefern.

Das ist Werner's grausiger „Vierundzwanzigster Februar," welchem übrigens nach der eigenen Aussage des Dichters kein Factum zu Grunde liegen soll; während man früher das Gegentheil hin und wieder aussprach. (Unterhalt.-Saal.)

Miscellen und Anecdoten.

(*Merkwürdige Urtheilssprüche.*) Das Beiblatt „Prag" zur Zeitschrift „Ost und West" theilt jetzt folgende merkwürdige böhmische Urtheilssprüche mit: „Ein in dem böhmischen Städtchen Starkow befindliches Buch vom Jahre 1773 über Criminalrechtsfälle enthält unter andern auch folgende, über Caspar Schwänz wegen Krebsfang (im Jahre 1573) und über Paul Pyrkele (1578) in böhmischer Sprache gefällte Urtheile: 1) Wir Bürgermeister und Räthe der Stadt Starkow ꝛc. ꝛc. fällen dieses Urtheil: Caspar Schwänz habe den Tod durch den Strang verdient, allein er soll begnadigt werden, damit er nicht in die Henkers Hände gerathe, und zwar deshalb, weil der Galgen schwach und der Verbrecher sehr schwer ist und der Henker allein nicht im Stande ist, ihn hinzurichten, indem er keinen Gehilfen hat und seine Ehegattin am Tage vor der Hinrichtung durchgegangen ist. 2) Wir Bürgermeister ꝛc. — — fällen nach unserem Rechte dieses Urtheil: Paul Pyrkele habe den Tod durch den Strang verdient, allein er soll begnadigt werden, weil der Galgen zusammenstürzte."

— In einer Gesellschaft wurde kürzlich eine wichtige Frage aufgeworfen und besprochen, sie konnte aber nicht vollständig gelöst werden und wir legen sie deshalb unsern Lesern und namentlich unsern Leserinnen vor: „*Ist der Herr unartiger, welcher eine Dame ansieht, als jener, der sie nicht ansieht?*" Die Meinungen darüber waren sehr getheilt; alle älteren Damen erklärten es für eine große Unschicklichkeit, wenn ein Herr eine Dame anzusehen wage; die jungen Damen hingegen sprachen sich einstimmig dahin aus, daß ein Herr kaum eine größere Unartigkeit sich zu Schulden kommen lassen könne, als wenn er eine Dame vorüber gehen lasse, ohne ihr einen Blick zu widmen. Ich glaube auch, diese letztern haben Recht, denn es ist ein Zeichen der Verachtung, wenn man sagt, *ich sehe ihn oder sie nicht mehr an.*

— Vor Kurzem wurde eine Heirath auf eine seltsame Weise schnell geschlossen. Der junge D. bewarb sich seit langer Zeit eifrig um das Herz und die Hand der schönen und reichen Hortense R., die sich indeß nicht entschließen konnte, seine Bewerbungen günstig aufzunehmen, namentlich weil sie an der Uneigennützigkeit seiner Liebe zweifelte. Vor einigen Wochen nun saß der Liebhaber allein auf einer Bank in Hortensies Garten und blickte unverwandt in seinen Hut, den er vor sich auf den Knien hatte. Hortense bemerkte dieß, wurde neugierig, schlich sich hinter ihn und sah über die Achsel ihres Anbeters hinweg, in den Hut hinein. Noch denselben Tag gab sie ihm vergnügt ihr Ja; die Verbindung wurde bald darauf geschlossen und als eine Freundin die junge Frau fragte, was sie so schnell zum Entschlusse gebracht habe, antwortete Hortense: „Heinrich liebte mich so sehr. Ich erhielt einen überzeugenden Beweis von seiner Liebe." — „Welchen?" — „Denke Dir, er hatte mein Portrait aus dem Gedächtniß gezeichnet und trug es in seinem Hute bei sich." — Der junge Ehemann, der dies hörte, drehte sich verwundert um. „Läugne es nur nicht," sagte die junge Frau, indem sie nach dem Hute ihres Mannes hinging, „hoffentlich hast Du das Bild noch darin." Sie nahm den Hut und sah hinein, ließ ihn aber mit einem Schrei des Entsetzens fallen. — Warum? — der citle D. hatte einen kleinen *Spiegel* in seinem Hute und in diesem Spiegel hatte Hortense ihr Bild gesehen.

— Sogar in Nordamerika kann noch eine Art von kirchlichen Prozessen vorkommen. Die dortigen strengen Methodisten halten das Tanzen für Sünde. Eine junge Dame, die außerhalb einer Methodistengemeinde getanzt hatte, wurde von den Vorstehern der Kirchengemeinde in Anklagestand versetzt. Der Prozeß war öffentlich wie Alles in Amerika, was von einer Gemeinde ausgeht. Ihr Vater vertheidigte sie und fragte, worin die Sünde des Tanzes bestehe. Die Antwort war: Im Hüpfen nach dem Tacte der Musik. Jetzt brachte er Zeugen vor, sowohl die Musikanten als die Tänzer, welche beschworen, daß die junge Dame nie Tact gehalten. Sie wurde zum großen Jubel der Zuhörer freigesprochen. Ehe sich unsere deutschen Damen nachsagen ließen, sie walzten ohne Tact, würden sie sich lieber einer Kirchenbuße unterwerfen, denn ihre Tanzkundschaft wäre für immer verloren.

— Als man im vorigen Jahrhundert unter Vortragen des Bildes der heil. Genovefa eine große Prozession hielt, um Sonnenschein und heiteres Wetter zu erhalten, so fing es noch während der Prozession an zu regnen. „Ach," sagte der Bischof, der die Prozession begleitete, „die Heilige irrt sich; sie glaubt gewiß, daß wir sie um Regen bitten."

— Von der Gleichgiltigkeit des hochbegabten, talentvollen, aber verschuldeten Daniel Webster gegen seine Schuldner, erzählt die Allg. Augsb. Zeitung folgenden hübschen Witz: Ein Mann, der eine Wechselforderung an ihn hatte, kam zur Verfallzeit des Wechsels selbst zu ihm und versicherte, er könne den Wechsel prolongiren, wie das letzte Mal, er brauche die Summe selbst zur Bezahlung seiner eigenen Schulden. Webster versicherte ihm, daß er kein Geld habe, auch nicht wisse, wie er sich welches verschaffen soll. „Das ist nicht *meine* Schuld," entgegnete der Gläubiger, „ich brauche die Summe, und Sie müssen zusehen, wie Sie dieselbe schaffen." „Dazu erlauben mir meine Berufsgeschäfte keine Zeit, liebster Freund," fällt ihm Webster in die Rede. „Nun, wer soll denn das Geld anschaffen, wenn *Sie* es nicht thun?" — „Ueber solche Dinge habe ich jetzt nicht Zeit mit Ihnen zu sprechen." — „Herr, ich *muß* mein Geld haben!" — „Herr, ich *kann* nicht zahlen!" — „Und ich versichere Sie, daß ich mir mein Geld zu verschaffen wissen werde!" — „Da sind *Sie* sehr beneidenswerth; da wissen *Sie* mehr als ich." — Gläubiger (wüthend zu Thür hinauseilend): „Und ich sage Ihnen, daß ich mein Geld mir *noch heute* verschaffen werde!" Webster ruft ihm nach: „He! liebster Freund, nur noch *ein* Wort." Der Gläubiger eilt zurück. Webster sieht ihn mit freundlichen Augen an und spricht: „Ich wollte Sie nur bitten, *wenn Sie das Geld erhalten haben werden*, mich *gefälligst wissen zu lassen*, damit ich nicht noch *einmal* zu bezahlen brauche.

— Die allgemeine Anwendung des Dampfes als Bewegungskraft kommt einer Vermehrung der Menschenzahl gleich. Repräsentiren die durch Dampf bewegten Maschinen blos bei der Spinnerei nicht die Arbeit mehrer Millionen Menschen?

Der Engländer Pare stellte in einer vor Kurzem in Birmingham gehaltenen Versammlung die Berechnung auf, daß im Jahre 1793 alle damals existirenden Maschinen eine Arbeit gleich der von 10 Millionen, im Jahre 1827 gleich der von 200 Mill. und 1833 jener von 400 Mill. Menschen lieferten, also eine Arbeit gleich der der Hälfte der über die Erdoberfläche verbreiteten Menschen. Bei der Spinnerei machen die Spindeln, die sonst in der Minute 50 Umdrehungen machten, bei den neuesten Maschinen 8000 in derselben Zeit. In Manchester hat eine einzige Spinnerei 136,000 Spindeln, welche wöchentlich 1,200,000 (engl.) Meilen Baumwollenfaden liefern. Owen in New-Lanark liefert mit seinen 2500 Arbeitern jeden Tag so viel Baumwollengarn, daß man die Erde zwei und ein halbes Mal damit umwickeln könnte.

(Es ist egal.) Der alte Hauptmann S. konnte sich durchaus nicht in den richtigen Unterschied zwischen mir und mich finden, und behauptete auch immer, daß dies ganz egal sei. Einem, der ihn deswegen aufzog, antwortete er: Wenn ich auf der Parade zu meine Kameraden sage: frühstückt bei mir oder bei mich, ett is egal — sie kommen alle!

(Die Ehe.) Die Ehe ist das Ziel, welchem alle Jungfrauen entgegen steuern, daß es Viele nicht erreichen, ist nur ihre eigene Schuld; denn beim ersten Freier gebrauchen sie gewöhnlich zu viel Vorsicht, beim zweiten haben sie ihre eigene Ansicht, beim dritten nehmen sie keine Rücksicht, beim vierten haben sie keine Einsicht, da schließt sich auf einmal die Aussicht und es bleibt ihnen Nichts als die leere Uebersicht.

(Gesuch.) Ein Mann der mit Vieheuren Glück machte, jedoch nicht als Vieharzt approbirt war, reichte dem Magistrate zu L. ein Gesuch ein um Ertheilung der Approbation in folgenden Worten:

„Einen wohllöblichen Magistrat bitte ich ganz gehorsamst um ein Attest, daß ich Vieh Arzt werden kann.“.

(Verschiedene Todesarten für verschiedene Stände.) Das Sprüchwort sagt: „Einen Tod kann der Mensch nur sterben!“ allein dies ist nur relativ wahr, denn ebenso, wie es für viele Stände eine eigene Gattung der Trunkenheit giebt, ebenso haben viele Stände ihre eigene Todesart. Z. B.:

Der Musikant — pfeift aus dem letzten Loche.
Die Wäscherin — hat ausgerungen.
Der Kutscher und der Postillon — sind abgefahren.
Der Todtengräber — sinkt in die Grube.
Der Müde — legt sich zur Ruhe.
Dem Zahnarzt — thut kein Zahn mehr weh.
Die Juden — kommen in Abraham's Schooß.
Der Reiter — galoppirt ab.
Der Schnitter — beißt in das Gras.
Der Unglückliche — haucht den letzten Seufzer aus.
Der Seiltänzer — macht einen Sprung in das Jenseits.
Der Schwätzer — wird stumm oder ein stiller Mann.
Der Glöckner — hat ausgelitten.
Der Schläfrige — schließt die Augen.
Der Wanderer — geht zur Heimath ein.
Dem Weber — schneiden die Parzen den Lebensfaden ab.
Der Thürsteher — hat es überstanden.
Der Neugierige — sieht sich in jener Welt um.
Der Reiselustige macht eine Reise in ein unbekanntes Land.
Dem Uhrmacher — ist seine Uhr abgelaufen.
Dem Sandkärrner — verrinnt das letzte Sandkorn.
Der Kaufmann und der Gastwirth — schließen ihre Rechnung ab.
Der Schiffer — zahlt sein Fährgeld an Charon.
Der Laufer — setzt kein Bein mehr vor das andere.
Der Sänger — thut den Mund nicht mehr auf.
Dem Schreier — ist der Athem ausgegangen.
Dienstboten — hat der Herr zu sich genommen.
Kleine Kindlein — werden unter die Engel versetzt.
Der Gatte, die Gattin — blicken von dort oben auf die Ihrigen herab.
Die Liebenden — schließt Freund Hain in die Arme.
Der Trinker — hat das letzte Glas getrunken.
Der Zeitungsschreiber — schickt uns Bericht von Jenseits.
Der Höfliche — sagt der Welt Valet u. s. w.

— Bekannt ist die Geschichte von dem pariser Barbier, der dem größten Theil der in sein Haus zum Barbiren Kommenden den Hals abschnitt und ihre Cadaver an seinen Nachbar, den Pastetenbäcker verkaufte, dessen Gebäck den Parisern eine Zeit lang durch einen besonders pikanten Geschmack so behagte. Ein Zahnarzt lieferte jetzt einen Pendant zu dieser Geschichte, zwar nicht so entsetzlich, daß er seinen Kunden wie der Bäcker das Fleisch seinen Mitmenschen zu essen gegeben hätte, — er gab ihnen nur ihre Zähne zum Beißen. Mit List und Versprechungen lockte er Kinder mit schönen Zähnen in seine Wohnung, und nachdem er sie auf einem mit besonderer Vorrichtung versehenen Sessel gefesselt, beraubte er sie unbarmherzig des größten Theils ihrer Zähne. — Seine Zahngarnituren kamen bald in ausgezeichneten Ruf, er wurde wohlhabend und würde dies nichtswürdige Handwerk noch lange fortgesetzt haben, wenn nicht zufällig ein Polizist einige Dutzend arme Savoyardenjungen mit zahnlosen Mäulern bemerkt und durch diese auffallende Erscheinung die Zahnquellen des berühmten Arztes entdeckt hätte.

— Als Voltaire eines Tages mit einem seiner Freunde spazieren ging, begegnete ihnen ein Priester, der das Hochwürdigste zu einem Kranken trug. Der Philosoph zog seinen Hut ab; sein Freund fragte ihn, ob er sich mit Gott ausgesöhnt habe? „So ziemlich,“ entgegnete Voltaire, „wir grüßen uns, doch sprechen wir noch nicht mit einander.“

(Humane Anwendung eines Sprüchworts.) Ein armer Schelm, dessen Taubheit notorisch war, wurde als Rekrut ausgehoben. Der Exercitienmeister, sehr unwillig über ihn, schlug oft zu und sagte dabei laut: „Ja, wer nicht hören will, muß fühlen!“

— Ein junger Mann wurde Statist bei einem Provinzialtheater. Einige Tage nach seinem Engagement ließ er bei seinen Freunden Karten abgeben mit der Inschrift: „P. P., dramatischer Künstler.“

Pariser Modenbericht.

In den warmen Tagen, die sich bei uns wieder eingefunden haben, hat sich auch sofort die Vorliebe der Damen für das Weiß gezeigt. Was ist auch frischer und anmuthiger, als ein Ueberrock von dichtem Muslin mit matter Stickerei und einer Garnitur von schmalen Spitzen, einem Gürtel von schottischem Bande mit langen Enden, einem hohen gezogenen Leibchen, einem italienischen Strohhute blos mit einem einfachen Bande?

Die Toiletten zum Ausgehen in der Stadt sind dagegen kostbarer und man wählt zu Visitenkleidern vorzugsweise glasirte Pour de Soie in Myrthengrün, Eisengrau oder Seeblau. Solche Kleider von einfarbigen Stoffen haben keine andere Besetzung als schräge Streifen mit Rüchen, oder breite ausgezackte Volants. Die schottischen Zeuge, namentlich eine Art, Glasgow genannt, die in den verschiedenartigsten Farben schillert, garnirt man meist mit breiten Fransen oder mit drei Volants von schrägen Streifen, die mit einer feinen Posamentirarbeit besetzt sind. Zu diesen Anzügen gehört immer die Herzogin-Mantille von indischem Muslin, über deren beiden Spitzenvolants eine leichte Stickerei hinläuft.

Die Kleider für den Abend sind von Organdi und Tarlatan und der Hauptschmuck derselben ist die Stickerei, die theils weiß, hauptsächlich aber bunt ist. Man hat sehr schönen himmelblauen, orange und blaßrosa Tarlatan, welche sehr schöne Kleider geben, die man mit fünf Spitzenvolants besetzt, so daß der oberste fast an den Gürtel reicht.

Die Langshawls von gesticktem Caschemir, von indischem Muslin oder weißen Spitzen sind die einzigen, welche man zu Abendtoiletten trägt. Die eleganten Damen wissen sie sehr zu ihrem Vortheil zu benutzen, indem sie dieselben über den Kopf werfen, wenn es Abends kühl wird.

Die Hüte von Krepp und Reisstroh bilden zur Promenade die Mehrzahl, indem man die italienischen Strohhüte mehr bei Morgentoiletten trägt. Die Hüte von Reisstroh sind bisweilen mit einem Camelienbouquet und gewässertem Band, bisweilen mit einer Guirlande von wilden Rosen und Haideblümchen ausgeputzt; sehr oft sieht man aber auch auf ihnen trauerweidenartig hängende Federn.

Der vorherrschende Charakter in den jetzigen Moden ist, wie wir bereits mehrmals angeführt, eine außerordentliche Einfachheit; aber in dieser Einfachheit muß sich doch immer ein gewisser Reichthum geltend machen.

Wie man sich erzählt, wird eine Umgestaltung in der Kleidung für den nächsten Winter vorbereitet, namentlich denkt man bereits an die Mäntel, die in ganz neuen Formen erscheinen sollen.

Anzug im Hause: Ueberwurf von weißem Jaconas mit Rüchen und schmalen Einsatzstreifen über denselben; gefälteltes Leibchen mit einem Zuge im Gürtel; Fichu von gefälteltem Jaconas mit einer Spitzengarnitur: Häubchen von Muslin, gestickt, à la Lyonerin mit zwei Bandschalen. Zum Ausgehen: Halbhohes Kleid von einfarbigem, perlengrauem Foulard, mit leichtgesteiftem Leibchen und glattem Rock; Cannezou, der auf dem Rücken eine Pelerine bildet, vorn eine Schneppe hat, den Hals freiläßt und mit einer schmalen Spitze garnirt ist, die Spitze oder Schneppe des Fichu an der Spitze des Leibchens durch eine Bandschleife von der Farbe des Kleides festgehalten, aus welcher zwei halblange Enden hervorgehen; Capote von citrongelbem gefälteltem Gros de Naples mit einem Bouquet von Klatschrosen und Aehren; Sonnenschirm mit langem Stabe. Zur Promenade: Kleid mit glattem Leibchen und rundlicher Schneppe von zartfarbigem Seiden-Bazin, hinten halbhoch, vorn herzförmig offen bis eine Handbreit von dem Gürtel, mit einem doppelten Revers, der auf die Achseln fällt und unten in dem Gürtel verläuft; ganz glatte und ganz enge Aermel; hoher Cannezou von Einsatzstreifen, mit einem kleinen Umschlagstreifen, welcher den durch den Ausschnitt des Leibchens freigelassenen Raum ausfüllt. Der Rock ist weit und ohne Besatz, aber offen, und zwar so, daß die Oeffnung von dem Gürtel an nach unten zu immer breiter wird, wie auch der Revers, der sich an jeder Seite der Oeffnung befindet. Das Unterkleid ist von weißem Gros de Naples. Die Revers auf dem Leibchen wie die auf dem Rocke sind rund ausgezackt und diese Zacken entsprechen einer kleinen Stickerei. Dazu ein Reisstrohhut, der mit Gazeband und Blumen ausgeputzt ist.

Die Mode, offene Kleider zu tragen, welche man bisher nur im Winter sah, gefällt so sehr, daß sie fast allgemein wird, und es läßt sich nicht läugnen, daß sie sehr elegant ist, und nicht von Allen nachgeahmt werden kann.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Rock mit herablaufenden Revers. Weste mit Stehkragen. Carrirte Beinkleider. No. 2. Kleid mit Bandgürtel. No. 3. Capote mit Federn. Gesticktes weißes Kleid mit zwei breiten Volants.

Leipziger Modenbericht.

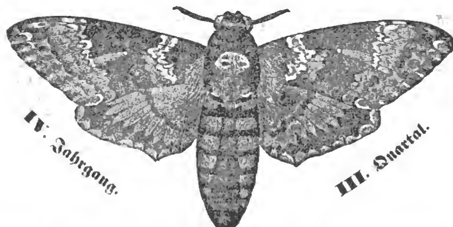
Die unbeständige, meist kühle Witterung verhindert wieder das Erscheinen der eigentlichen Sommermoden. Da überdies auch die Unbeständigkeit und der Wechsel in den Moden selbst bei uns nicht bis zu dem Grade gediehen ist, wie in Paris, und unsere Stadt keinen so großen Zusammenfluß von Reichthum und Aristokratie aufzuweisen hat und daher auch der Luxus in geringerm Grade zu Hause ist, als wie in jener großen Weltmetropole, so ist eine natürliche Folge davon, daß bei uns die Mode in Bezug auf Damen sowohl als auf Herren um die jetzige Zeit zu einer stereotypen, zu einem gewissen Stillstand gelangt ist, und man nun die neue Saison abwartet, bevor irgend eine allgemein auffallende Veränderung bemerkbar wird. Auch die Herbstsaison hat bei uns keinen so eigenthümlich ausgeprägten Charakter in Sachen der Mode, wie das luxuriöse Paris, das die geringste Gelegenheit, jede der vier Jahreszeiten gewissenhaft benutzt, um neue Veränderungen in den Moden hervorzubringen. Bei uns hat sowohl der Frühling wie der Herbst ein weniger eigenthümliches Gepräge hinsichtlich der Mode und verschmelzen sich gemeiniglich ohne sehr auffallende Uebergänge, wie selbst in der Natur wahrzunehmen ist, mit den beiden Hauptsaisons, dem Winter und Sommer, und ist in dem ersteren der Frühling und in dem letzteren der Herbst mit inbegriffen.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 5. (5. Jahrgang. III. Quartal).

Der Dresdner Pferdefleischesser-Verein, mit Abbildung. — Ballsaal und Tanzboden (Fortsetzung). — Plaudereien der Eisenbahn-Passagiere. — Miscellen und Anecdoten. — Local-Zeitung.

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst **Modenkupfer.** Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).
Expedition: Petersstraße No. 31/10. Druck von **F. Andrä** in Leipzig.

Leipzig=



Pariser Moden=Journal.

No. 6. Sonnabend, den 5. August. **1843.**

Die Moosrose.

Die Sonne sank, der Frühlingsgarten prangte,
Mit neuem Schmelz und neuem Duft bethaut,
Und an dem Arm des treuen Jünglings wallte
Im Blumenflore still beglückt die Braut.

Vom schwanken Zweige lacht die bunte Nelke,
Die hohe Lilie blicket frei und groß,
Und bei den Schwestern hundertfachen Blattes
Glüht auch ein Röslein eingehüllt in Moos.

Die Jungfrau jauchzt und küßt und bricht die Rose,
Und lächelnd ruft sie: Lieber, sie ist Dein!
Doch mußt Du mir erst deuten: Warum hüllte
Natur in Moos das zarte Roth wohl ein?

Der Jüngling sinnt und spricht und Ernst und Lächeln
Ziehn wechselnd über seine Mienen hin:
Geliebtes Mädchen, Rosengluth der Liebe
In ärmlich Moos gehüllt beut schönen Sinn:

Die Liebe flieht des Marktes wild Gedränge,
Sie sucht den stillen Hain, den Silberbach;
Ihr Grabmal ist der Marmor der Paläste,
Ihr Tempel ist das niedre Hüttendach.

Die Laube steht geborgen: seinen Nachbar
Nur sucht der Blitz, den wolkenhohen Thurm;
Ein schwacher Stab beschirmt die niedre Myrthe:
Das stolze Haupt der Ceder bricht der Sturm.

O Heil dem Paare, das bei gleicher Liebe
Gleich Gnüge findet am bescheidnen Loos,
Trommetenklang verschmäht auf seidnem Polster,
Dem Lerchentriller lauscht auf weichem Moos.

Die Liebe küßt den Schweiß vom müden Auge,
Wenn spät bei Nacht das Tagewerk vollbracht,
Und selig ist der Schlaf: denn Seelenfriede
Und Treue sind des keuschen Lagers Wacht.

Und sterben sie, treu, wie sie hier sich liebten,
Ruh'n sie beisammen in der Erde Schoos:
Ihr Denkmal ist die morgenrothe Rose,
Ihr Grabgewölbe grünes, weiches Moos.

Dr. W.

Ein Stiergefecht in Madrid zu Ende des 17. Jahrhunderts.

Ein sehr angesehener und liebenswürdiger Cavalier liebte die Tochter eines reichen Steinmetzen, welche damals für die größte Schönheit in Madrid galt. Als einst ein großes Stiergefecht gegeben werden sollte, bat

er sie um die Erlaubniß, ihr zu Ehren daran Theil nehmen zu dürfen. Sie liebte ihn aber zu zärtlich, und ihre ganze Weise war so zurückgezogen und nicht nach dem Sinne der großen Welt, daß sie ihn bat und beschwor, ja ihm befahl, sich auf keine Weise in so große Gefahr zu begeben. Er kehrte sich aber nicht daran, sondern ließ heimlich Alles aufs prächtigste zu dem Feste vorbereiten, Kleidung, Livreen, Pferde rc. Am Tage des Festes gestand er ihr sein Vorhaben und suchte sie auf alle Weise zu bewegen, sich als Zuschauerin einzufinden, und erklärte ihr zuletzt geradezu, nur unter ihren Augen getraue er sich glücklich zu kämpfen, sie selbst aber werde daran Schuld sein, wenn ihm in ihrer Abwesenheit ein Unglück begegnete. „Eure Liebe ist mehr ehrgeizig als zärtlich," sagte sie endlich, „die meinige ist anderer Art. Aber geht, wohin die Ehre Euch ruft, und verlaßt Euch darauf, daß auch ich zugegen sein werde." Der Cavalier eilte nun auf die Plaza mayor, wo schon Alles versammelt war, und griff einen der ersten Stiere an, welche losgelassen wurden. Es dauerte nicht lange, so brachte ihn das Thier einigermaßen ins Gedränge, indem er vielleicht seine Aufmerksamkeit zu viel nach der Stelle wendete, wo er seine Dame suchte. Da sprang plötzlich einer von den jungen Landleuten, welche mehr spielend an dem Kampfe Theil zu nehmen pflegen, herbei und verwundete den Stier, der eben auf seinen Gegner losstürzen wollte, mit einem leichten Wurfspieß. Der Stier wendete sich sogleich mit großer Wuth gegen diesen neuen Angreifer, der ihm vergeblich zu entfliehen suchte. In dem Augenblicke, wo er ihn erreichte und niederwarf, entfielen dem Unglücklichen der Hut und das Kopfnetz, und eine Fülle von langen wunderschönen Haaren strömte über seine Schultern. Das Volk erkannte mit Schrecken und Mitleiden die schöne Steinmetzentochter. Auch ihr Geliebter, der sie wohl schon früher erkannt hatte, war herbeigeeilt, um sie zu retten. Allein es war zu spät. Sie war tödtlich verwundet, und indem er den Kampf fortsetzte, suchte er offenbar mehr den Tod, als Rache. So fiel er bald als Opfer seiner tollkühnen Verzweiflung und ward sterbend nach der Wohnung seiner sterbenden Geliebten gebracht. Auf sein dringendes Bitten wurden sie noch von dem herbeigerufenen Geistlichen getraut, um in einem Grabe zu ruhen, und kaum war dies geschehen, kaum hatten sie die Sterbesacramente erhalten, so vereinte der Tod die Liebenden. (Wiener Sonntagsblätter.)

Schreckliche Strafe.

Der französische General Kleber wurde bekanntlich am 14. Juni 1800 zu Kairo (Egypten) durch einen Araber aus Aleppo Namens Suleiman el Halebo ermordet. Mittelst Kriegsgerichts wurde derselbe nach erfolgtem Geständnisse verurtheilt, daß ihm die rechte Hand verbrannt, er selber aber gepfählt werden und auf dem Pfahle sterben, auch sein Leichnam auf diesem den Raubvögeln preisgegeben werden solle. Dieser Spruch wurde bei der Rückkunft von Klebers Leichenbegängnisse Angesichts der Armee in Trauer und der bangen Einwohnerschaft vollzogen, welche, an die Rechtspflege der Pascha's und Bei's gewöhnt, die stets einer ganzen Stadt das Verbrechen eines Einzelnen büßen lassen, nicht zu glauben wagte, daß man sich dieses Mal mit der alleinigen Bestrafung des Schuldigen begnügen werde. Suleiman übrigens hielt sich, wie ein ächter arabischer Mörder, als der vom Schicksale dazu bestimmte Mann, der ohne Prahlerei und Furcht, ruhig und fest wie ein Opfer für seinen Glauben dem Richtplatze entgegenschreitet. An der Richtstätte angekommen, zog man ihm die Jacke aus und streckte seine Faust über die Kohlengluth. Schon fünf Minuten dauerte diese Execution, ohne daß der Leidende einen einzigen Schmerzenslaut von sich gegeben, als eine brennende Kohle aus dem Becken sprang und auf seinen Arm auf die Pulsader niederfiel, da verschwand für einen Augenblick seine ganze Festigkeit; er wand sich hin und her, verlangte, daß man die Kohle wegnehmen sollte, und beharrte dabei, obgleich der Scharfrichter ihm vorhielt, wie wunderlich es ihm erscheine, daß er, der doch so feste Standhaftigkeit bezeigt, während ihm die ganze Hand zur Kohle verbrannt, wegen eines so kleinen Brandfleckchens in Klagen ausbreche, — indem er sagte: „Mich überwältigt kein Schmerz; ich will nur mein Recht; von dieser Kohle steht nichts in meinem Spruche." — Als die Hand verbrannt war, führte ihn der Scharfrichter an die Stelle, wo der Pfahl seiner wartete. Durch zwölf Schläge mit einem hölzernen Schlägel wurde er ihm in den Leib getrieben, worauf man ihn am höchsten Punkte des Hügels einrammte. Vier und eine halbe Stunde lebte Suleimann noch, indem er fortwährend Verse aus dem Koran hersagte und sich nur unterbrach, um zu trinken zu verlangen, — bis endlich ein Muezzin Mitleid mit ihm hatte und ihm ein Glas Wasser reichte, nach dessem Genusse er starb. Die Leiche blieb fast einen Monat daselbst auf dem Pfahle, während welcher Zeit die Raubvögel den letzten Theil des barbarischen, aber auf die Bevölkerung Egyptens berechneten Urtheils vollzogen.

Das Gerippe dieses Unglücklichen ist zugleich mit der Leiche seines Opfers nach Frankreich gebracht und in den Gebäuden zunächst dem Königsgarten, im ersten anatomischen Saale, links von der Eingangsthür aufgestellt worden. Es mißt ohngefähr 5 Fuß 2 Zoll Höhe und die Knochen der rechten Hand sind verkohlt. Der Pfahl hatte, indem er durch die Weichen herausgebrungen, zwei Rückgratswirbel zerbrochen, welche durch zwei andere von Holz so künstlich ersetzt sind, daß es genaue Aufmerksamkeit erfordert, um sie von den natürlichen zu unterscheiden.

Die Toilette.

(Von Herloßsohn.)

Die Toilette ist die älteste Erfindung der Damen. Schon Eva soll im Paradies im Spiegel eines Baches sich wohlgefällig betrachtet und ihr Haar à la Chinoise geordnet haben. Seitdem haben die Frauen aller Nationen, sie mögen noch so wild sein, ihre Toilette. Die Europäerin schminkt sich, die Amerikanerin tätowirt sich, die Malayin durchbohrt den Nasenknorpel, die Samojedin drückt ihre Nase platt, die Irokesin bestreicht sich mit Thran; das gehört alles zur Toilette. Das schöne Geschlecht will nicht nur schön sein, sondern auch schön aussehen, und dazu dient der Putz. Die Toilette ist der geheime Isistempel der Damen, wo sie als verschleierte Bilder zu Sais für die übrige Welt erscheinen; sie ist aber auch der Tempel der Wahrheit, wo sie ungeschminkt und natürlich erscheinen, der Divan ihrer Berathungen über Herzensangelegenheiten und Eroberungen, das Orakel, bei welchem sie sich nach einem zu erfechtenden Siege erkunden, das Fegfeuer, aus welchem sie gereinigt hervorgehen, das geheime Maskeradenzimmer, wo sie sich für die übrige Welt unkenntlich machen, der Waffensaal ihrer erotischen Geschosse, die Kirche, in welcher sie voll Inbrunst sitzen und der Kammerfrau den Text lesen, die Vorschule zum Ball und das Vorwerk zur Vermählung. Ohne Toilette gäbe es keine Kunst und ohne Kunst keine Damen. Seitdem die Natur so schülerhaft geworden ist, daß sie verbessert werden muß, muß auch der Schein alles zu Natürlichen vermieden werden. Vor der Toilette ist die Dame nur Weib — im Salon ist sie Dame, im Hause Mutter und Gattin, je nachdem es die Umstände erfordern, oder Sängerin, oder Declamatrice, auf dem Ball Tänzerin u. s. w. Alles dieses aber könnte sie nicht ohne Toilette sein; darum hätte es der Schöpfer besser gemacht, wenn er erst die Toilette und dann das Weib erschaffen hätte, insofern man nicht annehmen will, daß ihr zuerst Adam als Toilette gedient, der als erster Mensch übrigens hölzern genug gewesen sein mag.

Ein alter Dichter sagt etwas ungalant: Manche Dame steigt als Raupe aus dem Bette und kommt als Schmetterling von der Toilette. Hierdurch wäre die Seelenwanderung, die Metempsychose, erwiesen, und wenn unsere Dame zu flatterhaft werden, braucht man ihnen nur die Toilette zu nehmen.

Die Dame tritt des Morgens an ihre Toilette, wie in ein Arsenal. „Hier," sagt sie (indem sie die Locke über dem rechten Auge hoch auftoupiren läßt), „errichte ich eine Batterie gegen den A—, dort," indem sie den Gazeschleier lose über die Schulter anstecken läßt, „eine Redoute gegen B—; meine beiden durchsichtigen Puffärmel sollen als Amorskanonen ein Kreuzfeuer gegen C— während des Cotillons unterhalten. Dieses regardez-moi soll gegen D— die Wirkung einer Sternschanze ausüben. Sobald ich den Mund zum Lächeln verziehe und nur ein klein wenig die obere Zahnreihe erblicken lasse, soll E— erbeben und um Gnade flehen."

Bei der Toilette, mit den Papilloten, den Haarwickeln werden die größten Verschwörungen angezettelt und durch das Brenneisen wird mancher Brand in ein ruhiges Männerherz geschleudert, durch die Haarflechten wird manches Schicksal geflochten, das nur mit den grausamsten Schmerzen wieder auseinander gezaus't werden kann. Die Schminke bringt es dahin, daß manche Dame in der Ehe ungeschminkt erscheint, daß er sich vom Teufel holen lassen möchte, und die Pomade auf der Toilette hat es oft schon ermittelt, daß Mancher recht angeschmiert worden ist. Wer ein Buch schreiben will: „Das Weib, wie es sein soll," der braucht nur eine Kosmetik, ein Handbuch der Toilettengeheimnisse zu schreiben.

Darum, ihr Männer, fürchtet nicht die Damen, fürchtet nur die Toiletten, denn sie sind das Zeughaus ihrer Wache; ohne Zeughaus aber gäbe es keine bewaffnete Macht; keinen Krieg, keinen Sieg!

Der seltsame Freier.

Skizze von Herrmann Rothe.

I.

Es war am Vorabend des Kirchweihfestes. — Die schöne Anna weinte.

„Aber in aller Welt!" schalt ihr Vater, der Pen-

sionair=Wachtmeister William: „was hast Du denn an ihm auszusetzen? Ist er nicht ein schmucker Bursch? nicht flink und rührig troß dem Besten? Weiß der Himmel, was Dir im Kopfe stecken mag! Statt nach dieser Partie, wie jedes vernünftige Mädchen thun würde, beide Hände auszustrecken, geberdest Du Dich ärger als ein Rekrut, wenn er zum ersten Mal die Kanonen brüllen hört. Oder" — fuhr er fort, und die Wolken auf seiner Stirn ließen ein arges Gewitter vermuthen: „Oder sollte ich mich in Dir geirrt haben, Anna? Solltest Du Dein Auge, statt auf's Spinnrad, hinter des Vaters Rücken bereits auf irgend einen Gelbschnabel geworfen haben?"

Aennchen suchte das glühende Roth, das sich bei diesen Worten auf ihre bleichen Wangen ergoß, des Vaters forschendem Auge hinter dem sauberen Leinenschürzchen zu verbergen.

„Ich will es nicht hoffen, Anna — zu Deinem Besten will ich es nicht hoffen. Aber so seid Ihr junges Weibsvolk nun! Bietet Euch das Glück, das heißt ein braver junger Mann die Hand, und habt Ihr Euch diesen nur um ein Härchen anders gewünscht, als Figura zeigt, so schlagt Ihr die Hand aus... meint, Ihr habt noch Zeit... fangt an zu trotzen und zu schmollen... und schmollt und trotzt so lange, bis Ihr über die Jahre hinaus seid. Zu einer tüchtigen Hausfrau habe ich Dich erzogen, nicht, daß Du einsam und freudelos dahinwelkest, wie eine Blume ohne Sonne und Regen. — Der Michel besitzt Alles, was man an einem braven Eidam nur wünschen mag. Er ist jung, fleißig, wohlhabend und — was das Beste an ihm ist — hat Bärenkräfte. Wie hoch ich aber am Manne die Kraft schätze, weißt Du. Es ist ein alter Vergleich, der mit dem Eichbaum und der Ranke; aber wer sich gleich einem schwachen Reis von jedem Luftzug über den Haufen wehen läßt, vermag sein Weib nicht zu schützen. Rede mir Niemand von der heutigen Zucht! Da steckt man die Buben, statt sie in Gottes freie Sonne auf die Wiese zu jagen, in's dumpfige Loch zu dem klapperbeinigen Schulmeister, der ihnen Weisheit predigt vom Morgen bis zum Abend. Und wenn man denkt, daß sie Männer sein sollen, so hat man erwachsene Jungen vor sich, eben so schwach und dürr und klapperbeinig wie ihr Schulmeister — und wissen am Ende doch nichts Rechts! — Soll Einem da nicht das Herz aufgehen, wenn man wenigstens noch hie und da einen zwar derben, aber unverdorbenen, kräftigen Natursohn findet? Und wenn ein solcher Natursohn gar mein Eidam werden und Dein Glück machen will, soll ich da Deiner kindischen Grillen halber ihm und Deinem Glücke mit Gewalt die Schwelle weisen? — Nimmermehr!"

Die arme Anna wagte kein Wort zu erwiedern. Es gibt Fälle, wo die Eltern im Punkte der Heirath ganz anders denken, als die Kinder — und ein solcher Fall lag auch hier vor. Das Ideal von einem tüchtigen Manne, welches dem Wachtmeister mehr oder minder klar vorschwebte, war begreiflicher Weise mit all den Eigenschaften ausgeschmückt, die ihm, durch seine Persönlichkeit bedingt, als Vorzüge und Vollkommenheiten erscheinen mußten; und niemals hatte er einen Menschen gefunden, der jene Eigenschaften in so hohem Maße besaß, jenem Ideale mithin so nahe kam, als Michel. Er war von untersetztem, gedrängtem Körperbau, breiten Schultern und — wie Aennchens Vater sich auszudrükken beliebte — von Bärenkräften. Einige andere Arten und Unarten, die er mit dem Repräsentanten kräftiger Quatrupeden gemein hatte, konnten ihm in seines Gönners Augen nur zum Lobe gereichen. Michels Plumpheit war ungekünstelte Natur; Michels Grobheit war Nichts, als derbe Aufrichtigkeit; Michels Dummheit war schlichter, unverdorbener, gesunder Menschenverstand. Kurz: Natursohn Michel war das verkörperte Ideal des Wachtmeisters.

Aber er besaß leider wenig von dem, wodurch er der eben so zartdenkenden, als schönen Anna, um die er freite, hätte gefallen können. Einen Mann, der auf ihr Herz einigen Eindruck zu machen hoffen durfte, dachte sie sich ganz anders. Ihr kam es nicht sowohl auf breite Schultern und Bärenkräfte an — wiewohl sie Beides für eine ganz artige Zugabe halten mochte — als auf schlanken, gefälligen Wuchs, Ebenmaß der Glieder, welches blondes Haar und namentlich auf ein Paar großer biederer Blauaugen, in denen sich eine treue Seele spiegele und in die man je länger je lieber hineinschaue, wie in eine Mondscheinnacht im Juni. Er mußte regen Sinn haben für alles Große und Schöne, er mußte sich freuen können an der Natur und ihren Schöpfungen, sein Herz mußte zarteren Genüssen zugänglich sein. Ein Mann, den sie lieben sollte, mußte selbst der Liebe fähig sein; nur einem solchen, dessen innerstes Wesen die Liebe wäre, konnte und mochte sie sich an den warmen Busen werfen.

Und die schöne Leserin aus der Stadt möge Anna's Wunsch — wenn anders ihre Ahnung von dem Dasein eines solchen Jünglings zu dem Wunsche, ihn zu finden, je gereift war — nicht unter die Zahl der „frommen" rechnen. Oft freilich tritt durch den Druck gemeiner Sorgen, die das Gefolge eines niederen Stan=

des und der Armuth zu bilden pflegen, an die Stelle zarterer Gefühle und der Empfänglichkeit für Höheres nur rohe, sinnliche Begehr; wie jedoch der gröbste Kittel nicht zu hindern vermag, daß unter ihm ein biederes Herz schlägt, so ist auch die schwerste Last niederer Sorgen oft nicht fähig, die angebornen Vorzüge der Seele ganz zu erdrücken.

Aber lassen wir der Geschichte — deren Grenzen, beiläufig bemerkt, für dergleichen Raisonnements zu eng gezogen sind — ihren Lauf; genug, daß nicht Michel, des Wachtmeisters Liebling und erkorener Eidam, sondern ein ganz Anderer von Aennchens Herzen Besitz genommen.

II.

Herr William ging, indem er sich mürrisch den Schnauzbart strich, mit großen Schritten auf und ab. Er war ein Mann von mittlerer Größe, aber so herkulisch gebaut, daß man ihn auf den ersten Blick für das erkennen mußte, was er war: für einen Mann von ungewöhnlichen Leibeskräften. Da schon gesagt ist, daß er sich den Schnurrbart strich, so folgt von selbst, daß er einen trägt; von der Form desselben aber kann sich der geneigte Leser einen ungefähren Begriff machen, wenn er sich ein Paar Ziegenhörner mit der Spitze nach vorn denken will. Dieser Ziegenhörnerbart ist dicht und lang und schwarz wie die sternlose Nacht — eine theure Reliquie aus seinem Kriegerleben. Die Uniform legt er nur noch bei festlichen Gelegenheiten an, seit er den Säbel mit dem Pfluge und seinen ledigen Stand mit den Freuden und Leiden an der Seite einer jungen Gattin vertauscht hat, die jedoch, nachdem sie ihm in Anna ihr getreues Ebenbild hinterlassen, schon im dritten Jahre nach der Hochzeit starb. Seitdem lebte der Wachtmeister nur seiner Tochter, deren Erziehung er bis zu ihrem funfzehnten Jahre einem geschickten Informator anvertraute. Und obgleich ihre feinere Bildung ihn oft mit Zweifel erfüllte, ob sie nicht eben dadurch dem Stande, dem der Vater angehörte und dem auch sie angehören sollte, völlig entfremdet sei und ob er überhaupt nicht besser gethan hätte, ihr eine minder gewählte Erziehung zu geben, so sah er sich doch zu den schönsten Hoffnungen berechtigt und war im Ganzen mit dem Lehrer sowohl, als dem Erfolge seiner Bemühungen, völlig zufrieden. Ja, er fühlte seine Brust von geheimem Stolz geschwellt, so oft er sein zartes, wohlgebildetes und doch zur kräftigen Jungfrau erblühtes Kind mit den geistig und körperlich vernachlässigten Töchtern seiner Nachbarn verglich. Aber Anna hatte jetzt ihr achtzehntes Jahr erreicht; zwei junge Männer, die um ihre Hand geworben, waren bereits zurückgewiesen, und den Dritten begünstigte Herr William schon um deswillen, weil dieser des Rufs genoß, in einem Umkreise von vielen Meilen „der Stärkste" zu sein. Um so mehr befremdete ihn die Weise, in welcher Anna am heutigen Abend, nachdem Michel in aller herkömmlichen Form seinen Wunsch ausgesprochen, des Vaters Vorstellungen entgegennahm. Im tiefsten Unmuth darüber begab er sich endlich mit der Wiederholung, daß nur ein „Würdigerer" denn Michel seinen Willen zu ändern vermöge, in die Dorfschenke, um dort seinen Aerger bei einigen Schoppen Bier zu vergessen.

Anna aber schien diesen Augenblick mit Sehnsucht erwartet zu haben. Kaum war sie allein, als sie eilig zum Hinterpförtchen hinaus in den Garten schlüpfte — vielleicht um freier zu athmen, oder um dem guten, stillen Mond, oder auch irgend einem andern Wesen ihre Leiden zu klagen. Und siehe! noch ehe sie zum dritten Male mit den Händchen geklatscht, fand sich ein solches Wesen in der Person eines hohen, schlankgewachsenen Jünglings, der ihr mit ausgebreiteten Armen entgegeneilte. Aber wie erschrak er, als er der Geliebten bleiches verweintes Antlitz gewahrte! Und so scharfsichtig — oder, wenn man will, egoistisch — ist die Liebe, daß er die Ursache ihres Kummers nur in einem unglücklichen Ereignisse ahnte, das zu ihrem gegenseitigen Bunde in näherem oder entfernterem Bezuge stehe. Ihm fehlte der Muth zu fragen, und es wäre auch vergeblich gewesen; die arme Anna hätte in diesem Augenblicke schwerlich eine Frage, welcher Art sie auch gewesen wäre, beantworten können. Die heimlichen Thränen, die der Geliebten Schmerz seinen eigenen Augen entlockte, waren deutliche Zeugen, wie sehr er selbst dabei litt und wie gern er, selbst des Trostes bedürftig, ihr Trost gespendet hätte. Aber seine Hände ballten sich krampfhaft zusammen, gleich als wünschten sie mit demjenigen, der diesem schuldlosen Wesen solchen Jammer bereiten konnte, gelegentlich eine recht vertraute Bekanntschaft zu machen, und das wilde Feuer, welches, wie Blitze aus tiefer Wolkennacht, den feuchten Augen entstrahlte, verrieth zur Genüge, daß er jener Bekanntschaft eben kein bedeutendes Hinderniß in den Weg legen würde. Diese Symptome zorniger Aufwallung waren indeß eben so momentan als unverkennbar: sie wichen gar bald wieder dem Ausdruck innigster Theilnahme an der Gegenwart, die keinen Gedanken an Vergangenheit und Zukunft haften ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

— Pomeranus soll einmal auf der Kanzel seine Zuhörer zum Gebet für den Kurfürsten von Sachsen mit dem Beisatz ermuntert haben: „Doch meine ich nicht den alten Kurfürsten, Herrn Johann Friedrich, sondern unsern jetzigen gnädigsten Herrn, Herrn Moritzen, der ist ein rechtschaffener, milder und gütiger Fürst und hat neulich mir und dem Herrn Philippo einem Jeden eine Pumpmütze voller Thaler schenken lassen.

— Unter den Bettelmönchen und Gassenpredigern zu Neapel üben manche einen wunderbaren Einfluß über die Lazzaroni aus. Von einem derselben, Rocca, werden so viele sinnreiche und witzige Worte erzählt, daß man Bände damit füllen könnte. Bei Strafreden kannte er kein Ansehen der Person. Oft sagte er Dinge, welche einem weniger Beliebten Ahndung von oben zugezogen haben würden; aber Rocca war von Hohen und Niederen gefürchtet. Eines Tages predigte er auf dem Markt. „Heute," sprach er, „will ich sehen, ob Ihr Eure Sünden wahrhaft bereut." Damit begann er eine erschütternde Bußpredigt. Während die Zuhörer auf den Knieen lagen, mit den Zähnen klapperten, sich an die Brust schlugen, überhaupt alle Zeichen der tiefsten Zerknirschung von sich gaben, rief er plötzlich: „Nun Ihr, die Ihr wahrhafte Reue über Eure Sünden fühlt, hebt die Hände empor!" — Alle Hände streckten sich in die Höhe. „Heiliger Erzengel Michael!" rief Rocca weiter, „der Du mit Deinem Demantschwert neben dem Richterstuhl Gottes stehst, hau' mir jegliche Hand hier ab, die heuchlerisch emporgehoben ist." In einem Nu waren alle Hände herunter, und Rocca ergoß einen neuen Strom von Strafworten über Sündhaftigkeit und Verstocktheit seiner Zuhörer. — Einst gerieth Rocca in einen Wortwechsel mit einem Spanier. Er trumpfte denselben mit der Behauptung: im Himmel sei kein einziger spanischer Heiliger. Der Spanier war von dieser kecken Behauptung ganz verblüfft, und Rocca erzählte ihm zum Beweis folgende Geschichte. Anfangs wurden etliche eingelassen, allein sie rauchten so stark Cigarren, daß es der Madonna und andern heiligen Jungfrauen übel wurde. St. Peter zerbrach sich den Kopf, wie er die schlimmen Gäste loswerden möchte. Nach langem Sinnen traf er das rechte Mittel. Er ließ vor dem Himmelsthor ausrufen, es werde so eben ein großes Stiergefecht veranstaltet. Auf diesen Ruf liefen alle spanischen Heiligen zum Thor hinaus. St. Peter warf es hinter ihnen zu und ließ keinen mehr hinein.

— In seiner letzten Vorlesung in Berlin sagt Saphir: „Was ist die Philosophie? Ein Wald der immer dunkler wird, je tiefer man hinein kommt, in welchem man am Ende sich und seinen Führer Verstand verliert, um Beide nimmer wieder zu finden.

— Der „Salon" sagt: Man zählt in Frankreich 413,510 Esel; doch wissen wir nicht, ob in dieser Zahl auch die Mitglieder der gelehrten Gesellschaften mit inbegriffen sind.

(Eine Bußpredigt in Berlin.) Die vom Prediger Arndt am Bußtage gehaltene und durch den Druck veröffentlichte Predigt geißelt mit scharfem Witze den herrschenden Zeitgeist und besonders die Abgötterei, welche mit der Kunst und den Künstlern getrieben wird. So heißt es darin z. B.: „Der dritte Götze, dem die Welt, (außer dem Gelde und der Ehre) dient, ist die Lust und das Vergnügen. Dieser Götze steht noch höher als der des Geldes und der Ehre. Ihm zu Gefallen scheut man weder Ausgaben, noch unwürdige Bemühungen. Man arbeitet nur, um reich zu werden, man wird nur reich, um eine Stellung in der Welt einzunehmen, man nimmt nur eine Stellung in der Welt ein, um das Leben auf alle Weise zu genießen. Genußsucht, ach, sie herrscht schon bei denen, die noch nichts gearbeitet haben, die noch nichts geworden sind. Willkommen daher Jeder, der neue Mittel und Gelegenheiten gewährt, diesen brennenden Durst nach Genuß und Vergnügen einigermaßen abzukühlen! Seien es abgerichtete Thiere oder abgerichtete Menschen, gleichviel, wenn es nur etwas Neues, noch nie Dagewesenes zu sehen und zu hören gibt. Ihnen strömt die große Menge zu. Müßte sie unermeßliche Eintrittsgelder zahlen, sie zahlt sie, und will lieber Schulden über Schulden machen, oder darben und hungern, als das Vergnügen des langersehnten Abends entbehren. Müßte sie Stunden lang warten, sie wartet. Müßte sie in der stickendsten Luft aushalten, sie hält aus. Müßte sie ihre Gesundheit aufs Spiel setzen und in Lebensgefahr sich stürzen, sie setzt sie aufs Spiel und stürzt sich in die Gefahr. Sie läßt sich drängen und stoßen, sie läßt sich die Kleider vom Leibe reißen, sie läßt sich mit Füßen treten um eines flüchtigen Genusses, um eines sinnlichen Rausches willen. Dieselben Menschen, die sonst so nüchtern und so besonnen handeln, gerathen in eine Aufregung, daß sie gar nicht wieder zu erkennen sind, und bald sich völlig albern und kindisch betragen, bald alle Vernunft verloren zu haben scheinen, und durch ihre Uebertreibungen dem allgemeinen Gelächter und Spotte sich preisgeben. Wehe, wer es wagen wollte, diesen sogenannten Kunstgenuß zu stören: Kein Scheltwort ist zu niedrig, welches die sogenannte gebildete Welt nicht in leidenschaftlicher Wuth gegen ihn in Bewegung setzte. Ja, diese Vergnügungssucht, diese Ueberschätzung und Vergötterung der Kunst ist so tief in das Mark des Volkslebens eingedrungen, daß kein Lehrer, der unter viel Aerger und Noth seinem schweren und verdienstvollen Berufe Jahr aus Jahr ein nachgeht, kein Beamter, der vom frühen Morgen bis in die späte Nacht im Schweiße seines Angesichtes die schwierigsten Aufgaben löst und bearbeitet, kein Krieger, der fürs Vaterland sich hat zum Krüppel schießen lassen, so bezahlt und besoldet, kein König sogar so gefeiert und verehrt wird, wie diese nur das Kurzweil befriedigenden und den Genuß sättigenden, oft so losen Künstler und Künstlerinnen. O, wenn Paulus heute durch unsere Straßen ginge, wie einst in Athens Mauern, er würde auch zu uns sagen: „Ihr Männer von Berlin, ich sehe euch, daß ihr in allen Stücken allzu abergläubig und heidisch seid."

(Das Glück einer unglücklich Liebenden.) Die müßigen Engländer sind überall, wo sie sich ansiedeln, oder als Zugvögel vorüberstreichen, dieselben Originale, und führen überall die barocksten Streiche aus. Dies beweist die tragikomische Geschichte einer untergeordneten Schauspielerin an einem Boulevardtheater zu Paris. Im vorigen Winter war Demf. H. noch nicht Schauspielerin; sie fristete ihr Leben mit Oblatenfärben, im Nothfall auch wohl mit Oblatenessen. Ein

junges Mädchen, welches in Paris Oblaten färbt und ißt, und dabei hübsch ist, bekommt täglich ein ganzes Sortiment von Billets doux. In diesem Fall befand sich auch Dems. H.; aber von allen parfümirten und rosafarbenen Liebeserklärungen ging ihr nur Eine recht zu Herzen, und zwar dergestalt, daß außer ihrem Herzen auch ihr Kopf eine bedeutende Erschütterung erlitt. Alfred aber, der Treulose, nahm nach kaum vollendetem ersten Viertel des Honigmonats Extrapost und verschwand wie der letzte Abendstrahl, der bekanntlich nie langsam im Verschwinden ist. Dems. H. versank in eine möglichst tiefe Melancholie, und endlich — vergiftete sie sich mit den zum Färben der Oblaten bestimmten Ingredienzen. Die Pariser Journale, welche derlei Ereignissen immer begierig nachspüren, hatten nichts Eiligeres zu thun, als folgende Anzeige zu drucken: „Ein junges Mädchen, Namens H., Rue St. Martin No. 133: hat sich gestern aus Liebesgram vergiftet. Ihr Leben steht jedoch nicht in großer Gefahr." — Als Dems. H. wieder zur Besinnung gekommen war, erzählte ihr die Pförtnerin, daß drei Herren von bedeutender Länge und mit brittischem Accent, sich nach ihrem Befinden erkundigt hätten. Die drei Herren waren, dem Anschein nach, sehr gerührt gewesen, und hatten versprochen, sich bald wieder einzufinden. In den nächsten Tagen erhielt Dems. H. eine Menge der ausgesuchtesten Geschenke, Regenschirme, Galoschen und Abonnementskarten für mehrere Omnibus. Diesen Herrlichkeiten folgten bald die drei Engländer, welche sich mit ungeheuchelter Theilnahme nach ihrem Befinden erkundigten. Der eine kam Morgens, weil sie zu dieser Tageszeit immer sichtbar war; der andere Mittags, weil sie um diese Stunde beständig zu Hause war, und der dritte Abends, weil sie nie nach Sonnenuntergang ausging. Alle drei sagten ihr genau dasselbe, woraus sie den Schluß zog, daß Liebeserklärungen in Altengland immer mit stehenden Redensarten gemacht werden. Alle drei waren der unmaßgeblichen Meinung, sie müsse ein zärtliches Herz besitzen, weil sie sich aus Liebe habe vergiften wollen; sie selbst boten ihr ihre Herzen nebst einem bedeutenden Theil ihrer Renten an, wenn sie sich entschließen wolle, sich um ihretwillen zu vergiften, unter dem Vorbehalt jedoch, daß dies erst in einer ziemlich fernen Zukunft geschähe. Bis zu dieser neuen Vergiftung verlangten sie weiter nichts als eine leidenschaftliche, grenzenlose Liebe. Dems. H. fand den Vorschlag zum Lachen, und nahm ihn unter den feierlichsten Versicherungen an. — „Seitdem ich mich aus Liebe vergiftete, bin ich glücklich," sagte sie einige Zeit nachher zu einer ihrer vormaligen Freundinnen, der sie ihre Geschichte erzählte. Die andere hatte sich bereits drei Male mit Kohlendampf erstickt, aber es war kein Engländer gekommen, um ihr Herz und Börse anzubieten; sie sah ihre Freundin verwundert und neidisch an. — „Warum hast Du Dich drei Mal mit Kohlendampf erstickt?" fragte die Schauspielerin. — „Aus Noth!" rief die Andere lachend. — „Welche Dummheit! Aus Liebe hättest Du Dich ersticken sollen; das ist das einzige Mittel, den Engländern Interesse einzuflößen. Ein anderes Mal vergiß das nicht!" — Die Geisette versprach, sichs zu merken; sie that noch mehr: sie theilte ihr Recept allen ihren Freundinnen mit und diese begannen sogleich auf die Herzen und — Börsen der Engländer Sturm zu laufen. Daher kommen auch die unzähligen Reclamen, welche man täglich in den Pariser Journalen liest: „Eine kaum 18jährige hübsche Stickerin, wohnhaft Rue aux Ours No. 3, hat sich mit mehreren Scheerenstichen das Leben genommen. Glücklicherweise ist die Scheere nicht sehr tief ins Herz gedrungen. Man hofft sie zu retten. ꝛc. ꝛc." Diese Industrie ward bisher mit großem Erfolge ausgeübt.

Pariser Modenbericht.

In der Herrentoilette nimmt die Mode keine großen Veränderungen vor. Auf dem Lande trägt man den Twine von leichter Seide; er ist so lang wie ein Sommerrock, und zeichnet vollkommen die Figur ab, ohne jedoch sehr eng anzuliegen, doch wirft er keine Falten. Die Aermel sind weit, vorn in der Gegend, wo die Hand herabfällt, sind Taschen angebracht, welche entweder mit einer breiten Patte, oder auch nur mit einem schmalen Seidengalon bordirt werden. Die Fütterung ist von Seide und von der nämlichen Farbe, wie der Twine selbst, eben so der Kragen, die Revers und Paremens. Was diese Farben betrifft, so sind sie theils grauweiß, theils grau melangirt, theils dunkelbraun u. s. w. Zu Gilets wählt man entweder weißen oder chamoisfarbenen Piqué, oder gemusterte Zeuge, paille Grund mit Streifen oder kleinen Blumchen. Die Beinkleider trägt man sehr häufig weit, mitunter auch unten rund und ohne Riemen mit Schuhen und seidenen Strümpfen. Die gestreiften Zeuge zu Pantalons haben den Vorzug vor den carrirten, doch sind die letztern immer noch beliebt. Ein Hut von grauem Castor und eine Cravate-Scharpe mit viereckiger Schleife vervollständigt die Toilette. Beim Ausgehen in der Stadt sind Sommerüberröcke von Cachemir-Tuch mit niedrigem Kragen, nach Belieben mit einer oder zwei Reihen Knöpfen versehen, gebräuchlich. Die Gilets, welche man dazu trägt, sind Shawlkragen oder nicht, vorn sehr lang und von Piqué oder Valencia. In den Gesellschaftsfräcken sind bedeutende Veränderungen vorgegangen; die herrschenden Farben sind Dunkelblau, Schwarz, Grün und Braun. Die Gilets zu dieser Toilette sind gewöhnlich weiß, entweder von Piqué oder brochirtem Atlas. Bei feierlichen Gelegenheiten trägt man auch die Beinkleider von weißem Piqué, was zu dem dunklen Frack sehr gut aussieht. Die Cravaten sind jetzt allgemein lang; eine eben so verbreitete Mode sind die grauen Hüte, nur bei besonderen Gelegenheiten nimmt man schwarze.

Einige Elegants zeigten sich neulich im Theater in Fracks mit außerordentlich breiten Kragen und sehr weit zurückgeschlagenen Revers. Die Aermel waren eng und unten mit drei Knöpfen zusammengeknöpft. Einige tragen Westen mit breitem Shawlkragen und langem Vordertheil, andere erscheinen in Westen mit Stehkragen, die zwar Knöpfe und Knopflöcher bis oben hinauf haben, aber doch so geschnitten sind, daß sie nur zur Hälfte zugeknöpft werden können. Die Röcke sind an der Taille sehr eng, haben aber sehr breite Kragen. Englische Bronze und Schwarz gelten für die nobelsten Farben. Abends sind die Fracks meist blau, schwarz oder in Goldbronzenfarbe. Zum Negligée trägt man noch einige Pantalons mit Falten, im Allgemeinen aber sind die ziemlich weiten ohne Falten am beliebtesten.

Damen-Mode. Eine sehr zweckmäßige Mode ist die der größern Sonnenschirme, welchen zum Theil die Marquisen und keinen Knicker haben weichen müssen. Am Griff trägt man einen goldenen Knopf mit einem Stein. Diese Art von Schirmen ist meistentheils von weißem Mohr und rosenroth gefüttert, was einen sehr vortheilhaften Reflex auf das Gesicht wirft und den Teint erhöht. Uebrigens sind sie mit hohen Franzen bordirt und oft auch mit Spitzen besetzt.

Die zu Promenadenanzügen gesuchtesten Stoffe sind schottischer Taffet, Foulard in dreifarbigen Würfeln und gestreifter Barège und Taffet, am beliebtesten scheint aber der Barège zu sein, den man in außerordentlicher Mannigfaltigkeit hat. Die Art, wie die Kleider davon gemacht sind, entscheidet, ob sie für Negligée oder Putz bestimmt sind. Für junge Damen hat man Blousen à la Rachel von sehr dünnem Muslin, welche der alten römischen Tunica fast ganz gleichen. Ueberwurf-

Blousen von weißem Batist erhalten ein Leibchen à la Jungfrau. Kleider von Camäleon-Seide haben meist drei sehr hohe Volants, welche ihnen das Aussehen geben, als beständen sie aus drei Röcken. Hohe Leibchen werden häufig getragen und die Schneppen daran sind immer rundlich.

Die Halbärmel von Tarlatan oder indischem Muslin könnten wohl die schwarzen langen Handschuhe ohne Finger verdrängen, welche man anfangs zu den kurzen Aermeln trug; sie scheinen wenigstens sehr in Gunst zu stehen. Eben so beliebt sind die Leibchen mit Querzügen, und man muß gestehen, daß sie sehr hübsch aussehen. Sind diese Leibchen ausgeschnitten, so trägt man dazu einen der hübschen Fichus, die jetzt so beliebt sind. Ein Kleid, das wir letzthin sahen, müssen wir ausführlicher zu beschreiben suchen. Es war von weißem, indischem Muslin. Auf dem herzförmigen Leibchen befand sich an jeder Seite von den Achseln an ein Bausch, der links und rechts mit einer à la vierge gefältelten Spitze garnirt war. Diese beiden Bausche, welche sich an der Taille unter dem Gürtel vereinigten, liefen sodann auf dem Rocke fort bis an den Saum hinunter, doch so, daß sie sich immer weiter von einander entfernten. Das Kleid war mit durchscheinender Seide in zarter Farbe unterlegt, und durch die Bauschen der ganzen Länge derselben nach ein Band durchgezogen, welches an dem untern Ende eine Schleife à la Ludwig XV. bildete. Die Aermel waren kurz und ebenfalls mit Puffen verziert, in die ein Band gezogen war, an welchem sich wie an dem des Leibchens doppelte Spitzen befanden.

Im Theater sah man sehr viel Damen in Weiß. Gestickter Tarlatan und Organdi herrschten vor. Die Guimpen-Leibchen, die türkischen Aermel und Daphne-Gürtel, d. h. Schneppen von sehr schmalem leichtem Muslin zeigten sich in sehr vielen Logen. Auf diesen ganz weißen Anzügen hatten mehre Damen einen venetianischen Shawl von schwarzen Spitzen, was sehr schön aussah. Eine Dame trug ein Kleid von indischem Muslin, das vorn schürzenartig mit drei Streifen Spitzen besetzt, und gestickte, garnirte Doppelärmel hatte. Das Leibchen war halb ausgeschnitten, und man sah an demselben eine gleiche Besetzung wie auf dem Rocke. Als Kopfputz hatte die Dame ein allerliebstes Hütchen mit schmalem Schirm von Reisstroh, das einen russischen Federputz hatte, welcher an der Seite weit herunterfiel. Eine junge Frau erschien in einem Ueberrocke von indischem, völlig durchsichtigen Muslin, mit einem Unterkleid von rosa Taffet. Vorn war dieses Kleid vom Halse an bis unten an den Saum durch zwei Reihen in Gold gefaßter Perlen zusammengehalten. Die Aermel à la Ludwig XIII. hatten auf den Aufschlägen sechs eben solche Knöpfe; jedes Knopfloch war mit einem kleinen goldenen Passepoil eingefaßt. Auf dem Kopfe, etwas auf der Seite trug die hübsche Frau einen Hut à la cavilière mit hohem Kopf. Der Hut war von Gros de Naples und hatte eine Perlenschnur mit dicken Troddeln, so wie an der linken Seite einen Reiherbusch.

Vormittags werden Ueberröcke von Taffet sehr häufig getragen, ohne daß man sagen könnte, sie wären gemein. Die Aermel daran sind sehr weit, mit Aufschlägen, das Leibchen hat Revers und eine Halbpelerine mit drei Spitzen und vorn steht der Rock offen über einem Unterkleide von Organdi mit Volant. Zu diesen offenen Oberröcken sehen die Fichus von gesticktem Muslin, die mit vier Reihen brüsseler Spitzen garnirt sind, wunderschön aus. Zur Vervollständigung des Anzugs gehört dann noch ein hübscher Reisstrohhut. Man sieht auch Kleider von Nankin, die mit farbiger Seide grün, blau oder kirschroth gestickt sind. Diese Stickereien treten von der Nankinfarbe sehr stark, aber auch sehr hübsch hervor.

Die Pariserin, welche man auf der Promenade sieht, ist außerordentlich einfach gekleidet. Kleid von Barège mit drei hohen Volants; Capote von Crepp mit einer liegenden Feder oder einer sehr feinen Blume; Mantille von schwarzem Spitzentüll mit einer breiten Spitze; seidene Stiefelchen; paille Handschuhe; Sonnenschirm von weißem Taffet und ein prächtig gesticktes mit einer breiten Spitze garnirtes Taschentuch. Ist es weniger warm, so trägt sie einen Oberrock von Camäleon-Pekin, der mit gefälteltem Bande besetzt ist, ein glattes Schneppenleibchen und halblange Aermel hat, an die sich Puffen von Muslin anschließen; Langshawl von Barège oder türkischem Stoffe, ganz weiß mit Querstreifen; Strohhut mit Blumen und einem Spitzenschleier. Ist es noch weniger warm, so erscheint sie in einem Ueberrock von schillerndem Moire, der von oben bis unten durch zwei Reihen kleiner Knöpfe zugemacht ist; in einem Hute von weißem Poult de Soie, der rosa gefüttert ist, und an der Seite eine Schleife mit langen bis auf den Hals fallenden Enden hat, und in einem großen Shawl.

Von den Hüten läßt sich wenig sagen. Sie sind, wie sie die Jahreszeit verlangt, nur werden die leichtesten Stoffe z. B. glatter Krepp und Tüll mehr als je zu Hüten verwendet. Die frischen italienischen und Reisstrohhüte scheinen besonders auf dem Lande getragen zu werden. Schwarze Spitzenhüte sind durch Hüte von weißen Spitzen verdrängt; die Kreppbhüte sind sehr klein, meist weiß und mit blauen Glockenblumen ausgeputzt. Die offenen Strohhüte füttert man farbig und putzt sie mit Federn von derselben Farbe aus. Auch die Capoten von Pour de Soie werden häufig mit Seide gefüttert, so wie die von Organdi mit lilas oder blauer Gaze. Einzelne Strohhüte von Reisstroh haben Köpfe von schottischer Seide.

Cannezous mit Einsatzstreifen von Spitzen und Stickerei sind eben so beliebt wie die Fichus à la Marie Antoinette.

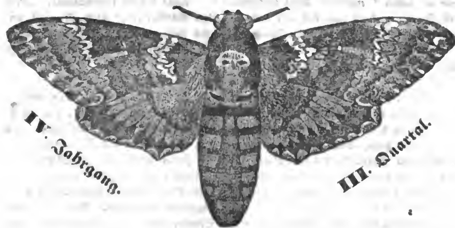
Erklärung der Modenkupfer.

No. I. Rock mit niedrigem breitem Kragen und breiten Klappen ohne Köpfe; enge Aermel mit übergeschlagenen Manschetten; halbweite carrirte Beinkleider; Piqué-Weste mit breitem Shawlkragen; bunte Cravate. No. 2. Diese Toilette kann als Muster der Eleganz und Einfachheit der Damen-Moden in dieser Saison betrachtet werden. Das Kleid von Camäleon-Seide ist mit einem breiten gezackten Volant garnirt, der an jeder Seite des Rockes offen ist, um eine Reihe Pompons sehen zu lassen, die mit denen auf der obern Seite des Kleides eine Schürze bilden. Die schwellende Draperie auf der Brust und die der von innen aufgenommenen kurzen Aermel, um den Arm bloß zu lassen, verleihen diesem Leibchenschnitt eine besondere Anmuth. Die Coiffüre, welche aus einem kleinen Schirmhütchen von Krepp, sehr weit nach hinten gesetzt, besteht, ist mit einem Federbouquet geschmückt, welches vollkommen Hals und Ohren freiläßt, wie es die jetzige Mode verlangt. Fächer und Handschuhe vollenden den Reiz dieser Toilette. No. 3. Rock mit breitem Kragen und breiten Klappen, halbweiten Aermeln mit Aufschlägen und Taschen an den Seiten, bunte Cravate, weiße Weste, gestreifte Beinkleider, grauen Hut.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 6. (5. Jahrgang. III. Quartal).

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst **Modenkupfer.** Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).
Expedition: Petersstraße No. 31/11. Druck von **F. Andrä** in Leipzig.

Leipzig=



Pariser Moden=Journal.

No. 7. Sonnabend, den 12. August. **1843.**

Zur gefälligen Beachtung!

Einem verehrlichen Publikum die ergebene Anzeige, daß sich für das laufende Quartal die Auflage meiner Modenzeitung vergriffen hat; zugleich ersuche ich alle wohllöblichen Postämter und Buchhandlungen, davon gefälligst Notiz zu nehmen, und die etwa sich noch meldenden Theilnehmer auf das künftige Quartal zu verweisen. Namentlich ergehet an die Herren Buchhändler die ergebenste Bitte, Ihre Bestellungen für das künftige Quartal mir baldigst zukommen zu lassen, um die Auflage darnach bestimmen zu können, und Ihre hiesigen Herren Commissionaire gefälligst anzuweisen, künftig Ihre Bestellzettel **direct** in meiner Expedition abgeben zu lassen.

Leipzig, den 7. August 1843. ***N. Büchner***, Herausgeber und Redacteur,
Expedition: Petersstraße No. 31/₆, 1. Etage.

Der seltsame Freier.

Skizze von Herrmann Rothe.

(Fortsetzung.)

Zärtlich, wiewohl schweigend, geleitete er sie endlich in eine Laube und suchte, indem er sie zu sich auf die Bank niederzog, ihren Kummer mit liebreichen Worten zu beschwichtigen.

„Vertraue mir, meine Liebe," sagte er und schaute ihr so liebreich und bittend in's Auge, daß es unmöglich gewesen wäre, seinen Worten zu widerstehen: „Vertraue mir, was Dich so niederzubeugen vermochte. Glück wie Schmerz erträgt der Mensch schwerer allein, und mir, sollt' ich denken, gäbe schon meine Liebe ein Recht auf Dein unbedingtes Vertrauen, wäre ich auch nicht, wie ich doch vermuthe, bei der Ursache Deiner Thränen gleich betheiligt. Verhehle mir Nichts, ich bitte Dich!"

„Ach," seufzte Anna, „ich bin unglücklich, sehr unglücklich!"

„Und bin ich's denn weniger, wenn ich Dich leiden sehe? Mein Herzblut möcht' ich verspritzen, um Dir eine frohe Stunde zu bereiten, ja lebenslange Qualen, — Anna, ein Leben ohne Dich wollt' ich ertragen,

könnt' es Dich glücklich machen. Darum vertraue mir: vielleicht kann ich helfen."

„Um hier zu helfen," erwiederte Anna kopfschüttelnd, „müßtest Du ein Herkules sein. Ach und doch — wenn es wäre! Wir fühlten uns eins im Andern so glücklich, wir träumten uns die Zukunft so schön!"

„Das wolle Gott nicht, daß das Alles ein bloßer Traum gewesen!"

„Schwerlich," fuhr jene fort, „wird er sich verwirklichen. Mein Vater hat nun einmal die fixe Idee, als ob der wahre Werth eines Mannes mit seiner Körperstärke genaue Parallele halte, und da er Niemanden kennt, der es in diesem Punkte Michel dem Bären zuvorthäte, so hat er mich diesem, der heute um mich geworben, ohne Weiteres versprochen. In wenigen Wochen schon soll ich mit ihm vor den Altar treten."

„Ich will dem Bären sein dickes Hirn ausschlagen!"

„Dann freilich dürfte ich auch seine Hand ausschlagen!" meinte Anna lächelnd. „In der That gibt es nur noch ein Mittel, das uns retten könnte."

„So lange es noch ein Mittel gibt, sind wir gerettet. Worin besteht es?"

„Darin, daß Du den Michel vor meines Vaters Augen besiegtest. In diesem Falle wett' ich Hundert gegen Eins, daß der Erfüllung unserer Wünsche Nichts im Wege stände. Aber, ach! den Michel hat noch Keiner bezwungen!"

„Und dennoch," war die beruhigende Antwort, „laß uns hoffen. Die Liebe wird mir Kräfte leihen. Dein Vater soll erfahren, daß auch hinter'm Berge noch Leute wohnen — und den Bären will ich lehren, seine Tatzen nach Perlen auszustrecken! Wenn nur die Gelegenheit schon da wäre!"

„Morgen," sagte Anna mit einer von Hoffnung und Zweifel gleich bewegten Stimme: „morgen feiern wir das Kirchweihfest. Du weißt, daß an diesem Tage die jungen Männer unsers Dorfes nach altem Brauch ein Ringen halten, zu welchem auch Fremde freien Zutritt haben. — Aber Michel ist leider noch jedes Jahr der König geworden!"

„Morgen soll er, so Gott will, höchstens zum Ritter geschlagen werden — zum Sandritter!" eiferte der Jüngling und ließ, instinctmäßig den Aermel zurückstreifend, einen Arm sichtbar werden, der seinen Besitzer mindestens nicht der Prahlerei beschuldigte. „Aber," fügte er nachdenklich, fast traurig hinzu: „aber wird meine Armuth Deinem reichen Vater kein Stein des Anstoßes sein? Zum ersten Male im Leben empfinde ich jetzt ihren Druck: sie allein könnte mich noch zurückhalten, offen und frei um Dich zu werben."

Anna lächelte kopfschüttelnd. „Meines Vaters einziges Steckenpferd," sagte sie, „ist ein kräftiger Arm; alles Andere kommt bei ihm erst nachher in Frage."

„Morgen denn oder nie. Lebewohl, süße Anna!"

III.

Der Nachmittag ist schön und sonnig. Alt und Jung, festtäglich aufgeputzt, hat die Hütten verlassen: überall herrscht freudige Regsamkeit. Der große Lindenplatz in der Mitte des Dorfes ist mit einer Doppelreihe von Zelten besetzt, die der Mehrzahl nach mit bunten flatternden Fahnen geziert sind und durch ihre blendendweiße Farbe mit dem Grün der sie beschattenden Bäume angenehm contrastiren. Dort hört man eine kreischende Stimme allerlei Waaren anpreisen, deren geringer Preis mit ihrer Güte in gar keinem Verhältnisse stehe, während hier eine andere, von dem Schnurren des Glücksrades accompagnirt, für einen Groschen schwere Geldsummen verspricht. In der Mitte des Platzes liefert ein weitgereister, sonnegebräunter Leiermann, ein Stäblein als Zeigefinger benutzend, seinem erstaunten Publikum einen heiseren Commentar zu den rührenden Mord- und Schreckbildern, die, an einen Baumstamm genagelt, für einen Dreier Jedermann zur Schau hängen. Weiterhin findet man einen untrüglichen Spiegel der Zukunft. Einer nach dem Andern lugt durch die enge Oeffnung, um die Phantasie hindurchschlüpfen zu lassen und in dem geheimnißvollen Dunkel des Kastens leibhaftig Alles zu erschauen, was der beredte Wahrsager dem Wißbegierigen laut von der Stirn abliest. — Die jüngern Bursche schlendern einzeln oder in halben Dutzenden von einer Herrlichkeit zur andern, theils mit furchtsamer Scheu die fremden Gaukler und ihre Siebensachen anstaunend, theils auch um durch Worte, Grüße und bedeutsame Seitenblicke mit den in Gruppen wandelnden Schönen zu conversiren. Aus Aller Augen strahlt eine seltsame Mischung von Freude, Stolz, Neugier und Bewunderung, die, in Worte übersetzt, etwa lauten würde: Fremder, wir feiern unser Kirchweihfest!

Der Kern der jüngeren Mannschaft aber hat sich, fern von dem bunten Gewühle unter den Linden, auf einer geräumigen Wiese versammelt. Ihnen winkt, wie es Männern geziemt, ein edleres Ziel, als bloße Ergötzung. Allen klopft das Herz in begieriger Lust, im „männerehrenden" Zweikampf sich Ruhm zu erwerben, oder auch den bereits erworbenen durch neue Thaten noch zu verherrlichen. Da steht der breitnackige Thomas, dessen

Schulterpaar der Last eines Berges zu spotten scheint; bedächtig, aber trotzig kühnen Blicks mustert er die anwesenden Helden, um sich den kräftigsten aus ihrer Mitte zum würdigen Gegner zu erwählen. Neben ihm erblickt man Hans den Gewandten, wie er, die entblößten Arme über einander gekreuzt, sein muthstrahlendes Auge ebenfalls von einer Gestalt zur andern schweifen läßt, ungeduldig, daß noch immer nicht das Zeichen zum Kampfe gegeben werde. Sein berühmter Vetter aber, der lange Mathias, mißt mittlerweile die Dimensionen des Platzes ab. Die ehrerbietige Scheu, mit der die meisten Augen auf ihm ruhen, prophezeiht ihm schon zum Voraus einen bedeutenden Antheil an der Ehre des Tages: denn mit der Stärke des Thomas verbindet er Hansens Gewandtheit, mit der Stärke und Gewandtheit überdies die Grazie — mit dem Nützlichen das Schöne. Keinem ist er jemals erlegen im gewaltigen Faustkampf — Keinem, als Michel dem Bären. Aber Michel der Bär wird schon seit einer Viertelstunde vergebens erwartet. Ein ungeduldiges Murren erhebt sich: auch Herr William, der Kampfgraf, läßt sich nicht blicken. Schon ruft der lange Matthias, zum Vice-Kampfgrafen ernannt, die beiden ersten Kämpfer auf, um damit das Turnier zu eröffnen, als er durch ein unerwartetes Jauchzen, die endliche Ankunft der noch Fehlenden verkündend, stillschweigend seines Amts wieder entsetzt wird. Mit würdevollem Kopfnicken erwiedert der Wachtmeister, in seine Staatsuniform gekleidet und mit zwei Orden geschmückt, die ihm gespendeten Huldigungen, während Michel in ruhiger, selbstbewußter Größe sich langsam dem Kampfplatze nähert, nach einem flüchtigen Blick auf die Menge sich des Oberkleides als einer unnützen Last entledigt, die Hembärmel bis an den Ellbogen aufstreift und dann den Herrn Wachtmeister von der Seite anschaut, als wolle er sagen: „So!"

Aller Augen richteten sich jetzt auf den würdigen Kampfgrafen, der, das Centrum des Heldenkreises bildend, mit sonorer Stimme und aller ihm zu Gebote stehenden Gravität folgende Anrede hielt:

„Meine Jungen!

„Wir leben leider in höchst verderbten Zeiten. Das Menschengeschlecht ist entartet, Kraft und echte Mannheit von der Erde fast verschwunden. In gelehrten Büchern steht gedruckt zu lesen, daß vor Zeiten ganze Völker aus Männern bestanden, die man heutiges Tages als ausgemachte Helden bewundern würde. Aber findet man jetzt unter Fünfen auch nur Einen, der den Namen eines echten Mannes verdient? Und was soll draus werden, wenn das so fortgeht? — Der Herrgott wird am jüngsten Tage — und trüge er an jedem Finger einen Ring von leuchtenden Sonnen — kaum mehr, als Krüppel und Zwerge entdecken, Vater Adam seine Enkel für Menschen zwar, aber für Waldmenschen halten. Und woher schreibt sich diese Entartung? Hört mir zu, Kinder! An die Stelle des blanken Eisens ist das Pulver getreten, an die Stelle biederer Kraft die Hinterlist und Tücke; statt auf Stroh schläft man in weichen Bettfedern; man trinkt nicht mehr kräftiges Bier, sondern, weiß der Himmel, was für Teufelsgesöffe, die Leib und Seele verderben; und die Bursche, sobald sie ihre gelben Schnäbel zu den Kinderjahren hinausstecken, schielen nach den Dirnen, Wirthshäusern und allerlei andern Versuchungen, statt sich zu raufen und die Glieder zu stählen. — Von Euch, meine Jungen, dürfe man dergleichen nicht behaupten. Ich hoffe, daß Ihr Euren Ruhm gegen Jeden, der's verlangt, zu bewähren vermöget — und lasse der Himmel meine Hoffnung nicht zu Schanden werden! — So mag denn der heutige Tag abermals ein rühmliches Zeugniß ablegen von Eurer Tüchtigkeit: die eigene Ehre mag Jeden spornen, das Seinige zu thun. Thomas und Hans, Ihr werdet das Ringen eröffnen. Tambour, getrommelt!"

Der Tambour schlug einen donnernden Wirbel.

Die beiden Aufgerufenen aber stellten sich muthig einander gegenüber, bereit, dem ersten Wink des Kampfgrafen zu gehorchen. Mit funkelnden Augen maß Hans seinen breitschultrigen Gegner, der ruhig das Ende des ohrenerschütternden Wirbels und Hansens ersten Angriff zu erwarten schien. Die Trommel schwieg, Herr William gab das Zeichen.... Schneller als er gekommen, flog Hans der Gewandte aus Thomas Fäusten auf seinen alten Platz zurück. Der erste Kampf war beendet, noch ehe man ihn hatte beginnen sehen. — Thomas wurde als Sieger gegrüßt; Hans rieb sich die Rippen.

„Ist noch Jemand außer Michel, der sich mit Thomas zu messen wünscht?"

Der lange Mathias trat hervor.

Die Trommel wirbelte, der Kampf begann. Lange schwankte der Sieg zwischen beiden Seiten, bis endlich Mathias, seinem schwerfälligen Gegner ein Bein stellend, ihn mit solcher Gewalt zu Boden schleuderte, daß man ein Erdbeben hätte vermuthen können.

Sieger wie Besiegter erhielten ungetheilten Beifall.

Der Kampfgraf aber ließ durch die Trommel Schweigen gebieten.

„Wagt es Jemand," sprach er dann mit einem Lächeln, welches diese Frage für eine höchst überflüssige erklärte: „Wagt es Jemand mit Michel dem Bären?"

Lautlose Stille herrschte.

„Ich frage zum zweiten: Will's Jemand versuchen?"

Aller Blicke ruhten mit furchtsamer Scheu auf Michel dem Bären, der da stand, wie ein Fels im Meere, ruhig, unerschütterlich und theilnahmlos, gleich als könne gerade ihn die Frage des Augenblicks am wenigsten interessiren.

Keine Lippe regte sich.

„Zum Dritten und Letzten," rief der Kampfgraf: „Soll Michel allein heute müssig bleiben?"

Da trat ein hoher, schlank aber kräftig gewachsener Jüngling in den Kreis. Blonde Locken umspielten sein männlich schönes, aber gebräuntes Antlitz; seine Haltung war eben so sicher als ungezwungen, und sein ganzes Auftreten zeugte eben so sehr von Bescheidenheit als Muth. Das kurze, vorn spitz zulaufende Wams und der eigenthümliche Schnitt seiner Weste ließen in ihm den Sohn eines benachbarten, etwa zwei Stunden entfernten Dorfes errathen.

„Wenn Ihr's vergönnt, Herr Wachtmeister," sagte er, „und sonst Niemand unter den Anwesenden mit ihm kämpfen mag, so will's ein Fremder wagen."

„Brav!" meinte William: „In der That, sehr brav! Dein Name?"

„Ich heiße Anton."

Michel erhob jetzt zum ersten Male seine kleinen grauen Augen und blickte verwundert auf den kühnen Fremdling. Seinen breiten Mund verzerrte ein höhnisches Lächeln.

Der Wachtmeister lächelte auch — und bald lächelte die ganze Versammlung.

Anton aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Bescheiden doch fest wiederholte er seinen ausgesprochenen Wunsch.

„Ich," sagte endlich Herr William, „habe Nichts dawider, und schwerlich wird auch Jemand unter den Anwesenden, am wenigsten aber Michel, etwas dawider haben. Nur halt ich es für meine Pflicht, junger Mann, Euch vor den Umarmungen dieses Bären zu warnen, und, solltet Ihr meine Warnung gering achten, Euch zu prophezeihen, daß Ihr schwerlich unversehrt diesen Platz verlassen werdet. Freilich ist die Ehre, einen solchen Versuch nur gewagt zu haben, mit einigen zerbrochenen Rippen nicht zu theuer erkauft. Seid Ihr noch entschlossen?"

„Ich bin es!" war die feste Antwort.

„Brav! in der That, sehr brav!" wiederholte Herr William. „Wohlauf denn, Anton! zeige, daß Du kein Prahler bist — wir Alle werden Dich um so höher achten! Und Du, Michel, bewähre Deinen Ruhm, daß man nicht sagen dürfe, ein Fremder habe Deinen Schläfen den wohlverdienten Lorbeer entrissen! Die Ehre unsers Dorfes steht auf dem Spiele — das mag Dir genügen. Und nun, Tambour, getrommelt!"

(Beschluß folgt.)

Das Freien in der Türkei.

Am schlimmsten sind in Bosnien die christlichen Mädchen daran, die die Natur, wie zu Ihrem Hohne, reizend geschaffen.

Ein Christen-Jüngling darf zu einer christlichen Schönheit nicht einmal seine Augen erheben, viel weniger aber daran denken, sie zu freien. Dies ist die Ursache, daß die schönsten Jungfrauen gezwungen sind, sich zu mohamedanisiren. Ich hörte einst zu — erzählt der Verfasser des „Pogled u Bosnu" — wie sich die Türken über diesen Gegenstand unterhielten. Einer von ihnen sagte: „Es gibt noch wunderschöne Mädchen bei den Christen, aber sie mögen sich nicht mohamedanisiren lassen, und daran ist nur der Mönch Schuld, der elende Schuft. Will so ein armes Kind zum Islam übertreten und der Mönch wittert ihre Absicht, dann beruft er sie in die Messe, da schreit er ihr die Ohren voll und trachtet, sie von ihrem Entschluß abzubringen. Hört sie aber nicht auf seine Worte, dann jagt er sie mit Schande und Spott aus dem Volke, und wenn dies die andern sehen, dann machen sie es schwerlich nach."

Ich kannte in Sarajewo einen Bäcker griechischer Confession, der eine sehr schöne Tochter hatte, hoch und schlank wie die grüne Tanne. Allein kein Christ hatte den Muth, um sie zu freien, ihren Glauben mochte sie aber auf keinen Fall verlassen. Darum welkte sie von Tag zu Tag dahin, wie eine Blume, der man die Wurzel abgeschnitten. Nicht lange dauerte es, so war die schöne blühende Jungfrau, deren Reize kurz zuvor die ganze Stadt bewunderte, zu einer starren Leiche verdorrt. Nun bemitleideten sie die Türken noch und schimpften auf ihre Eltern, daß sie ihr verwehrt hätten, zum reinen Glauben überzutreten.

Jeder ehrbare Jüngling, wenn er sein Herz einer Schönen geweiht, umschleicht erst eine Zeit mit schüchterner Sehnsucht die Wohnung seiner Auserkornen, bis er offen um Ihre Hand anhält; ist der Vater des Mädchens (die Mütter haben dabei kein Votum) der Verbindung abhold, so muß Jener auch mehrere Jahre den

Seladon spielen. Nicht selten geschieht es aber auch, daß, wenn der Vater der Schönen hartnäckig auf seiner Weigerung beharrt, und die Liebenden einverstanden sind, das Täubchen heimlich bei Nacht und Nebel das väterliche Nest verläßt und zu ihrem Trauten hinüberflattert. Der Vater geräth dann natürlich in einen gewaltigen Zorn, der oft durch mehrere Jahre nicht ausraucht, und der aufgedrungene Schwiegersohn muß sich so lange verbergen und ihm ausweichen, bis die Zeit seinen Groll besänftigt; in diesem Falle treten dann die Verwandten als Vermittler auf, man söhnt sich aus, und macht nachträglich Hochzeit.

Zwischen den verliebten Nachtwandlern gibt es nicht selten blutiges Spiel, besonders, wenn Nebenbuhler an einander gerathen. Dergleichen Scenen werden jedoch nicht in der Nähe der Wohnung der Geliebten aufgeführet, damit man sich nicht verrathe, sondern man lauert einander Nachts in einem Hinterhalte auf, wo der verhaßte Rival vorbeigehen muß, und fährt ihm dann mit der kostura (ein schlechtes Messer, gewöhnlich eine unedle Mordwaffe) über den Hals los; überhaupt ist diese Art, seine Gefühle einer Schönen bei der Nacht an den Tag zu legen, indem man ihre Wohnung schüchtern und andächtig umschleicht, mit großen Gefahren verbunden, wie die Türken selbst gestehen; denn es gibt Helden, junge Wüstlinge, die nur aus Durst nach Abenteuern bei der Nacht die Straßen durchziehen, und aus bloßer Passion den Leuten die Köpfe abschneiden. Wie oft ereignet es sich — erzählte man mir — daß man Morgens einen jungen Mann im vollen Staate, mit Uhren, Ringen, Waffen und voller Börse versehen, auf der Gasse ausgestreckt findet und dem von allem dem nichts abgeht, als — der Kopf. Und sein Mörder ist schon zufrieden, wenn er sein Messer mit Blut gefärbt.

Aristocratismus.

Sonst war es historisch begründet, heißt es in einer kürzlich erschienenen Schrift: „Aristocratische Umtriebe (Leipzig, Tauchnitz jun.)" daß die Töchter der Fürsten allein Fräulein genannt wurden; die Töchter der Ritter hießen damals edele Magd und die der anderen Freien: Mägdlein. Später maßten sich alle Töchter der Edelleute an, Fräulein genannt zu werden, oder vielmehr die Höflichkeit bediente sich dieser Anrede allgemein, bis die Nachahmung der französischen Sitte diese deutschen Worte ganz verdrängte und Madame und Mademoiselle an deren Stelle setzte. — Unsere Vorfahren hatten keine Geschlechtsnamen, konnten also ihre Abstammung nicht urkundlich nachweisen. Die Zunamen wurden gewöhnlich von dem Wohnorte oder dem Besitzthum hergenommen. Noch 1130 hatte ein Gaugraf Herrmann keinen andern Namen; ja noch bei dem Sängerfeste auf der Wartburg im Jahre 1206 war es an dem Namen nicht zu erkennen, wer zu dem oder jenem Stande gehörte; denn einer der Sänger war Herrmann von Ofterdingen, ein Bürger aus Eisenach und noch 1352 hieß ein Bürger zu Frankfurt a. d. O. Heinrich von Angermünde. Damals hatte das Wörtchen „von" noch keine festgestellte Standesbedeutung. Wilhelm von Köln war ein Maler aus Köln und Herrmann von Salza ein Ritter aus Salza. — Nachdem der Adel einmal einen besondern Stand bildete, aber seit der Erfindung des Schießpulvers nicht mehr durch Ritterschlag erworben werden konnte, ertheilten ihn die Kaiser durch schriftliche Verleihung. Der älteste Adelsbrief ist von 1357. — Wenn auch neuere Dichter versucht haben, uns mit glänzenden Farben die feine Galanterie der Ritter gegen die Damen auszumalen, so ist doch die historische Wahrheit diesen Dichtungen ganz unähnlich. Man lese nur in der Geschichte des französischen Adels die ritterliche That Wilhelms, Herzogs von der Normandie. Er wollte Mathilde, die Tochter des Grafen Balduin von Flandern, heirathen; da sie ihm aber abgeschlagen wurde, eilte er nach Brügge, lauerte ihr auf, als sie aus der Kirche kam, warf sie zu Boden, trat sie mit Füßen, zerriß ihre Kleider mit seinen Sporen, warf sich dann auf sein Roß und entfloh. Diese Behandlung hinderte aber nicht, daß Mathilde doch bald darauf seine Gemahlin ward. — Belloy erzählt eine noch schrecklichere Geschichte von Eudo von Fayel, dessen Gemahlin eine Bekanntschaft mit dem Schloßherren Renaud von Coucy hatte, der auf der Rückkehr aus dem heiligen Lande starb. Er hatte seinem Knappen Gobert befohlen, sein Herz einzubalsamiren und dasselbe seiner Geliebten zu bringen. Dieser ward aber von dem Ehemanne aufgefangen und mußte auf der Folter Alles gestehen. Herr von Fayel nahm ihm das Herz Coucy's ab, ließ es von dem Koch mit einer Sauce aux fines herbes zurichten und seiner Gemahlin vorsetzen. Als sie das Gericht lobte, sagte der edele Ritter: „Das ist sehr natürlich, denn etwas Köstlicheres für Dich mag es wohl nicht geben, als das Herz Deines Coucy. Sie starb vor Grausen und Verzweiflung. Auch das Herz des Troubadours Cabestang ward zu jener Zeit der ritterlichen Galanterie von dem Schloßherrn zu Roussillon seiner Gemahlin zu essen gegeben, weil sie den Troubadour liebte."

Miscellen und Anecdoten.

(Ein guter Nachbar.) In einem Städtchen des Ardennengebirges erzählte man sich seit längerer Zeit von seltsamen Dingen, welche allnächtlich in dem Hause eines reichen, aber ziemlich leichtgläubigen Privatmannes vorgingen. Um die Mitternachtstunde hörte dieser Mann regelmäßig ein Geräusch von Thüren und Läden, welche heftig auf- und zugeschlagen wurden, worauf sich schwere Tritte in demselben Theile des Hauses hören ließen. Dieser Lärm war mit lauten Seufzern begleitet, und zum Beschluß wurden fantastische Tänze aufgeführt, wobei die Nachbarn ganz deutlich das Klappern mehrerer Skelette gehört haben wollten. Dieser Lärm dauerte immer eine Stunde, und hörte dann plötzlich auf. So erschrocken der Herr dieses Hauses auch war, so äußerte er doch gegen Niemanden sein Entsetzen, womit ihn der nächtliche Spuk erfüllte, weil er dadurch ein Gegenstand des Spottes zu werden fürchtete. Die nächsten Nachbarn wurden jedoch auch bald durch den nächtlichen Lärm im Schlafe gestört, und sie beklagten sich sehr bitter bei ihm über diese Störung der nächtlichen Ruhe. Einer derselben war vorzüglich aufgebracht, und drohete sogar mit einer Anzeige bei der Behörde. Der Eigenthümer des Gespensterhauses sah sich also genöthigt, selbst eine Meldung bei dem Maire zu machen. Dieser, ein aufgeklärter, erfahrner Mann, empfahl ihm das tiefste Schweigen, und versprach ihm, dem nächtlichen Spuk ein Ende zu machen. Er ließ sogleich 4 rüstige Bauernburschen holen, und führte sie bei Einbruch der Nacht auf den Boden, wo sie sich in einem Winkel versteckten. Um zwölf Uhr erschien eine Gestalt, welche in der Dunkelheit nicht recht zu erkennen war; riß die Läden auf, und schlug sie mit großer Heftigkeit wieder zu. Dann sprang der Geist mit schweren Holzschuhen an den Füßen auf dem Boden umher, und endlich begann der Todtentanz. Einer der Bauern, welcher eine Blendlaterne bei sich führte, öffnete dieselbe plötzlich, und es zeigte sich — eine Reihe von Latten und Rebpfählen, welche mittelst eines dünnen Seiles mit einander verbunden waren, an der Wand umhertanzen. Dieser seltsame Contretanz wurde mittelst einer Schnur ausgeführt, welche das Gespenst abwechselnd anzog und wieder los ließ. Das Letztere stand bei dem Anblick der vier Bauernburschen ganz verblüfft, und wurde durch die kräftigen Fäuste derselben am Verschwinden gehindert. Es war derselbe Nachbar, der sich am lautesten über den nächtlichen Lärm beklagt hatte. Er wollte nämlich das Haus seines Nachbarn kaufen, und um dasselbe zu einem recht wohlfeilen Preise zu erhalten, hatte er den nächtlichen Spuk veranstaltet.

(Ende eines Geizhalses.) In einer deutschen, mit M. bezeichneten Mittelstadt hat sich in diesen Tagen folgender Vorfall ereignet. Ein reicher, menschenfeindlicher Geizhals sah sein letztes Stündlein nahen. Nachdem ihm sein Arzt versichert hatte, daß an seine Lebensrettung nicht zu denken sei, ließ er ein Kohlenbecken kommen, befahl den Anwesenden, sich zu entfernen, und verbrannte aus Rache gegen seine ihm verhaßten Erben sein in 50,000 Thalern Staatspapieren bestehendes Vermögen. Hierauf befahl er Gott seine Seele, schlief ein und erwachte am andern Morgen wunderbar gestärkt zum neuen Leben. Der Arzt kündigt ihm freudig seine Genesung an, aber eine Stunde später fand man den Geizhals am Fenster aufgehängt; er wollte den Verlust seines Vermögens nicht überleben. Er verläßt Verwandte in der bittersten Armuth.

(Pater Mathew.) Nach O'Connell beinahe jetzt der zweite Mann in Irland ist Pater Mathew, der Stifter der Mäßigkeits-Gesellschaften. Er ist ein Mann, der, obwohl im 53sten Jahre, dennoch in der Blüthe seiner Lebenskraft steht, und bei dem gewinnendsten imponirenden Aeußern ein höchst bedeutendes Rednertalent besitzt. Bis zum Jahre 1838 lebte er nur in dem kleinen Kreise seiner Umgebung, aber in diesem sehr rühmlich bekannt. Als in diesem Jahre die Quäker gegen das furchtbar progredirende Laster der Trunkenheit Mäßigkeitsvereine instituiren wollten, und damit nicht reussirten, forderten sie Mathew auf, ihr Unternehmen zu leiten. Er intressirte sich dafür, und es gelang ihm, dem Verein, der in den ersten 4 Monaten seines Bestehens kaum 500 Mitglieder zählte, bis zum Ende des Jahres 1842 eine Ausdehnung von 5 Millionen zu geben. Fast ganz Irland trägt jetzt die Medaille der Temperance-Gesellschaften am Halse, und fast jedem ist sie vom Reformator selbst umgehängt, der seine ganze Zeit dieser wohlthätigen Reform widmet. Er stammt aus einer förmlichen Branntweinbrennersippschaft, und obgleich seine ganze Familie durch sein Unternehmen ruinirt wurde, so hört er doch nicht auf, das Evangelium der Mäßigkeit zu predigen. Die Irländer, überall so bekannt durch ihre Branntweinliebhaberei, daß in England und Amerika, wenn in öffentlichen Blättern Haus-Officianten und Domestiken gesucht wurden, selten der Zusatz fehlte: „Irländer brauchen sich nicht zu melden," verdanken ihm unendlich viel. — So sehr die Brenner und Schenkwirthe gegen ihn erbittert sind, so hoch erheben ihn die Theehändler. Wo sonst Branntweinflaschen und Biergläser in Tavernenwappen und Schildern prangten, sieht man jetzt die frugale Theekanne. Die Theehändler wollen ihm schon bei seinen Lebzeiten eine Bildsäule setzen.

— Die Mexikanerinnen unterscheiden sich in einem Punkte sehr wesentlich von allen andern Frauen, indem sie nämlich durchaus nie von den Fehltritten ꝛc. Anderer sprechen, und statt einander anzuklagen und zu beschuldigen, vielmehr einander eifrig vertheidigen. Man will sogar behaupten, die Nachsicht, welche sie gegen einander üben, gehe zu weit, indem sie Alles entschuldigen, was eine ihrer Bekannten gethan haben mag.

— In einer kürzlich erschienenen Schrift: „Aristokratische Umtriebe (Leipzig, Tauchnitz jun.)" wird an dem Beispiele Spaniens der verderbliche Einfluß des Adels und der Geistlichkeit auf das Volk nachgewiesen. „In der guten alten Zeit," heißt es darin, „hatte dort die Geistlichkeit eine Einnahme von mehr als 70 Mill. Thalern, mehr als die gesammte Staatseinnahme von Preußen beträgt. Es gehörte aber auch damals der 12. Mensch dem geistlichen Stande an; der 13. Mensch war freilich auch ein Proletarier und der 7. von Adel. Im Jahre 1760 zählte Moncadel in Spanien 3 Mill. Menschen, die zu arm waren, um sich ein Hemd kaufen zu können. Sonst wurden nur 1052 Q.-Stunden mit Getraide besäet; schon nach 20 Jahren, seit dem Einfalle Napoleons, der wie ein reinigendes Gewitter auf Spanien gewirkt hatte, waren 2340 Q.-Stunden besäet. Seit dem in der neuesten Zeit erfolgten Verkauf

der Klostergüter ist die Cultur in fortwährender Zunahme geblieben, so daß jetzt schon Weizen aus Spanien ausgeführt wird. — Ungeachtet der ungeheuren Massen von Gold und Silber, welche jährlich aus der neuen Welt nach Spanien flossen, und die man jährlich auf 30 Mill. Thaler anschlägt, blieb davon nur wenig, kaum 9 Mill. in Spanien, weil damit die Waaren fremder Länder bezahlt werden mußten. Allein auch der geringe Ueberschuß erhöhte den Nationalreichthum nicht bedeutend, da jährlich ungeheure Summen gemünzten Goldes und Silbers zum Schmucke der Kirchen eingeschmolzen wurden, deren Reichthum in Spanien die der ganzen Welt übertraf. Allein im Escurial befanden sich 3537 Reliquienkasten meist von Gold mit Edelsteinen besetzt, in welchen 7 ganze Heilige, 107 Köpfe, 177 Arme oder Beine, 1400 Finger, 346 Herzen oder andere Eingeweide und 1500 andere Theile von Heiligen aufbewahrt waren. Außer einer Menge von Heiligenbildern von Gold und Silber wog allein der heiligt Laurentius 450 Pfd. Silber und 15 Pfd. Gold. — Schon der 4000ste Mensch war ein Mörder, während erst der 7000ste ein Dieb war. In den Niederlanden ist der 33,000ste, in Oestreich der 57,000ste, in Preußen der 60,000ste, in England der 155,000ste und in Frankreich der 175,000ste ein Mörder. Vor der Einmischung Napoleons in die spanischen Angelegenheiten kam dort auf 15,000 Menschen eine Schule, während in Preußen eine auf 600, in Dänemark eine auf 430 kam. In Spanien wurde erst der 346ste Mensch unterrichtet, in Preußen dagegen der 10te, in Baden der 7te, in Würtemberg und in der Schweiz der 6te.

— Der Anzeiger von Gent enthält folgende Bekanntmachung: „Ein junger Mann von 30 Jahren, aus guter Familie, welcher Griechisch und Lateinisch versteht, der Mathematik, der Dichtkunst, der Malerei und vorzüglich der Vocal- und Instrumentalmusik beflissen ist, wünscht alle diese Talente, mit Inbegriff seiner Person in rechtmäßiger Ehe gegen eine alte und häßliche Frau auszutauschen. Der Heiraths-Candidat fordert von seiner Zukünftigen nur Geld!“

(Eine Seltenheit.) Wo gehen Sie hin? fragte Georg Selwyn einen Bekannten. — Einen Freund besuchen. — Ei vortrefflich, da geh ich mit, denn ich habe noch keinen gesehen.

(Heirathen oder Sterben.) Im vorjährigen Sommer befand sich in Spaa ein reicher Lebemann aus Brügge, H. v. B., der, ein großer Jagd- und Frauenfreund, eines Tages mit dem Jagdgewehr auf der Schulter zu einem reichen Bauer kam, dessen hübsche Tochter ihm ausnehmend wohlgefiel. Er wiederholte den Besuch und der Bauer sagte kein Wort; er war äußerst galant und der Alte achtete nicht darauf. Die Nachbarn fingen an, Glossen zu machen, und darauf schien der Vater des Mädchens gewartet zu haben. Eines Tages, als er mit dem Herrn v. B. und seiner Tochter allein in der Wohnstube war, stand er plötzlich auf, und sagte zu dem Fremden: „Sie kommen nun schon lange wegen der blauen Augen meiner Tochter hierher; das muß aufhören . . . Ich gebe Ihnen das Mädchen und der Heirathscontract wird sogleich unterzeichnet werden.“ Herr v. B. sah den Bauer sehr verwundert an, der aber ohne Umstände nach der Flinte seines Gastes griff, auf denselben anlegte und fortfuhr: „Die Herrn aus der Stadt haben eigene Ansichten. Sie haben meine Tochter ins Gerede gebracht und gedenken, sie nun zu verlassen. So leichten Kaufes kommen Sie nicht davon. Hier ist der Heirathscontract; wenn Sie ihn nicht sofort unterschreiben, schieße ich Sie auf der Stelle nieder.“ Herr v. B. unterschrieb, da er keinen andern Ausweg sah, und wie man diesen Sommer in Spaa erzählt, ist jene auf so seltsame Weise zu Stande gebrachte Ehe eine höchst glückliche geworden.

(Schrecklicher Augenblick.) Ein Kaufmann in Havre feierte die Hochzeit seiner ältesten Tochter. Die Trauung war vorüber, die Gesellschaft bei Tisch in der größten Heiterkeit, als der Kaufman in das Souterrain hinabstieg, um Einiges in der Küche mit seiner Frau zu verabreden. In der Hausflur begegnet ihm Eins seiner Dienstmädchen mit einem Licht in der Hand ohne Leuchter. Er sagt ihr über diese Nachlässigkeit einige verweisende Worte und geht zu seiner Frau. Als er von dort zur Gesellschaft zurückkehrt, begegnet ihm wieder das ebenfalls zurückkehrende Mädchen, diesmal jedoch ohne Licht. „Wo hast Du das Licht gelassen?“ — „Im Keller, ich hatte alle Hände voll und habe es in ein Faß mit schwarzem Sand gesteckt!“ — Da zuckt's dem Kaufmann wie Blitzschlag durch Mark und Gebein. Er hatte vor einigen Tagen mehrere Fässer Pulver erhalten, eins derselben war geöffnet worden, um einem Kunden eine Probe zu geben, und in dieses hatte das einfältige Landmädchen das Licht gestellt. Er stürzt zum Keller, er öffnet, um den Zugwind zu vermeiden, leise und langsam die Thür, da steckt das Licht, bald zum Stümpfchen herabgebrannt, — eine lange Schnuppe droht herabzufallen, — ein gräßlicher Moment, — über sich hört der Unglückliche das fröhliche Jauchzen der Hochzeitleute und hier? — Wie soll er das entsetzliche Wagstück bestehen? Der kleinste Funke darf herabfallen und das Haus wird in die Luft geschleudert. Da faßt er sich, tritt leise und langsam hinzu, umschließt die Flamme krampfhaft mit seinen Händen und — rettet sich und sein Haus. Aber kaum hat er die furchtbare Katastrophe überstanden, als er bleich und kraftlos auf der Treppe zusammensinkt; erst nach mehrwöchentlichem Krankenlager hat er sich von diesem furchtbaren Schreckensmoment wieder erholen können.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Im Ganzen ändert sich in jetziger Zeit die Mode wenig, so daß nur einzelnes Neue nachzutragen ist. Dahin gehört in Beziehung auf Stoffe, daß Tarlatan so allgemein geworden ist, daß man jetzt Muslin und für Gesellschaft Barege vorzieht. Sehr frisch und leicht ist gestreifter seidner Barege, auf dem sich eine kleine Blumenguirlande hinwindet; von Wolle und Seide gemischter Barege und gedruckter Organdi werden sehr getragen. Zum Negligee liebt man einfarbigen oder auf rohem Grunde weißgestreiften Wollenstoff, Zwillich verschiedener Art, und ein neu aus Indien eingeführtes Gewebe von Baumrinde, was aber grob und ungleich ist und sich nicht lange modisch halten wird. Das stets etwas negligeeartige Schottische ist so vorherrschend, daß eine Gesellschaft oft ganz harlequinfarbig aussieht. Jetzt hat man sogar schottische Stiefelchen, welche stets an der Seite geknöpft werden. Für den Schnitt ganz neu ist, daß man seidene

Gesellschaftskleider ohne Volants zu tragen anfängt. Der Leibschnitt à la Josephine hat eine abgerundete Spitze, steigt hinten halbhoch auf und bogt sich vorn sehr weit ab, ein Umschlag von gleichem Stoffe bedeckt die Schultern und verliert sich dann immer mehr. Die Amadisärmel haben keinen Ausputz; der vorn offene und in Schrägen wie der Leib façonnirte Rock läßt ein Unterkleid von weißem Taffet sehen. Der vom Handgelenk bis zum Ellbogen aufgeschlitzte Aermel Louis XIII. ist wie der Ausputz des Kleides besetzt. Spitzen liebt und trägt man zu Allem, für das Mantelet wird die schwarze vorgezogen, welche den Wuchs so vortheilhaft zeigt, und etwas ganz Neues sind buntfarbige Spitzen. Das Hauptstück des Anzuges bildet der Cashmir, der als langer Shawl, Echarpe und viereckiges Tuch getragen wird, und dessen prachtvollen Mustern auf schwarzem Grunde für den Sommer grüner, orangengelber oder weißer Grund vorgezogen wird. Sehr geschickt weiß man alten, herrlichen Cashmires die Muster auszuschneiden und neue dafür einzusetzen, wie sie denn auch in Echarpes verwandelt werden. Für junge Damen, welche sich den Cashmir nicht gestatten, gibt es sehr schöne Nachahmungen in schottischem Gewebe, in gesticktem Muslin, in einfarbigem und gedrucktem Barege, und in Gaze à la Elsler. Die kleinen Phantasiehüte mit Bandfalten gibt man auf; italienische Strohhüte mit weißen Federn, Reisstrohhüte und Creppcapotchen trägt man viel. Zur Vervollständigung der Rococotracht spricht man wieder von den runden Schäferhüten.

Weiße Kleider macht man vorn und hinten mit einer Art Schneppe, aus der die Faltenrundung sich sehr schön drapirt.

Die Mode hat in der letzten Woche nichts Bemerkenswerthes hervorgebracht, doch trägt man an den Badeorten viele Ueberwürfe, welche beschrieben zu werden verdienen. Es sind eigentlich elegante Hausröcke. Das Leibchen ist gerade geschnitten, der Rücken bildet einen kleinen Fächer und vorn befinden sich Revers, die übereinandergelegt werden können, die man aber meist offen läßt, damit die Chemisette, die gefältelt ist und in der Mitte einen gestickten Streifen hat, sichtbar bleibt. Der Rock ist sehr weit, vorn offen und die Ränder bilden Revers gleich denen am Leibchen. Meist sind diese Revers mit Schnürchen besetzt. Dazu tragen die Damen meist ein Spitzenhäubchen mit oder ohne hängende Barben, immer aber ohne Bindebänder.

Die Hüte sind meist von Stroh oder von Crepp, die man in der letzten Zeit mit Hahnenfedern und mit sehr weichen unzerdrückbaren Blumen ausputzt. Ueberhaupt gelten die Hüte von Crepp und von Reisstroh in diesem Augenblicke für die nobelsten. Ein Bouquet von Federn in denselben Farben wie das Band, eine sehr feine Blume oder eine lange trauerweidenartige Feder sind der Ausputz, den man auf solchen Hüten besonders liebt. Haben die Hüte keine Blumen, so erhalten sie einen langen Schleier von Illusionstülle. Die kleinen Schleier, welche man bisher getragen hat, verschwinden bereits wieder und an ihre Stelle treten sehr lange, die bereits bis an den Gürtel reichen; ja wir haben zwei Damen gesehen, deren Schleier bis an die Knie hinunterreichten.

Im Allgemeinen herrschen die durchsichtigen Stoffe vor, und wüßten wir allerdings nicht, was den durchscheinenden Organdis und den weichen Bareges vorzuziehen sein sollte. Einer der reizendsten unter allen lichten Stoffen ist daher der weiß oder bunt gestickte Organdi, welcher denn auch sehr beliebt geworden ist und die Gunst mit den Baregen theilt, die in immer anderer Form und Farbe erscheinen.

Früh tragen die eleganten Damen häufig Ferronière-Fichus, bei größerer Toilette aber elegantere, gestickte und mit reichen Spitzen besetzte Fichus. Sind die Aermel der Kleider lang und eng, so dürfen die Manschetten nicht fehlen und müssen dem Fichu ähnlich sein. Zu kurzen Aermeln trägt man gewöhnlich lange Filethandschuhe ohne Finger.

Zu den Mantillen mit Rüchen kommen jetzt die mit breiten Volants. — In den Röcken der Kleider hat sich nichts geändert; man trägt sie noch immer sehr weit und mit zwei hohen Volants garnirt. — Die Kopfputze sind unendlich verschieden: italienische Strohhüte mit einem Atlasbande, das um eine liegende Feder gerollt ist; Crepphüte unter dem Schirme mit drei breiten schrägen Streifen oder Blumenbüscheln; Hüte von Reisstroh, meist mit Blümchen ausgeputzt; Hüte von genähtem Stroh, durchbrochen, mit lebhaftfarbigem Zeug gefüttert, und mit Rosen, Dahlien, Nelken oder Phantasieblumen geschmückt, und endlich Spitzenhüte, ein reicher Putz der Damen, die immer in Negligee erscheinen wollen, auch wenn sie Toilette gemacht haben.

Die kurzen Aermel werden von den Damen von gutem Geschmack meist nur an den leichten und Soiree-Kleidern getragen. An den Kleidern, in welchen sie ausgehen, sind die Aermel lang und halbeng und die Aufschläge davon fallen auf die Hand. Dennoch bemerkt man auch einige anmuthige Ausnahmen, so bringt man bisweilen statt des seidenen Aermels Aermel von schwarzen oder weißen Spitzen — je nach der Farbe des Kleides — an; diese offenen Aermel ohne Bündchen lassen die zahlreichen Armbänder sehen, mit denen die Damen die Arme überladen.

Die Unterröcke trägt man jetzt von Flanell, der mit Pferdehaar durchwebt ist und crinolisirter Flanell heißt; er ist weich, warm und leicht, und besitzt doch die nöthige Festigkeit, um das Kleid gehörig zu tragen.

Herren-Mode. Für Herrentrachten sind eine Neuigkeit Beinkleider mit Falten am Schlitze, was sich aber nicht gut trägt. Eine Art neuer Hosen, Dragonerbeinkleider, haben die eine Naht auf der vordern Mitte des Beines, die andere hinten, wie etwa der Lederbesatz an einer Reithose läuft, was gleichfalls nicht hübsch läßt. Beide Arten müssen wenigstens außerordentlich geschickt angefertigt werden. An den fast allgemein unten ein bis zwei Knöpfe offenstehenden Westen läßt man jetzt häufig die Knöpfe und Knopflöcher weg, behält aber die geöffneten Spitzen, und zwar sehr lang und weit bei. Rock und Frack haben abgerundete Schöße, und am ersteren laufen diese vom untersten Knopfe an sich erweiternd auseinander, so daß man Weste und Beinkleid zeigt.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Spitzenhäubchen mit Rosen. Chemisette mit Falten. Hausüberrock mit offenen Revers. — No. 2. Robe von Muslin mit doppelten Volants rosadurchschimmernd. — No. 3. Kurzer Rock mit breiten bis tief herab überschlagenden Revers. Weste mit Shawlkragen mit besonderm Schnitt unten. Gestreifte halbweite Beinkleider mit Falten oben.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 7. (5. Jahrgang. III. Quartal).

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst Modenkupfer. Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31/13. Druck von F. Andrä in Leipzig.

Leipzig=



Pariser Moden=Journal.

No. 8. Sonnabend, den 19. August. **1843.**

Der seltsame Freier.

Skizze von Herrmann Rothe.

(Beschluß.)

Anton hat inzwischen, nach dem Beispiele seines Gegners, das Kamisol abgelegt und ein Paar so nerviger Arme gezeigt, wie sie selbst Jener kaum aufzuweisen vermag. Ein Zwischenraum von etwa zehn Schritten trennt noch die Kämpfer, die ruhig, zwei feindlichen Heeren gleich, einander gegenüber stehen. Einer scheint den Andern auf's Genaueste zu beobachten, um irgend eine schwache Seite zu erspähen. Michels energische Stellung aber und ein öfteres blitzartiges Zucken seiner Gesichtsmuskeln verrathen zur Genüge, wie sehr er seines Hohnlächelns ungeachtet überzeugt ist, daß er es für dies Mal mit einem mehr als gewöhnlichen Gegner werde zu thun bekommen. — Todtenstille herrschte: auf jedem Antlitz lag der Ausdruck gespanntester Erwartung. Lange jedoch geschah auf beiden Seiten nicht das Geringste, um jene zu befriedigen — denn Jeder war sich der Vortheile seiner eingenommenen Stellung zu sehr bewußt, als um dieselbe nur durch einen Schritt vorwärts zu gefährden — bis endlich Anton, des Zögerns müde, sich seinem vis-à-vis so weit näherte, daß sich Beide hätten bequem in die Wangen kneipen können. Jetzt änderte sich die Scene. Die starre Ruhe der Helden war verschwunden: mit rollenden Augen verfolgten sie gegenseitig all' ihre Bewegungen, Blicke und Mienenspiele. Man durfte in jedem nächsten Moment den Beginn des Kampfes erwarten. Die Zuschauer wagten kaum die Augenlider zu senken, als plötzlich Michel, von des Fremden Eisenarmen umklammert, die Luft und Aller Ohren mit einem so entsetzlich kläglichen, bärenhaften Angstgeschrei erfüllte, daß jede Hand zum Schutze des Trommelfells emporgriff. Seine verzweifelten Versuche, sich der unbequemen Umarmung zu entwinden, waren vergeblich: man sah sein Gesicht geschwollen, die Mienen verzerrt, das Hohnlächeln verschwunden, den brüllenden Mund weit geöffnet und die kleinen Augen doppelt groß aus ihren fleischigen Höhlen hervorgequollen. Die Umstehenden staunten; eine ungeheure Angst bemächtigte sich des armen Kampfgrafen, der, den Ruhm des Dorfes in so gefährlichen Händen erblickend, mehrmals in einem Athem die Farbe wechselte, seinen Schnauzbart zerpflückte, hustete, trippelte und Kriegeslieder pfiff. Aber das Blut begann ihm zu stocken, als der Fremde sein unglückliches Opfer langsam emporhob, einige Secunden hoch in der Luft hielt und dann in mächtigem Schwunge dergestalt zu

Boden schleuderte, daß Michel eine geraume Zeit hindurch das Aufstehen vergaß. — Anton hatte einen glänzenden Sieg errungen.

Der Eindruck, den dieser unerwartete Ausgang auf die Anwesenden zuwegebrachte, war sehr verschieden. Bei den Meisten war die mitleidige Theilnahme an ihres Kameraden Niederlage wenig mehr als Schein; sein mürrischer Trotz, sein Hochmuth und seine Grobheit waren wenig geeignet gewesen, ihm unter Allen auch nur einen Freund zu verschaffen. Lange schon hatten sie, jedoch vergeblich, gewünscht, durch eine stärkere Faust seinen Hochmuth einmal gebeugt zu sehen; und jetzt, da dieser Fall so unerwartet eingetreten, hielt kaum noch die Rücksicht, daß der bescheidene Sieger ein Fremder sei, sie zurück, diesem in lautem Jauchzen ihren Dank und ihre Huldigungen darzubringen. — Unter den Wenigen aber, welche dieses Ereigniß — wenngleich ebenfalls mehr aus Patriotismus, als aus Theilnahme für den Bezwungenen — wirklich tief betrübte, stand der Wachtmeister oben an. Sein dem Michel geschenktes Wohlwollen verwandelte sich fast in Haß: hatte ihn doch jener in seinen schönsten Hoffnungen, er sich in Michels Unüberwindlichkeit getäuscht! — Aber so hoch er den Sieger achten mußte, so sehr entbrannte sein Zorn auch wider diesen, unter dessen Händen die langjährige Ehre des Dorfes gleich einer leichten Seifenblase zerplatzt war. Sie mußte gerettet werden, mochte es kosten, was es wolle.

„Junger Mann," begann er mit bebender Stimme, „Ihr waret so glücklich, Denjenigen, den wir Euch als den Repräsentanten unserer Kraft entgegenstellten, zu überwinden. Aber schmeichelt Euch deshalb nicht, daß Keiner unter uns, Euch zu thun vermöchte, wie Ihr dem Michel gethan. Wollt Ihr die vortheilhafte Meinung, die Ihr uns Allen von Eurer Tüchtigkeit aufgezwungen, bewähren, wollt Ihr beweisen, daß Euer eben davon getragener Sieg nicht auf einem Zufalle beruhte — kurz: seid Ihr wirklich der Mann, der Ihr zu sein scheint, so tretet zum zweiten Mal in die Schranken. Ich hoffe Euch einen Kämpfer zu stellen, der es Euch so gar leicht nicht machen wird. O Michel, Michel!... Tritt hervor, Anton, wenn Du Kühnheit und ein gutes Gewissen hast — wo nicht, so gestehe, daß nur ein tückischer Zufall Dir den Sieg in die Hände spielte!"

„Euer eigenes Urtheil," erwiederte der Aufgeforderte bescheiden, „so wie der Erfolg meines zweiten Versuchs mag für mich sprechen. Worte thun's nicht: zeigt mir meinen Gegner."

Der kecke Trotz, den der Wachtmeister in dieser Antwort verborgen wähnte, setzte ihn nur noch mehr in Flammen.

„Du bist jünger, als ich," sagte er, die Uniform ablegend; „aber meiner Vierundfunfzig ungeachtet, hoff' ich Dir zu beweisen, daß Du Deine Kräfte überschätzest. Meine eigene Person will ich Dir stellen. Hast Du den Bären im ehrlichen Kampfe besiegt, so wird's Dir freilich auch mit mir nicht schwer werden, denn jener steht mir mindestens nicht nach. Aber nur in diesem Falle können wir Dich als Kampfkönig anerkennen. Bist Du's zufrieden?"

„Wie Ihr wollt, Herr Wachtmeister!"

„Nun, so sieh' Dich vor!..."

Sprach's und rannte mit dem Kopfe so gewaltig auf seinen kühnen Gegner ein, daß nur ein blitzschneller Seitensprung diesen vom Sturze retten konnte. Dann aber, seinen Vortheil geschickt benutzend, ergriff Anton den Wachtmeister um die Hüften und warf ihn nach kurzem Ringen kräftig zu Boden.

Der Jubel der Zuschauer aber ließ sich nun nicht länger zurückhalten. Von allen Seiten wünschte man ihm Glück und begrüßte ihn als Sieger und Kampfkönig.

Der Wachtmeister hatte sich inzwischen wieder erhoben. Langsam und sichtbar tief beschämt näherte er sich seinem Ueberwinder. Sein Stolz, seine Freudigkeit war dahin, schwere Tropfen rollten ihm über die Wangen; seine Brust hob und senkte sich krampfhaft.

„Anton," sagte er, diesem die Hand reichend, „Du hast mich ehrlich besiegt. Niemand unter uns vermag es Dir gleich zu thun. Wir können Dir unsere Achtung nicht versagen. Aber Du hast schwere Schmach auf uns geladen: Du allein kannst sie wieder abwaschen. Ich habe Dir einen Vorschlag zu machen, Anton; wenn es Dir recht ist, so begleitest Du mich nach meiner Wohnung — vielleicht, daß meine Mittheilungen Dir nicht unangenehm sind."

Anton war's zufrieden. Arm in Arm, von Michels mißtrauischen Blicken verfolgt, verließen die Beiden den Kampfplatz.

IV.

„Unsere Jugend," begann Herr William, als sie fern genug waren, um von den Zurückbleibenden nicht mehr gehört zu werden: „Unsere Jugend ist, wie es Dir nicht unbekannt sein kann, weit und breit wegen ihrer Körperstärke berühmt. Seit einer Reihe von fast zwanzig Jahren kann sich kein Fremder rühmen, in ihrer Mitte nicht seinen Meister gefunden zu haben. Du, Anton, bist der Erste, dem Keiner von Allen gewachsen ist. Ohne mich zu preisen, kann ich behaupten, daß die jungen Leute größtentheils meinen Bemühungen ihren Ruf zu

verdanken haben, und um Alles in der Welt möchte ich dies schwer Errungene nicht verloren sehen. Dazu gibt es aber, nach dem heutigen Tage, nur ein Mittel — und dieses steht in Deiner Hand. Du mußt Dich in unserm Dorfe niederlassen, Anton, mußt einer der Unsrigen werden. Was sagst Du dazu, lieber Junge?"

„Ich bin arm, Herr Wachtmeister!"

„Und ich bin reich. Laß sehen... Hättest Du wohl Lust, eine recht gute Partie zu machen?"

„An Lust dazu fehlt es mir nicht, vorausgesetzt —"

„Daß Dir," fiel ihm jener in's Wort, „das Mädchen gefiele?"

„Daß sie dieselbe wäre, die ich liebe."

Der Wachtmeister erbleichte." Also liebst Du bereits?"

„Ein Mädchen, deren Schönheit ich Nichts an die Seite zu stellen wüßte, als ihre Tugenden."

„Und wirst wieder geliebt? Und denkst sie bald zu heirathen?"

„Vom Ersteren bin ich überzeugt: das zweite ist mein heißester Wunsch. Aber der Vater hat sie leider einem Andern versprochen."

„Hast Du um sie geworben?"

„Meine Armuth hat mich bislang zurückgehalten: er ist, wie ich jetzt aus seinem eigenen Munde weiß, ein reicher Mann."

„Ei zum Kukuk mit der Armuth..."

„Das hab' ich schon oft gewünscht, Herr Wachtmeister."

„Laß mich ausreden, Anton. Ich will sagen, daß die Armuth bei einem Manne, wie Du bist, nicht in Betracht kommen sollte. Ein solcher Eidam ist nicht mit Golde zu bezahlen. Kennt Dich der Vater Deiner Geliebten?"

„Er hat mich heute kennen gelernt."

„Und gefällst Du ihm?"

„Es scheint so. Ich habe ihn zu Boden geschlagen."

„Zu Bo — —?! Ich glaube, Ihr wollt Euren Scherz mit mir treiben. Wird man einen Mann, dessen Tochter man sich zur Gattin wünscht, zu Boden schlagen?"

„Nicht in der Regel. Aber er ist ein Mann von ganz besonderem Schlage. Kurz, wenn mich nicht Alles trügt, so bin ich jetzt auf dem geraden Wege zu meinem Glücke."

„Das begreife, wer kann!" sagte Herr William. „Aber mag es sich damit verhalten, wie es will — mir thut es leid, sehr leid."

„Den Teufel auch, Herr Wachtmeister! es sollte Euch lieb sein!"

„Um Deinetwillen, ja — doch auch um Deinetwillen, nein. Zwar weiß ich recht gut, daß Verliebte ihre eigenen Augen haben; aber auch zugegeben, daß das Mädchen, von der Du sprichst, Deines Lobes vollkommen werth ist..."

„Ich kann sie gar nicht loben. Niemand kann sie loben."

„Wie? Sagtest Du nicht selbst, daß sie in jeder Hinsicht zu loben sei?"

„Sie ist über alles Lob erhaben!"

„Ah — ganz natürlich. Gut, gut, das Alles zugegeben, so wett' ich dennoch zehn gegen Eins, daß sie meiner Tochter sowohl an Tugend wie an Schönheit nachsteht."

„Ihr würdet die Wette verlieren: sie ist eben so schön und tugendhaft, wie Eure Tochter."

„Ich sage, Anton: sie reicht meinem Aennchen nicht das Wasser."

„Und ich, Herr Wachtmeister, sage: sie reicht Eurem Aennchen nicht allein das Wasser, sondern auch das Brod."

„Kennst Du meine Tochter?"

„Sie ist die Einzige, um derenwillen ich jeder Andern entsagen würde."

„Du bist mir ein Räthsel!" sagte der Wachtmeister. „Ich weiß nicht, was ich aus Dir machen soll."

„Macht einen glücklichen Gatten — macht Euren Eidam aus mir! Das Weitere findet sich."

„Nun, das war ja eben mein Plan. Aber wie kann ich verlangen, daß Du in den Armen meiner Tochter Deine bisherige Liebe vergessen solltest —"

„Das dürft Ihr nicht verlangen."

„Und dennoch soll ich Dir meine Tochter geben?

„Wenn Ihr so gut sein wollt — ja."

Jetzt stand dem Alten der Verstand still. „Wenn Du nicht so vernünftig sprächest," sagte er, „so sollte man glauben, Du gehörtest in's Tollhaus. Einen so seltsamen Freier habe ich nie gesehen! Tröste Gott die arme Dirne, die Du lieben und doch mit meiner Tochter vertauschen willst! Wo wohnt denn ihr Vater, und wer ist es?"

„Er wohnt in diesem Dorfe und Ihr seid es — —".

Fünf Minuten später ertheilte der jubelnde Wachtmeister den Verliebten seinen Segen; und fünf Wochen später tanzte er auf ihrer Hochzeit.

Michel der Bär aber tanzte nicht mit.

Die Lebendigbegrabene.

Erzählung aus Erfurts Vorzeit.

Noch einige Zeit nach dem Anfange des dreißigjährigen Krieges existirte in Erfurt der Mönchsorden der Serviten oder Diener Maria's in einem Kloster vor dem Krämpferthore, das vormals den Cistercienser-Nonnen gehört hatte und ihnen, nachdem die Nonnen in die Martinskirche verlegt wurden, im Jahr 1303 vom Erzbischof Gerhardt von Mainz eingeräumt wurde. Obgleich die Ordensregeln der Serviten streng waren und außerordentliche Bußübungen zum Grunde hatten, so besaßen sie demungeachtet mancherlei Gerechtigkeiten und Freiheiten, unter andern die, daß sie auch eine Art Bier brauen durften. Da nun dieses Getränk die Mönche nicht alles unter sich consumiren konnten, schenkten sie solches auch an Leute außerhalb ihres Klosters aus, und die geistlichen Herren hatten bald zahlreichere Kunden in den Kellergewölben, als Zuhörer und Beichtkinder in ihrer Kirche.

Unter den am öftersten sich einfindenden Kunden befand sich die Tochter des Bürgers und Bäckermeisters Antonius Wolfram in der Krämpfervorstadt, Marie geheißen, da sie jeden Morgen in das Kloster kam, Hefen zum Backen zu holen. Obgleich Marie erst 17 Jahre zählte, so glich sie doch schon einer im schönsten Frühlingsschmucke prangenden Rose, dabei war sie schamhaft, sittsam und bescheiden und wandelte auf der Straße wie im Hause züchtig einher; Jedermann sah das Mägdlein gerne, und manches Jünglings Auge sah liebend zu ihr auf. Allein der Vater war gar ein geachteter und wohlhabender Reichsbürger und gestrenger, aber zugleich auch liebend-sorgsamer Familienvater, der stets für das Wohl seines Hauses bedacht war und sein Töchterlein nicht dem ersten, besten sich meldenden Freier gegeben hätte; und überdies kannte auch Marie die Liebe mit ihrem Wohl und Weh noch nicht, als daß ihr Herz schon eine Wahl zu treffen gewußt hätte. Wenn Vater Wolfram seine Tochter einen Weg schickte, oder sonst ein Geschäft auftrug, so vollbrachte sie solches als gehorsames Kind flink und schnell, und war gleich wieder bei der Hand, ausgenommen, wenn sie einen Gang ins Kloster zu thun hatte, denn dortselbst wußte bald dieser oder jener Mönch durch seine Reden und Schmeicheleien das Mägdlein aufzuhalten, und der hochwürdige Pater kniff ihr zuweilen in die Wangen, welches sie übrigens als unbefangenes Mädchen sich gern gefallen ließ, und indem Marie immer mehr Hefen brachte, als wenn Wolfram einmal Jemanden anders geschickt hatte, und derselbe die geistlichen Herren viel zu heilig hielt, als daß er etwas Böses darunter denken sollte, wenn seine Tochter einmal lange ausblieb, so hatte er dagegen nichts einzuwenden.

Einst aber hatte Meister Wolfram Marien wieder in das Kloster geschickt, und sie blieb diesmal länger als gewöhnlich aus, so daß der auf die Hefe wartende Vater einen Knecht schicken mußte, die Tochter zu rufen. Der Bursch brachte die Antwort aus dem Kloster zurück, Marie wäre heute nicht in demselben erschienen. Indeß verrann Stunde an Stunde. Da zog der Vater selbst seinen Rock an und ging; aber er erhielt denselben Bescheid. Jetzt sandte Wolfram alle seine Leute aus und bot seine Freunde und Nachbarn auf, sein Kind zu suchen; es war nirgends zu finden. Der Abend kam heran, Angst und Verzweiflung bemächtigten sich des Vaters und der Mutter, als die Nacht hereingebrochen, der Morgen wieder grauete — und Marie noch nicht erschienen war. Jetzt wurden alle Wassertiefen der Stadt visitirt, alle Fluren durchstrichen und jeder verdächtige Winkel durchsucht, um die Vermißte oder wenigstens ihren Leichnam zu finden; aber alle ihre Bemühungen waren umsonst und das Mägdlein war und blieb spurlos verschwunden; man war der Meinung, irgend ein fahrender Abenteurer, wie deren es in der damaligen unruhigen Kriegszeit so viele gab, müsse das Mädchen entführt haben. In dem Hause des Bäckermeisters Wolfram war nun die Trauer eingezogen, Gram und Schmerz bleichten die Haare des sonst so rüstigen Meisters und hatten tiefe Furchen durch sein Antlitz gezogen; die trostlose Mutter unterlag ihren Leiden und ihrem Kummer um das Verschwinden ihres einzigen geliebten Kindes und wurde zu Grabe getragen. So waren Wochen vergangen, und endlich füllte der Mond sich zum eilften Male seit jener Begebenheit, welche schon in Vergessenheit gerathen zu sein schien. Der Frühling hatte die Erde jungfräulich geschmückt, aber er brachte auch ein kriegerisches Leben in die Stadt Erfurt, denn die Schwedenkrieger unter Bernhard von Weimar waren in derselben eingezogen; die Klöster wurden hart bedrängt durch die um den Tod ihres Königs racheschnaubenden Nordlandhelden, so daß sie unter sich ein allgemeines Gebet um Erlösung solches Uebels anordneten. Auch in der Klosterkirche der Serviten war unter dem Andrange vieler Gläubigen feierliches Hochamt. Als dasselbe zu Ende war und die Menge auseinanderging, blieb ein von der Reise ermüdeter Wanderer in der Kirche zurück, der, in einer dunkeln Ecke sitzend, von den bleiernen Fittigen des Schlafes überrascht wurde. Er mochte so einige Zeit geschlummert haben, als ein Geräusch ihn weckte; er blickte auf und sah, wie zwei Mönche mit Brecheisen beschäftigt waren,

einen mächtigen Stein aus seinen Fugen zu heben, der in der Nähe des Hochaltars den Boden bedeckte. Als ihnen dieses gelungen war, entfernten sie sich wieder; gleich darauf aber erscholl ein feierlicher Gesang, und und eine Prozession von Mönchen schritt hervor aus der Sacristei. In ihrer Mitte führten sie ein Mädchen, todtenbleich mit abgehärmten Wangen und aufgelös'tem Haar und in dem höchsten Momente, Mutter zu werden; das unglückliche Opfer mönchischer Wollust und Grausamkeit suchte sich vergebens loszuringen aus den Klauen der Mörder seiner Unschuld und seines Lebens; vergebens erscholl sein Schmerzensgeschrei, sein Flehen um Erbarmung, Rettung und Hilfe, denn kalt und wohlberechnet führten die Mönche ihren Gesang fort, der das Stöhnen des unglücklichen Schlachtopfers übertäuben sollte, damit kein anderes menschliches Ohr es vernehme. Das Mädchen aber war die Tochter des Bäckermeisters Wolfram, Marie.

Die Prozession schritt nach der durch den ausgehobenen Stein bewirkten Oeffnung zu, welche der Eingang zu einem dumpfen Gradgewölbe zu sein schien, umringte den finstern Schlund und senkte erbarmungslos das vor dem grauenhaften Andlicke ihres Grabes zurückbebende und vor Verzweiflung noch an den Gewändern der Mönche sich festhaltende Mädchen gewaltsam hinab, wälzte den Stein wieder über die Oeffnung und jeder zog seines Weges ab. Nur zwei blieben zurück, welche die Fugen des Steines sorgfältig mit Mörtel verkitteten, so daß man gar nicht merken konnte, daß er aufgehoben worden war, dann gingen auch sie. Als es still in der Kirche war, schlich sich jener Wanderer, der alles dies aufmerksam beobachtet hatte, leise und unbemerkt aus dem durch Gräuel entweihten Gotteshause, als die Pforten desselben gleich nach vollbrachter That wieder geöffnet wurden, und begab sich unverzüglich nach dem Rathhause, um von dem Vorgefallenen Anzeige zu machen. Unterwegs jedoch hatte er diesem und jenem ihm Begegnenden Mittheilungen gemacht, so daß, noch ehe er sein Vorhaben ausgeführt hatte, sich wie ein Lauffeuer die Geschichte von dem unglücklichen Mädchen durch die Stadt verbreitete und so auch in das Haus des Bäckermeisters Wolfram gelangte. Da fiel es diesem wie Schuppen von den Augen und die fürchterlichste Wahrheit lag in Sonnenhelle vor ihm; nun wußte er das Schicksal seines geliebten Kindes, und seine Phantasie malte es ihm auf das Schreckhafteste vor. Wüthend vor Zorn und Verzweiflung rannte er hinaus auf die Straße, zu der von allen Seiten die Bürger herbeiströmten und in Schaaren sich nach dem Servitenkloster drängten. Auf den donnernden Ruf des verzweifelnden Vaters sammelte sich ein Theil des Volkes um ihn; und weinend vor Schmerz und Zorn rief er sie zur Hilfe und Rettung seiner Tochter auf. Unterdeß kamen auch die Diener des Stadtgerichtes mit dem Angeber und Zeugen der erwähnten Begebenheit, sowie auch mehrere Patrouillen bewaffneter Schwedenkrieger herbei. Das Kloster wurde umzingelt, die Pforten gesprengt und eiligst begab man sich nach der Kirche zu dem bezeichneten Ort und hob den verhängnißvollen Stein auf. Allein, — schon war es zu spät! Man zog eine Leiche herauf mit zerrauftem Haar und zerfleischten Wangen und Händen und in einem Zustande, der noch etwas anderes vermuthen ließ, nämlich, daß Marie in ihrem Grabe von einem Kinde entbunden sein mußte; auch dieses fand man und zog es als Leiche herauf. Meister Wolfram war schier sinnlos vor Schmerz zu der geliebten Tochter niedergesunken; mitleidig hoben ihn die Umstehenden auf und führten ihn aus der Halle des Schreckens, und nachdem auch die Todten herausgetragen wurden, fing der Pöbel an, unter dem Schutze der Schweden, der abgesagtesten Feinde des katholischen Clerus, die Mördergrube zu demoliren. Bald glühte der rothe Hahn auf dem Dache des Klosters, und das Angstgeschrei der darin eingeschlossenen und verbrennenden Mönche war ein Ohrenschmaus für den jubelirenden Volkshaufen, der nicht eher ruhte, als bis er seiner Rache volle Genüge geleistet hatte und das Werk der Zerstörung vollendet war.

(Thuringia.)

Miscellen und Anecdoten.

— Die Herren Astronomen schauen, seit sie den neulich herangeschlichenen Kometen verpaßt hatten, jetzt pünktlich nach dem Himmel, um nicht hinterdrein ausgelacht zu werden wie der pariser Professor, den man im Bette schlafend abgebildet hat, während der Komet mit einem Fernrohr sich nach ihm umsieht. Professort Gruithuisen hat herausgebracht, daß der kalte Sommersanfang von dem großen Sonnenfleck herrühre, der schon am 5. Januar am östlichsten Rande der Sonne hervorkam, und welchem zufolge nebst manchem Regen- und Thauwetter die verheerenden schrecklichen Stürme auf allen Meeren und außer diesen auf dem Festlande auch die großen Ueberschwemmungen entstanden sind. In einer ungewöhnlichen Größe kam dieser Sonnenfleck Ende Aprils wieder zum Vorschein und und brachte unsere Atmosphäre auf's Neue in Unordnung, nahm dann schnell ab und erschien am 22. Mai abermals in ziemlicher Größe, am 20. Juni noch einmal, aber sehr schwach. Wollen wir wünschen, daß die liebe Sonne sich endlich einmal rein putze.

(Heirathsgeschichten.) In England kann auf Geldentschädigung geklagt werden, wenn ein gegebenes Eheversprechen nicht gehalten wird, und man bestimmt deshalb meist bei dem Eheversprechen sogleich die Strafe, welche gezahlt werden soll, wenn man zurücktritt. Die böse Welt sagt nun, es gebe in London Personen, die sich durch Eheversprechen schöne Einnahmen zu erwerben verständen. Haben sie ein solches Eheversprechen erschlichen, so machen sie sich so unangenehm, daß man lieber Geld zahlt als sie heirathet. Kürzlich ist ein Fall dieser Art bekannt geworden und hat in der vornehmen Welt großes Aergerniß erregt. Ein Mann von 60 Jahren warb um die Hand eines jungen schönen Mädchens, die man ihm geschickt zuzuführen verstanden hatte, die aber außer ihren 20 Jahren und hübschem Gesichts nichts besaß. Die Aeltern gaben ihre Einwilligung und das arme Kind sagte zögernd nach einiger Zeit auch ja. Der bejahrte Bewerber machte sich verbindlich, 100,000 Pf. Sterling zu zahlen, wenn er zurückträte. Nach drei Wochen sollte die Hochzeit gefeiert werden. In dieser Zeit fand man aber Gelegenheit, sich mit einem Offizier zu verständigen, welcher den Liebhaber der Braut spielte. Vor dem Hochzeitstage wußte man die zärtlichen Briefe, die er geschrieben hatte, nebst einem der liebenswürdigen Braut, die sich darin nicht eben bräutlich über ihren Zukünftigen ausgesprochen hatte, diesem in die Hände zu spielen. Er trat sofort von der beabsichtigten Heirath zurück, aber die Eltern der Braut erhoben ein gewaltiges Geschrei. Der ungetreue reiche Bräutigam wurde verklagt, verlor den Prozeß und mußte die 100,000 Pfd. Sterling bezahlen. Bei uns heirathen junge Mädchen bisweilen alte Männer des Vermögens wegen, die Engländerinnen sind aber klüger, denn sie wissen blos das Vermögen zu heirathen, ohne einen ihnen unangenehmen Mann mit in den Kauf nehmen zu müssen.

— Ein amerikanisches Journal enthält die Ankündigung, daß es von nun an jede Hochzeitsanzeige, die nicht von einem Hochzeitskuchen begleitet sei, mit ganz kleiner Schrift drucken lassen würde; sei dem Kuchen ein Paar Handschuhe oder irgend ein anderes Geschenk beigefügt, so würde die Redaction die Anzeige mit einem Gedichte begleiten; würde aber der Redacteur gar zur Hochzeit eingeladen, so könnte man erwarten, daß die Hochzeitsanzeige verziert und illustrirt in der Zeitung erschiene. — Uebrigens ist es gefährlich, in Nordamerika Journalist zu sein, wie es sich neuerlich in Wiksbury gezeigt hat, wo der Redacteur der dortigen „Schildwache" auf offner Straße und am hellen Tage von einem Mann erschossen wurde, gegen den er etwas hatte drucken lassen. Auf der andern Seite kommt der Stand der Journalisten immer mehr zu Ehren, da sogar der Groß-Mogul Journalist geworden ist, und seit Kurzem — in eigenem Verlag — ein Journal herausgibt.

(Die Tänzerin und der Räuberhauptmann.) Eine der ersten choregraphischen Berühmtheiten des vorigen Jahrhunderts war die Camargo, deren Sylphiden-Tänze eine der geistreichsten und pikantesten Episteln Voltaires hervorriefen. Die Kunstreisen waren schon damals, trotz des Mangels an guten und schnellen Communicationsmitteln, an der Tagesordnung; und auch die Camargo benutzte den jährlichen Urlaub an der pariser Oper zu Ausflügen in die Nachbarländer. Deutschland, England und Spanien warfen ihr Gold und Kränze mit freigebiger Hand in den Schooß, und zu der Zeit, wo ihr das folgende Abenteuer begegnete, hatte sie die vorzüglichsten Städte Belgiens besucht.

Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte in diesem Lande, kehrte sie nach Paris zurück. Unterwegs aber wurden ihr von einigen Theaterdirectoren so glänzende Anträge gemacht, daß sie den Bitten derselben nicht widerstehen konnte, und zu Lille, Cambrai und Valenciennes erreichte der Enthusiasmus vielleicht dieselbe Höhe, wie in New-York, Philadelphia und der Havanna bei dem Auftreten der Fanni Elßler.

Die Camargo befand sich auf dem Wege zwischen Valenciennes und Paris. Die Reise war auf der schlechten Landstraße etwas langweilig; die Tänzerin saß mit ihrer Zofe im Wagen und Beide suchten sich die Langweile durch — Gähnen zu vertreiben. Auf einmal kam der Camargo eine glückliche Idee. Während ihres Aufenthaltes in Valenciennes hatte sie eine Menge Briefe erhalten, welche sie ungelesen in ein Kästchen geworfen. Diese Correspondenz war zu einem ziemlich starken Packet angewachsen, und mußte ohne Zweifel manches Pikante enthalten. Die Zofe öffnete, dem Befehle der Sylphide zufolge, das Kästchen, erbrach die Briefe und las sie der Reihe nach vor. Die Zuschriften glichen an Inhalt und Form mehr oder weniger allen den verschiedenfarbigen und verschieden parfümirten Billets, welche Sängerinnen und Tänzerinnen oft Dutzendweise auf ihrem Tische liegen haben. Wohl zwanzig solcher Billets waren gelesen, und hatten durch ihren faden Inhalt die Langweile der Sylphide noch bedeutend vermehrt, als die Zofe, einen andern Brief eröffnend, vor Schreck das duftende Papier fallen ließ und ausrief:

Mandrin! Ein Brief von Mandrin —

Mandrin! wiederholte die Camargo mit zitternder Stimme.

Zu jener Zeit war der durch seine Räubereien so übel berüchtigte Mandrin der Lion des Tages. Alle Zeitungsblätter waren wohl voll von den Unthaten, welche der verwegene Räuberhauptmann mit seiner Bande an der flandrischen Grenze verübte, und es läßt sich der Schrecken leicht erklären, den die Tänzerin empfand, als sie den mit dem gefürchteten Namen unterzeichneten Brief las. Ueberdieß war die Straße so leer, daß selbst der Unerschrockenste einige Besorgniß gefühlt haben würde.

Entsetzt ob dieser unerwarteten Entdeckung, saß die Camargo stumm und regungslos, in eine Ecke des Wagens gedrückt, und sie war noch nicht völlig wieder zu sich selbst gekommen, als in einiger Entfernung ein greller Pfiff ertönte; einige Minuten später wurden die Pferde angehalten, der Wagenschlag ward geöffnet und ein bis an die Zähne bewaffneter Mann schaute in den Wagen.

Es war Mandrin selbst. Er begrüßte die beiden reisenden Frauen mit der größten Artigkeit und suchte ihre Besorgniß zu beschwichtigen.

Es würde mir unendlich Leid thun, sagte er, wenn mein Erscheinen einen unangenehmen Eindruck auf Sie machte. Sie haben aber gar keine Ursache sich zu fürchten; der Brief, den ich gestern an Sie zu schreiben die Ehre hatte, drückt meine Wünsche ganz deutlich aus, und Sie werden sich überzeugt haben, daß ich durchaus nicht in feindlicher Absicht komme. Ich wollte mir nur Gelegenheit verschaffen, Ihr seltenes Talent zu bewundern, und Sie werden verzeihen, wenn wir Ihre Reise einige Stunden lang unterbrechen. Haben Sie die Güte, mir in meine Wohnung zu folgen; Sie werden dort sehr eifrige

Bewunderer Ihrer Kunst finden. Aber da die Wege außerordentlich schlecht sind, so werden Sie wohl thun, Ihren Wagen hier zu lassen; ich habe für ein leichtes Fuhrwerk gesorgt, welches Sie schnell und ohne Gefahr zu meiner Besitzung führen wird.

Der Schreck, welcher sich der Tänzerin anfangs bemächtigt hatte, verschwand allmählig, je länger sie den Gefürchteten ansah; denn Mandrin, welchen das Gerücht als einen Wütherich darstellte, vereinigte die feinste Bildung mit einem sehr angenehmen Aeußern. Die Camargo fand ihn sehr liebenswürdig. Außerdem hatte dieses Abenteuer etwas eigenthümlich Piquantes, das in hohem Grade ihre Neugierde rege machte. Sie nahm daher gar keinen Anstand, die Einladung anzunehmen. Sie ließ ihren Wagen sammt Kutscher und Pferden auf der Landstraße und bestieg mit ihrer Zofe das von dem Räuberhauptmann herbeigeschaffte Fuhrwerk.

In einer Viertelstunde hielten sie vor Mandrins Wohnung. Der Eingang befand sich in einem ungeheuren Felsen und zu ihrem Erstaunen sahen sich die Reisenden in einem glänzend erleuchteten und mit wahrem Luxus ausgestatteten Raum. Es wurde sogleich ein delicates Souper aufgetragen und Mandrin machte mit dem größten Anstande den Wirth. Seine Unterhaltung war lebhaft, witzig und geistreich. Einige seiner Spießgesellen stimmten in diesen feinen Conversationston auf so überraschende Weise mit ein, daß die Camargo von der Elite der pariser Schöngeister umgeben zu sein glaubte.

Die Mahlzeit dauerte jedoch nicht lange; denn Mandrin war begierig, die gefeierte Tänzerin zu bewundern. Nach aufgehobner Tafel bat er sie ehrerbietig, einige ihrer in ganz Europa berühmten Pas zu tanzen. Sie willigte sogleich ein, und führte einige der damaligen Tänze mit unnachahmlicher Grazie aus. Es regneten Blumen und Kränze auf sie herab, wie in der großen Oper, und der ganze Raum erzitterte von lautem Beifallsruf.

Endlich fing der Tag an zu grauen, und die glänzende Soirée hatte ein Ende. Die Camargo nahm Abschied und setzte ungehindert ihren Weg nach Paris fort. Sie sprach seit dieser Zeit von Mandrin stets in Ausdrücken, welche hinlänglich bezeugten, daß er einen tiefen Eindruck auf sie gemacht hatte, und als sie später die Gefangnahme des berüchtigten Räubers erfuhr, soll sie tief betrübt gewesen sein.

(So verschafft man sich Credit) Ein Fremder kam in eine große Stadt, wo er sich länger aufzuhalten gedachte; da aber sein ganzes Vermögen nur in etwa 15 fl. bestand, war es ihm um die Bestreitung seiner Aufenthaltskosten etwas bange, und er beschloß daher, der Sicherheit wegen nicht nur in dem ersten Gasthofe einzukehren, sondern auch dort einen Credit zu machen, der die 6—8 Wochen ausreichen mußte, vor deren Ablauf er auf die mit Bestimmtheit zu erwartende Summe nicht rechnen durfte. Um sich nun diesen Credit zu begründen, ließ er sich an dem Morgen seiner Ankunft von dem Kellner einen Zehnguldenschein wechseln, den einzigen, den er in seinem Vermögen hatte; im Laufe des Tages aber wechselte er sich irgendwo einen neuen Zehnguldenschein ein, den er dann am nächsten Morgen unter Klagen, wie viel Geld man an einem so theuren Ort ausgäbe, abermals bei dem Kellner gegen kleines Geld umsetzte. Und so trieb er die Wechselei Tag für Tag fort, oft an einem Tage zweimal, und natürlich hatte der Kellner bei einem Herrn, der täglich blos so viel Taschengeld verbrauchte (denn alle Bedürfnisse ließ er sich, aus sehr natürlichen Gründen, in dem Hotel selbst verabreichen), nicht das geringste Mißtrauen, und die Zeit, wo er wirklich zahlen konnte, kam heran, ohne daß er einmal die Rechnung bekommen hätte, denn Wirth und Kellner waren gleich froh, einen solchen Gast recht lange zu behalten.

— Der Marquis von Custine führt in seinem Werke über Rußland als Beispiel von den großen Rückschritten, welche die sonst so sprüchwörtliche Artigkeit des Adels in Frankreich und namentlich in England gemacht habe, einen Auftritt an dem Hofe in Petersburg an. Es befand sich da die Familie eines vornehmen Engländers von sehr bekanntem Namen. Die Kaiserin wollte zu Ehren der Familie, bevor sie Petersburg verlasse, einen Ball veranstalten, und lud selbst den Vater ein, der trotz seinem hölzernen Bein noch gut und gerne tanzte. „Majestät," antwortete der alte Marquis von . . ., „man hat mich in Petersburg mit Artigkeiten überschüttet, aber zu viel Genüsse gehen über meine Kräfte; ich hoffe Ew. Majestät werden mir erlauben, mich morgen früh in meine Yacht zu begeben, um nach England zurückzukehren; ich komme sonst in Rußland vor Vergnügen um." — „Nun wohl, ich will mich fügen," antwortete die Kaiserin auf diese artige Anrede, die der Zeit würdig war, in welcher er in die Welt eintrat; dann wendete sie sich an die Söhne des Marquis, welche noch länger in Petersburg bleiben sollten. „Ich rechne wenigstens auf auf Sie," sagte sie zu dem Aeltesten. — „Majestät, wir haben auf diesen Tag bereits eine Rennthierjagd verabredet." Die Kaiserin, die man doch stolz nennt, verlor den Muth noch immer nicht, wendete sich an den Jüngsten und sagte: „So werden Sie mir wenigstens bleiben." Der junge Mann, der nicht wußte, womit er sich entschuldigen sollte, rief in seinem Verdrusse seinem Bruder laut zu: „Ich soll also das Opfer sein!" — Diese Anecdote unterhielt den Hof sehr lange.

— In einer dramatischen Poesie von S* kommen unter andern auch folgende kräftige Stellen vor:

Die Sterne alle hatten sich verkrochen,
Durch dichte Wolken watete der Mond!

's wird immer schmucker! Nächstens wird Apollo mit der Drehorgel umherziehen, und mit den Musen vor den Thüren concertiren. —

(Gute Antwort.) Eine Schauspielerin hatte einen Prozeß gegen ihren Director. „Sie kommen," sagte der Richter zu ihr, „in den Prozeßacten bald als Demoiselle, bald als Madame vor, welches ist das Richtige?" „Ich bin Schauspielerin," antwortete sie.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Tarlatan und Organdi wetteifern mit den durchsichtigen indischen Muslinen.

Die Leibchen sind meist guimpenartig, die Aermel türkisch, die Gürtel à la Daphne, d. h. sie bestehen aus Schärpen von sehr schmalem leichten Muslin.

Früh zu Hause trägt man vorzugsweise gern Ueberwürfe von Taffet. Die Aermel an denselben sind sehr weit, mit Aufschlägen, die Leibchen haben Revers und eine Halbpelerine mit drei Spitzen.

Die Mantillen à la vieille und à la bonne femme werden noch immer fast allgemein getragen.

Die Ueberröcke und Ueberwürfe sind sehr beliebte Negligés geworden. Die modischen Ueberröcke haben ein glattes Leibchen und kurze Aermel, aber sie passen nicht für alle Tageszeiten und die langen Aermel werden bei dem Ausgehen Abends wieder beliebt. Sehr häufig verwendet man den Nankin und weißen Piqué zu dieser Negligéart und man besetzt sie unten auf dem Rocke, an den Aermeln und an dem Leibchen, das oft Revers hat, mit runden Schnürchen; vorn werden sie durch eine Reihe von Porzellanknöpfen zugemacht. Die Knöpfe von Türkisen und andern Edelsteinen spart man für kostbarere Stoffe auf.

Die Ueberwürfe (offenen Ueberröcke) zerfallen in mehrere Arten; es gibt dergleichen für die Nacht, für den Morgen nach dem Aufstehen, für das Boudoir, zum Ausgehen und für das Bad. Der Nachtüberwurf ist englischen Ursprungs, wird sehr weit geschnitten und an der Taille zusammengezogen. Man wählt dazu meist Bazin, Jaconas, Batist und besetzt ihn mit Spitzen oder mit gestickten Einsatzstreifen.

Der Morgen-Ueberwurf, den die Dame bei der Morgentoilette trägt, reicht nur bis an das Knie, hat eine bezeichnete Taille und die Aermel sind gerade und sehr weit. Man sieht sie von Perkal und Jaconas.

Der Studier-Ueberwurf, in welchem sich die eleganten Damen mit Musik, Malerei und Poesie beschäftigen, haben ein auf dem Rücken gezogenes Leibchen und einen Gürtel von gleichem Stoffe; der Rock, der mit altväterischen Rüchen besetzt ist, öffnet sich über einem Unterkleide von Pekin, von Bazin oder Batist. Man kann diesem reizenden Negligé eine große Menge verschiedener Ausputze hinzufügen.

Die Boudoir-Ueberwürfe werden von Cashemir oder von Barège getragen, haben Säume, in welche Band gezogen ist und sind mit Spitzen besetzt.

Die Ueberwürfe zum Ausgehen sind von Wollenstoff, von Cotpaly, von Foulard ꝛc.: oft haben sie eine Pelerine von demselben Stoffe; viele sind à la Rahel.

Die Bad-Ueberwürfe endlich sind von rosa, blauem, violettem Flanell und besitzen eine unnachahmliche Grazie. Eine Dame in einem solchen Ueberwurfe erscheint als die personifizirte Najade des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Mode der kurzen oder halblangen Aermel macht die Armbänder durchaus nothwendig, welche denn auch sehr häufig getragen werden.

Eine Dame, die ein Kleid mit hohem Leibchen und langen Aermeln trägt, kann wohl ohne Shawl oder Langshawl ausgehen; sind aber die Aermel des Kleides kurz, so gehört ein großer Shawl, ein Langshawl oder eine Mantille durchaus dazu; die arabischen, algierischen und Bajaderen-Langshawls passen vollkommen zu Allem. Sie haben eine bewundernswürdige Durchsichtigkeit, so daß man durch sie hindurch die schlanke Taille bewundern kann, die sie noch reizender erscheinen lassen. Die Herzogin-Mantillen, die einen doppelten Spitzenbesatz und darüber eine Stickerei-Application von Sommer-Guipure haben, sind der großen Damen würdig, von denen der Name entlehnt ist. Man macht auch Mantillen à la vieille, à la Antoinette, die von Seide, aber mit reichen schmalen Spitzen in einzelnen Reihen überzogen sind. Ausgezeichnet sehen die Mantillen von weißem Poux de Soie aus; am leichtesten sind die Tülle-Mantillen, mit farbigem Krepp gefüttert.

Die ausgezeichnetsten Hüte haben einen horizontalen Schnitt und einen sehr langen Nackenbesatz. Die Spitzencapoten machen großes Aufsehen, und sie stehen allerdings einem hübschen Gesichte besser als irgend etwas. Man putzt sie mit Blumen aus.

Man nennt die Mode eine launenhafte unbeständige Göttin, wir müssen aber zu ihrem Lobe sagen, daß die frivole Geheimräthin der Schönheit nie beständiger und launenloser gewesen ist, als in diesem Jahre. Immer die alte Toilette unserer alten Großmütter, immer die ewigen Rüchen an den Mantillen, den Kleidern und den Hüten. Ja, eins fällt uns ganz besonders auf, nämlich, daß die jüngsten und schönsten Damen am strengsten an dem Kostüme unserer Großmütter festhalten. Sieht man im Theater, auf der Promenade, in einem eleganten Salon einen prächtigen Cashemir-, einen wunderbar gestickten chinesischen Kreppshawl, einen Hut von Spitzen oder weißem Krepp mit einer schönen Moosrose oder einem Bouquet von chinesischen Rosen und Jasmin, so kann man mit vollkommener Sicherheit wetten, diese Toilette gehöre einer Familienmutter, oder wenigstens einer Frau von 28 bis 30 Jahren an. Sieht man dagegen eine Mantille mit röhrenförmigem Volant vor sich, die dicht über die Hüften gezogen ist, einen Krepphut mit zwei Bändern, die oben am Kopfe in Falten gelegt sind, so kann man wieder mit gleicher Sicherheit wetten, die so gekleidete Dame zähle 16 bis 18 Jahre und man wird die Wette gewinnen. Und das dauert nun bereits seit Monaten. Seit drei Monaten zeigt sich keine Veränderung, keine Umwandlung in der Tracht der eleganten Pariserinnen.

Die Toiline und Barège geben sehr hübsche Kleider zu den Halbtoiletten des Vormittags. Gewöhnlich sind die Leibchen an diesen Kleidern glatt und zugeknöpft, wie die Aermel eng. Andere sind blousenförmig gemacht und haben Aermel à la glaneuse; viele Falten, die eine Art Schürze bilden, schließen den Rock, den man auch mit Posamentirarbeit oder mit schrägen Streifen besetzen kann.

Als Kopfputz zu dieser Toilette ist ohne Zweifel das Beste ein Hut von genähtem Stroh, mit einem übereinandergehenden Bande und einem Schleier. Für die Damen, die sich gut zu kleiden wissen, ist die Stunde der Morgenbesuche die Zeit der reichen Fichus und schönen Spitzen.

Der weiße Krepp, das Reisstroh theilen sich noch immer in die Gunst der eleganten Welt; man sieht sogar einzelne reiche Turbane, die mit einem Bouquet von Federn und Rosen ausgeputzt sind, und die elegantesten Anzüge vervollständigen.

In der Wärme sieht man viele Shawls von Tarlatan-Muslin und andern leichten Stoffen.

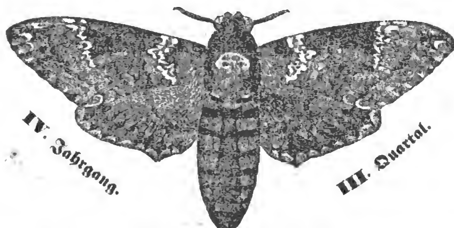
Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Frack mit schmalen Revers, rundzulaufenden breiten Schößen und gestreiften Beinkleidern. No. 2. Hut mit Federn. Schärpe von Cachemir. Kleid mit Posamentirarbeit ausgeputzt. No. 3. Strohhut mit niedrigem Kopf und breiten Krämpen. Sommerburnuß, carrirte Beinkleider. Darüber Capote mit Federn ausgeputzt. Das Leibchen von einer Robe mit kurzen Aermeln und dann Aermel von Muslin. Der dazu gehörige Rock steht vorn offen und läßt ein Unterkleid sehen, an den beiden Kanten herab mit Posamentirausputz.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 8. (5. Jahrgang. III. Quartal).

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst Modenkupfer. Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).
Expedition: Petersstraße No. 31/44. Druck von F. Andrä in Leipzig.

Leipzig-



Pariser Moden-Journal.

No. 9. Sonnabend, den 26. August. 1843.

Die Abenteurerin.

Herr De la Regnie hatte mehrere Jahre lang zur allgemeinen Zufriedenheit das Amt eines General-Lieutenants der Polizei verwaltet, als mit einem Male Entsetzen sich durch ganz Paris verbreitete, weil verschiedene Personen auf eine unbegreifliche Weise verschwanden. Während 4 Monaten wurden 26 junge Leute, von denen die jüngsten 17, die ältesten 25 Jahre alt waren, zur größten Betrübniß ihrer untröstlichen Familien vermißt. Die sonderbarsten und widersprechendsten Gerüchte waren über diesen Gegenstand im Umlaufe, besonders in der Vorstadt St. Antoine, welche den Verlust von 5 schönen jungen Leuten, den Söhnen reicher und angesehener Bürger, zu beklagen hatte. Man erzählte, eine mit einem gefährlichen Leberleiden behaftete Prinzessin müsse, dem Rathe eines fremden Arztes zufolge, von Zeit zu Zeit in warmem Blute baden, zu welchem Zwecke die unglücklichen Vermißten getödtet worden seien. Eine nicht minder entsetzliche Aussage war, daß die Juden, um ihrem inneren Groll zu genügen, dieselben ans Kreuz geheftet hätten, allein zum Glück für die armen Juden glaubten nur Wenige an diese Aussage. Es blieb nicht aus, daß die Nachricht auch zu den Ohren des Königs gelangte, der den General-Lieutenant sogleich rufen ließ und ihm Vorwürfe machte, daß er solche Frevelthaten unbestraft ließe; nach seiner Meinung mußten alle diese Leute eines gewaltsamen Todes gestorben sein, weil auch keine Spur mehr von ihnen aufgefunden worden war. De la Regnie kehrte in übler Laune nach Hause zurück und beschied sogleich einen seiner klügsten und bewandertsten Agenten, einen gewissen Lecoq, zu sich, dessen Dienste bei mancher wichtigen Veranlassung ihm sehr ersprießlich gewesen waren. Er erzählte ihm, in welcher Verlegenheit er sich befinde, und suchte ihn durch Verheißung einer glänzenden Belohnung anzuspornen. Lecoq bat um acht Tage Zeit, nach deren Verlauf er Rechenschaft ablegen zu können hoffe, und wurde mit einem Zeichen entlassen, das ihm andeutete, daß alle Mittel der Polizei zu seiner Verfügung ständen.

Lecoq hatte einen Sohn, zu dem er große Zuneigung hegte, und dessen Erziehung und Betragen er sorgfältig überwachte. Dieser Jüngling, wegen seiner Gewandtheit von seinen Gefährten l'Eveillé genannt, besaß nicht allein einen außergewöhnlichen Verstand, sondern die Natur hatte ihm auch ein schönes Gesicht und einen herrlichen Wuchs verliehen, verbunden mit solcher Stärke, daß man ihn für einen fünfundzwanzigjährigen Mann

halten konnte, obgleich er erst sechzehn Jahre zählte. L'Eveillé, dessen eigentlicher Name Exupere war, erhielt von seinem Vater alles, was der Eitelkeit eines jungen Mannes schmeicheln konnte, und ging stets schön gekleidet einher. Er verließ indeß nur selten das Haus, weil sein Vater die Gefahren kannte, die einem schönen jungen Manne in Paris drohen, und verließ er wirklich das Haus, so folgten ihm immer in der Ferne Polizeispione seines Vaters. Nach Hause zurückgekehrt, verschloß sich Lecoq mit seinem Sohne im Zimmer, und hatte eine geheime Unterredung mit ihm. An demselben Nachmittage sah man Exupere allein das Haus verlassen, auf das Prachtvollste gekleidet, mit schwerer goldener Kette, herrlichen Ringen u. s. w., und jeder Schritt verrieth, daß seine Börse reichlich mit Gold gespickt war. Vier Tage lang sah man ihn ohne Begleitung aus- und eingehen; denn noch immer hatte er seinen Zweck nicht erreicht. Jene vertraute Unterredung hatte seinen Ehrgeiz erregt, und er schmeichelte sich mit der Hoffnung, durch dieses Abenteuer zu Ehre und Ansehen zu gelangen. Am fünften Tage gegen drei Uhr schritt er abermals lustwandelnd längs der Seine auf die Tuilerien zu, als eine ausgezeichnet schöne junge Dame ganz nahe an ihm vorbeistreifte. Sie ging allein, und in einer mäßigen Entfernung folgte ihr eine Art Begleiterin oder Gouvernante. Sie schien etwa 25 Jahre alt zu sein, war elegant gekleidet, von reizenden Zügen und anmuthiger Gestalt und hatte in ihrer Haltung und Benehmen Etwas, das sogleich die Ausländerin erkennen ließ. L'Eveillé staunte oder stellte sich nur so, mit großer Verwunderung die hübsche Dame an, und bemerkte, daß sie seinen Blick, statt ihm auszuweichen, mit verschämtem und halb niedergeschlagenem Auge erwiederte. Er hatte Welterfahrung genug, um einzusehen, daß dies die Einladung zu einem Abenteuer sei, ging deshalb mehrere Male an der Dame vorbei, und ließ sich endlich auf eine der den elysäischen Feldern gegenüber angebrachten Ruhebänke nieder. Er befand sich noch keine drei Minuten hier, als die vorerwähnte Freundin oder Begleiterin auf derselben Bank Platz nahm. Er nahm, wie damals Gebrauch war, seinen Hut ab, und knüpfte eine Unterredung an, in deren Verlauf er sie fragte, wer die junge Dame sei, in deren Diensten sie sich zu befinden scheine. — „O, mein Herr," war die Antwort, „die Geschichte meiner Herrin ist ganz romanhaft zu nennen." — „Romanhaft?" rief l'Eveillé aus, „Sie erregen meine Neugierde auf's höchste; Ihre Herrin ist gewiß ..." — „Ja," fiel ihm die Dienerin in's Wort, „sie ist jene interessante Dame, von der ganz Paris redet, und weil Sie so schnell auf ihren Namen gefallen sind, so will ich Ihnen ihre Geschichte nicht länger verbergen." — „Verfluchte Hexe!" sprach l'Eveillé bei sich, und rückte dem alten Weibe näher. — „So wissen Sie denn, daß der Vater meiner Herrin ein reicher polnischer Fürst war, der unter einem fremden Namen nach Paris kam, blos um die Tochter eines Kaufmanns zu verführen, die von ausgezeichneter Schönheit und Verstand war und die vortheilhaftesten Anerbietungen ausgeschlagen hatte. Sein Vorhaben gelang. Bei der Geburt ihres Kindes (meiner Herrin) siegte sein besseres Gefühl, und er verließ Paris mit dem festen Vorsatze, nach Polen zurückzukehren, und zu den Füßen seines Königs die Erlaubniß auszuwirken, sie zu heirathen. Allein er kehrte nicht mehr zurück, sondern wurde, wie man sagte, unterwegs von Straßenräubern angefallen und getödtet. Der König von Polen, der, als er das Ganze erfuhr, das von dem Fürsten verübte Unrecht zu vergüten suchte, sandte einen vertrauten Agenten nach Paris, der aber zu spät anlangte, indem die unglückliche Mutter meiner Herrin bereits an einem gebrochenen Herzen gestorben war. Der König ließ darauf das Kind zur Erbin des unermeßlichen Vermögens des Fürsten erklären, so daß sie jetzt die reichste Erbin in Paris ist. Glücklich, wer sie heimführt." — „Ja, glücklich wäre jener," fiel hier l'Eveillé ein, „der nur hoffen dürfte, ihr zu gefallen!" — „O, junger Mann, um ihr zu gefallen, müssen Sie Muth genug haben..." — „Wozu?" fragte begierig der Jüngling. — „Nun, liebenswürdig zu sein." — „Und wodurch soll ich dies an den Tag legen?" — „Sie wollen zu viel wissen, und für einen klugen jungen Mann glaube ich schon genug gesagt zu haben. Leben Sie wohl." — „Nur noch ein Wort, ich beschwöre Sie," sprach l'Eveillé, und zog die Alte, die sich erhoben hatte, wieder auf die Bank nieder; erzählte ihr dann mit anscheinender Gleichgültigkeit, er sei der Sohn eines reichen Arztes von Mans, und erst seit zehn Tagen in Paris, um die Universität zu besuchen, und setzte hinzu, er habe außer vielen Kostbarkeiten zweihundert Pistolen in seiner Tasche, und er wolle daher alle seine Kräfte aufbieten, einer so reizenden Dame zu gefallen. Die Alte ergriff jetzt, näher rückend, und mit vertrautem Lächeln seine Hand, und flüsterte ihm zu: „Sie haben mein Herz gewonnen, und ich will Ihnen durch meine Mittheilung einen Beweis davon geben. Sie sind meiner Herrin nicht entgangen, sondern haben Sie so sehr durch Ihre Schönheit und Ihren Anstand eingenommen, daß sie mir auftrug, ihren Namen zu ermitteln. Es freut mich, daß ihre Wahl auf einen würdigen Jüngling gefallen. Stellen Sie sich diesen Abend an die Hauptthüre

der Kirche St. Germain l'Auxerrois, wo ich sie aufsuchen und Ihnen hoffentlich freudige Nachrichten überbringen werde. Ziehen Sie sich aber hübsch an, denn kämen Sie als ein verlaufener armer Student zu meiner Herrin so würde dies eben nicht zu Ihren Gunsten sprechen." Hierauf trennten sie sich, und l'Eveillé, der keinen Augenblick zweifelte, daß er die verderbliche Fallgrube so vieler jungen Leute aufgefunden habe, eilte nach Hause, seinem Vater die Nachricht zu überbringen. Lecoq trug sogleich seinen Polizei-Agenten auf, den Schritten seines Sohnes in einer mäßigen Entfernung zu folgen, und beschloß, ebenfalls sich in der Nähe zu halten.

Am Abende traf der Jüngling die Alte an der bezeichneten Stelle, höchlich erstaunt über die Eleganz seines Anzuges. Wie sehr sie auch darauf drang, gab er durchaus nicht zu, daß sie ihm eine Binde über die Augen warf. So durchzogen sie viele Straßen von Paris, bis endlich die Alte in der Rue des Orfevers, einer geringen, schmutzigen Straße, vor einem ziemlich anständigen Hause stehen blieb, und ihn einige Minuten harren hieß, weil sie ihre Herrin von seiner Ankunft benachrichtigen wolle. Sein Vater ging an ihm vorüber, drückte, ihm Muth einflößend, die Hand, und war kaum vorbei, als die Alte zurückkehrte, und, nachdem sie noch einmal umsonst versucht hatte, seine Augen zu verbinden, ihn hineinführte. L'Eveillé fühlte, obgleich er bewaffnet war, nicht geringe Furchtsamkeit, als er seiner verdächtigen Führerin durch einen langen stockfinstern Gang und mehrere Treppen aufwärts folgte. Endlich führte man sie in ein mit Wachskerzen erhelltes, reich geschmücktes Zimmer, wo auf einem carmoisinrothen, goldgestickten Sopha — in höchst reizendem Hauskleide die polnische Fürstentochter, Fräulein Jabaruski, ruhte. Wie sie den jungen Mann erblickte, winkte sie der Duenna, sich zu entfernen. L'Eveillé vergaß, von ihren Reizen bezaubert, im ersten Augenblick, ganz den Zweck seiner Anwesenheit, und gerieth in nicht geringe Verlegenheit, bis die Schöne sich erhob und ihm ihre Hand zum Kusse reichte. Obgleich er wußte, wie gefährlich seine Lage war, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sich an ihrer Seite auf dem Sopha niederzulassen.

Inzwischen wurde dem draußen mit den Polizeidienern harrenden Vater ängstlich; er setzte seine Pfeife an den Mund, deren schneidend heller Ton l'Eveillé's Ohr erreichte und ihn seinem Sinnentaumel entriß. In demselben Augenblick erhob sich die Dame und ging in ein anstoßendes Zimmer, um, wie sie sagte, einige Befehle zu ertheilen. L'Eveillé benutzte diese Abwesenheit, blickte in dem Gemache umher, und entdeckte in einer Ecke eine Art Verschlag. Um zu sehen, was sich dahinter befände, suchte er eines der Fächer zu öffnen; da er es aber unbeweglich fand, so rüttelte er kräftig daran, und hörte mit einem Male ein klirrendes Geräusch, wie wenn eine Feder springt. Zugleich rollte der Verschlag zu Boden nieder, enthüllte einen Schrank, auf dessen Gesimsen er zu seinem Schrecken 26 Silberschüsseln und auf jeder derselben ein menschliches Haupt sah, dessen Fleisch durch Einbalsamirung conservirt worden war. Ein leiser Ausruf des Entsetzens entfuhr seinen Lippen, er mußte sich an einen Stuhl lehnen, um nicht umzustürzen; sein Haar richtete sich empor, kalte Schweißtropfen bedeckten seine Stirn, seine Wangen wurden leichenblaß, und wie vernichtet sank er auf die Knie, verzweiflungsvoll die Hände ringend. In diesem Augenblick wurde das Fenster eingebrochen, und sein Vater, der mit Hilfe von eiligst herbeigeschafften Leitern nebst seinen Gehilfen hinaufgestiegen war, sprang herein. Diese muthige und kühne Handlung Lecoqs rettete seines Sohnes Leben, denn gleich nach dem Erscheinen der Polizei stürzte Fräulein Jabaruski, von vier Meuchelmördern gefolgt, in das Zimmer herein; allein die Polizeisoldaten, die jenen an Zahl überlegen und gut bewaffnet waren, machten jeden Widerstand unmöglich und schleppten die schöne Mörderin und ihre vier Mitschuldigen ins Gefängniß. Eine sorgfältige Durchsuchung des Hauses brachte zu keiner weiteren Entdeckung.

So weit ist uns die Erzählung in dem Polizeiregister von Paris aufbewahrt; hören wir jetzt den Zusammenhang, wie er sich aus der Untersuchung ergab: Eine Anzahl der verworfensten Verbrecher, die dem Galgen und dem Richtschwert schon manches Mal entgangen, hatte unter der Leitung eines erfahrenen und kühnen Anführers eine Verbindung gebildet. Dieser Schurke traf auf seinen Streifzügen mit einer reichen, aber höchst verworfenen Engländerin, einer neuen Messalina, zusammen. Nicht allein ward sie seine Geliebte, sondern gab sich auch zum Lockvogel hin, um junge, anscheinend reiche Personen in die Falle zu ziehen, der l'Eveillé so glücklich entgangen war. Hierauf wurden sie beraubt, gemordet und die Köpfe von den Körpern getrennt. Die Letztern wurden zu anatomischen Zwecken an studirende Mediciner verkauft und die Köpfe, wohlgetrocknet und einbalsamirt, nach Deutschland gesendet, wo man sich deren zu phrenologischen Forschungen bediente. Die Regierung, welche befürchtete, daß die Enthüllung dieser zahlreichen, abscheulichen Mordthaten einen übeln Eindruck auf die Gemüther der unteren Classen hervorbringen möchte, trug Sorge für die schnelle, aber geheime Bestrafung der

Schuldigen; die 4 Räuber wurden gehängt und ihre Mitschuldige gleichfalls zum Tode verurtheilt. Indeß gelang es ihr, durch List und vom Zufall begünstigt, der Gefangenschaft zu entgehen, und sogleich stiftete sie wieder eine neue Gesellschaft von Banditen, die sie ganz nach ihrer Willkür lenken konnte. Zunächst sann sie darauf, sich an ihrem Feinde, dem jungen Lecoq, zu rächen, der sie längst für todt hielt. Allein eines Tages stellte sich ein gut gekleideter Mann von ernster Gesichtsbildung bei ihm ein und fragte ihn, ob er nicht geneigt sei, einer ausgedehnten Schmuggelei in Brüsseler Spitzen und andern verbotenen Gegenständen auf die Spur zu kommen. Lecoq, der sehr habsüchtig war, ging darauf ein; Lecoq solle den Schmugglern als ein zuverlässiger Agent bezeichnet und die Waare in seinem Hause in Sicherheit gebracht werden. Zehn oder zwölf Tage nach dieser Zusammenkunft langte vor Lecoqs Thür ein Karren an, von welchem zwei große hölzerne Kasten auf sein Geheiß abgeladen wurden, die man einstweilen in den Hausflur stellte. Der Fuhrmann sagte, nachdem er vergebens in seinen Taschen nach dem Schlüssel gesucht hatte, er habe ihn gewiß in der letzten Herberge liegen gelassen, wolle ihn aber den folgenden Morgen mitbringen. Lecoq schöpfte aber Verdacht, nicht allein, weil der Fuhrmann seine Rolle allzu ängstlich spielte, sondern auch, weil er in jedem der Kasten acht bis zehn kleine Löcher wahrnahm. Er theilte einem seiner Freunde, einem muthigen entschlossenen jungen Mann, seinen Argwohn mit, und Beide stiegen bei hereinbrechender Nacht geräuschlos und wohlbewaffnet die Treppe herab, und in das Magazin hinein, dessen Thüren absichtlich offen gelassen worden waren. Sie hatten schon lange vergebens gewartet, und Lecoqs Freund, der ungeduldig wurde, wollte sich schon zurückziehen, als ein schwaches, aber immer stärker werdendes Geräusch sich vernehmen ließ, das offenbar aus den beiden Kasten kam. Lecoq drückte seines Freundes Hand, das Signal war verstanden, Beide zogen den Hahn ihrer Pistolen. „Jean," ertönte ein kaum hörbares Geflüster, „bist Du da?" — „Ja." — „Wir scheinen allein zu sein; laß uns ein wenig Luft holen, denn ich bin fast erstickt in dem verfluchten Kasten. Lecoq ahnt nichts, er ist verblendet von seiner Habsucht; nicht unrecht hat ihn die Engländerin beurtheilt, wir wollen sie an dem infamen Mouchard blutig rächen." — „Feuer!" schrie Lecoq; beide Kugeln flogen ab; ein greller Schrei, dann — Todtenstille; die Kugeln hatten gut getroffen. Eiligst holte er ein bereit gehaltenes Licht herbei, und hier fanden sie den einen Räuber todt und den andern mit zerschmettertem Schenkel am Boden liegen. Das Geräusch lockte die nächsten Nachbarn herbei, Allen wurde Stillschweigen geboten, und eiligst der General-Lieutenant der Polizei mit einer Compagnie Soldaten herbeigeholt, welche sich zum Empfange der Räuber bereit stellen mußten. Mitternacht war kaum vorüber, als Schritte nahten; gleich darauf wurde fünf Mal an eine Fensterscheibe des Waarenhauses geklopft; nach einer kurzen Zögerung wurde die Thüre langsam geöffnet; vier Männer und eine weibliche Gestalt traten ein. Die Thür ward heftig zugeschleudert, ein gellender Pfiff erscholl, und im Augenblick erhellten zahlreiche Fakkeln die Hallen und zeigten den bestürzten Banditen die auf ihre Brust gerichteten Musketen von 30 Soldaten. Verzweifelnd ließen sie die Arme sinken und sich gebunden ins Gefängniß schleppen. Ehe sie abgeführt wurden, leuchtete Lecoq mit seiner Laterne dem Frauenzimmer ins Gesicht, allein zu seiner Verwunderung waren es ganz unbekannte Züge, die sich seinen Blicken darboten.

Der Bericht bricht hier mit einem Male ab, indem mehrere Seiten in dem Polizeiregister fehlen. Von der Engländerin ist seitdem nichts mehr gehört worden; doch läßt sich vermuthen, daß dies nicht ihr letztes Abenteuer gewesen.

Was gehört zum modernen feinen Mann?

(Verhaltungsregeln, einem Sohn vom Vater gegeben.)

Mein Sohn, Du bist funfzehn Jahre alt und trittst jetzt in die Welt; es wird nöthig sein, daß ich Dich mit demjenigen bekannt mache, was erforderlich ist, um für einen Mann von Distinction gehalten zu werden, und den Rang in der Welt zu behaupten, in welchem Du vermöge Deines oder vielmehr meines Geldes gehörst. Ich bin ein reicher Mann, Du bist des reichen Mannes Sohn und einziger Erbe, wirst also über lang oder kurz auch ein reicher Mann sein, und es ist gut, wenn Du Dich bei Zeiten daran gewöhnst, das Gewicht Deiner Würde zu fühlen und fühlen zu lassen. Du wirst Dir mancherlei aneignen müssen, was dem armen Teufel durchaus entbehrlich, ja meist schadenbringend ist. Höre mir also jetzt aufmerksam zu, ich werde Dir die Hauptgrundzüge dessen auseinander setzen, was zum guten Tone eines Mannes von Bedeutung gehört.

Die erste, unentbehrliche Eigenschaft des feinen Mannes ist Grobheit, das heißt, was man bei einem armen Schlucker Grobheit nennen würde. Gesetzt, es käme Dein Schuster, Schneider, Wichsier, oder irgend

Einer, der für Dich arbeitet, zu Dir, oder vielleicht Jemand, der ein Anliegen an Dich hat. Nachlässig auf dem Sopha halb liegend, halb sitzend, rauchst Du eine Cigarre, und erlaubst ihm den Eintritt, nachdem Du ihn drei Viertelstunden hast draußen warten lassen. Jetzt tritt er ein, bleibt dort an der Thür stehen und lispelt bescheiden seinen Gruß. Der feine Mann dankt nicht, frägt auch nicht sogleich nach dem Begehr des Eingetretenen, sondern läßt ihn noch eine gute Weile stehen, während welcher er sich mit irgend Etwas, vielleicht auch mit Nichts beschäftigt. Jetzt frägst Du kurz: „Was ist?" — oder, willst Du ihm aus besonderer Gunst mit vornehmer Herablassung begegnen: „Was bringen Sie?" — Spricht der Mann zu viel, so wirst Du grob; spricht er Dir zu wenig, wirst Du grob; spricht er eben genug, Du bist mit dem Gesagten aber nicht einverstanden, wirst Du grob: — dadurch erhält man die Leute immer in gebührendem Respect. — Auch mußt Du immer etwas durch die Nase sprechen, das klingt französisch und vornehm.

Trifft es sich, daß Du zu irgend Einem gehst, der Dir untergeordnet ist, so brauchst Du in dessen Wohnung Deinen Hut nicht eher abzunehmen, als bis Dich etwa die Hitze dazu nöthigt; übrigens kannst Du zwar grüßen, doch ja nur sehr kurz; es ist am angemessensten, Du bietest zu jeder Tageszeit einen guten Morgen, d. h. es ist genug, wenn Du „Morgen" sagst, man wird Dich schon verstehen. — Auf der Straße den Hut zu ziehen, selbst vor Damen, ist vollends philisterhaft, und Jemand nach sogenannter alter Sitte die Hand zu reichen, ist bauern- und tölpelmäßig; darum unterlasse es.

Bist Du in Gesellschaft, so sei nicht wortarm, sprich viel, warte nie, bis man eine Frage an Dich richtet; stelle Meinungen auf, gleichviel ob richtig oder nicht, — vertheidige sie mit recht vielen Worten; je weniger Sinn in Deinen Reden ist, um desto philosophischer werden sie klingen, und man wird Dich am Ende noch als einen gelehrten Mann bewundern. Je nachdem die Umstände gerade sind, kannst Du auch mitunter den Geheimnißvollen oder den Denker spielen, dann sprichst Du in kurzen Sätzen, aber mit Nachdruck: so Etwas macht Effect. — Gegen Damen sei lieber zu dreist, als zu bescheiden, damit man Dich nicht für einen blöden Gimpel halte; eine kleine Zweideutigkeit mitunter kann nicht schaden, sie zeigt von Witz. — Besuchst Du das Theater, so gehe nicht zur rechten Zeit dahin; das thun nur Leute, welche für ihr Geld vollauf haben wollen. Tritt mit einigem Geräusch in die Loge, räuspere Dich vernehmlich, damit man sich nach Dir umsehe. Sieh nicht gleich nach der Bühne, sondern mustere erst Deine Nachbarinnen, wobei Du nicht unterlassen darfst, Dich der Lorgnette oder des Opernguckers zu bedienen, denn der feine Mann muß durchaus kurzsichtig sein. Während der Musik schneide häufig saure Gesichter, als beleidige der tausendste Theil eines falschen Accordes Dein Ohr; knüpft Dein Nachbar ein Gespräch mit Dir an, so tadle, mäkle viel, behaupte, Alles schon besser gehört zu haben, und bedaure den Verfall der wahren Kunst. — In Concerten eben so. — An jedem öffentlichen Orte rümpfe oft die Nase, lasse häufig Gold wechseln und schwöre viel auf Ehre; nebenher lasse manchmal die Worte: Sehr gemischt! Spießbürgerlich und Philisterthum hören. —

Trittst Du in einen Laden, um Etwas zu kaufen, so sei ungenirt, wie zu Hause; sind Stühle vorhanden, so wirf Dich auf allen umher, strecke die Füße weit von Dir und pfeife eine Strauß'sche Melodie; in Ermangelung der Stühle kannst Du Dich auch auf eine Ecke des Ladentisches setzen und mit dem Stock gegen die Absätze trommeln. Laß Dir sehr viel vorlegen, verlange immer das Eleganteste, finde Alles mangelhaft und enorm theuer. Laß Dir das Gekaufte ins Haus schicken, und nenne den Boten einen Flegel, wenn er um ein Trinkgeld bittet. —

Dies, mein Sohn, wäre so vorläufig, was ich Dich bitte, Dir zu merken. Was Du sonst noch nöthig hast, Dir anzueignen, wird sich Dir nach und nach bemerklich machen; Uebung und manches gute Vorbild werden Dir behilflich sein, Dich auszubilden, wenn Du mit redlichem Willen darnach strebst, ein veritabler moderner feiner Mann zu werden?

Gedanken bei einem Springbrunnen.

Strahlst so lieblich, klarer Quell,
Steigst in tausendfachem Schwingen,
Schwarz und stürmisch, sanft und hell,
Und kannst nie zum Himmel dringen.

Zeugest Du den klarsten Strahl,
Läßt Du Silberflocken scheinen,
Schaffst Du Dir die Todesqual:
Fällst im Thau und brichst im Weinen. —

Tausend haben schon geschwitzt
Gott und Ewig zu ergründen,
Sich bekämpft, sich bluterhitzt,
Endlich das Problem zu finden, —

Kamen sie mit scharfem Schwert,
Kamen sie in sanftem Ringen

Zu dem Silberflocken-Heerd,
Konnten sie nie weiter bringen.

Körperschwere, Wurmesfraß
Ließ ihr Silber staubig fallen.
Heute noch kein Wie, kein Was,
Aber Kampf und Neid bei Allen.

Gustav Louis Ernst.

Miscellen und Anecdoten.

(Ein Gericht weniger.) Sie müssen ein Gericht weniger essen, antwortete ein Fürst einem kärglich besoldeten Beamten, welcher um Zulage gebeten hatte. Der Bittende entgegnete: Ach, Durchlaucht, dann habe ich gar keins auf dem Tische.

— Als Napoleon an seinem Krönungstage in kaiserlicher Pracht im Notre-Dame stand, da rief er in stiller Vergleichung des Jetzt und der Vergangenheit seinem Bruder zu: „Joseph, wenn uns jetzt unser Vater sähe!" — Ein charakteristischer Zug für die Behauptung, daß die Hochachtung eines Vaters die Bewunderung einer Welt aufwiegt.

— Neulich fuhr der witzige Dr. G. auf der Eisenbahn von Breslau nach Oppeln. Er befand sich in einem Wagen zweiter Classe allein mit einer Dame. Vergebens hat er versucht, mit derselben ein Gespräch anzuknüpfen; sie antwortet kurz und schnippisch. Endlich zündet sich der Dr. aus langer Weile eine Cigarre an. Da sagt die Dame zu ihm: „Sie sind wohl noch nicht in der zweiten Classe gefahren, da Sie nicht zu wissen scheinen, was hier Sitte ist." — Der Dr. antwortet ruhig: „Ich wußte bisher nur die verschiedenen Sitten der ersten und letzten Classe; in der ersten sind die Passagiere gegen die Schaffner, in der letzten die Schaffner gegen die Passagiere grob; das aber wußte ich noch nicht, daß in der zweiten Classe die Passagiere grob gegen einander sind."

— Die neueste Erfindung in der Gärtnerei ist eine wunderbare Monstrosität, eine Anomalie ohne Gleichen, ein — baumartiges Veilchen. Ist nicht unsere ganze Zeit durch diese zwei Worte geschildert? Baumartiges Veilchen! Auch das bescheidene Veilchen hat sich empört, auch das Veilchen hat erkannt, was Goethe sagt: Nur Lumpe sind bescheiden! Das Veilchen ist ein Baum geworden und seine Blüthen, die sich sonst im Grase versteckten, breiten sich jetzt stolz und hoch in der Luft aus. Die Blume soll bei dieser Erhebung etwas von ihrem Wohlgeruche verloren haben. Was schadet das? Sie wiegt sich jetzt auf hohem Stengel, braucht sich also nicht mehr suchen zu lassen. O tempora, o mores! Die Bescheidenheit hat kein Sinnbild mehr! Welch demüthiges Blümchen wird nun das Veilchen ersetzen?

(Die Schauspielerinnen sonst und jetzt.) Ein hoher, ausgezeichneter Officier ward um die Hand einer berühmten Sängerin, die ihm darauf zur Antwort gab: „Ich liebe Sie zu sehr, als daß ich Ihnen und Ihrer Familie durch eine solche Verbindung Unannehmlichkeiten bereiten könnte." Auch blieb sie unerschütterlich fest bei ihrer edelherzigen Weigerung. Der Officier war untröstlich und ging in ein Trappisten-Kloster. Das geschah vor 60 Jahren. Seitdem ist in der Welt vieles anders geworden, und Künstlerinnen, wie die oben erwähnte, gibt es in der Welt nicht mehr.

— Neulich hatte ein Mohr zu Paris seinen Herrn bestohlen und man fertigte für die Thore einen Steckbrief aus. Da indeß alle Mohren gleiche Farbe und gleiche Gesichtszüge haben, so galt dieser Steckbrief für Alle, und Paris war daher einige Tage lang für sämmtliche Mohren in Blokade-Zustand. Einer nach dem Andern wurde der Polizei überliefert, aber bis jetzt fehlt der rechte.

— Zwei Weiber duellirten sich vor 8 Tagen zu Uzerche im Correze-Departement. Nachdem die erstere auf die andere geschossen und gefehlt hatte, sprang diese hinzu und zerschoß ihr das Gesicht. Eifersucht trieb die Kämpferinnen zu diesem Duelle.

— In dem würtembergischen Flecken Grelingen, wo viele Bewohner der Secte der Swedenborgianer zugethan sind, gibt sich ein Bäcker für den Heiland aus, ein Bauer macht den Apostel Petrus, und ein Mädchen ist die Jungfrau Maria. Der Heiland trägt ein weißes Kleid und eine Krone von Goldpapier und hat gar wunderliche Einfälle. Die Polizei hat sich ins Mittel gelegt und dem Unfug gesteuert.

— Als Amerika entdeckt wurde, hatte es den Annahmen mehrerer Gelehrten zufolge 116 Millionen Rothhäute; jetzt leben in Amerika keine 2 Millionen mehr und auch diesen wird in dem großen Welttheile die Existenz von den Weißen streitig gemacht.

(Weiber in Nordamerika.) Buckingham, der neueste englische Reisebeschreiber, berichtet Folgendes: Wir bemerkten zu Harrisburgh, wie schon anderwärts, eine Menge ungleicher Ehen, Weiber von 16 — 18 Jahren verbunden mit Männern von 50 — 60. Die Töchter werden in den meisten amerikanischen Familien so an Putzsucht und an Nichtsthun gewöhnt, daß selten eine als Hausmutter oder gar als Gehülfin des Mannes in einem Geschäfte zu brauchen ist. Nachdem sie die Schule verlassen haben, besteht ihr Geschäft darin, sich zu putzen, Morgenbesuche abzustatten, an Bällen und Lustpartien Theil zu nehmen. Sie sind also für den Mann weiter nichts, als ein kostbares Spielzeug. Wer erst noch Vermögen zu erwerben hat, kann sie nicht brauchen; wer sie heirathen will, muß in dieser Beziehung wenigstens einen guten Grund gelegt haben, und das sind im Durchschnitt ältliche Männer. Mütter und Töchter rechnen darum nicht leicht auf andere Partien. Ist eine solche ungleiche Heirath abgeschlossen, so miethet sich der Mann mit seiner jungen Ehehälfte in einem Kosthaus ein, überhebt sie damit der gewöhnlichen Haushaltungsgeschäfte und läßt ihr den ganzen Tag zu ihrer Verfügung. Sie hat nun weiter nichts zu thun, als sich zu putzen, Besuche zu machen und zu empfangen, zu schwatzen, Clavier zu spielen und Romane zu lesen. Kaum eine Stunde im Tag beschäftigt sie sich, der Abwechselung halber, ein wenig mit Nähen. Unterdessen

geht der Mann seinen Geschäften nach. Er sieht seine Frau nur beim Frühstück, beim Mittag- und Abendessen. Mit der Erziehung haben sich beide in der Regel nicht zu befassen, denn derartige Ehen sind meist kinderlos.

(Die Sonne.) Die Flecke, welche man an der Sonne sieht, sagte der berühmte Astronom Arago in seiner letzten Vorlesung, waren den Alten wahrscheinlich nicht bekannt, da zuerst 1611 in der Schrift eines Holländers von denselben die Rede ist. Die Flecke sind zweierlei Art; einige gleichen einem dunklen Körper, andere leuchten: ihre Gestalt ist verschieden, und die kleinsten gleichen gewissermaßen Runzeln, als wenn die Oberfläche der Sonne wie die Schaale einer Citrone runzelig wäre. — Was die Stärke des Sonnenlichtes betrifft, so hat ein Astronom berechnet, daß ein Zoll Sonnensubstanz, wenn man sie auf die Erde herunterbringen könnte, so viel Licht geben würde, als 12,000 Kerzen. — Häufig hat man behauptet, die Temperatur der Erde habe sich geändert, Arago weist aber durch Vergleich der frühern und jetzigen Beobachtungen nach, daß die Temperatur sich seit 2000 Jahren auch nicht um das Zehntel eines Grades verändert habe. Zwar hält es die Wissenschaft nicht für unmöglich, daß die Sonne einst verschwinden könnte, wie bereits mehrere Sterne verschwunden sind, die Sonnenflecke aber sind, der Ansicht der Astronomen nach, keineswegs ein Anfang des Verschindens dieses Gestirnes.

(Höflichkeit.) Ein Dieb schlich sich neulich in einen Kaufmannsladen und erwischte glücklicherweise ein Packet mit einigen Pfunden Kaffee. Gerade als er damit aus der Thür ging, begegnete ihm der Herr. Dieser glaubte, er habe solches im Laden gekauft, und sagte höflich zu ihm: „besuchen Sie mich gefälligst bald wieder!"

(Der originelle Landschullehrer.) Mit dem Buche in der Hand kam ein Knabe zu ihm und sprach: „Ich bitte, Herr Lehrer, mir diese Paar Worte zu erklären, es ist zwar nur ein simpler Satz, aber ich verstehe ihn doch nicht." — „„Sehr vernünftig von Dir, erwiederte der Präceptor, wende Dich nur stets mit jeder Dummheit, die Du nicht verstehst, an mich!"" — Als er einst bei dem Vortrage der Naturgeschichte die Aufmerksamkeit der Kinder rege machen wollte, begann er wie folgt: „Gebt wohl Acht auf mich, meine lieben Kinder, ich werde Euch jetzt mit dem Büffelochsen bekannt machen."

— Eine belletristische Zeitschrift, die sich viel mit Theaternachrichten beschäftigt, enthielt jüngst einen sehr beschwerlichen Druckfehler. In einem langen und ausführlich lobenden Berichte über gewisse Gastdarstellungen einer Dame, hatte der Corrector statt „unserer verehrten Gastin": „unserer verehrten Gattin" durchschlüpfen lassen. Hämische Ironie des Zufalls! Eben der Mann jener Schauspielerin ist insgeheim der eifrige Berichterstatter aller Zeitungen, in denen seine Frau „ausführlich" gelobt wird.

(Das zwölffache Hemd.) Ein Hauptmann zankte mit einem Soldaten seiner Compagnie wegen seines unreinen Hemdes, und forderte ihn auf, dasselbe sofort mit einem reinen zu wechseln. Dieser entschuldigte sich, daß er zwar ein ganzes Dutzend vorräthig habe, aber trotzdem in die Nothwendigkeit versetzt sei, sie alle zwölf zu gleicher Zeit tragen zu müssen. „Wie so?" fragte der Hauptmann. — „Ja, sehen Sie, Herr Hauptmann," antwortete er, „ich habe eigentlich nur das eine Hemd hier, aber es is mit den elf andern geflickt."

— Ein Geizhals war seinem Ende nahe, der herbeigerufene Arzt erklärte, daß der Kranke höchstens noch 48 Stunden zu leben habe. „Das wäre schrecklich," rief der Sterbende, „in drei Monaten ist erst Georgi und ich habe den Miethzins bis dahin schon bezahlt."

— „Wir sind ja ganz eins," sagte eine Frau zu ihrem Manne, der sich über die Herrschsucht seiner lieben Ehehälfte beklagte, „Du willst Herr im Hause sein, das will ich auch."

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Einige heiße Tage haben die seidenen Stoffe zurückgedrängt, und es ist leicht zu bemerken, in welcher großen Gunst die leichten Stoffe stehen. Die farbigen Musline, die Barègen, die Organdis und die glatten und gestreiften Tarlatans dienen augenblicklich zu Toiletten von auserlesener Frische. Zu jenen leichten Roben machen die hellfarbigen seidenen Echarpes, auch solche von gesticktem Crêpe de chine einen sehr schönen Effekt. Die aus übersetzten schwarzen Spitzen gebildeten Mantelets und das Mantelet-Duchesse von gesticktem Muslin sind die am meisten getragenen.

Sobald die Temperatur etwas strenge wird, so erscheinen auch wieder die mit breiten festonnirten Volants, mit Rüchen und Plissé-Bändern à la vieille garnirten Oberröcke von schottischem Taffet, oder Roben von seidenem Camäléon. Einige jener Garnituren sind gewöhnlich rings um den Rock bis zur Schneppe des Leibchens angebracht, auf diese Weise eine Schürze bildend. Zu offenen Roben erscheint dies letzte Genre von Garnitur sehr graziös und harmonirt vollkommen zu der Unter-Robe, welche mit mehreren gestickten Volants, oder mit Zwischensätzen von Valenciennes Kanten, welche schwarze Säume trennen, garnirt sind.

Zu den leichten wie zu den Soirée-Roben sind die kurzen Aermel von Damen des guten Tons nicht allgemein angenommen. Zu den Straßen-Toiletten bewahren ihre ganze Distinction die langen, halbengen Aermel, deren Aufschläge auf die Hand herabfallen; einige graziöse Ausnahmen machen sich indessen bemerkbar; bisweilen ergänze man die seidenen Aermel von dem Theile des Jokeys an, durch Aermel von schwarzen oder weißen Spitzen, nachdem sie sich zu der Farbe der Robe eignen.

Die Capoten von Crepp und die Hüte von Reisstroh sind augenblicklich die am meisten getragenen. Ein Bouquet von schattirten Federn, in den Farben des Bandes, eine sehr feine Blume, oder eine lange herabhängende Feder sind zu den Straßen-Toiletten die beliebtesten Verzierungen. Sobald die Hüte nicht mit Blumen versehen sind, bedeckt man sie mit einem langen Schleier von glattem Tülle illusion, deren sehr breite Schnurre einen Bauschen bildet. Alsdann haben jene Hüte keine andere Verzierung, als ein Kreuzband von Atlas; dies einfache Genre eignet sich besonders für junge Mädchen. Die farbigen Schleier sind den Morgen-Anzügen vorbehalten; man benutzt sie jedoch nur zu Strohhüten, und sie sind mehr ein Phantasie als eine Mode zu nennen.

Die Haar-Coiffüren sind von einer bewunderungswürdigen Einfachheit; die Damen wollen nichts mehr davon wissen, und mit vollem Rechte, denn die Puffen, die gedrehten Strahnen und Flechten verderben die schönsten Haare. Die Hinterhaare sind jetzt meist in einer breiten Flechte arrangirt, oder dick gedreht und befestigt durch einen Schildkröten-Kamm mit

einem Goldstäbchen. Vorn trägt man Scheitel oder lange Hängelocken, je nach dem das Gesicht es erfordert; bringt man Blumen an, so vermischt man sie mit den Haaren. Eine hübsche Coiffüre besteht in einer feinen Tresse von Gold, welche sich mit den Haaren vermischte und den Scheitel hielt und auf der linken Seite eine sehr elegante Troddel herabfallen ließ.

Die Beutel von schwarzem oder weißem Filet, einige von schwarzem Filet, mit Gold- oder Silber-Perlen garnirt, sind von der auserlesensten Eleganz. Sie gewähren zugleich den Vortheil, daß sie die sehr hübschen Taschentücher, die reichen Flacons, mit einem Wort, alle die kleinen Gegenstände, auf welche die fashionable Welt so großen Werth legt, sichtbar werden lassen.

Die Hüte sind meist von Krepp mit Spitzen ausgeputzt und wir haben eine merkliche Vergrößerung des Nackenausputzes bemerkt, namentlich, wenn die Hüte von leichten Stoffen sind, wie von Krepp, von Tülle oder Spitzen. Uebrigens liegt der Grund dieser Vergrößerung wohl blos darin, daß man den Hals und die Schultern vor der Sonne schützen will. Auch ist uns der Schirm der Hüte etwas ausgeschweifter vorgekommen.

Die Kleider von Barege, die noch immer sehr modisch sind, werden mit breiten Falten und Volants besetzt, und gewöhnlich trägt man einen Cannezou von gesticktem Muslin und ein Mäntelchen von Taffet dazu. Im Theater sind die Aermel sehr eng und sehr kurz; bei dem Ausgehen fügt man Aermel von leichtem Muslin hinzu, die der ganzen Länge nach in Falten gelegt oder gezogen sind und die sich nach Belieben abnehmen lassen. Zu den seidenen Kleidern, die sich in nichts geändert haben, tragen viele Damen einen großen weißen Barège-Shawl mit langen Fransen, aber dieser Shawl gilt nur für tragbar, wenn er wirklich von Barège ist.

Sonst, als man wirklich ein Frühjahr, einen Sommer, einen Herbst und einen Winter hatte, besaßen die reichsten Bürgerfrauen für jede dieser 4 Epochen des Jahres nur ein Staatskleid. Jetzt würde es schwer sein, die Mode zu zwingen, Etikettegesetze zu beobachten, und wenn die Frauen des 19. Jahrhunderts eine reichere Ausstattung haben, als ihre Großmütter, so scheint der fortwährende Temperaturwechsel den Kleiderreichthum noch mannigfaltiger machen zu müssen.

Wenn man kurze Aermel trägt, so trägt man auch sehr lange; manche würden über die Hand hinwegreichen, wenn man sie nicht über das Handgelenk zurückdrängte, so daß sie trotz ihrer Enge zahlreiche Falten bilden.

Die breiten Volants erhalten sich noch immer in der Mode; man setzt sie entweder getrennt über einander an, oder so, daß sie wie eben so viele Röcke auf einander fallen. Die Amazonenleibchen haben Knöpfe, welche zu der Farbe des Kleiderstoffes passen. Auch offene Röcke werden viel getragen und ihre Beliebtheit wird bei der Annäherung der Ballzeit gewiß nicht abnehmen.

Herren-Mode. Man trägt immer noch zur ländlichen Toilette den Twine; nach den darauf angewandten Verbesserungen ist er zu einem wirklich graziösen Costüm geworden. Vor einigen Monaten machte man ihn der Art, daß man ihn über einen andern Anzug anlegen konnte, es war daher nothwendig, ihn, damit er nicht unbequem wurde, sehr weit zu machen, was jedoch dem Körper etwas Ungraziöses gab und einen sehr häßlichen Effect hervorbrachte; allein die Mode wollte es so, und man fand schön, was jetzt lächerlich erscheint. Gegenwärtig macht man den Twin bei weitem anschließender; die Aermel sind ebenfalls minder weit; mit einem Worte die Twines sind dem Körper angepaßt wie die Oberröcke; dieser Schnitt macht sie eben so elegant wie die Leichtigkeit des Stoffes, den man dazu verwendet. Zu den Twines ist keine Farbe vorherrschend; man trägt gleichzeitig hell oder dunkel Eichelfarbig, Weißgrau, Grau mit Schwarz melirt, hell und dunkel Nußbraun, besonders viele dunkle Farben. Was den Schnitt in seinen einzelnen Theilen betrifft, so sind es noch immer die nach oben breiten Anglaisen, die Enden des Kragens viereckig, die Aufschläge offen, die Taschen auf der Mitte des Rockes und auf der Brust; die Twines werden zugleich mit Seidenzeuch von der nämlichen Farbe gefüttert; die Knopflöcher sind in weiten Zwischenräumen getrennt, und die Knöpfe sehr stark.

Die Gilets, welche man gewöhnlich zu den Twines trägt, macht man über Kreuz liegend, mit breiten Anglaisen, sehr lang und nach unten in einer Spitze; die Stoffe, denen man den Vorzug gibt, sind die weißen Piqués und die in verschiedenen Farben carrirten Valencias. Die Beinkleider trägt man gerade und mit weiten Beinen, unten rund und ohne Sprungriemen; was die Stoffe betrifft, so sind es immer englische Zwilliche mit blauen und weißen oder schwarzen und hellbraunen Streifen; man sieht sie auch mit kleinen Carreaux von verschiedenen Farben; auf Promenaden zu Pferde trägt man noch den Frack à la française von verschiedenen Farben. Die Taillen sind lang und die Schößen haben bei weitem weniger Weite, als sie vor einigen Monaten hatten; vorn haben sie noch den nämlichen Schnitt. Die Gilets, welche man zu den Fracks à la française trägt, sind mit Shawls oder mit geradem Kragen; man macht sie sehr breit; in den Stoffen, welche man dazu verwendet, sind wenige Veränderungen bemerkbar; die weißen Piqués, die carrirten Valencias sind noch immer an der Tagesordnung. Die Beinkleider zum Reiten macht man mit Falten, weit auf den Beinen, den Stiefel sehr bedeckend und mit Sprungriemen; die dazu benutzten Stoffe sind englische Zwilliche, in gesprenkeltem Grunde mit kleinen hellfarbigen Carreaux, oder auch wohl mit durchwirkten blauen, rosa oder schwarzen Fäden.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Reitrock mit schmalem Kragen, kurzen Revers und einer Reihe Knöpfe. Gestreifte Beinkleider, halbweit. No. 2. Mädchen-Anzug. No. 3. Gestickter Cannezou. Kleid mit Querstreifen als Stufen. No. 4. Capotchen mit Feder. Oberrockkleid mit Rüchen, vorne herab offen, darunter ein Unterkleid. Aermel weit und offen.

Leipziger Modenbericht.

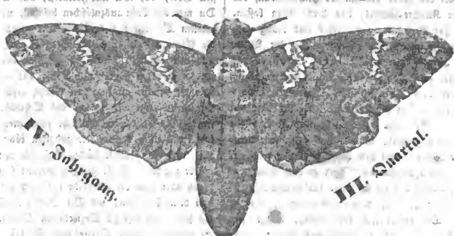
Die Mode der Stufen an den Kleidern ist vorherrschend, neulich sah ich aber ein Kleid, das keine wirklichen, sondern so zu sagen blinde Stufen hatte. Das Kleid war von durchsichtigem Blaßrosa-Stoff, auf dem Unterkleid waren die Stufen, 4—5 angebracht, welche durch das ganz glatte Oberkleid, auch in etwas dunklerem Rosa, so täuschend durchschimmerten, als ob es wirkliche Stufen wären. Das Ganze sah sehr zart und geschmackvoll aus.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 9. (5. Jahrgang. III. Quartal).

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst **Modenkupfer.** Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31/30. Druck von **F. Andrä** in Leipzig.

Leipzig=



IV. Jahrgang. III. Quartal.

Pariser Moden=Journal.

No. 10. Sonnabend, den 2. September. **1843.**

Bilder aus dem Orient *)

deutsch durch

Johannes von der Oelßnitz.

I.

Unter der Regierung des gerechten Königs Anuschirwan lebte ein Mann, der die Tochter eines Oheims, ein Mädchen von seltener Schönheit und Anmuth bei sich hatte. Diese pflegte jede Nacht das Haus zu verlassen, mit dem Wasserkrug auf der Schulter zum Flusse zu gehen, den Krug zu füllen und dann zurückzukehren. Während sie nun auch einmal in der Nacht, wo sie ihrer Gewohnheit gemäß ausgegangen war, von dem Ufer des Flusses mit gefülltem Kruge zurückkehrte, begegnete ihr ein Mann, einer von den Großen des Herrschers, dessen Herz sofort bei ihrem Anblicke leidenschaftlich zu ihr hingezogen wurde, der ihr also nachfolgte, um zu sehen, wo sie wohne. Darauf wartete er, bis völliges Dunkel der Nacht eingebrochen war, drang dann gewaltsam in ihre Wohnung und bestürmte das Mädchen mit entehrenden Anträgen. Dies trieb er, ohne nur Einen Tag auszusetzen, geraume Zeit fort, bis es endlich dem Weibe zu arg wurde und sie ihrem Vetter, in dessen Hause sie sich befand, bat, er möchte seinen jetzigen Wohnort mit ihr verlassen, und an einen andern ziehen. Als er sie darauf nach dem Grunde ihrer Bitte gefragt und sie ihn von der Beschaffenheit der Umstände benachrichtigt hatte, ergrimmte er und sagte: „Morgen, wenn Gott will, werde ich darüber beim Könige Beschwerde führen." Am andern Morgen machte er sich auf und erwartete den Regenten an einem Orte, wo dieser vorüber mußte, hielt ihn bei seiner Ankunft auf und klagte ihm sein Anliegen. Aber auch der Schuldige, welcher sich in der Nähe des Königs befand, hatte Alles mit angehört, was man gegen ihn vorgebracht. Als der Kläger geendigt hatte, sprach der Fürst: „Gehe getrost Deines Wegs! Wenn der Verführer in der Nacht kommt, so laß ihn im Hause und eile zu mir, ich werde Dich von Deiner Bekümmerniß befreien. Nimm diesen Siegelring, um ihn, kommst Du an das Thor meines Palastes, dem Diener zu zeigen, damit er Deinen Einlaß nicht verzögere." Jener versprach, der Vorschrift gemäß zu handeln und entfernte sich. Diese Nacht nun und die nächstfolgende blieb der Versucher zwar weg, aus Furcht, es könne ihm das Leben kosten, aber in der dritten Nacht überwältigte ihn die Gluth der Liebe und das Verhängniß, seine Begierde trieb ihn

*) Vergl. II. Quartal d. J. No. 9.

zu schlürfen den Becher voll süßen Trankes, müßte er dann selber von der Hand des Kaisers Anuschirwan, des gerechtesten der Knechte Gottes, das herbe Eisen kosten. Er kam also zur Wohnung des Weibes und drang nach seiner Gewohnheit gewaltsam zu ihr. Wie der Vetter derselben den Kriegsmann erblickt hatte, verließ er das Haus und eilte zum König. Am Schloßthor angekommen, zeigte er dem wachestehenden Diener den Siegelring, wurde von diesem sofort eingelassen, eilte über den Hofraum in die Gemächer des Königs und fand diesen an ein Ruhekissen gelehnt, in seinen Händen eine brennende Leuchte haltend, mit dem Auge hinausstarrend auf die Straße. „Wie kommt es," ruft er dem Eintretenden entgegen, daß Du mich so lange hast harren lassen?" Dieser antwortet: „Jetzt, o mein Gebieter, jetzt ist er gekommen!" Da erhebt sich der König, hängt sein Schwerdt um, gibt jenem die Leuchte und spricht: „Gehe voran!" Darauf gingen sie, bis sie hart an das Haus des Mannes gekommen waren. Hier befiehlt ihm der König, die Leuchte auszulöschen, und als dies geschehen, fährt er fort: „Gehe hinein und reize seinen Zorn; sobald er aber über Dich herfallen will, so fliehe vor ihm eilends heraus und wenn er Dir folgt, werde ich ihn, so wie er den Kopf zur Thüre heraussteckt, mit dem Schwerdte schlagen und tödten." Dieser gehorcht; geht hinein, reizt den schlimmen Gast und entflieht, wie dieser auf ihn losgeht. Aber auch der Andere stürzt hinter ihm heraus in der Absicht, ihn zu tödten. Da trifft ihn der König Anuschirwan mit einem Streiche, daß er zu Boden sinkt und in seinem Blute sich wälzt. Nach dieser That begibt sich der König in das Haus des Mannes und spricht zu ihm: „Hast Du Etwas zu essen bei Dir?" Dieser antwortete: „Nein, bei Gott, ich habe nichts, als ein wenig ausgetrocknetes Brod. Es lag seit einigen Tagen in Stücke geschnitten auf dem Ofen; darum ist es ausgedörrt." Der König erwiederte: „Gib es her!" Wie er es nun empfangen hatte, besprengte er es mit Wasser und sagte weiter: „Hast Du zum Brode nicht auch etwas Zugemüße in Deinem Hause?" „Einige Zwiebeln," war die Antwort. „Gib sie her!" sagte der König. Und als er sie ihm gebracht, wartete er, bis sich das Brod durch das Wasser erweicht hatte, und verzehrte dann beides miteinander. Dabei sah Anuschirwan so ernst und furchtbar aus, daß sein Benehmen den armen Mann in Verwunderung setzte. Als er gegessen hatte, hieß er diesen die Leuchte anzünden, ging mit ihr an die Stelle, wo der Getödtete lag, betrachtete ihn und weinte. Dann wendete er sich zu dem Armen und sagte: „Hast Du noch außerdem ein Anliegen?" „Ja," antwortete dieser. „Ich beschwöre Dich beim höchsten Gott, daß Du mir erklärest, aus welchem Grunde Du mir das Licht auszulöschen befahlst, und mir erklärst, warum Du dieses ausgedörrte Brod und diese Zwiebeln, die Niemand zu essen im Stande war, verzehrt hast, und mir erklärst, was Dein Weinen über den Getödteten zu bedeuten hat?" Der König antwortete: „Daß ich Dir die Leuchte auszulöschen befahl, geschah deshalb, damit mein Auge die Person des Schuldigen nicht erkennen sollte. Er konnte vielleicht einer meiner Verwandten sein, was mich dann hätte abhalten können, ihn zu tödten, und so bewirkt hätte, daß ich von Gott darüber würde zur Rechenschaft gezogen worden sein. Das trockene Brod aber und die Zwiebeln habe ich gegessen, weil ich von dem Tage an, wo Du Dich bei mir beklagst hast, bis jetzt, aus heftiger Begierde an Deinem Feinde Rache zu nehmen, weder Speise noch Schlaf geschmeckt habe. Geweint habe ich endlich über den Getödteten, weil er der Sohn meiner Schwester ist." Dann sprach er zu dem Mann: „Hast Du noch ein Anliegen?" „Nein, mein Herr," antwortete der Arme, „der große Gott verleihe Dir langes Leben! Darauf kehrte Anuschirwan in sein Schloß zurück.

II.

Von einem glaubwürdigen Gelehrten wird erzählt, daß El Olwi eine Stadt in Syrien belagerte und nahe daran war, sie zu erobern. Es befand sich aber in der Stadt ein schönes Weib, die durch ihre Schönheit weit und breit bekannt war. Diese versprach den bedrängten Bürgern, sie von dem Feinde zu befreien, verließ darauf die Stadt und suchte zu dem Fürsten der Belagerer zu gelangen. Als es ihr gelungen war und sie vor ihm stand, sagte sie:

Uns Krieger macht ein schönes Auge weich,
Daß wir dann selbst den Stahl erweichen;
Die wir im Kampfe freien Herrschern gleich,
Siehst Du vor Schönen Sklaven gleichen.

Er antwortete: „Ja sie sind von mir." Da nahm sie den Schleier von ihrem Angesichte und fragte ihn: „Findest Du mich schön oder häßlich?" „Sehr schön!" antwortete er. „Wenn Du nun," nahm sie darauf das Wort, „ein Sklave der Schönen bist, wie Du versichert hast, so höre und gehorche: Hebe die Belagerung unserer Stadt auf und ziehe hinweg!" Alsobald, fährt der Erzähler dieser Thatsache fort, ließ er im Heere den Aufbruch verkündigen. Zwar erklärte ihm sein Oberfeldherr, daß die Stadt so gut, als in ihrer Gewalt sei, indem ihre Eroberung ganz nahe bevorstände, aber er antwor-

tet:, es sei nicht gestattet, sie auch nur eine einzige Stunde noch zu belagern. Dann warb er um das Weib und vermählte sich mit ihr.

III.

Der Kaiser Anuschirwan ging einst an einem Greise vorüber, welcher eben einen Oelbaum pflanzte. „Das ist," ruft er diesem zu, „keine Zeit mehr für Dich zum Pflanzen von Oelbäumen: denn dieser Baum trägt spät erst Früchte, und Du bist ein hochbetagter Greis." Dieser antwortete: „O Kaiser, die vor uns lebten, haben gepflanzt, und wir haben den Genuß davon, so pflanzen auch wir, damit die nach uns kommen den Genuß davon haben." „Recht so!" rief der Kaiser, „wahrlich, Du handelst edel!" Und als er das gesagt, schenkte er dem Greise, von dem solch schönes Wort ausgegangen, 4000 Drachmen, die ihm sofort von der Begleitung des Kaisers ausgehändigt wurden. Als dies geschehen, sagte der Alte: „O Kaiser, was meinst Du von meinem Pflanzen, hat es mir nicht schnell genug Früchte getragen?" „Recht so!" rief der Kaiser und schenkte ihm noch 4000 Drachmen. Jener fuhr fort: „O Kaiser, jeder Baum trägt in jedem Jahre einmal Früchte, mein Baum hat mir in einer Stunde zweimal getragen!" „Recht so!" rief der Kaiser und gab ihm dieselbe Summe nochmals. Dann aber begab er sich hinweg und sagte: „Wir wollen weiter gehen, denn bleiben wir, dürfte leicht nicht ausreichen, was wir in unseren Schatzkammern haben."

IV.

Ben Harun soll ein Buch vom Lobe des Geizes geschrieben, dasselbe seinem Sohne El Hassan geschenkt und auf die Schale des Buches folgende Aufschrift gemacht haben: Zu Deiner Belohnung haben wir Dir gesetzt, was zugleich Deine Vorschrift ist. Von eben demselben berichtet uns Diabil folgende Thatsache. Wir kamen, sagt er, eines Tages zu Ben Harun und fanden ihn vor Hunger zusammengekauert dasitzen. Darauf rief er einen Sklaven und sagte: „Wehe Dir, wo ist die große Schüssel mit dem gebratenen Hahn?!" Dabei sah er ihm forschend ins Gesicht. „Wo ist der Kopf?" fuhr er fort. Der Knabe antwortete: „Ich habe ihn weggeworfen." „Nun bei Gott," schrie er, „ich lasse es nicht geschehen, daß man den Fuß eines Hahnes wegwirft; wie also konntest Du seinen Kopf wegwerfen?! Unglücklicher! Weißt Du nicht, daß der Kopf das Haupt der Glieder ist, und von ihm die Stimme des Hahnes ausgeht? Hätte er keine Stimme, wozu würde der Hahn gehalten? Ferner ist am Kopfe sein Kamm, durch dessen Zauberkraft man sich glücklich machen kann, — und sein Auge, das Veranlassung zu einem schönen Bilde gegeben hat: denn man sagt vom Weine, er sei wie das Auge des Hahnes, — und sein Gehirn, welches gut ist gegen allerlei Krankheiten; und niemals habe ich weichere Knochen unter meinen Zähnen gehabt, als die Knochen vom Kopfe des Hahnes: — und bei dem Allen ist es möglich, daß Du wähnen kannst, ich würde ihn nicht essen, und nicht daran dachtest, daß ich Gäste habe, die ihn hätten essen können? Geh' und siehe, an welchen Ort Du ihn geworfen hast und bringe mir ihn her!" Da antwortete der Diener: „Ich weiß wahrhaftig nicht mehr, wohin ich ihn geworfen habe!" „Aber ich weiß es," fuhr er auf, „ich merke wohl, daß Du ihn in Deinen Bauch geworfen hast."

Wir aber sagen: „Bewahre uns Gott vor dem Geiz und seinen Knechten!"

Strafe eines Geizhalses.

Peter der Grausame von Castilien soll einen Geizhals, der wegen mehrfacher Wuchereien bei ihm verklagt war, zu einer sehr grausamen, aber seinem Geize wunderbar angepaßten Strafe verurtheilt haben. Er ließ nämlich den Geizhals, von allen seinen Schätzen umgeben, in einen Kerker sperren, ohne ihm Nahrung oder Trank zu reichen. Natürlich wurde der Geizhals bald von Hunger und Durst gequält und bat, ihm wenigstens ein Stück Brod und einen Krug Wasser zukommen zu lassen. Der Gefangenwärter sagte, das könnte er bekommen, aber nur gegen Bezahlung und nannte zugleich einen so ungeheuern Preis für ein einziges Laib Brod und ein Maß Wasser, daß der Geizige schaudernd ausrief, so viel könne er unmöglich geben. Bald indeß machten Hunger und Durst ihre Rechte noch lauter geltend und der Gefangene rief, er wolle den Preis bezahlen, weil er sonst verschmachten müsse. Allein der Kerkermeister entgegnete höhnisch, durch sein Zögern habe er den billigen Preis verscherzt und nannte nun einen noch weit höhern. Da beschloß der Harpagon noch einen Versuch zu machen, ob er das schreiende Bedürfniß seines Magens nicht unterdrücken könne, denn lieber, so meinte er, würde er sterben, als für diese einfachen Lebensbedürfnisse, von denen das eine sogar dem Aermsten umsonst zu Gebote steht, ein solches Heidengeld zahlen. Aber seine Kräfte waren dem Kampfe nicht gewachsen und verzweifelnd

schrie er bald, daß er auch diese Summe zahlen wolle. Nun reichte der Kerkermeister, gegen sofortige Entrichtung der Summe, dem Gefangenen zwar das Verlangte, aber in so geringer Menge, daß das Bedürfniß bald mit erneuter Gewalt zurückkehrte. Auf ähnliche Weise wiederholte sich das Spiel noch mehrmals, bis des Wucherers Vermögen zu der bescheidenen Summe zusammengeschmolzen war, die er von seinem Vater ererbt hatte. Dann ließ der König ihn vor sich kommen und sprach: „Du hast jetzt kennen gelernt, wie schwer es dem Armen zuweilen wird, sich die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen, und ich hoffe, Du wirst Dir die empfangene Lehre zur Warnung dienen lassen, in Zukunft nie wieder mit Deinem Gelde Wucher zu treiben und dadurch den Armen, welchen die Noth zwingt, Deine Hilfe zu suchen, auf die grausamste Weise zu mißhandeln. Versprichst Du mir, Dich in Zukunft zu bessern, so sollst Du für jetzt entlassen sein; fällst Du aber in Deinen alten Fehler zurück, so büßest Du ihn mit dem Leben." Der Wucherer gelobte Besserung, und hielt so treulich Wort, daß er bei seinem wenige Jahre darauf erfolgten Ableben keinen Marawedi im Vermögen hinterließ.

Geschichte zweier Deutschen im Auslande.

Zwei Deutsche litten Schiffbruch an einer wüsten Insel. Die übrige Mannschaft ertrank, nur unsre Landsleute retteten sich. Der Eine war aus Baiern; er trug eine Wundermedaille, und das war gut. Nachdem sie gemeinschaftlich die Insel besehen und gesehen, daß Nichts zu sehen sei, als Berg und Thal, Fels und wildes Gesträuch, bauten sie sich Jeder eine Hütte, schafften Lebensmittel aus dem Wrack des Schiffes ans Land und ergaben sich in ihr Schicksal, wie es gewöhnlich Deutsche im Auslande thun. Da sie keine Gelegenheit hatten, ein Bierhaus zu besuchen, so langweilten sie sich und beschlossen, eine geschlossene Gesellschaft zu errichten. Der Eine war, wie gesagt, aus Baiern, der Andere aus Anhalt. Jener wollte die zu gründende Gesellschaft Bavaria nennen, dieser bestand darauf, sie Ascania zu taufen. Sie hatten ihre patriotischen Sympathien auch in der Wildniß beibehalten. Der Eine sagte: „Ueber Baiern geht nix, wo gibt's so a Bier und Dampfnudeln und Würstel!" Der Andere erhob die Augen schwärmerisch zum Himmel und seufzte: „O Anhalt! einziges deutsches Vaterland!"

Da sie sich demnach nicht einigen konnten, so errichtete jeder für sich eine geschlossene Gesellschaft. Es gab also auf der Insel zwei Deutsche und zwei geschlossene Gesellschaften. Der Gründer jeder derselben war zugleich Vorsteher und Mitglied, er wählte sich selbst und dirigirte sich selbst. — So ging es einige Zeit, aber da die zwei Deutschen sich demungeachtet langweilten, so beschloß der Baier, als ein gutmüthiger Süddeutscher, einen Schritt zu thun und ließ sich in der Ascania vorschlagen. Er rechnete darauf, daß der Anhaltiner dann ein Gleiches thun und um die Aufnahme in der Bavaria nachsuchen würde. Er meldete sich also bei der Ascania zur Aufnahme. Aber den Anhaltiner verdroß die frühere Hartnäckigkeit des Baiern und als es zur Wahl kam, ballotirte er den Candidaten aus. Der Baier war mit Glanz durchgefallen und betrank sich denselben Tag aus Desperation; denn was sollten seine Bekannten dazu sagen, dachte er.

So schmollten sie eine geraume Zeit miteinander und langweilten sich wieder; denn sie saßen allein in ihren respectiven Gesellschaftslokalen, auf deren Thüren mit großen Buchstaben zu lesen stand: „Geschlossene Gesellschaft." Da ihre Gesellschaftslokale nämlich zugleich eines Jeden einzige respective Wohnungen waren, so durfte einer den andern nicht besuchen; der Baier hatte Niemanden, um sechsundzwanzig, der Anhaltiner fand Keinen, um Schafskopf mit ihm zu spielen. — Nur am Strande, wenn sie sich beim Fischfang trafen, sahen sie einander. Aber Mittags speiste der Baier in der Bavaria und der Anhaltiner in der Ascania, und wenn sie des Abends von einander schieden, sagte der Baier: „Ich geh' in die Resursche!" und der Anhaltiner: „Ich gehe ins Cassino!"

Dieses geregelte, durchaus nicht polizeiwidrige Leben führten sie einige Zeit und dachten in einsamer Stunde darüber nach, wie sie es anstellen wollten, ihre respective Gesellschaft zu vergrößern. — Affen waren nicht auf der Insel, sonst hätten sie dergleichen als Ehren- oder wirkliche Mitglieder aufgenommen. —

Da faßte endlich der Vorsteher der Ascania, da die Langeweile immer tödtlicher wurde, einen kühnen Entschluß, bezwang seinen Stolz, ging zum Vorsteher der Bavaria und ließ sich zum Mitgliede vorschlagen. —

Der Baier hörte ihn geduldig an, dachte aber bei sich: „Wie Du mir, so ich Dir," und nachdem der Candidat acht Tage auf der grünen Tafel ausgehangen, und der Moment des Wahlactus kam, ballotirte er den Anhaltiner einstimmig aus und meldete ihm mit großem Bedauern, er sei bei der Wahl durchgefallen.

Dieses verdroß natürlich den Anhaltiner sehr, er sang laut den alten Dessauer und trank sich einen Rausch, wie früher der Baier gethan.

Das Verhältniß war wieder das alte und dauerte auch eine geraume Zeit. Da fuhr dem Baier endlich ein gescheidter, ein vermittelnder, also ein deutscher Gedanke durch das Hirn. Er sagte eines Abends zu dem Anhaltiner: „Wir haben die Statuten unserer Gesellschaft geändert. Die Zahl der Mitglieder darf hundert nicht überschreiten; ein Drittel der Stimmen scheidet aus, Fremde, besonders Ausländer, dürfen während der Zeit ihres Aufenthaltes die Gesellschaft besuchen, ohne Beiträge zu bezahlen und an die Grundgesetze gebunden zu sein. — Wenn Sie mir also die Ehre erweisen wollen — heut' Abend?"

„Mit Vergnügen!" versetzte der Anhaltiner und besuchte noch an demselben Abend die Bavaria. Beim Eintritt in das Lokal aber fiel sein Auge auf eine grüne Tafel und er verfärbte sich. Darauf stand nämlich:

„Bei der letzten Wahl
ist aufgenommen worden . Niemand.
Durchgefallen . . . . Herr Tobias Schneidler aus Zerbst. —"

Tief verletzt wollte er schon die Ressource verlassen, aber der Baier, der den schlimmen Eindruck der Tafel gewahrte, faßte sich schnell, hing sein Schnupftuch über dieselbe und bat seinen Gast, Platz zu nehmen.

So saßen sie gemüthlich, aßen, tranken, rauchten und spielten sechsundzwanzig. — Als es beinahe Mitternacht wurde, steigerte sich der Frohsinn in der Art, daß der Anhaltiner in edler Selbstverläugnung der Bavaria ein Lebehoch brachte, was der Baier im Namen der Gesellschaft auch dankbar erwiederte. —

Nun wäre es an dem Anhaltiner gewesen, gleichfalls einen Schritt vorwärts zu thun; aber er temporisirte, er wollte seiner Gesellschaft, die nach seiner Berechnung die ältere war, Nichts vergeben und änderte daher erst in vier Wochen die Statuten dahin, daß Ausländer und Fremde die Gesellschaft besuchen dürfen, ohne Mitglieder werden zu müssen. Zu dieser Maßregel hatte ihn nebstdem auch die Sparsamkeit bewegen; denn so lange er als Fremder die Bavaria besuchte, mußte ihn der Baier mit Porter und Grog, Tabak und Rauchfleisch bewirthen und er ersparte ein Erkleckliches an seinen Vorräthen. Denn so lange diese aus der geborgenen Schiffsladung ausreichten, arbeiteten Beide Nichts; denn sie dachten, wenn wir arbeiten wollten, konnten wir zu Hause bleiben. —

Endlich wurde der Baier doch in die Ascania einstimmig und mit Glanz aufgenommen, und beide Gesellschaften bestanden lange und ehrenvoll neben einander. Jährlich am Stiftungstage gab die Ascania der Bavaria und umgekehrt ein Fest. Beide Stifter feierten auch kurz nach einander als Vorsteher ihr, so wie ihrer Gesellschaften fünfundzwanzigjähriges Jubiläum, wobei es ohne einige Räusche nicht ablief.

Nachdem die beiden guten Deutschen ein hohes Greisenalter erreicht, kamen sie zu sterben. Der Baier überlebte den Anhaltiner um einige Tage, beerbte ihn und begleitete ihn Namens seiner Gesellschaft zu Grabe. Er war eben im Begriffe, die beiden Gesellschaften: Ressource und Cassino zu vereinigen, als auch ihn der Tod überraschte. Er begrub sich selbst und trug in seiner Person eine lange blühende Gesellschaft zu Grabe. —

Als funfzehn Jahre später ein Seefahrer an dieser unbewohnten Insel landete, fand er zwei menschliche Wohnungen und zwei Gesellschaftslokale, nebst der betreffenden Einrichtung, welche auf deutsche Cultur und Geselligkeit schließen ließ. Ein Naturforscher, welcher sich auf dem Schiffe befand, schloß daraus, daß diese Insel vor längerer Zeit von vielen Deutschen bewohnt gewesen sein müsse, da sich daselbst sogar die Lokale von zwei geschlossenen Gesellschaften befanden. Zwar fand er nur zwei Grabhügel vor, aber er vermuthete, der Rest der Bevölkerung habe in Folge politischer oder klimatischer Ereignisse vor Zeiten das Eiland verlassen und weiter westwärts ein neues Deutschland mit geschlossenen Gesellschaften gegründet.

Er kam hierdurch zu der Einsicht, welche er auch in einem großen Werke veröffentlichte, daß der Deutsche eigentlich überall zu Hause sei.

Dies ist die Geschichte von zwei Deutschen, welche im Auslande ihr Glück gemacht haben.

(Telescop.)

Miscellen und Anecdoten.

(Der Verein gegen Thierquälerei parodirt.) Viele Münchner Metzger sind wegen der strengen, durch den Verein gegen Thierquälerei bewirkten Verordnungen gegen die Mitglieder desselben nicht wenig erbittert. Als sich neulich mehrere dieser Vereinsmitglieder auf dem Viehmarkt einfanden, kaufte ein Metzger ein Kalb, ließ einen Fiaker kommen, führte das Thier, da es eben zu regnen anfing, unter einem Regenschirme bis an den Wagen, hob dasselbe hinein, stellte sich dann hinten auf, und fuhr somit sein Kalb nach Hause. Groß war das Gelächter und das Zusammenlaufen des Volkes, als der Wagen durch die Gassen fuhr und das Kalb seine Stimme aus

demselben ertönen ließ, während der Metzger, das Messer an der Seite, hinten zu sehen war. Bald aber wäre er im Zorne vom Wagen herabgesprungen, als einige Gassenjungen hinten nachliefen, laut rufend: „Das Kalb sitzt im Wagen, der Ochse steht hinten auf!“

— In Amerika, namentlich in New-York und vorzüglich in New-Orleans soll jetzt eine unerhörte Sittenlosigkeit herrschen. Die Amerikaner copiren die Lächerlichkeiten und die Unmoralität der Zeit Ludwigs XV., ohne die Eleganz und Grazie derselben zu besitzen. Eine Amerikanerin, die vor Kurzem in Paris ankam und da eine „eben so weit fortgeschrittene“ Gesellschaft zu finden glaubte, wie in ihrer Heimath, fragte neulich ganz naiv in einem Salon, wo sich auch der Graf S. befand, wer jetzt der Geliebte der Gräfin von S. sei. Der Graf schlug die Augen nieder und da die Dame durchaus eine Antwort haben wollte, so mußte man sich viel Mühe geben, um ihr begreiflich zu machen, daß man in Europa einem Ehemanne nicht zumuthe, solche Geheimnisse zu wissen. — „Da ist es bei uns besser,“ entgegnete die Amerikanerin; „wir machen unsere Männer stets mit dem Namen unserer Geliebten bekannt; man ist so weniger genirt.“ —

— Die Leidenschaften, welche die Liebe hervorruft, äußern sich überall mit gleicher Gewalt. Die Wuth verschmähter Liebe, die brennende Eifersucht wüthen nicht weniger im Herzen der Bewohner des Nordens auf den blendenden Schneefeldern, als unter den Orangenhainen im Blüthendufte Italiens. — Die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns zu Wilna war verlobt. Alle Vorbereitungen zur Hochzeit waren getroffen, als ihr Geliebter sich eines Andern bedachte und seine Hand zurückzog. Das Mädchen, in ihren schönsten Hoffnungen getäuscht, war außer sich. Sie zerriß und zerstampfte den unheilvollen Brief in einem Mörser und versank in dumpfes unheimliches Hinbrüten. Am folgenden Morgen sollte ihre Vermählung stattfinden, zu welcher der Ungetreue schon eine Woche zuvor köstliche Trüffeln geschickt hatte. Da fährt ihr mitten in der Nacht der Gedanke durch die Seele, von diesen Trüffeln eine Pastete zum Hochzeitschmaus zu bereiten. Sie rafft sich auf von ihrem Lager, eilt in die Küche, beginnt Feuer zu machen, und indem sie den zermalmten Brief mit ihren Thränen und den Trüffeln zusammenmengt, unterläßt sie nicht, dem kostbaren Gericht als Gewürz eine Dosis Arsenik zuzusetzen, deren Genuß nach wenigen Stunden die blühende Schöne zur starren und kalten Leiche macht.

— Der Tochter eines der reichsten Gutsbesitzer in der Gegend von H. starb am Tage vor der Hochzeit der Bräutigam. Die untröstliche Braut wurde in die Stadt gebracht, um ihr alle nur mögliche Zerstreuungen zu bereiten. Eines Morgens steht sie tiefsinnig am Fenster, als sie plötzlich mit dem lauten Ausruf des Namens ihres verstorbenen Geliebten ohnmächtig zu Boden sinkt. Als man ihr zu Hilfe gekommen und sie wieder zum Bewußtsein gebracht hatte, deutete sie mit dem Ausdruck der unaussprechlichsten Freude auf ein gegenüber befindliches Fenster, an dem ein junger Mann, das lebendigste Ebenbild des Verstorbenen stand. Von diesem Augenblicke war sie von der Identität desselben mit ihrem Bräutigam überzeugt. Die Angehörigen, die einzige Tochter zu erhalten, ziehen Erkundigungen über den jungen Mann ein, der als Student in H. lebte, und proponiren ihm schließlich diese höchst vortheilhafte Verbindung. Der Student, ein eigenthümlicher Charakter, weist trotz seiner Armuth, die Verbindung entschieden zurück, und ist nur mit Mühe zu einem Besuche zu überreden, von welchem die Eltern zur Enttäuschung ihrer Tochter noch einige Hoffnung haben. Er erscheint, und das junge Mädchen bietet, ohne von ihrem Wahne zurückzukommen, Alles auf, den unteren Geglaubten von neuem zu fesseln. Der Student entzieht sich ihren Liebkosungen, entfernt sich beim ersten Vorwand, und nachdem er nochmals die vortheilhaftesten Anerbietungen abgelehnt, hat er am andern Morgen sein Quartier spurlos verlassen. — Drei Wochen später führt eine Abendpromenade den jungen Studiosen durch eine einsame Gegend am Ufer des Flusses. Sein Auge streift über die bläulichen Fluthen, und haftet plötzlich auf einem dunkelen Punkt in der Mitte des Stromes, der sich ihm bald als eine mit den Wellen kämpfende Menschengestalt offenbart. Als geübter Schwimmer springt er ohne Bedenken in die Fluthen, ereilt bald die Gestalt, die sich mit der letzten Kraft der Verzweiflung an ihn klammert, und schwimmt mit ihr dem Ufer zu. Aber der Strom, hier gerade an einer Biegung sehr breit und reißend, im Verein mit der unbehilflichen Last, die wie Blei an ihm hängt, vereitelt seine Bemühungen, das Ufer zu gewinnen. Er sinkt, um nimmer wieder zu kehren. — Nach einigen Tagen fand man den Leichnam des Studenten, und fest an ihn geklammert den des jungen Mädchens, die ihren Wärtern entlaufen, ihre Verzweiflung in den Wellen zu enden gesucht hatte.

(Grabschrift des jungen Napoleons.) Kaiser Franz ließ die sterblichen Ueberreste seines Enkels mit den ihm gebührenden Ehren zur Erde bestatten und das Grab desselben mit einer lateinischen Inschrift versehen, welche in deutscher Sprache so lautet:

„Zum ewigen Andenken an Joseph Karl Franz, Herzog von Reichstadt, Sohn Napoleons, Kaisers der Franzosen und Marie Louisens, Erzherzogin von Oesterreich. — In seiner Wiege ward er als König von Rom begrüßt; er war mit allen Fähigkeiten des Geistes und Vorzügen des Körpers ausgestattet; sein Wuchs war schlank, sein Antlitz schmückten alle Reize der Jugend, voller Herablassung waren seine Worte. Eine erstaunliche Geschicklichkeit zeigte er in den Wissenschaften und in den militärischen Uebungen. — Er starb, von einer Brustkrankheit befallen, den beklagenswerthesten Tod in Schönbrunn bei Wien am 22. Juli 1832.“

Diese Grabschrift — sagt einer der Biographen des Herzogs von Reichstadt — ist auch insofern merkwürdig, als sie eine positive Anerkennung des Titels „Kaiser der Franzosen“ für Napoleon und des Titels „König von Rom“ für dessen Sohn enthält. — Die Grabschrift ist übrigens würdig und geziemend abgefaßt, doch gestehe ich, daß ich jene vorgezogen haben würde, welche der unglückliche Herzog kurz vor seinem Tode selbst verfaßte:

„Hier ruht der Sohn Napoleon des Großen, geboren als König von Rom, gestorben als österreichischer Obrist-Lieutenant.

(Schmeichelhafter Vorzug.) Zwei Eingeborne aus den Marquesas-Inseln, ein Herr und eine Frau, wurden kürz-

lich mit ihrer Bewilligung nach Frankreich übergeführt. Als einer der übrigen Schiffspassagiere sie während der Fahrt fragte, wem sie den Vorzug gäben, den Engländern, oder den Franzosen; — „Oh! den Engländern," antwortete der Insulaner, mit der Zunge schnalzend, „sie sind so schön fett!" — „„Und bedeutend müder,"" — fiel ihm das Weib grinsend ins Wort, indem sie dabei zwei Reihen Zähne, die so gespitzt als jene eines Krokodils aussahen, durchblicken ließ!

(Das läßt sich hören.) Ein pariser Kritiker hatte einer der beliebtesten Schauspielerinnen sehr angelegentlich den Hof gemacht und war beständig ihr Cicisbeo gewesen, und man hatte sie nie ohne ihn gesehen. — Endlich beschloß er, der Sache ein „tragisches Ende" zu geben: er heirathete die Schauspielerin. Einer seiner Freunde wunderte sich darüber, und der Kritiker erwiederte: „Das that ich nur, um mehr Freiheit zu haben."

(Enteneier in einem Storchneste.) Ein holländisches Wochenblatt enthält folgende Mittheilung: Ein Landmann hatte auf seinem Hofe ein Storchnest und vertauschte eines der Eier des brütenden Storches mit Enteneiern, in der Erwartung, daß das Weibchen auch diese ausbrüten würde. Dies geschah auch nach Wunsch, doch wie verwundert war das Thier, als es diese Sprößlinge einer fremden Race erblickte. Tiefer Zorn ergriff das Männchen, es klapperte, ward wild, als ob es sein Weibchen im Verdachte der Untreue hielte, und sich bewußt wäre, daß diese seltsamen Störche, die sich ebenfalls fremd fühlten, nicht die Frucht seiner freundlichen Gemeinschaft sein könnten. Endlich flog das Männchen davon, kam aber nicht lange darauf mit einem ganzen Schwarme Störche zurück, die sämmtlich das Nest beaugenscheinigten und mit Klappern ihr Befremden und ihren Verdacht gegen die unglückliche Mutter zu erkennen gaben. Nach Kenntnißnahme des corpus delicti versammelte sich die Schaar auf dem Lande zu einem Gerichte, und nachdem sie eine geraume Zeit gewüthet und geklappert, oder berathschlagt hatten, war das Wort schuldig ausgeklappert. Nun flogen die Störche in Masse auf das Nest zu, trieben die Mutter davon hinweg auf das Land und fielen sie so heftig an, daß sie unter den richterlichen Streichen das Leben aufgab.

(Guter Einfall.) Unlängst trat in Paris ein guter Freund eines der berühmtesten französischen Schriftsteller, der äußerst geizig ist, zu diesem mit den Worten ins Zimmer: „Lieber Freund, ich bin wahrhaft in Verzweiflung, und ich komme" — — Hier klingelte der Schriftsteller seinem Bedienten, und sagte zu ihm, als derselbe eintrat: „Sage doch meiner Frau, sie möchte so gut sein, sich einen Augenblick zu mir zu bemühen!" und wandte sich an den Gast mit den Worten: „Lieber Freund, es handelt sich um eine Haushaltsangelegenheit, aber ich genire mich nicht vor Ihnen." Als nun die Frau eintrat, rief er ihr entgegen: „Mein Kind, der Schneider hat mir gestern seine Rechnung gebracht und will heute wiederkommen; sage ihm doch, daß ich für den Augenblick nicht bei Gelde bin, und ihn vor Ende des nächsten Monats nicht bezahlen kann; Du weißt ja, wie es in meiner Casse aussieht, mache also die Sache ab, so gut es gehen will!" Hierauf fuhr er fort: „Nun, lieber Freund, stehe ich ganz zu Ihren Diensten!" Was wollte der gute Freund machen? Er mußte eine andre Geschichte erfinden, und sein großmüthiger Freund lieh ihm ein aufmerksames Ohr.

— Ein sehr tapfrer und von Napoleon sehr hochgeschätzter Officier machte nach der Schlacht bei Leipzig im Trauergefühle folgende sehr interessante Auslegung, über den Namen seines besiegten Kaisers:

N — ach
A — llen
P — olitischen
O — perationen
L — iegt
E — r
O — hnmächtig
N — ieder.

Dann bemerkt derselbe weiter:
1804 ward er Kaiser,
1813 ward er besiegt;

1804 gibt 1
8
0
4
———
13

1813 gibt 1
8
1
3
———
13

13 von 13 abgezogen bleibt
N. I. H. I. L. (Nichts.)

N—apoleon, J—oseph, H—ieronymus, J—oachim, L—ucian, sämmtlich Napoleoniden.

— In einem Bäckerhause blieb die erwartete französische Einquartierung zu lange aus, und die gekochte Reissuppe wurde einstweilen auf den Backofen gestellt. Endlich kamen die — eben nicht ersehnten — Gäste an und verlangten nach Essen. Wie groß ist aber der Schrecken der Frau Bäckerin, als das ausgeschüttete Gericht voll Schwaben (deren es bekanntlich an den Back- und andern Oefen hie und da viele gibt, und die auch Schaben heißen) wimmelt! Schnell wirft sie dieselben mit Hilfe des Löffels heraus und trägt voller Angst auf. Doch auf den Boden der Schüssel mochte sie nicht gekommen sein; denn auf dem ersten Zuge des Löffels hatte der eine Gast ein solches Thierchen zu Tag gefördert und seinem Munde nahe gebracht. Er besieht es lange und beißt dann munter hinein. Die Andern folgen diesem Beispiele und der Reis wird verzehrt. Am andern Morgen gaben sie der Wirthin gute Worte: „Madame, heut' wieder Reis mit die kleine Krebs!"

— Ein auswärtiger Gelehrter hatte Newton ein treffliches Prisma geschickt; dieser ging selbst, damit es nicht beschädigt würde, es vom Zollhause abzuholen. Die Beamten fragten ihn, was es werth sei. Newton, der nur an den Nutzen dachte, den er daraus für seine Experimente ziehen wollte, antwortete: „es sei unschätzbar, der Werth ließe sich gar nicht bestimmen." Die Beamten nahmen ihn beim Wort und ließen ihn eine ungeheure Abgabe erlegen, da er, wenn er sich auf das Gewicht des Glases berufen hätte, mit einem halben Schilling davon gekommen wäre.

(Treffende Frage. In Paris wurde ein Dieb verfolgt. Er kam in die Nähe der Börse, und da es gerade zwischen 2 und 3 Uhr war, wo alle Räume des Gebäudes gefüllt sind, so mischte er sich unter die Menge. „Un voleur!" wurde von allen Seiten gerufen; — „haltet den Dieb!" — „Welchen denn?" fragte einer der Anwesenden ruhig.

(Gute Auslegung.) Ein Türke, Aufwärter in dem Hause eines Kaufmanns in Marseille, fragte nach der Bedeutung des Worts: Bankerott. Man sagte ihm, daß es die Handlung bezeichnete: Wenn ein Mann Geld oder Sachen, die seiner Ehrlichkeit anvertraut wären, verberge oder verbrauche, so, daß dann die Gläubiger gewöhnlich zufrieden wären, wenn sie nur die Hälfte davon, oder deren halben Werth zurückerhielten, und ihm dann die andere Hälfte ohne weitere Ansprüche ließen. — Am andern Tage nahm der Türke alles Silberzeug seines Herrn, das er in Verwahrung hatte, verbarg sich in der Stadt, und ließ seinem Herrn sagen: er habe einen Banquerott gemacht, er wolle das Silberzeug wiegen lassen, und ihm die Hälfte zurückgeben.

Pariser Modenbericht.

Eine neue Façon an Kleidern von Camäleon- oder Opal-Seide ist die, daß man sowohl das Leibchen als den Rock offen läßt und in tyroler Manier schnürt; die beiden Seiten an der Oeffnung werden mit Puffen à la vieille besetzt und die Aermel sind à la Medici.

Ueberröcke (offen) von gesticktem Jaconas, mit façonnirten Rüchen von indischem Muslin, oder mit Einsatzstreifen von Spitzen besetzt, oder dergleichen Ueberröcke von Organdi mit fast unbemerklichen Streifen in Rosa, Blau und Lilas und mit Bandschleifen besetzt, sieht man sehr häufig, wenn es die Witterung erlaubt.

Zu Reiseanzügen und zu Kleidern auf dem Lande ist der Nankin beliebt, den man mit mehreren schmalen Sammetstreifen in der Farbe des Kleides besetzt.

Der Wechsel der Witterung macht die Ueberwürfe sehr nützlich; sie sind meist von seidenem Stoff und mit breiten schrägen Streifen oder mit Spitzen; die eleganteren dagegen sind von Muslin, mit paille oder lilas Seide gefüttert und mit Spitzen ausgeputzt; sie haben Halbärmel und werden um die Taille durch Bandgürtel zusammengehalten. Weiße Mantillen besetzt man mit Spitzen und füttert sie mit farbigem Krepp.

Weiß steht auch für Hüte dieser Saison sehr in Gunst, und man putzt sie meist mit Blumen aus; ein Reisstrohhut mit grün und weiß schattirtem Bande und einem Bouquet von kleinen Blumen sieht sehr gut aus. Auch abschattirte Rosetten oder Choux benutzt man, welche Rosen bilden und von Band gemacht werden.

Hüte von Krepp, Spitzen, Illusionstülle, Reisstroh, genähetem italienischen Stroh, sowie durchbrochene Strohhüte sind fashionable.

Blumen und Federn hat man von jeder Art, aber Marabout-Blumen mit Blättern von schattirtem Sammet, Zephir-Büschel und russische Federbüschel sind die beliebtesten Arten des Ausputzes.

Gewöhnlich gibt Paris die Moden an; jetzt gehen sie von dem Lande, von den Schlössern und Villen aus, und Paris muß sich fügen.

Besuchen wir eines der reizenden Landhäuser in der Nähe der Hauptstadt. Nach den ersten Artigkeiten vereinigten sich die Damen, um über die neuen Schöpfungen der Mode sich zu unterhalten, während die Herren von Politik, von Literatur, Reisen 2c. sprachen. Das Gespräch war vielleicht sehr interessant, aber wir zogen es vor, der Unterhaltung der Damen unsere Aufmerksamkeit zu schenken. Daraus haben wir erfahren, daß die Langshawls von weißem Barège gemein zu werden anfangen und daß man bedacht sein müsse, die Carreaux und Streifen durch irgend ein neues Muster zu ersetzen.

Bei der Promenade, die beschlossen wurde, erschien die Frau vom Hause in einem offenem Ueberrocke von blaßblauem wollenem Zwillich, der mit Rüchen garnirt war. Die Aermel waren halbweit und wie die an den Schlafröcken der Herren geschnitten; darunter sah man einen Unterärmel von Batist mit gesticktem Bündchen vorn. Ihre Tochter, die Frau von R., trug einen Ueberrock von Cashemirienne mit großen Blumen und engen Aermeln, die aber am Ellnbogen einige Falten warfen. Das Leibchen war à la Amazone mit guillochirten Stahlknöpfen, und der Rock offen über einem Unterkleide mit einem großen ausgezackten Volant.

In dem Hause sahen wir mehrere neue Hüte, z. B. einen von rosa glattem Krepp mit einem Federbouquet und gefleckten Bändern; eine Capote von Spitzen ohne irgend einen Ausputz, als einige duftige Schleifen von einfachen Spitzen mit Blümchen darin; sodann zwei einfache Strohhüte, von denen der eine mit gefälteltem Sammet, der andere mit orange und kirschrothen Bandschalen ausgeputzt war. Unter dem Schirme des ersteren befinden sich Weinranken in der Form von Mancinis, unter dem des letzteren Rüchen von paille Seiden-Tüll.

Die jungen Mädchen erscheinen jetzt sehr gern in Haarputz. Sie haben meist nur eine Blume, fast immer eine natürliche darin. Der Haarputz fällt nicht mehr in den Nacken herunter; er ist halbhoch und allem Anschein nach wird er noch höher werden. Man hat zu den halbhohen Haarputzen sehr schöne Schildkrotkämme.

Die Herren-Moden sind noch immer sehr einfach: Die Fracks haben einen kleinen Ausschnitt vorn, halbweite Schöße, enge Aermel und gehen auf der Brust weit auseinander; die Twines werden sich, wie es scheint, die Saison hindurch erhalten, aber man denkt bereits, sie durch elegante Ueberröcke von Castortuch zu verdrängen, die mit einer breiten Borte besetzt sein und hohe Knöpfe haben sollen.

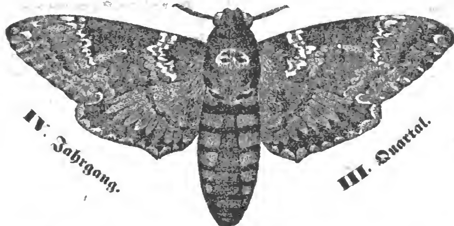
Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Jagdanzug. No. 2. Robe mit Blousenleibchen und einem Volant. No. 3. Hut mit Federn. Oberrock mit Garnirung und vorn herab geschnürt

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 10. (5. Jahrgang. III. Quartal).

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst Modenkupfer. Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).
Expedition: Petersstraße No. 31/44. Druck von F. Andrä in Leipzig.

Leipzig=



Pariser Moden=Journal.

No. 11. Sonnabend, den 9. September. 1843.

Das gestörte Rendezvous.

(Ein Pariser Genrebild.)

Die Tante der Josephine Aldern, einer reizenden Pariserin von achtzehn Jahren, gab sich alle erdenkliche Mühe, um die Tugend ihrer Nichte zu beschützen und vor den zahlreichen Schlingen zu erretten, welche einer achtzehnjährigen Schönen in Paris gelegt werden. Am Tage kömmt Josephine ihrer Tante nicht von der Seite, oder vielmehr die Tante der Nichte: Morgens in aller Frühe gehen Beide mit einander auf den Markt, dann kehren sie mit einander zurück, um in demselben Zimmer bis zur Stunde des Mittagessens zu arbeiten; am Abend gehen sie mit einander in die Vesper und empfangen gemeinschaftlich den letzten Segen; alsbald kehren sie nach einem kurzen Spaziergange in ihre Klause zurück und begeben sich zu Bette. Die Tante schläft jedoch nur mit einem Auge und mit einem Ohre; die Nichte, um sich in süßen Träumen jene schöne Zeit vorzustellen, wo sie auf den Flügeln der Liebe der traurigen Haft, in der sie bis jetzt schmachtet, entrinnen könne. Die Scheidewand, welche das Bett Josephinens von dem ihrer Tante trennt, ist sehr dünn und verrätherisch: ein Seufzer, ein im Schlafe gesprochenes Wort durchdringt diese schwache Barrière und stiehlt sich in das stets wache Ohr der Tante, die so leicht Verdacht schöpfen und den unseligen Entschluß fassen könnte, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln. Spottet aber die Liebe nicht aller Arguse und Duegnen? Sie kleidete sich dieses Mal in die Gestalt eines Goldschmiedes, Namens Hermann, eines artigen Knaben von zwanzig Jahren, sanft, brav, gesetzt und fleißig; er logirte sich in ein Zimmer ein, gerade über dem Josephinens.

Wenn er des Morgens an sein Fenster trat, so erblickte er manchmal das niedliche Blondköpfchen Josephinens, während diese ihre Blumen begoß. Manchmal sah er auch die Tante in dem reizenden Negligee einer alten Jungfer. Er begegnete ebenso von Zeit zu Zeit Beiden auf der Treppe, und wagte es beim dritten Begegnen, seine Nachbarinnen zu grüßen, von denen die eine den Gruß erwiederte, die andere aber brummend bemerkte:

„Fürwahr, ein dreister Nachbar! Wenn das so fortdauert, so sagen wir auf, Josephine."

„Warum aber, liebe Tante?" sagte Josephine, „dieser junge Mensch..."

„Junger Mensch?... Woher wissen Sie das, Mamsell? Sie haben ihn also schon betrachtet, den jungen Menschen?"

„Verzeihen Sie! Es geschah ohne meinen Willen. Wenn man sich auf der Treppe begegnet... Dann scheint mir unser junger Nachbar nur aus schuldiger Artigkeit zu grüßen."

„Was, Artigkeit? Ich kenne solche Artigkeiten! Erst ein oberflächlicher Gruß, dann eine charmante Verbeugung, dann Zuwerfen verliebter Blicke, dann Händedruck und endlich Kuß und gar Umarmung... O, ich kenne das, Jungfer Vorwitz, und verbiete Ihr hiermit ein für allemal, mit dem jungen Schmarotzer Worte oder Blicke zu wechseln, ja nicht einmal seinen Gruß zu erwiedern."

„Er wird mich aber dann für unhöflich halten, liebe Tante!"

„Mag er Dich halten, für was er will! Wenn Dir an seiner Person nichts liegt, so kann Dir auch seine Meinung über Dich gleichgültig sein."

Am folgenden Tage traf Hermann, der die Stunde ihres Ausgangs erspähte, wieder mit beiden zusammen, und grüßte sie, wie gewöhnlich. Diesmal aber wurde sein Gruß von keiner Seite erwiedert... und der spröde und verächtliche Blick der alten Jungfer zeigte ihm, wem er diese plötzliche Veränderung in dem Betragen Josephinens zu verdanken habe.

„Die Alte traut mir nicht," sagte der junge Goldschmied zu sich selbst, „und doch sind meine Absichten so redlich... Josephine ist schön und zugleich gesittet, brav und fleißig... Es wäre ein Verbrechen, dieses reine, gute Geschöpf zu betrügen!" Hermann entschloß sich, um die Hand Josephinens anzuhalten. Er wollte sich aber zuerst die Ueberzeugung verschaffen, ob er auch seiner artigen Nachbarin gefiele. Zu diesem Zwecke ließ er ihr mehrere zärtliche Sendschreiben zukommen, die sie jedes Mal Morgens unter ihren Blumen fand, wenn sie mit Begießung derselben beschäftigt war. Josephine hielt es für eine Pflicht, auf dieselben zu antworten, zumal da ihr die Tante ja nur den mündlichen Verkehr, aber keineswegs den schriftlichen untersagt hatte. Als Hermann so die Gewißheit erlangt hatte, daß er geliebt sei, dachte er auf Mittel, sich der Tante vorzustellen; der Zutritt zu derselben war aber nicht so leicht, und konnte, nach Umständen, zu fatalen Auftritten führen und das ganze Glück der beiden Liebenden in Gefahr bringen. Es war daher vor Allem nöthig, sich mit Josephinen vorher zu verabreden und sie um ihren Rath zu fragen, wie er es am schicklichsten und besten anfange, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Die junge Schöne eröffnete nun ihrem Anbeter brieflich, daß die Thüre ihres Gemachs um zwei Uhr des Morgens offen stehen werde, und daß Hermann alsdann während des ersten festen Schlafes der Tante, mit Josephine eine Unterhaltung führen könne, aber nur ganz leise.

Die verabredete Stunde kam heran: das Herz schlug Josephinen heftig; auch das Hermanns pochte. Die Liebenden sind nun bei einander; genöthigt, ganz leise zu sprechen, um die Tante nicht zu erwecken; um aber leise zu sprechen und sich dabei zu verstehen, muß man nahe bei einander sein; die Lippen Hermanns kamen auch den Lippen Josephinens allmälig so nahe, daß es nur eines raschen Avancements bedurfte, um dieselben zusammentreffen zu lassen. Sie trafen zusammen und ein feuriger, geräuschvoller Kuß schallte durch das jungfräuliche Gemach...

Von diesem Schalle erweckt, fährt die alte Tante mit gleichen Füßen aus dem Bette auf, wirft schnell einen Hausshawl um, ihre Reize zu verhüllen, bewaffnet sich mit einem Besen und schießt, so gerüstet, wie eine Furie in Josephinens Zimmer. Hermann versucht, bei ihrem Anblick zu fliehen, doch kömmt er auf seiner eiligen Flucht hart wider die alte Dame, die durch die Erschütterung das Gleichgewicht verliert, wider die Lehne eines Stuhles schlägt und außer manchen blauen Mälern eine gefährliche Kopfwunde davon trägt.

Als Hermann am folgenden Tage das Unglück erfährt, wovon er die unschuldige Veranlassung gewesen, begibt er sich zu der Tante, bringt tausend Entschuldigungen vor, offenbart ihr die redliche Absicht seines Besuchs bei Josephinen, und hält, zum Beweise seiner Aussage, feierlich um die Hand Josephinens an. Die Tante, die, beiläufig gesagt, diesen Morgen höchst reizend aussah, indem sie den Kopf drei- und vierfach umwickelt, entgegnet dem jungen Menschen auf seine Erklärung, daß er in acht Tagen Antwort erhalten sollte. Diese Antwort bestand in einer Ladung vor das Zuchtpolizeigericht auf die doppelte Anklage der Verletzung des Hausfriedens und thätlicher Mißhandlung.

Der arme Hermann sieht sich gezwungen, auf der Bank der Angeklagten zu erscheinen. Er erzählt unbefangen und treu den ganzen Hergang der Sache und erneuert sein Gesuch, der Neveu seiner Gegenpartie zu werden. Josephine bestätigt gesenkten Blickes die Wahrheit der Aussage Hermans, und zwar so zur Zufriedenheit der Richter, daß dieselben, in der Ueberzeugung, die Absichten des Angeklagten seien unsträflich gewesen, die alte Tante in die Gerichtskosten verurtheilen und den jungen Brautwerber freisprechen. „Beruhigen Sie sich," wandte sich Hermann sanft zu der niedergeschlagenen

Tante, „ich zähle die Kosten..., wenn Sie mir die Hand Ihrer Nichte geben."

„Wird sich finden, Herr Neffe!" entgegnete besänftigt die Tante.

Die Mühle bei Sanssouci.

I.

Woher, meine schönen Leserinnen, ist die Schönheit der Müllerinnen fast zum Sprüchwort geworden? Manches Gedicht besingt eine „schöne Müllerin," in unzählbaren Romanen figurirt als Heldin „eine schöne Müllerin," und wahrhaftig, ich selbst kann mir unter einem Müllerstöchterchen nur eins jener liebreizenden Mägdlein denken, deren unschuldige Coquetterie, unterstützt von einem frischen anmuthigen Aeußern, einen so freundlichen Eindruck bei den Männern zurückläßt. Hat das Klappern der Räder, welches sie einwiegte, ihrem Wesen jene allerliebste Grazie verliehen, die kein Tanzmeister einexerciren kann? Hat der Anblick des weißen Mehles sympathetisch auf ihren Teint gewirkt, oder die romantische Umgebung einer reizend gelegenen Thalmühle reproducirend ihre Gesichtchen mit seiner Schönheit überhaucht, oder der frische Luftzug der freien Bergeshöhen, der des Windmüllers Heimwesen umspielt, ihre Bäckchen geröthet, und ihnen jene niedliche Keckheit angeweht, die jedem Vorübergehenden, ohne Rücksicht auf des Vaters klingende Batzen, ein unwillkürliches „Allerliebst" entlockt? Ich kann das Räthsel nicht lösen, meine Damen, aber gewiß, nach hundertfältigen Erfahrungen, es ist so!

Ein solch reizendes Geschöpfchen saß eines Morgens zu jener Zeit, welche unsere Großväter vorzugsweise die „alte, gute" nannten, unter der blühenden Linde vor der Thür der einfachen Müllerwohnung, an deren Markung die prächtigen Anlagen grenzten, mit denen der philosophischste König sein „Sorgenfrei" umgeben hatte. Die Environs trugen den Anstrich einer wohlhäbigen Nettigkeit; der Platz vor dem Hause war mit gelbem Sand überfahren, ein grün angestrichenes Bänkchen diente ihr zum Sitzplatz, während auf dem gleichfarbigen Tische ein Stück schneeiger Leinwand ihre Beschäftigung verrieth. Sie trug, nur von etwas besserem Stoffe und eleganterem Zuschnitt, die damalige Tracht der Landleute, die sich so ziemlich bis auf unsere Zeiten vererbt hat; ein rothes kurzes Röckchen, ein schwarzes Sammetmieder und ein Vorhemdchen von Gaze mit einem schmalen Spitzenstreifen um den Hals. Schönes braunes Haar, muntere schwarze Augen, ein üppiger Wuchs und jener freiere und feinere Anstand, welcher als Folge einer guten Erziehung erscheint, zeichneten sie aus, während die feine weiße Hand verrieth, daß sie nicht nöthig hatte, die größeren Arbeiten des Hauswesens zu besorgen. Sie hatte ihre Arbeit von sich gelegt, ihre Finger spielten mechanisch mit dem weißen Band ihrer reinlichen Schürze, ihr Auge blickte oft und unruhig nach dem fernen Wege, als ob sie irgend einen Gast von dorther erwarte.

— Wahrhaftig, begann sie ihr leises Selbstgespräch, Vetter Franz sagt, Ahnungen seien Unsinn, und dennoch liegts mir auf der Seele, so schwül, so bang, als ob jeden Augenblick ein schweres Ungewitter über mich hereinbrechen sollte. Zwar ist uns die Zukunft verhüllt, aber ein warnendes Vorgefühl bei einem bevorstehenden größeren Ereigniß — nun wir werdens sehen — und als wollte sie mit Gewalt die düsteren Empfindungen übertäuben, griff sie nach ihrem Nähzeug und begann eifrig zu arbeiten.

Unterdessen war unbemerkt von ihr mit leisem Schritte ein Mann herzugetreten, der sie mit stillem Vergnügen betrachtete. Sein dünner werdendes Haupthaar und das verblichene Antlitz ließen ihn als über die goldene Mitte des Lebens hinaus erscheinen, die peinliche Accuratesse seines Anzugs, der leise Tritt, als ob er kein Grashälmchen zerknicken wollte, schienen ihn eben nicht zum Amoroso der frischen Kleinen zu stempeln, eine Rolle, die er nach seinen zärtlichen Blicken wahrscheinlich gern übernommen hätte.

— Guten Morgen, Jungfer Marie — die Kleine fuhr erschrocken in die Höhe — so fleißig und so verdrüßlich? —

— Verdrüßlich? Ich dachte eben daran, wie mein Liebster mal aussehen müßte —

— Und sehen denn die Mädchen verdrüßlich aus, wenn sie an ihren Liebsten denken?

— Das eben nicht; aber Sie störten mich gerade an der schönsten Stelle, Herr Kammerdiener, und man ärgert sich gewiß alle Mal, wenn man vom Frühling träumt und am Morgen den Schnee vor dem Fenster sieht. —

Der Kammerdiener schien von diesem abkühlenden Vergleich gerade nicht zum Angenehmsten berührt, dennoch wollte er die Hoffnung auf eine angenehme Wendung nicht ganz aufgeben, und indem er ihrer Einladung, Platz zu nehmen, folgte, rückte er ihr so nahe, als es irgend der Anstand erlaubte.

— Nicht zu nahe, Herr Kammerdiener, begann sie

mit so spöttischer Miene, als ihr munteres Gesichtchen anzunehmen vermochte — Sie laufen Gefahr zu zerschmelzen und ich mich zu erkälten. Aber Sie wollten gewiß meinen Vater sprechen; er ist nach der Mühle gegangen und wird bald zurückkommen.

— O! ich kann warten, wenn Sie erlauben, ich möchte mich gern in den Strahlen der Frühlingssonne ein Bischen aufthauen. Ich bringe Befehl von Sr. Majestät. Der Herr Müller soll sich punkt $^3/_4$12 Uhr zum Schlosse begeben.

— Gott, meine Ahnung! — zum König? Wissen Sie nicht? —

— Ich nicht wissen? Was denken Sie Jungfer Marie; aber, setzte er mit der Wichtigthuerei von Leuten seines Standes hinzu, sagen darf ich Nichts — nun, es wird nicht viel zu bedeuten haben, — und seines Vortheils über die ängstliche Neugier des Mädchens sich wohl bewußt, faßte er sie mit schalkhaftem Lächeln unter das Kinn. Nun, was geben Sie darum, wenn ichs Ihnen sage? —

Sie aber wendete schmollend das Köpfchen, und in den früheren neckischen Ton zurückfallend: Pfui, Herr Kammerdiener, wenn das mein Liebster wüßte —

Haben Sie denn einen Liebsten?

— Auch den, welchen sich ein Mädchen nur in ihren Gedanken malt, mit dem sie in ihren Träumen plaudert, mit dem sie jedes Mannes Gesicht vergleicht — auch gegen den darf ein ehrbares Mädchen keine Untreue begehen, — und jede Berührung eines andern ist Untreue.

Dem armen Kammerdiener, der bei aller Geckenhaftigkeit in seinem vertrockneten Herzen doch noch ein elastisches Plätzchen hatte, wurde bei dieser naiven Erklärung, die seinen süßesten Hoffnungen einen Mühlstein an den Hals hing zur Versenkung ins Meer der ewigen Vergessenheit, wehmüthig und bitter zu Muthe.

— Aber erlauben Sie mir, Jungfer Marie, wie müßte der Mann wohl aussehen, der einige Aehnlichkeit mit dem schönen Ideal Ihrer Träume besitzen sollte?

— Warten Sie, sagte sie, indem sie sinnend ihre Nadel ruhen ließ, der Vetter Studiosus hat mich neulich ein Lied gelehrt:

Feurige Augen mit schelmischen Blicken,
Rosige Wangen und Grübchen im Kinn,
Blonde Locken, geschmeidigen Rücken,
Ernsten, aber doch freundlichen Sinn;
Schlanke Gestalt, mit edler Geberde,
Stark in der Freude und stark im Schmerz,
Blühend, wie die blühende Erde —
Hab er vor Allem ein redliches Herz.

Mit lieblicher Stimme und ernstem Gesichte recitirte sie die Strophen, aber plötzlich ihn mit ihren großen Augen in unschuldiger Coquetterie ansehend, rief sie lachend: „Sehn Sie so aus, Herr Kammerdiener?“

Der arme Mensch erhob sich mit abgewendetem Gesichte von seinem Platze, und indem er langsam eine Thräne aus dem gelblichen Winkel seiner grauen Augen entfernte, sah er mit so wehmüthiger Gutmüthigkeit zu ihr hin, daß eine neckende Anrede auf ihren Lippen erstarb. Glücklicher Weise machten die schweren Schritte des heimkehrenden Müllers der sentimental werdenden Unterhaltung ein Ende; das Mädchen warf ihr Nähzeug auf den Tisch und sprang dem Vater entgegen.

— Vater, Du sollst zum König kommen — der Kammerdiener ist hier — Gott, ich habe so eine böse Ahnung —

— Was — Du mit Deinen Ahnungen! — und indem er herzutretend dem Kammerdiener mit herzlichem Gruße die mehlbestaubte Hand bot, schaute er ihn fragend mit einem freundlichen „he?“ ins Gesicht.

Der Müller war eine jener großen athletischen Figuren, die unter dem Einflusse der Civilisation seltener zu werden beginnen. Ein offenes deutsches Gesicht mit dem selbstgefälligen Ausdruck des Bewußtseins von Wohlhabenheit und Bildung, ein Benehmen vollkommen charakterisirt durch den Ausdruck „ehrenfest,“ außerdem jeder Zoll ein Müller.

— Seine Majestät lassen den Herrn Müller ersuchen, sich um $^3/_4$12 Uhr auf dem Schlosse einzufinden, sprach der Kammerdiener, immer noch Spuren melancholischer Sentimentalität im Angesicht.

— Möchte wohl wissen, was Seine Majestät von mir wollen; wissens nicht, Herr Kammerdiener, he? — Nun — fuhr er wohlgewichtig fort — brauche mich nicht zu scheuen und zu schämen vor Seiner Majestät zu erscheinen — bin ich nicht ein Mann, der seine Abgaben bezahlt, he? und einen gesetzten christlichen Lebenswandel führt? he — Herr Kammerdiener? Also Mädel, Marie, meinen Sonntagsstaat, meinen neuen Dreimaster, und 'ne Flasche Alten; treten's näher, Herr Kammerdiener, 's ist kühl in der Stube; nehmens 'n Imbiß an, während ich mich anziehe, 's wird Zeit unterdeß.

Der Kammerdiener lehnte unter dem Vorwande, daß seine Zeit bereits abgelaufen, die Einladung bescheiden ab, und nachdem er dem Müller die Hand geschüttelt und dem Töchterchen einen traurigen Blick der Entsagung zugeworfen, ging er mit leisen und eiligen Schritten von dannen.

2.

Die neuen Anlagen bei Potsdam, deren Verschönerung der König mit allem erdenklichen Eifer betrieb, waren schon damals sein Lieblingsaufenthalt geworden. An diesem Morgen stand er auf der obersten Terrasse und schaute mit heiterem Antlitz auf die freundliche Gegend. Der Marquis d'Argens war bei ihm, und während er mit der einen Hand seinem Lieblings-Windhund Biche liebkosete, zeigte er mit dem Krückstock auf die Umgebung hin.

— Das Herz von Preußen ist verflucht sandig, lieber Marquis…

— Dafür sind die Herzen Ihrer Preußen von desto besserer Masse; und wie Ew. Majestät diesen Sandberg in kurzer Zeit zu einem Paradiese cultivirt haben, werden Ihre Bemühungen für die geistige Cultur nicht weniger glänzende Erfolge haben.

— Ich hoffe es, d'Argens; es ist der einzige Lohn für die Last einer Krone. Ich will meine Preußen zu Menschen machen; ich thue Alles, die Intelligenz zu fördern, dem Aberglauben zu steuern, den Beamtendruck zu zerstören; aber es geht langsam, geht nicht ohne Zwang und bittere Erfahrungen; man wird mißverstanden, als Tyrann verschrieen, und doch, trotz aller Sorgen, trotz der inneren Kämpfe, die bei entscheidenden Schritten den Schlaf von Fürstenbetten scheuchen, ist die gewaltige Frage, ob die Geschichte, die einzige Richterin der Regenten, nicht ein schwarzes Kreuz bei meinem Namen macht, ob die Motive meiner Handlungen ihr nicht in einem anderen Lichte erscheinen, ob der eingebildete Ruhm einer weisen Regierung nicht zu einem Schattenbilde wird, das verschwindet, wenn der Glanz der Souverainetät nicht mehr seine Strahlen darüber wirft. Ich bin überzeugt, ich sehe hinaus über die Vorurtheile des gebornen Fürsten, es wird eine Zeit kommen, wo das herangereifte Volk die Souverainetät zurückfordern wird, welche wir jetzt von Gottes Gnaden besitzen wollen — ob dann mein Name den ruhmvollen Glanz einer vernünftigen Regierung, an welchem ich jede Stunde meines Lebens zerarbeite, behalten wird? —

Eine düstere Wolke flog über die klare Stirn des Sprechenden; schnell und hastig wandte er sich ab, und mit raschen Schritten einige Minituten auf und nieder schreitend, schien er einen Gedanken niederkämpfen zu wollen, der ihm der unangenehmste war. Dann mit der Gewalt großer Geister zur vorigen Heiterkeit zurückgekehrt, trat er von Neuem zum Marquis d'Argens.

— Meine Anlagen gefallen Ihnen?

— Sire, Sie haben einen schönen und freundlichen Ort gewählt!

— Ich kann Ihnen nicht sagen, wie großes Vergnügen mir die Beschäftigung mit der Verschönerung dieses Platzes gewährt. Es macht mir Vergnügen, der Natur etwas abzutrotzen, diesen Sandberg mit südlicher Vegetation zu überziehen. Der Mensch genießt nur, wo er schafft. Aber ich bin noch lange nicht fertig. Sehen Sie dort die Mühle hinter dem Schlosse. Bis dahin will ich den Park ausdehnen. Die Mühle ist mir fatal — ich habe den Müller rufen lassen, und werde ihm ein schönes Gebot thun, denn ich weiß, wie sehr die Leute dieses Standes am vererbten Eigenthum hängen.

Während dieses Gesprächs war der Kammerdiener herangetreten und meldete die Ankunft des Erwarteten, der in einiger Entfernung, den dreispitzigen Hut in der Hand, kerzengerade wie auf dem Posten stand.

Der König winkte ihn heran.

— Mein lieber Müller, Er ist ein verständiger Mann, ich möchte Ihn über die Verschönerung meines Gartens zu Rathe ziehen.

Der Müller verbeugte sich mit geschmeicheltem Selbstgefühl.

— Der Garten ist mir zu klein, ich will Ihm Seine Mühle abkaufen und gebe Ihm dafür 3000 Thaler und die schönste Mühle im Lande, die pachtlos wird.

Der Müller sah den König mit großen Augen an; eine stumme Bestürzung malte sich in seinem braunen Gesicht, endlich, nachdem ihn der König ein Weilchen mit seinen klaren Augen fixirt, begann er mit ziemlich entschiedenem Tone:

— Ew. Majestät haben die Gnade zu scherzen; meine Mühle ist nicht so viel werth; aber wenn es Ew. Majestät Ernst sein sollte, so könnte ich nur antworten, die Mühle ist mir für kein Geld feil.

— Da haben wir's, d'Argens, sagte der König ziemlich verstimmt, das ist der Lohn für meine königliche Güte und für die Last der Regentschaft.

— Ew. Majestät halten zu Gnaden; ich kann mich von der Mühle nicht trennen, mein Vater, mein Großvater, mein Urgroßvater sind auf diesem Fleckchen geboren, haben ihr Brod gegessen und sind hier gestorben. —

— Mein lieber Müller, sei Er vernünftig. Ich bin Sein König, und es ist mein Lieblingswunsch, das Stück Land noch zu meinem Park zu schlagen; damit Er sieht, daß ich Seine Anhänglichkeit ehre, lege ich Ihm noch 1000 Thaler zu, aber die Mühle muß ich haben.

— Ew. Majestät danke ich unterthänigst für die hohe Gnade: aber 1000 Thaler können mich nicht glück-

lich machen. Ich habe auf der Mühle mein hinreichendes Auskommen, und bitte deshalb in aller Unterthänigkeit, mich die Mühle behalten zu lassen.

Der König fing an ungeduldig zu werden.

— Wohlan! ich will Ihm noch einen Vorschlag machen. Er soll die 4000 Thaler haben, und außerdem schenke ich Ihm ein anderes Mühlengrundstück, von dem er eben so selig zum Himmel fahren wird, wie Sein Vater und Großvater von diesem.

— Ew. Majestät halten zu Gnaden — aber —

— Was aber! — schrie der König zornig — Will Er meine Gnade mißbrauchen? — Das Volk kann den Hals nie vollkriegen — Bedenke Er sich meinen Vorschlag — die Mühle muß ich haben, und will Er sich nicht fügen und raisonniren, so scheert Er sich nach Spandau und ich nehme die Mühle. —

— Nehmen? rief der Müller — dessen natürliche Heftigkeit jetzt die Fessel der Ehrfurcht sprengte — Ich bin Ew. Majestät Unterthan, ich zahle meine Steuern und habe meinem Vaterlande als Soldat gedient, — aber nehmen? das können Ew. Majestät nicht, — da müßte das Kammergericht in Berlin nicht sein!

— Scheer Er sich nach Hause und bedenke Er sich bis Morgen! rief der König seinen Stock schwingend, in äußerster Wuth, und ging fluchend und tobend nach dem Schlosse zurück.

3.

Kaum hatte der Müller sein Haus verlassen, als ein Wanderer darauf zuschritt, dessen Ankunft eine jener freundlichen Scenen herbeiführte, welche im jugendlichen Zuschauer Sehnsucht nach ähnlichen Erlebnissen hervorrufen. Braune Locken umflatterten die Schläfe eines blühendes Hauptes, dessen sprühende Augen mit einer Sehnsucht nach dem Ziel seiner Wanderung zu blicken schienen, welche den elastischen Schritt des Jünglings beflügelte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

(Die Zwillinge.) Der Graf von Ligneville und der Graf von Autricourt, die ums Jahr 1660 lebten, waren Zwillingsbrüder aus einem alten lothringischen Hause. Sie sahen einander so ähnlich, daß, wenn sie sich gleich kleideten, ihre Diener sie nicht unterscheiden konnten. Wenn der eine seine Frau anredete, ohne ihren Namen zu nennen, so antwortete ihm zuweilen die Frau des andern mit: „Ja, lieber Mann.“ Beide waren Chevauxlegers-Rittmeister, und wenn der eine sich an die Spitze der Escadron des andern stellte, gewahrte keiner der Untergebenen, daß es nicht der Rechte war. Autricourt hatte einen bösen Rechtshandel, in welchem seine Gegner die Befugniß erlangten, ihn verhaften zu lassen. Ligneville ging seinem Bruder nicht von der Seite, und die Besorgniß, den Unrechten ergreifen zu lassen, bestimmte die Gegner, von ihrer Befugniß keinen Gebrauch zu machen. Einst ließ Ligneville sich den Bart scheeren. Als die eine Seite geschoren war, ging er in ein Nebenzimmer. Sein Bruder zog seinen Schlafrock an, nahm die Serviette vor, ging hinaus und setzte sich vor dem Barbier nieder. Dieser glaubte, einen bösen Geist vor sich zu haben, der die Gestalt seines neuen Kunden angenommen habe, schlug das Kreuz und fiel in Ohnmacht. Autricourt entfernte sich und Ligneville setzte sich wieder auf seinen Platz. Als der Barbier wieder zu sich selbst kam, und den Herrn mit dem halben Bart erblickte, hielt er die erschreckende Erscheinung für einen Traum, bis er nach Wiedereintritt Autricourt's beide Brüder neben einander sah. Merkwürdiger als dies Alles und etwas fabelhaft ist Folgendes, was von den Zwillingen berichtet wird. Sie waren immer zu gleicher Zeit krank. Empfing einer eine Wunde, so verspürte der andere gleichfalls den Schmerz. Oft hatten sie dieselben Träume. An dem Tag, wo Autricourt in Frankreich in ein tödtliches Fieber verfiel, verspürte Ligneville in Baiern Anfälle von derselben Krankheit und würde (meint der Geschichtschreiber) daran gestorben sein, wie sein Bruder, wenn er nicht „Unsrer lieben Frauen zu Altörting“ ein Gelübde gethan hätte.

(Die Salomonsinseln.) Der Contreadmiral Dumont-d'Urville, welcher am 8. Mai v. J. auf der Eisenbahn nach Versailles ein so klägliches Ende gefunden hat, war beschäftigt, die Beschreibung einer mit den Corvetten Astrolabe und Zélée nach dem Südpol und nach Oceanien in den Jahren 1837—1840 unternommenen Reise herauszugeben, als der Tod ihn ereilte. Die Herausgabe wird indessen fortgesetzt von Vincendon-Dumoulin. Aus dem kürzlich erschienenen fünften Band theilt der Constitutionnel einen Auszug mit, dem wir Folgendes entnehmen.

Die Bewohner der Salomonsinseln sind Menschenfresser, d. h. sie verzehren ihre Feinde.

„Nichts,“ sagte ein Häuptling, „schmeckt köstlicher als ein erlegter Feind.“ Wenn einem Stamm ein solcher Schmaus zu Theil wird, dann ertönen die ganze Nacht Freudengesänge. Die Leiche wird herbeigebracht, der Schädel wird geöffnet und die Häuptlinge tunken das Gehirn mit Bananen aus. Dieselben Häuptlinge verzehren weiter die Schenkel, die Hände und die Nieren. Das Uebrige wird dem Volk überlassen, mit Ausnahme der Genitalien, welche in Bananenblättern gebacken dem obersten Häuptling überreicht werden. Der Naturforscher Dumoutier wünschte zum Behuf seiner phrenologischen Studien von den Leuten des Häuptlings Pertahi einige Schädel zu haben. Sie verstanden ihn so, als verlange er Köpfe, um das Gehirn herauszuessen, und erboten sich, ihn nach dem nächsten feindlichen Dorfe zu begleiten, wo er nach Herzenslust Köpfe abschneiden könnte.

— Eine Zeitung theilt die Berechnung mit, daß in Paris täglich — im Durchschnitt — 2 Bankerotte vorkommen, 3315 Gegenstände in dem Leihhause versetzt, 50 Verkäufe auf obrigkeitlichen Befehl angestellt, 470 Kranke in den Hospitälern aufgenommen, 78 Verbrechen begangen werden, 2 Personen eines gewaltsamen, 91 eines natürlichen Todes sterben,

und eine auf den Straßen überfahren wird. — Für ihre Wohnung, Kost, Kleidung und Abgaben zahlen die Einwohner von Paris täglich 4 Millionen Francs.

— Der Dr. Laube erzählt in seinem Werke: Allopathie, Homöopathie und Wasserheilkunde," eine Dame habe jährlich 200 Thaler an den Apotheker bezahlt. Da ihr Arzt gestorben sei, habe sie den Professor Reil zu ihrem Arzte genommen, ihn aber nach einem Jahre entlassen, meinend, ihm müsse gehörige Kenntniß der Arzneimittel fehlen, weil die Apotheker-Rechnung nur 21 Thaler betrug.

(Der falsche Graf.) Am 18. October 1800 wurde ein Mann von seltenem Verstande und eben so seltener Keckheit wegen verschiedener Verbrechen zu 14jähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Er hieß Peter Coignard. Fünf Jahre später gelang es ihm, aus dem Bagno in Toulon zu entfliehen. Auf einem kleinen spanischen Fahrzeuge gelangte er nach Spanien und zwar in eine kleine Stadt Cataloniens, wo er ein Mädchen, Maria Rosa, kennen lernte, die im Dienste des Grafen Pontis von Sainte Helene, eines französischen Emigranten, gewesen, der vor Kurzem gestorben war. Sie hatte die kleine Hinterlassenschaft desselben an sich genommen, namentlich auch eine Anzahl alter Urkunden. Bei dem Anblicke dieser Pergamente, unter denen sich ein Adelsbrief rc. befand, stieg alsbald ein Gedanke in Coignard auf, den er auch schnell in Ausführung brachte. Er wollte sich mit Maria Rosa für den Grafen und die Gräfin von St. Helene ausgeben. Als Graf stellte er sich zuerst Mina vor, der ihn als Officier in einem Regimente aufnahm. Als solcher zeichnete er sich bei mehreren Gelegenheiten aus und erhielt den Alcantara- und Wladimir-Orden. Einige Monate vor dem Einrücken der Franzosen in Spanien hatte Coignard die spanische Armee verlassen und begab sich zu dem Marschall Soult, dem er seine Papiere vorlegte, und den er um eine Anstellung ersuchte. Der Marschall glaubte, ein mit Spanien so bekannter Mann würde mancherlei Dienste leisten können, und ernannte ihn sofort zum Chef eines Bataillons. Endlich kamen die Ereignisse von 1814, Coignard benutzte sie, um mit Maria nach Frankreich zurückzukehren. Seine erste Sorge war, eine Audienz bei Ludwig XVIII. zu erhalten. Er erlangte dieselbe, der König empfing ihn außerordentlich freundlich als letzten Sproß der Grafen Pontis von Sainte Helene und bewilligte ihm Alles, was er verlangte. Coignard wußte diese günstige Stimmung zu benutzen, hielt aber treu bei dem Könige aus und begleitete denselben in den hundert Tagen nach Gent. Nach der zweiten Rückkehr nach Paris wurde er auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs zum Oberstlieutenant der 72. Legion ernannt, die in Paris lag; er erhielt den Orden der Ehrenlegion, das Ludwigskreuz, und wie man sagte, sollte er in Kurzem zum Adjutanten des Herzogs von Angoulême ernannt werden. Er hatte sich fürstlich eingerichtet und zu seinem Glücke fehlte nichts mehr. Da wurde er bei der Revue von einem ehemaligen Gefängnißnaffen aus Toulon, Darius, erkannt, der sich sofort in den Palast des sogenannten Grafen begab und zu ihm sagte: „Ich will Dich nicht ins Unglück stürzen, ich bin nicht im Stande, Dich zu verrathen, aber Du bist reich und ich bin arm, unterstütze mich und ich schweige." Der Herr Graf war in seinem Glücke sicher geworden, behandelte den ehemaligen Genossen als frechen Lügner und läugnete keck die Wahrheit. Von diesem Augenblicke an war er verloren. Darius begab sich sofort zu dem Minister Decazes, erzählte demselben die Geschichte Coignards und erbot sich, sich demselben gegenüber stellen zu lassen. Decazes ließ darauf sofort den Grafen zu sich rufen und sagte ihm, was er erfahren hatte. Coignard stützte sich auf seine Papiere, und ließ sich, um dieselben zu holen, von einem Officier und zwei Gensd'armen in seine Wohnung begleiten. Während der Graf in ein anderes Zimmer ging, um seine Papiere zu holen, unterhielt Rosa Maria den Officier und schenkte ihm fleißig von vortrefflichem Weine ein. Coignard benutzte dies, legte rasch andere Kleidung an, und entfloh. Er trieb sich von da an mit mehreren andern Verbrechern in Frankreich herum, unternahm mehrere bedeutende kecke Diebstähle und wurde endlich verhaftet. Sein Prozeß erregte allgemeines Aufsehen, die Verhandlungen dauerten fünf Tage, und Coignard wurde endlich zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Rosa Maria sah sich freigesprochen, blieb aber ihrem Geliebten unerschütterlich treu und begab sich nach Toulon, um in seiner Nähe zu sein, ihn sehen und pflegen zu können. Sie starb indeß bald. Coignard war 1829 noch im Bagno zu Toulon. Ob er seitdem gestorben ist, wissen wir nicht.

(Ehescheidung nach der Mode.)

Fipps wollte sich von seiner Gattin scheiden.
„Gut," rief die Frau, als sie den Vorschlag hört,
„Doch lassen Sie das Aufsehen uns vermeiden,
Die Sache ist der Müh' nicht werth,
Wir können ja bequem in einem Hause bleiben,
Und doch im Grund geschieden sein.
Ich lasse Sie nach Ihrer Art die Zeit vertreiben,
Sie gehen nicht in meinen Zeitvertreib hinein;
Vom Geld, das Sie mir geben müßten,
Wenn Sie von mir geschieden wären,
Bezahlen Sie nur meine Ausgabslisten,
Um mehr will ich Sie nicht beschweren."
„Gut," rief der Mann, „allein was wird die Welt dann sagen?"
„Die Welt?" schrie seine Frau, „ha! wie ich lachen muß,
Die Welt? ha! ha! lebt man in unsern Tagen
Nicht längst auf diesem Fuß?"

(Väterliche Ermahnungen.)

Ein Vater gab dem Sohn die Lehre:
Sohn, sprach er, geize nicht nach Ehre,
Die Wissenschaften schaden Dir,
Nur stets ein Beispiel nimm an mir;
Ich lernte was, hab' viel geschrieben,
Und nage doch am Hungertuch. —
Der Sohn ist also ein Esel geblieben,
Und hat nun Gönner und Freunde genug.

(Der wohlangebrachte Empfehlungsbrief.) Ein junger Musikus, dessen Lebenswandel nicht eben der solideste war, kam nach Berlin, mit einem Briefe an den Capellmeister H*** versehen. Gleich am ersten Tage gerieth er in eine muntere Gesellschaft, und ziemlich betrunken nach Hause wankend, trat er fehl und fiel in eine Gosse. Hier lag er aber nicht allein, sondern neben einem andern Kumpan, der die

Rinne für ein Bett gehalten hatte, und sanft darin entschlummert war, jetzt aber sehr unsanft erweckt wurde. — „Herr, was wollen Sie von mir?“ fuhr er den Störer seiner Ruhe an, „ich bin der Capellmeister H***.“ — „Ach, so erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen Empfehlungsbrief abgebe,“ lallte der Ausgezankte und übergab das Schreiben. — „Gut, mein Lieber,“ sagte H***, „morgen wollen wir weiter davon sprechen, jetzt aber lassen Sie uns schlafen.“ — Und Beide schliefen gemüthlich neben einander, bis die Patrouille sie weckte, und ihnen auf der Wache eine andere Schlafstelle anwies. — „Sie sind mir sehr gut empfohlen, junger Mann,“ sagte H*** am andern Tage, als er nüchtern war, „und dürfen meiner wärmsten Protection versichert sein.“ —

Pariser Modenbericht.

Wiederholen wir nochmals, was über die großen Schleier zu sagen, welche die kleinen Voiletten verdrängt haben. Sie vereinen alle Vorzüge der Eleganz, der Nützlichkeit, der Bequemlichkeit und Vornehmheit in sich. Welch schöne Harmonie ist in einem Strohhute, in einem hübschen Gesichte und einem Spitzenschleier. Und dann weiß eine geschmackvolle Dame den Schleier eben so kunstvoll zu tragen, als ihren Cachemir; sie wirft ihn über die Schultern, läßt ihn im Winde wehen, umhüllt ihre Figur damit, je nachdem sie ihre Toilette vortheilhaft zeigen will. Dies läßt sich freilich nicht erlernen, sondern es gehört natürlicher Geschmack dazu.

Die weißen Langshawls von Barège, von Muslin und von Brüsseler Tülle stehen mehr als je in Gunst; man macht sie sehr breit, so daß sie in schönen Falten um die Taille fallen.

Auf Barège-Kleidern trägt man auch häufig Cannezous, die meist gestickt und mit einer festonnirten Garnitur versehen sind.

Auch Mantillen von weißen Zeugen mit kleinen eingestickten Punkten macht man und besetzt sie mit à la vieille gefälteltem Muslin. In die Puffen in der Mitte, bisweilen auch in den kleinen Saum, welcher die röhrenförmige Garnitur begrenzt, zieht man ein Band ein.

Die Hüte wechselt man jetzt nur, um sie immer frisch und neu zu haben, denn die Façon wird sich nun nicht mehr ändern. Nur der Ausputz ist verschieden und als solcher sind vorzugsweise Zweige von wilden Rosen, sowie Tannenzapfen zu erwähnen, die man halb von Sammet und halb von Batist macht, sowie die zahllosen Federn, die man fast jeden Tag in neuen Formen und Zusammenstellungen sieht.

Noch immer beliebt sind die Josephinen-Kleider; diese Façon, welche die Mitte hält zwischen Ueberröcken und eigentlich sogenannten Ueberwürfen findet den allgemeinsten Beifall und man kann sich allerdings auch kaum etwas Anmuthigeres denken, diese Kleider mögen von Batist, von Doppelmuslin, von Jaconnas, ꝛc. sein, denn alle diese leichten Stoffe mit hellfarbigem Grunde werden ohne Unterschied zu diesem Kleidungsstücke verwendet, dessen Leibchen gewöhnlich einen halbweiten hoch hinaufgehenden Rücken hat und einen kleinen Fächer bildet, wenn man den Gürtel mit doppeltem Zuge zusammenzieht, der die Taille markirt und das Leibchen schließt, wenn man es geschlossen haben will. Oben ist das Leibchen ebenfalls hoch hinaufgehend, es läßt sich aber auch zurückschlagen, so daß der Fichu sichtbar wird. Der Rock ist offen, ohne Schleifen und dergleichen. Eine festonnirte Garnitur von gleichem Stoffe, eine Spitze, eine Rüche von dem Kleidstoffe, Zacken auf seidenem Zeuge müssen das Leibchen und die Vordertheile des Kleides à la Josephine einfassen.

Die Häubchen à la vieille sind so, wie sie unsere Großmütter, als sie noch jung und munter waren, zu der Zeit trugen, da Rousseau seine neue „Heloise“ schrieb. Diese kleinen rundlich gefältelten Häubchen lassen die Ohren sehen, verhüllen die Stirne nicht, heben die hübschen Augen heraus und es fehlt ihnen sonach weder an Grazie noch an Eleganz. Einige sind mit Bändern ausgeputzt und haben wohl auch Barben von Spitzen, die entweder zusammengebunden werden, oder frei herumflattern.

Manche Damen lieben trotz der Wärme knappanliegende Kleider, und es mag dies auch in Hinsicht auf die Gesundheit von Vortheil sein. Es wird deshalb so ziemlich Mode, Kleider mit glattem gesteiftem Leibchen in Amazonenform mit sehr weit zurückgeschlagenen Revers zu tragen, die große Bavaroisen bilden. Der Untertheil des Leibchens, das wie ein Reitjäckchen aussieht, läßt sich mittelst eines Knopfes öffnen, wie seit einiger Zeit die Westen der Herren, die immer unten ein Knopfloch haben, was nie gebraucht wird.

Die Mode, welche allen Epochen, wie allen Ländern bald glücklich, bald minder glücklich etwas entlehnt, hat im vorigen Jahre, als sie den Damen Sommer-Crispinen gab, die langen Pelerinen nachgeahmt, welche 1752 die eleganten Damen in der Stadt Venedig trugen, wenn sie sich nicht in den großen Zendale, oder den großen Mantel mit Kapuchon hüllen wollten. Trotz allen Bemühungen, die man aufgewendet hat, um den Schnitt der Crispinen zu verbessern, so vermochten sie doch das Jahr nicht zu überleben, das sie hervorgebracht hatte; die einzigen Crispinen, die man noch duldet, waren die von Spitzen oder sehr dünnem Muslin, denen die Durchsichtigkeit, durch welche man die biegsame Taille und schönen Arme hindurch sah, einen großen Vorzug gab. Der Langshawl, die nicht gefütterte Mantille, der Mantillen-Langshawl, die auf dem Rücken pelerinenartig sind, haben dagegen ihre Stellung behauptet, und sind noch immer gesucht. Man putzt diese hübschen Mantillen ꝛc. auf tausenderlei verschiedene Art aus, bald mit Band, das à la vieille in Ruchen gezogen ist, bald mit einer Spitze ꝛc.; die neueste und beliebteste Art des Ausputzes ist eine zierliche Besetzung mit feinen Schnürchen, die, zwei Finger von dem Rande entfernt, um die ganze Mantille herumgeht und wie ein kunstvolles Spinngewebe aussieht.

Erklärung der Modenkupfer.

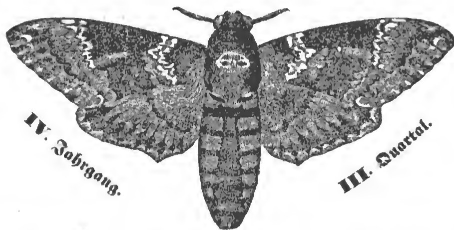
No. 1. Twine mit markirter Taille. Gestreifte Beinkleider. No. 2. Hut mit langem Schleier, Oberrockkleid mit drei gezackten Volants. No. 3. Rock mit einer Reihe Knöpfe.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 11. (5. Jahrgang. III. Quartal).

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst Modenkupfer. Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31/32. Druck von F. Andrä in Leipzig.

Leipzig=



Pariser Moden=Journal.

No. 12. Sonnabend, den 16. September. **1843.**

Zur gütigen Beachtung!

Mit künftiger Nummer schließt das Quartal dieser Zeitschrift; es werden daher Diejenigen, welche zu abonniren wünschen, ersucht, baldigst Ihre Bestellungen zu machen, um die Auflage darnach bestimmen zu können, damit nicht wieder die Nothwendigkeit eintritt, spätere Bestellungen nicht ausführen zu können.

Unsere Zeitschrift hat bereits eine weite und starke Verbreitung erhalten und glauben wir dieselbe sowohl den Herren Buchhändlern, als auch Privaten nicht ohne Erfolg zu Ihren Ankündigungen (à gespaltene Zeile 1½ Ngr.) empfehlen zu können.

Unser Bestreben wird auch fernerhin darauf gerichtet bleiben, die Modenkupfer, welche **wirklich** 8 Tage früher als in jeder anderen Modenzeitung erscheinen, so geschmackvoll als möglich herzustellen und hinsichtlich des Inhalts die abwechselndste und unterhaltendste Lectüre zu bieten.

Unsere Zeitschrift ist wegen Ihrer Wohlfeilheit nicht nur Allen, die hinsichtlich Ihres Geschäftes bei dem Wechsel der Mode interessirt sind, sondern **allen gebildeten, namentlich töchterreichen Familien**, überhaupt allen **Damen** zu empfehlen, denen daran gelegen ist, entweder durch **fremde** oder auch durch leichtzubewerkstelligende **Selbstnachhilfe** mit den veränderlichen Gesetzen der Mode gleichen Schritt zu halten.

Zugleich erlauben wir ein verehrtes Publikum auf eine zweite in unserm Verlage erscheinende Zeitschrift

Leipzig=Dresdner Eisenbahn.

Preis vierteljährlich 9 gGr. aufmerksam zu machen, deren Aufgabe es ist, das Leben von seiner komischen Seite aufzufassen und eine heitere, humoristischlaunige Lectüre zu bieten. Zu diesem Zwecke und um der Vorliebe unserer Zeit für gleich in den Text mit eingedruckte Carricaturen zu genügen, werden vom künftigen Vierteljahre in einer Reihenfolge von Carricaturenbildern die komischsten

Scenen aus dem öffentlichen und Familienleben

mit erklärendem Texte erscheinen und schon diese Bilder dazu beitragen, unser Blatt auf dem Höhepunkt der humoristischen und unterhaltenden Lectüre zu erhalten und ihm den Vorzug vor allen dergleichen Erscheinungen zu sichern. Wir erlauben uns, eine **Probenummer** unsrer Leipzig=Dresdner Eisenbahn vom eben ablaufenden Quartale beizulegen.

Expedition: Petersstraße No. 31/58, 1. Etage.

Die Kunst zu fliegen.

Die neuerlich mißlungenen Versuche, sich mittelst einer künstlich constriurten Maschine nach Willkür in der Luft zu bewegen, rufen ähnliche Versuche der Art ins Gedächtniß zurück, welche bereits vor langer Zeit angestellt wurden. Zwar hat die französische Akademie der Wissenschaften längst die Unlösbarkeit dieses Problems ausgesprochen, aber dennoch treten von Zeit zu Zeit Individuen auf, welche mit mehr oder minder glücklichem Erfolge Versuche dieser Art anstellen; ja wenn wir den Berichten trauen dürfen, so ist in Amerika bereits vor einigen Jahren durch einen gewissen William Toodd, dessen Geschichte wir hier mittheilen wollen, die Kunst entdeckt worden, leider aber das Geheimniß derselben wieder verloren gegangen. William Toodd war ein Mechaniker, welcher lange Zeit in einem der ersten Etablissements zu Philadelphia gearbeitet hatte. William Toodd hatte von seinen Kinderjahren an ein bewunderungswürdiges Talent für mechanische Künste gezeigt, und war 32 Jahre alt geworden, ohne sich viel mit seinen Altersgenossen abzugeben. Schweigsam und in sich gekehrt, zeigte er eine große Vorliebe für Vögel, mit denen sein Zimmer ganz angefüllt war. Später hatte er von seinen Ersparnissen außerhalb der Stadt ein Haus mit einem Gärtchen an sich gekauft. In seinen Mußestunden hatte er ein Gitterwerk fabricirt, welches den ganzen Garten bedeckte und denselben zu einem großen Vogelbauer machte, in welchem Vögel aller Arten, wie im Zustande der Freiheit umherflogen. William Toodd brachte ganze Tage bei seinen Vögeln zu, des Abends schloß er sich in ein verstecktes Zimmer seines Hauses ein, welches Niemand betreten durfte, und in dem er oft ganze Nächte durch arbeitete, ohne daß je einer seiner Kameraden erfuhr, welcher Arbeit er mit solchem Eifer sich hingab. William Toodd war verliebt in die Tochter seines Meisters, seine Liebe wurde erwiedert, allein er hatte keine Hoffnung, denn der Meister war ein reicher Mann. Plötzlich besuchte William, ohne einen Grund anzugeben, die Werkstätte nicht mehr, schloß sich in seine Wohnung ein, und verließ dieselbe nur, um die nöthigen Lebensmittel sich zu verschaffen. Seiner Geliebten hatte er gesagt: Ich will berühmt und reich werden, warte nur zwei Jahre auf mich. Das Mädchen entschloß sich dazu, und wußte unter verschiedenen Vorwänden alle ihr gemachten Anträge abzuweisen. Während zweier Jahre redete Niemand von William Toodd. Seine Kameraden hatten ihn fast vergessen, nur seine Nachbarn wurden bisweilen seiner ansichtig, und fragten einander erstaunt, was ein Mann in seinen Jahren so ohne Freunde und Verbindung beginne. Die beiden Jahre waren verflossen, William verließ nun seine Einsamkeit und kündigte seinen alten Freunden an, daß sie in einigen Tagen von ihm und einer merkwürdigen Entdeckung würden reden hören. In der That luden einige Tage später, ungeheure Anschlagzettel die Bevölkerung Philadelphias zu einem außerordentlichen Schauspiele ein. William Toodd kündigte seinen Mitbürgern an, daß er die Kunst zu fliegen entdeckt habe, und am nächsten Sonntage sich im Angesichte Aller in die Luft erheben, und in weniger denn vier Stunden die Entfernung, welche Philadelphia von New-York trennt, ungefähr 30 Lieues, im Fluge durchmessen werde. Seine Kameraden, welche ihn sehr liebten, glaubten, er habe den Verstand verloren, sie eilten zu ihm, und baten ihn inständig, einen so ausschweifenden Plan aufzugeben. William Toodd antwortete ihnen mit vollkommener Ruhe, daß er seiner Sache gewiß sei, daß er seine Maschine durch langes Studium so vervollkommnet, und dieselbe nicht selten bei nächtlicher Weile versucht habe, daher an dem Gelingen kein Zweifel sei. Sein früherer Meister bat ihn, wieder in die Werkstätte zu gehen, keinen chimärischen Ideen Raum zu geben, und auf einen Versuch zu verzichten, welcher ihn dem öffentlichen Gelächter preis geben müsse, dagegen aber seine Kraft auf nützliche Arbeiten zu verwenden. Die, welche er liebte, schrieb ihm endlich, und bat ihn ebenfalls, durch Geduld und Ausdauer sich ein sicher nicht ausbleibendes Vermögen zu verschaffen, sie beschwor ihn ferner, sich für sie zu erhalten, und gelobte ihm nochmals Treue. William Toodd ließ sich weder durch die Bitten des Vaters, noch durch die der Tochter rühren; er hatte Alles berechnet, und war seines Erfolges gewiß. Als der Sonntag herangekommen war, bedeckte eine zahlreiche Volksmenge den großen Platz von Philadelphia; der Versuch sollte um 4 Uhr stattfinden. Die Kameraden William Toodds hatten sich um die Schranken, innerhalb deren er aufsteigen wollte, versammelt, und daselbst einen dichten Kreis gebildet, entschlossen, ihren Freund den Beleidigungen und der vielleicht rohen Behandlung einer in ihren Erwartungen getäuschten Menge zu entziehen. Zur genannten Stunde kam William an. Er war mit einem langen Mantel bekleidet, den er erst, auf dem Platze angekommen, ablegte. Da nun erblickte man zwei Flügel, welche an seine Schultern geheftet und durch Eisendrähte zu einer Art Panzer, welcher seine Brust und Lenden umgab, verbunden waren. Man sah, daß, indem er eins der Bänder des Panzers drückte, die Flügel in eine regelrechte Bewegung kamen. Mittelst anderer Springfedern

hob oder drückte er nach Willkür Gewichte nieder, welche, ihm bis auf die Füße herabreichend, bestimmt zu sein schienen, als Ballast zu dienen, und ihm, indem er sich in die Luft erhob, eine perpendikuläre Lage zu erhalten. Um sich senkrecht zu erheben, hatte William Toodd es auch für nöthig gehalten, die Oberfläche des Kopfes zu vermindern; er hatte daher sein Haupt mit einer Art Helm, in Gestalt eines Adlerkopfes, der in einem Schnabel auslief, bedeckt. William versuchte nun sorgfältig den Mechanismus der Flügel und der Springfedern, welche die Gewichte in Bewegung brachten, setzte seinen Helm fest auf den Kopf, winkte zum Abschiede mit der Hand einer Person, welche in einem auf dem Platze gelegenen Hause hinter einem Vorhange verborgen war, drückte dann seinen Freunden die Hand, und bereitete sich, in die Höhe zu fliegen. Tiefes Schweigen herrschte auf dem Platze. Plötzlich ertönte ein donnerndes Beifallgeklatsch; Aller Augen richteten sich in eine Entfernung von ungefähr 10 Metern. William war nach drei- bis viermaligem Flügelschlage dahin gelangt. Nun hielt er einen Augenblick an, und versuchte den Mechanismus seiner Gewichte; ohne Schwierigkeit ging er von der perpendikulären Lage in die horizontale über, nahm dann wieder die perpendikuläre ein, und erhob sich darauf in reißend schnellem Fluge so hoch, daß man ihn kaum noch mit den Augen erkennen konnte. Es schien keine Anstrengung für ihn damit verbunden zu sein. Von dieser Entfernung aus grüßte er die Menschenmenge, bog sich vor, und flog in der Richtung nach New-York zu, so ruhig, wie ein Schwimmer, welcher, auf dem Rücken liegend, sich von den Wellen des Flusses fortreiben läßt. William ward lebend nicht wieder gesehen. Vierzehn Tage darauf wurde sein Leichnam schon halb verzehrt von Wölfen, am Fuße eines Baumes im Walde, der 18 Lieues von Philadelphia und 12 Lieues von New-York entfernt ist, gefunden. Man bemerkte am Kopfe, gerade unter dem Adlerschnabel, ein Loch von einer Flintenkugel. Ein Jäger hat seitdem bekannt, daß er, durch den Wald gehend, auf der Spitze eines Baumes eine schwarze Masse erblickt, dieselbe bei der schon hereinbrechenden Dunkelheit für einen riesigen Vogel gehalten habe, und daß, nachdem er geschossen und ein Mensch niedergestürzt, er entflohen sei. Die Kugel des Jägers hatte einen bedeutenden Menschen, eine bewundernswürdige Idee vernichtet; denn was man in dem Hause Williams fand, konnte auf keine Spur von seiner Entdeckung leiten, und auch der Apparat, dessen er sich bedient hatte, war so zerbrochen, daß nur ein Fragment von demselben sich erkennen ließ, eine große Uhrfeder.

Zufall oder Fügung?

Eine Nacht im Sommer des Jahres 178* konnte Sir Evan, Unter-Staatssecretair des Innern unter dem Ministerium des jüngeren Pitt, später, zur Zeit des Revolutionskrieges, Secretair der Admiralität, nicht einschlafen. Er verspürte nicht das geringste Unwohlsein, er hatte vor dem Schlafengehen nichts gegessen und trug sich auch mit keiner Sorge, mit keinem aufregenden Gedanken, woraus Schlaflosigkeit sich hätte erklären lassen. So lag er von 11 Uhr Nachts bis 2 Uhr Morgens und schloß kein Auge; der Tag begann zu dämmern, und der vergeblichen Versuche zum Einschlafen müde, raffte Sir Evan sich auf und ging hinunter in den Regentspark, um sich durch einen Spaziergang in der Kühle vielleicht noch einige Stunden Morgenschlaf zu verschaffen.

Der Park war leer und Sir Evan sah auf seinem Wege nichts Lebendiges, außer den Schildwachen, die gähnten oder schliefen.

Im Auf- und Niedergehen kam er mehrmals an dem Amtsgebäude des Home office vorüber und hatte den Einfall, durch eine Seitenthür, deren Schlüssel er beständig bei sich trug, hineinzugehen. Eine Absicht verband er damit gar nicht; es geschah lediglich, weil er sonst nichts anzufangen wußte. In einem Expeditionszimmer lag das Journal vom vorigen Tage noch auf dem Pulte; er tritt hinzu und schlägt es auf, ganz mechanisch, ohne etwas darin suchen zu wollen.

Das Erste, was ihm in die Augen fällt, ist in der Rubrik „Eingegangen" Folgendes: „Begnadigung für die zum Tode verurtheilten Falschmünzer nach York zu expediren." Zu seiner größten Bestürzung fällt ihm ein, daß der Befehl, den Begnadigungsbrief abzusenden, zwar bereits am vorigen Tage gegeben, daß aber der wirkliche Abgang noch nicht bescheinigt war. Die Hinrichtung war auf den frühen Morgen des nächstfolgenden Tages festgesetzt. In höchster Unruhe suchte er im Copialbuch nach, ob die vermißte Bescheinigung sich vielleicht eingetragen fände; er überzeugt sich, daß sie noch fehlt.

Unverzüglich eilt er nach Downing-Street in die Wohnung des Kanzlei-Directors seines Ministeriums, weckt ihn auf — drei Uhr war bereits vorüber — und fragt:

— Wissen Sie bestimmt, ob die Begnadigung nach York expedirt ist?

Der Befragte erwiederte bestürzt und verlegen, er könne sich nicht gleich erinnern.

— Sie sind noch verschlafen, sagte Sir Evan; nehmen Sie Ihre Gedanken zusammen, sie muß expedirt worden sein.

— Jetzt besinne ich mich, erwiederte der Andere; ich habe gestern die Sache an den Kronkanzellisten überwiesen; er muß sie nach York befördert haben, es gehört in sein Amt.

— Ganz wohl, fuhr Sir Evan fort; aber Sie haben die Bescheinigung von ihm in Händen, daß der Befehl wirklich abgegangen ist?

— Das nicht.

— So müssen wir ihn auf der Stelle aufsuchen, kommen Sie mit, es ist noch zeitig, wir müssen ihn finden.

Der Mann wohnte ziemlich weit davon, in Chancerie-Lane; kein Fiaker ließ sich treffen.

Sir Evan und sein Begleiter rannten mehr, als sie gingen, und kamen gerade in dem Augenblicke vor des Kronbeamten Thüre, als derselbe in seinen Wagen stieg, um auf ein Landgut hinauszufahren; er meinte Alles abgemacht zu haben und rechnete auf einen freien Tag. War er schon über den Besuch des Unter-Staatssecretairs zu so ungewohnter Stunde verwundert, so erschrak er vollends, als er hörte, wovon die Rede war.

— Hilf im Himmel! rief er und schlug sich vor die Stirn; ich habe den Befehl noch in meinem Pulte liegen.

Er holte ihn sofort herbei, und Sir Evan bat sich vom Postamte den allerschnellsten und zuverlässigsten Expressen aus. Am folgenden Tage traf die Begnadigung zu York in dem Augenblicke ein, da die Verurtheilten den Karren bestiegen, der sie zu dem Richtplatz führen sollte.

Diese kleine Geschichte ist gewiß außerordentlich in ihrer Art, und das Einschreiten einer höheren Fügung scheint uns dabei unverkennbar. Geistererscheinungen und Geisterstimmen, wenn man sie als möglich zugibt, wären bei weitem nicht so wunderbar, als die Verkettung scheinbarer Zufälle zu einem Resultate, das uns, als ein durch höhere Absicht herbeigeführtes in die Augen springt.

Das Testament.

Es war kurz nach Mitternacht, als Herr von Langeais in das Cabinet seiner Frau trat.

„Sie hier? in dieser Stunde?“ rief Frau von Langeais verwundert und erschrocken; „sind Sie krank, mein Herr?“

„Ich habe mich niemals wohler befunden als jetzt,“ erwiederte Herr von Langeais.

„Haben Sie etwas Unangenehmes erfahren?“

„Nein, ich bin glücklicherweise ohne schlimme Nachrichten. Uebrigens wissen Sie ja, daß meine Freundschaft für Sie sich darin gefällt, Ihnen dergleichen zu verheimlichen.“

So sprechend ließ sich der Herr von Langeais auf einen Stuhl nieder und schickte durch ein Zeichen die Kammerjungfer seiner Frau aus dem Zimmer. Herr von Langeais hatte sein sechzigstes Jahr überschritten; klein und mager, war er ein etwas schwächlicher, aber doch munterer Greis; ein geistreicher und guter Mensch, seine kleinen, lebhaften Augen hatten das Feuer der Jugend behalten und mit einer ihm eigenthümlichen Ironie sagte er zu seiner Frau:

„Ich störe Sie wohl? ich habe für meinen Besuch einen schlechten Augenblick gewählt; verzeihen Sie mir; — aber Sie sind am Tage immer so sehr beschäftigt, daß ich gut gewählt zu haben glaubte.“

Frau von Langeais, die vor ihm stand, wurde bald blaß, bald roth; ihr Gemahl bemerkte es, aber indem er die junge und schöne Gestalt betrachtete und seine Rechte, sein Alter und die vorgerückte Stunde der Nacht bedachte, so glaubte er, die Ursache ihrer Unruhe einzusehen.

„Ich wünsche, mich mit Ihnen nur eine Stunde zu unterhalten, Madame, weiter nichts,“ sagte er zu ihr. — „Sie sind sechsundzwanzig Jahre alt und ich könnte Ihr Großvater sein. Meine Ehe mit Ihnen, lächerlich in den Augen der Welt, ist dies indessen nur für diejenigen, welche die Motive derselben nicht kennen, und Sie, Clemence, Sie kennen sie ja besser als jeder Andere.“

„Mein Herr,“ murmelte die junge Frau, ihre Augen niederschlagend, „keine Klage, keine Erinnerung an vergangene — —“

„O! wahrlich, meine liebe Freundin, es liegt nicht der geringste Vorwurf in meinen Worten,“ rief der Greis; „Sie sind die beste Creatur, die ich jemals gekannt habe, und wenn ich diese Erinnerungen zurückrufe, so geschieht es nur, weil sie mir angenehm und theuer sind. Es sind nun zehn Jahre, — Sie waren damals kaum sechzehn Jahre alt, — als Ihr Vater Ihnen zum ersten Mal sagte, Sie möchten mich heirathen. Er war damals von einer tödtlichen Krankheit getroffen, der er auch unterlag. Sein Vermögen war in Unordnung; Sie kannten diese zarten Umstände nicht und lernen sie erst jetzt kennen, nicht wahr?“

„Wie!“ sagte Clemence, „mein Vater war nicht reich!“

„Er hat nur Schulden hinterlassen, die ich bezahlt habe,“ erwiederte Herr von Langeais, „und dennoch freu-

ten Sie sich über den Vorschlag Ihres Vaters; Sie schienen entzückt darüber zu sein, einen Mann zu heirathen, den Sie von Kindheit auf kannten und Ihren guten Freund nannten. Ich besuchte Sie darauf und sagte Ihnen, daß ich Sie mit ganzer Seele liebte und sehr erfreut sein würde, Ihnen meinen Namen zu geben. Aber zu gleicher Zeit führte ich Ihnen meinen Taufschein vor Gesicht; ich ließ Sie sehen, um wie viel ich älter war, als Ihr Vater selbst, und da Sie Ihre Lage nicht kannten, da Sie sich für reich hielten, so wurden Sie gern und aus eigener Wahl meine Frau. Ihr Vater fühlte, daß er sterben werde, und als er Sie mir gab, verließ er diese Welt ohne Sorge für seine einzige Tochter. Sie liebten mich und waren glücklich durch eine Ehe, vor welcher jedes andere junge Mädchen, selbst wenn es weniger schön, weniger jung gewesen wäre, als Sie es damals waren, zurückgewichen sein würde. Ich empfand für Sie ein Gefühl, das mich in Schrecken gesetzt haben würde, wenn ich nicht Ihre Freundschaft und Ihre Liebe gekannt hätte. Ich verdanke diesen Umständen zehn Jahre des Glücks, die zehn glücklichsten meines Lebens."

„Ach! mein Herr, wozu das?" rief Frau von Langeais tief gerührt; „warum erinnern Sie sich und mich an die Vergangenheit? ich läugne nichts, mein Herr, ich erinnere mich an Alles — —"

„Erlauben Sie, Madame," erwiederte ihr Gatte, „ich kam hierher, um Ihnen für Ihre Liebe zu danken, um mich selbst wegen eines Fehlers zu entschuldigen."

„Sie? mein Herr, Sie sollten gegen mich gefehlt haben? O, nein! mein Freund, nie!"

„Verzeihen Sie, Madame; Sie werden es sehen."

„Mein Herr! mein Herr! Sie sind immer zu gütig gegen mich gewesen und es ist unmöglich — —"

„Lassen Sie mich endigen, Madame," erwiederte ihr Gatte; Sie sind die edelste und beste der Frauen — —"

„Ich? mein Herr."

„Ja, Sie, Madame, und die gänzliche Vergessenheit, in der Sie leben, ist der größte Beweis davon. Ich bin reich, und wenn Ihr Vater Sie mir gegeben hat, so geschah es nur darum, daß Sie einst diese Reichthümer erben sollten. Dies ist die offene oder stillschweigende Bedingung bei jeder Heirath zwischen einem jungen Mädchen und einem Greise. Ich habe mich weder durch einen Contract noch durch ein Wort verpflichtet, Sie zu bereichern; Ihr Vater besaß viel zu viel Zartgefühl, um etwas dem Aehnliches zu fordern, aber ich habe mich dazu Ehrenhalber verpflichtet. Sehen Sie! bis gestern hatte ich diese Verpflichtung nicht erfüllt. — Und was würde aus Ihnen geworden sein, großer Gott, wenn der Tod mich plötzlich abgerufen hätte? Meine ganze Familie würde sich auf mein Erbgut geworfen haben, und da ich in keinem Heirathscontracte ein Witthum bezeichnet hatte, so würde man Sie genöthigt haben, dieses Haus zu verlassen; man würde Sie meiner Güter, meiner Contracte, ja selbst Ihrer Juwelen beraubt haben; Langeais Witwe würde vergeblich um den Besitz eines Kostgeldes geklagt haben. — Das ist mein Verbrechen, Madame, ein Verbrechen, das Ihr Edelmuth Sie nicht einmal ahnen ließ, das ich aber wenigstens nicht begehen will."

Hierauf zog Herr von Langeais ein versiegeltes Päckchen aus seiner Tasche und übergab es seiner Frau.

„Nehmen Sie," sagte er; „es gehört Ihnen; es ist mein Testament; erschrecken Sie nicht über dieses Wort; niemals noch haben solche Verfügungen einem Testator den Tod gebracht. Ich mache Sie zu meiner Universalerbin; erstens, weil es, wie ich Ihnen schon gesagt habe, meine Pflicht ist, und dann, weil ich, wenn dem auch nicht so wäre, — wenn Sie reich wären, — Ihnen doch diesen Beweis von Anhänglichkeit und Dankbarkeit schuldig sein würde, da Sie mich lieben und ich nur Sie liebe. — Armer Greis! ohne Sie würde ich einsam gelebt haben, einsam gestorben sein; Preis gegeben den mordsüchtigen Wünschen eines liederlichen Neffen, der Herrschaft eines Dieners oder den eigennützigen Sorgen einer Haushälterin. Sie, Sie haben nicht an Ihre Rechte gedacht; Sie haben für mich gesorgt, als ob ich unsterblich sein würde oder doch länger als Sie leben mußte, obwohl ich ein Greis bin; Sie, Sie sind eine junge Frau und haben meine weißen Haare in Ehren gehalten; Sie waren um meinen guten Namen besorgt; diese Liebe, die Sie vor zehn Jahren für mich hegten, haben Sie immer gehegt; Sie waren mir eine Tochter, die sorgfältig die Liebe und die Ehre ihres Vaters bewacht; jung, schön und gebildet, verschmähten Sie die schönsten Cavaliere und blieben einem alten Manne treu. — Ja, Clemence, das haben Sie gethan, das war Ihre Pflicht, und die bloße Vermuthung, daß Sie an Abwege hätten denken können, würde schon Verleumdung sein, und dies ist es, was mich noch strafbarer gegen Sie macht. Indem ich Ihnen erst heute mein Vermögen zusichere, scheint es, als ob ich Sie hätte zehn Jahre auf die Probe stellen wollen. — Im Namen des Himmels! Clemence, hegen Sie nicht diesen Gedanken — Aber, mein Gott! Clemence, Sie sind gerührt? Sie weinen? Wohlan! trocknen Sie diese Thränen! umarmen Sie mich und dann gute Nacht!"

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

(Der Lotteriegewinn.) In einem kleinen preußischen Provinzialstädtchen handelte ein Kleinkrämer in einem Tauschhandel ein Lotterieloos zur fünften Classe ein, welches von einem Berliner Hauptcollecteur entnommen war. Bald darauf geschah die Ziehung und man kann sich die Freude unseres Krämers denken, als er las, daß auf sein Loos der Hauptgewinn von 200,000 Thaler gefallen war. Ueber Hals und Kopf verkaufte er seinen kleinen Kram à tout prix, um so das nöthige Geld zu der weiten Reise nach Berlin zu erhalten, denn er wollte sich seinen Gewinn selbst holen und dachte sich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in seinem Leben Erfahrungen zur Beantwortung der Frage zu sammeln: was ist Genuß! — denn bisher hatte er sich gar kümmerlich durchschlagen müssen. In Beelin angelangt, eilte er, ohne sich die geringste Ruhe zu gönnen, zu dem auf seinem Loose benannten Hauptcollecteur und fragte diesen, wann er das Geld in Empfang nehmen könne. — „Ich bedauere Sie sehr," sagte der Collecteur, „allein Ihr Loos ist falsch. Sehen Sie hier die dreimalige Anzeige der Lotterie-Direction, daß dies Loos verloren ging und daher ein darauf fallender Gewinn nur an den rechtmäßigen Besitzer desselben ausgezahlt werden könne; Sie haben das verlorene Loos gekauft und können daher kein Geld eehalten!" Der unglücklich Betrogene starrte den Redenden an, schlug ein lautes, gellendes Gelächter auf und stürzte besinnungslos zusammen. Der grelle Uebergang von der glänzendsten Hoffnung zur bittersten Täuschung hatte zu eeschütternd auf den armen Menschen gewirkt und aus dem Hause des Collecteurs wurde er in die Charité gebracht, wo er sich als unheilbarer Wahnsinniger befindet.

— Zwei Oeconomen begegneten sich. „Nun, wo kommst Du denn her?" fragte der Eine den Andern. „Aus der Stadt," antwortete dieser, „wo ich so eben meine Ochsen und Kühe in der Gesellschaft für die Versicheeung des Rindviehes assecurirt habe. Man kann doch alsdann immer beruhigter sein." „Ja, weiß Gott, Du hast Recht," sprach der Andere, „daß ich daran noch nicht gedacht habe! Ich will aber jetzt gleich hingehen, und mich daselbst auch versichern lassen."

(Europa's Staatsschulden.) Die ungeheure Liste der europäischen Staatsschulden, die Freiherr von Reden ausgearbeitet, weist nach, daß die Schuldenlast sämmtlicher Reiche die ohngefähre Summe von 13,605 Mill. Thalern beträgt! Einundvierzig Theile von Hunderten kommen davon allein auf England, nämlich 5578 Mill. Thlr.; zehn Hunderttheile auf Frankreich (1410 Mill. Thlr.); neun Hunderttheile auf Holland (1290 Mill. Thlr.); sechs Hunderttheile auf Spanien (809 Mill.); auf Rußland mit Polen etwa eben so viel (Rußland hat ohne die Eisenbahnanleihe 749 Mill. Thlr. Schulden, Polen 33 Mill.); vier Hunderttheile auf Oesterreich (579 Mill.) auf Griechenland drei Tausendtheile ($40\frac{1}{2}$ Mill.); auf Preußen ein Hunderttheil (155 Mill.). Die Staatsschulden sind ein so allgemein verbreitetes Uebel, daß außer Schweden und der Schweiz, die wenigstens keine verzinslichen Schulden abzutragen haben, kein größerer Staat Europas in dem Verzeichnisse fehlt. Am günstigsten stellt sich das Resultat für einige kleinere Bundesstaaten heraus, wovon z. B. Oldenburg, Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg ganz schuldenfrei sind. — Hamburg hat 30 Mill. Schulden (drei Mal mehr als das Königreich Sachsen), dazu steht aber die Staatseinnahme von 3 Mill. 400,000 Thlr. in einem vortheilhaften Verhältnisse, wenn wir betrachten, daß die Ausgaben viel geringer anzuschlagen sind. Kurhessen ist ebenfalls schuldenfrei zu betrachten. Es hat zwar etwas über eine Mill zu verzinsen, dagegen aber weit mehr werbendes Staatsvermögen. Vertheilte man die ganze Staatsschuldenmasse Europas gleichmäßig auf unsern Welttheil, so kämen auf jeden Kopf etwas über 54 Thaler.

(Diebsgeschichte.) Wer Prag besucht hat, erinnert sich der prachtvollen Monstranz in der Lorettokirche auf der Kleinseite, in welcher 6000 Diamanten sich befinden sollen. Zwei liederliche junge Menschen aus Dresden hatten den Plan gefaßt, sich dieser Monstranz zu bemächtigen. Sie reisen nach dem Inhalt ihrer Päſſe zu ihrem Vergnügen nach Prag, fahren in einem Wagen an der oben erwähnten Kirche vor und lassen sich den erwähnten Schatz zeigen; ein Dritter, die Rolle des Bedienten spielend, soll an der Thüre stehen geblieben sein. Plötzlich schlägt der eine der Bösewichter den 78jährigen Capuciner, der ihnen die Monstranz zeigt, nieder und der andere dringt mit einem Dolche auf den hinzueilenden Sacristan ein, beide werden aber von frommen Beichtkindern, welche in den in der Capelle befindlichen Beichtstühlen gebeichtet hatten, ohne von den Kirchenräubern bemerkt zu werden, überwältigt. Der auf Lauer stehende Dritte entkommt. Nur mit Mühe konnten die beiden Kirchenräuber, als sie in das Gefängniß abgeführt wurden, durch die bewaffnete Macht vor der Wuth des Volkes geschützt werden. Glücklicher Weise sind die beiden Opfer dieser Raubsucht nicht tödtlich verletzt. Nicht Noth, sondern ungezügelte Genußsucht war die Ursache des Verbrechens. Die in neuerer Zeit in Sachsen häufigen Hinrichtungen, — in einem Jahre fielen 16 Köpfe auf den Schaffott, — scheinen einen vortheilhaften Eindruck durch Abschreckung von groben Verbrechen, wie dieses Beispiel von Neuem lehrt, nicht zu machen.

(Eine Pariser Gerichtsscene.) Die Pariser „Gazette des Tribinaux" scheint von dem Grundsatz auszugehen, daß man das düstere Gemälde der leider, trotz unserer vielgepriesenen und täglich voranschreitenden Bildung, so häufig vorkommenden Verbrechen und Schandthaten durch mitunter eingestreute heitere Farben etwas mildern müsse, und man findet daher in jenem Journal viele, zum Theil höchst ergötzliche Gerichtsscenen, welche den üblen Eindruck, den jene Mord- und Raubgeschichten hinterlassen, wieder verwischen sollen. Zu solchem Behufe wird freilich Manches erfunden, oder wenigstens sehr poetisch ausgemalt, und es entstehen oft Histörchen, die es mit der Wahrheit nicht allzu strenge nehmen. Die neuesten Blätter bringen wieder Mehreres der letzteren Art und wir entnehmen ihnen das Nachstehende:

Pierrard und Barson sind zwei Kinder des Puy-de-Dôme, die nach Paris gekommen, um durch Fleiß und Sparsamkeit als Maurergesellen etwas zu verdienen und zu erübrigen. Sie sind in demselben Dorfe geboren und wohnen jetzt in demselben Hause, durch die engste Freundschaft verknüpft. So arbeiten sie schon seit mehreren Jahren und von Zeit zu Zeit

kehrt Einer von ihnen in die Heimath zurück, um von den Sparpfennigen ein, wenn auch noch so kleines Stückchen Feld anzukaufen. Sie träumen von der schönen Zukunft, wo sie in ihr Land zurückwandern und sich dort häuslich niederlassen können. Woher kommt es nun, daß zwischen den beiden Freunden neuerlich eine ernsthafte Prügelei stattfand, bei welcher Barfou, der schwächere, blutig geschlagen wurde; woher kommt es, da doch Beide ganz nüchtern waren und nie ein Wirthshaus besuchen? Sie stehen Beide vor Gericht und das schöne Freundschaftsband scheint gänzlich zerrissen.

Präsident: Barfou, erklären Sie sich über den Betreff Ihrer Klage.

Barfou: Wir wollten uns neulich zwei Paar neue Schuhe für den Sonntag kaufen, um auf gutem Fuß zu leben und anständig zu erscheinen. Pierrard meinte, ein Paar wäre auch genug, wir würden dabei Geld sparen und könnten ja mit diesem einem Paare abwechseln. So geschah es, und während nun Sonntags Einer von uns spazieren ging, blieb der Andere zu Haus; Keiner hatte sich zu beklagen und Jedem war es recht. Am letzten Sonntag war die Reihe des Ausgehens an mir, aber Pierrard behauptete, sie sei an ihm, und als ich auf meinem Rechte bestand, gerieth Pierrard in heftigen Zorn und schlug tüchtig auf mich los; ich schrie um Hilfe und es kamen Leute und Agenten der Polizei herbei. So verhält sich die Geschichte.

Pierrard erklärte dagegen, die Reihe sei durchaus an ihm gewesen, und schalt seinen Freund einen Lügner. Dem Richter schien es nicht nöthig, diesem Rangstreit weiter nachzuforschen; Pierrard war straffällig, weil er seinen Landsmann geprügelt und einen Sonntagsscandal gemacht hatte; er wurde zu 50 Francs Geldstrafe verurtheilt und seine Protestation wurde verworfen. „Wir hätten doch besser gethan," meinte er, „dies Geld zu sparen. Aber an wem ist nun die Reihe, die Schuhe nächsten Sonntag zu tragen?"

Präsident: Es ist am besten, wenn Ihr Euch noch ein Paar Schuhe kauft, um ähnlichen Streit zu vermeiden.

Beide: Das wollen wir nicht und haben an einem Paare genug.

Der Präsident war gerade bei guter Laune und ließ die zwei Maurergesellen loosen. Nachdem das Glück dem Pierrard günstig gewesen, wurden die Streitenden entlassen und man gab ihnen eine Ermahnung zur Eintracht mit auf den Weg. Dies lustige Geschichtchen zeigt, daß beim Prozessiren nichts gewonnen wird, und bestätigt zugleich die alte Erfahrung, daß die besten Freunde sich oft über Kleinigkeiten gerade am leichtesten entzweien.

— Ein Weinwirth zu Paris erstand durch Vermittelung eines Maklers von einem Weinhändler drei Faß Wein. Der Wein war bald verzapft, der Weinhändler aber bekam von dem Ertrage nichts, als ein Paar unbedeutende Abschlagszahlungen. Alle Erinnerungen an den Rückstand blieben erfolglos. Der Weinhändler stattet seinem Schuldner einen Besuch ab. Dieser überrascht, macht ein wunderliches Gesicht. Der Gläubiger aber redet ihm freundlich zu: „Ich weiß, Sie sind in Verlegenheit. Niemand will Ihnen Wein liefern, als gegen baare Zahlung. Ich bin nicht so mißtrauisch. Mein ganzer Keller steht zur Disposition. Nur die verwickelte Rechnung der Abschlagszahlungen kann ich nicht leiden. Also, wie viel Faß brauchen Sie jetzt?" — „Fünf." — „Gut, die sollen Sie haben, und mit Bezahlung derselben sollen Sie nicht gedrängt werden. Nur bedinge ich mir aus, daß der Rest berichtigt wird." — „Ich nehme mit gerührtem Dank Ihren Vorschlag an; also fünf von dem Rothen, wie das letzte Mal." — „Morgen sollen Sie ihn haben!" — Am folgenden Morgen erschien eine Fuhre mit fünf Faß, in Begleitung des Weinhändlers. Der Wirth bezahlte den Rückstand mit 210 Francs und empfing nebst der Quittung eine Rechnung von 506 Francs für weitere fünf Faß rothen Wein. Der Wirth beeilt sich, seinen neuen Wein zu proben und bemerkte, daß es weiß aus dem Fasse lief. „Eine Verwechslung," dachte er. Er trank und schmeckte reines Wasser. Die anwesenden Gäste lachten und erklärten das Verfahren für eine unschuldige List. Der Wirth aber meinte, wer am letzten lacht, lacht am besten. „Hätte der Weinhändler mir keine Rechnung gegeben, dann wäre ich angeführt. So aber ist er es." Er verklagte seinen Lieferanten, und dieser mochte sagen, was er wollte, daß es ihm nur um Befriedigung seiner rechtmäßigen Forderung zu thun gewesen sei — die neue Rechnung über fünf Faß rothen Wein lag vor, die Ablieferung von Wasser statt Wein war erwiesen: also erkannte das Gericht, daß der Weinhändler betrogen habe, und verurtheilte ihn, in Betracht mildernder Umstände, zu einem Monat Gefängniß, 50 Francs Buße und 100 Francs Entschädigung für den Kläger.

(Der einzige Fehler.) Ein englischer Rechts-Anwalt that einst einen curiosen Pferdekauf, den er auf launige Weise folgendermaßen erzählte. „Ich kaufte ein Mal von einem Roßtäuscher ein Pferd, das er für ganz fehlerfrei ausgab. Ich glaubte, einen Schatz erworben zu haben; dennoch wollte ich gern wissen, ob denn das Pferd wirklich keinen Fehler habe. Als daher das Geld ausbezahlt war, sagte ich zu dem Verkäufer: „Nun, mein Freund, Ihr habt Euer Geld und ich hab' mein Pferd, der Handel ist abgemacht; jetzt sagt mir als ehelicher Mann aufrichtig, ob denn das Pferd gar keinen Fehler hat?" — „Herr," antwortete er, „Sie haben sich als Gentleman gezeigt, und da Sie mich auf's Gewissen fragen, so will ich's Ihnen nur gestehen, das Pferd hat einen einzigen Fehler." — Ich spitzte die Ohren. „Und was denn für einen?" — „Je nun, in Uxbridge, im Gasthof zur Krone, es ist durchaus nicht in den Hof hineinzubringen." — „Pah, wenn es weiter nichts ist," erwiederte ich, „das will ich ihm erlassen, denn in Uxbridge habe ich nichts zu thun." — Dennoch fügte es sich bald ein Mal, daß ich nach Uxbridge mußte; ich wollte daher bei dieser Gelegenheit sehen, ob mein Pferd noch immer seinen alten Widerwillen gegen den Gasthof zur Krone hätte. Ich ritt also die Straße entlang, und als ich vor dem Gasthof war, trat ich recht fest in die Steigbügel und setzte mich gehörig zurecht, um die große That zu vollbringen. Da ich nichts Anderes erwartete, als daß mein Pferd sich aus allen Kräften sträuben würde, so drückte ich ihm die Sporen tief in die Seite und nahm nun einen kräftigen Anlauf. Allein wie erstaunte ich, als das Pferd eben so geduldig in den Hof trabte, wie die Kuh, die eben vor ihm herging. Das Räthsel löste sich indessen bald, denn der Wirth kam auf das Pferd zu, schlug es auf den Rücken und rief: „Ei, ei, Jack! das ist mir lieb, daß ich Dich wiedersehe, ich gab Dich schon ganz verloren." — „Was wollen Sie damit sagen, Herr Wirth?" — Sir, dieses Pferd wurde mir vor sechs Monaten gestohlen,

und seitdem habe ich es mit keinem Auge gesehen." — Diese Auskunft machte mir eben heute keine große Freude, doch mußte ich über die Schlauheit meines Pferdehändlers lächeln, der mich auf solche Weise vor dem Orte warnte, wo sein Diebstahl sogleich an den Tag kommen mußte. Hätte ich nur seinen Wink benutzt; denn da der Kauf nicht in gehöriger Form abgeschlossen war, so mußte ich mich mit dem Wirth vergleichen, so gut ich konnte."

— Es hatte Jemand seine Frau verloren. Nach Ablauf der Trauerzeit theilte er einem Freunde mit, daß er die Absicht habe, sich zum zweiten Mal zu verheirathen. „Freund!" antwortete ihm dieser, „könnten Sie das wirklich thun, so wären Sie gar nicht werth, daß Ihnen die erste Frau gestorben ist."

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Zur Phantasie-Toilette trägt man den Gesellschafts-Frack; der Fuß des Kragens ist niedrig, der Ueberfall etwas breit; die Taille ist auf den Hüften anschließend; man macht sie etwas schmal und nach unten gebogen, in den Seiten gerade, ebenso die Achselstücke; die Schöße reichen nicht ganz bis in die Kniekehlen; nach unten sind sie nicht sehr breit, gerundet, indem sie längs des Schenkels emporsteigen, und schmal in dem Theile über der Hüfte; die Anglaisen an den Fracks trägt man breit und weit überschlagend, was fast die Brust unbedeckt läßt; die Kragen an den Fracks macht man im Allgemeinen mit M; die Aermel kurz und anschließend, die Aufschläge niedrig; die Schöße wie die Leiber füttert man mit seidenem Zeuge; auch sind die Fracks auf dem Rande gesteppt; die Knöpfe sind von Pferdshaaren, flach und glatt; die bevorzugten Farben sind: Schwarz, Dunkelblau, dunkel Eichelfarbig, fumée de Londres, dunkel Durikafarbig, amerikanisch Grün, Smaragdgrün; man sieht auch einige Fracks in den Farben: Bronzes doré und feuilles d'or, doch in geringer Anzahl.

Zu dem Gesellschafts-Frack trägt man das Gilet mit geradem Kragen, die Brust sehr weit, ebenso die Enden des Kragens; sie sind sehr lang und bilden nach unten eine Spitze; die Vordertheile knöpft man nicht sehr hoch zu; die beiden letzten Knöpfe bleiben wegen der zu großen Länge des Gilets unzugeknöpft, man benutzt dazu die Valencias in glattem Grunde, oder mit durchwirkten Fäden, in hellen Farben, seidene Atlasse mit breiten, violetten, grünen und weißen Streifen, Popelines mit kleinen Dessins auf changeant-farbigem Grunde.

Was die Pantalons betrifft, welche man zu dem Gesellschafts-Frack trägt, so macht man sie halbanschließend, gerade auf die Fußbiege fallend; die Sprungriemen sind von dem nämlichen Stoffe; dies Genre von Pantalons trägt man gewöhnlich zu leichten Schuhen; die am meisten getragenen Stoffe sind die glatten Satins von heller Farbe, als: Perlgrau, Silbergrau, hell Nußbraun, Wassergrün, welke Blätter farbig, sehr hell, Mäusegrau, poussière d'Alger und bruyère des Alpes; die carrirten Pantalons fangen nach und nach an zu verschwinden; man kehrt zu den glatten zurück, ein Beweis des guten Geschmackes; die weißen Pantalons haben in diesem Sommer wenig Beifall gefunden.

Damen-Mode. Wenn das schöne Wetter, welches in den letzten Wochen gewesen, ausdauernd ist, so dürfte die Mode, welche bisher etwas schläfrig geworden war, noch einen kleinen Nachsommer feiern.

Die weißen Scharpen von Barège, von Muslin, von Tüll sind am beliebtesten; sie sind sehr weit, so daß sie die Gestalt in geschmackvoller Fülle umhüllen. Man trägt auch Canzezous über Roben von Barège. Sie sind meistens brodirt und mit einer festonnirten Garnitur umgeben. Die Mantelets sind ebenfalls mit großen Punkten gestickt und mit einer Garnitur von gefälteltem Muslin à la vieille versehen. In die mitten durchgehenden Bouillons zieht man ein Band und oft auch in den kleinen Saum, mit welchem die röhrenförmige Garnitur brodirt ist.

Mlle. Leclère behält bei ihren Hüten und Capots die mäßige, horizontale Form bei, welche das Gesicht mehr schirmt, als verdeckt. Sehr schön in dieser Art sind die Capots von Gros de Naples mit Blumen geschmückt, ihre Capots mit Schirm von Reisstroh und mit einer Blumenguirlande geziert, ihre italiänischen Strohhüte mit Band- und Blumenausputz, z. B. einem kleinen Büschel Feldblumen. Allerliebste Compositionen findet man auch bei Madame Cuillé, rue de Gros Chenet No. 23, z. B. ihre Krepphüte mit brüßler Tüllrüschen, ihre Hüte von Poult de soie mit Tüllschleifen. Auch im Genre der Mantelets, Mantillen und Camails zeigt dieselbe Künstlerin viel Geschmack. Die Form ihrer sogenannten „Bonne-Femme-Mantelets" von indischem Muslin, mit einer festonnirten Garnitur verziert, und ihre aragonesischen Mantillen von Spitzentüll und mit Band eingefaßt, das durch ein Entredeux von Spitzen durchschimmert.

Auf den Promenaden bemerkt man jetzt viel leichte Stoffe, vorzüglich durchsichtig einfarbige Organdis und Atlas-Barèges. In Betreff der Roben von diesen Stoffen, trägt man entweder die Jupe mit einer einzigen Falte garnirt, die Aermel von oben bis zu dem Ellnbogen bouillonirt, das Corsage gefältelt und herzförmig ausgeschnitten; oder die Jupe einfach, das Corsage glatt, mit Blankscheit versehen, mäßig ausgeschnitten, mit einem Revers versehen, in Bertheform und mit einer doppelten Bouilloné umgeben, die Aermel kurz, glatt und in eine Schleife ausgehend. Bei den Redingotes sind die Josephinen-Corsages am beliebtesten, welche vorn in länglicher Herzform bis zum Gürtel beinahe offen sind. Die Lucretia-Corsages, welche gewissermaßen denen à la vierge gleichen, werden immer noch gern getragen.

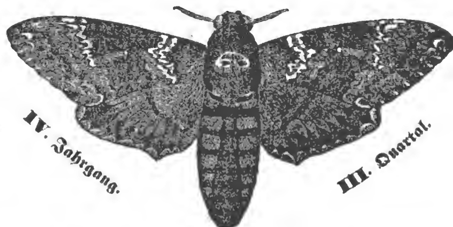
Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Hut mit Maraboutfedern. Oberrockkleid mit Pelerine und Knöpfen. Shawl. No. 2. Kleid mit engen Aermeln und Schneppenleib. No. 3. Kurzer Rock mit zwei Reihen Knöpfen.

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst Modenkupfer. Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31/44. Druck von F. Andrä in Leipzig.

Leipzig-



Pariser Moden-Journal.

No. 13. Sonnabend, den 23. September. **1843.**

Empfehlung.

Die **Leipzig-Dresdner Eisenbahn** (wöchentlich 1 Bogen, dasselbe Format und Papier wie vorliegend, Preis 10 Ngr. hier und auswärts 11¼ Ngr.), die sich ihres humoristischen und launigen Inhalts wegen schon seit Jahren eines großen Lesekreises erfreut, eröffnet die Reihenfolge ihrer

Komischen Bilder aus dem öffentlichen und Familienleben

(alle 14 Tage eines) mit:

Ländliche Freuden eines Ehemannes.

Fernere Bilder sind: **Ländliche Freuden einer Ehegattin** (als Seitenstück).
Erst 14 Tage verheirathet!
Eine Leipziger Feuersbrunst.
Die Communalgardistin in Dienst in 2 Abbildungen.
Der Ehemann ohne Hausschlüssel ꝛc. ꝛc.

Zu beziehen durch alle Wohllöbliche Postämter und Buchhandlungen des In- und Auslandes, hier in der

Expedition Petersstraße No. 31/58 1. Etage.

Das Testament.
(Beschluß.)

Herr von Langeais erhob sich, näherte sich seiner Frau und küßte sie auf die Stirn. Diese Stirn war kalt wie Marmor.

„Was fehlt Ihnen, Madame, befinden Sie sich unwohl?"

Der alte Herr wollte die Klingelschnur ziehen, um nach Hilfe zu rufen, aber die junge Frau hielt ihn zurück und warf sich ihm zu Füßen.

„Ach! mein Herr!" rief sie; „Sie wissen nicht, mit wem Sie sprechen; ich verdiene weder Ihre Wohlthaten, noch Ihre Lobsprüche; ich wollte Sie verrathen, mein Herr, ich wollte Sie entehren! Wenn Sie diese Nacht nicht zu mir gekommen wären, so hätte mich mein guter Engel verlassen."

„Was sagen Sie, Madame? stehen Sie auf, ich bitte Sie."

Frau von Langeais erhob sich, nahm das Testament und riß es in Stücke.

„Ich will nichts, mein Herr; ich verdiene nichts," sagte sie.

„Beruhigen Sie sich, Madame," erwiederte der Greis; „ich habe weder die Kraft, noch den Muth, gewaltsam zu sein, und Sie kennen mich zu gut, um von mir etwas zu fürchten. — Sie haben einen Geliebten? — Wohlan! Madame, antworten Sie; Sie haben schon zu viel gesagt, um nicht zu endigen. — Sie haben einen Geliebten?"

„Nein, mein Herr."

„Ei! Clemence, was bedeuten diese Thränen, wozu diese Verzweiflung? Finden Sie Vergnügen daran, mich zur Verzweiflung zu bringen?"

„Verführt, mein Herr, verführt — —"

„Entehrt, Madame?"

„Nein, mein Herr, aber noch ein Mal — verführt! Blicken Sie auf diese Uhr, deren Zeiger schon über der Eins steht und so schnell der folgenden Stunde zueilt. Ach! wenn dieser Zeiger den kurzen Weg, der ihm noch bis zur nächsten Stunde übrig bleibt, zurückgelegt haben wird, dann wird Jemand — —"

„Ihr Geliebter kommen, Madame?"

„Er ist es noch nicht, mein Herr; der Himmel gestattet mir noch, mir, die ich an einen so guten und edlen Mann, wie Sie sind, gefesselt bin, meine Augen zu ihm aufheben zu können. — Dennoch bin ich strafbar. Die Frau, die Sie in Ihrer Fürsorge mit allen Ihren Gütern ausstatten, rechnet auf Ihren Schlaf, auf die Entfernung Ihres Zimmers, um Sie zu verrathen; in dem Augenblicke, wo Sie sich mit der Schrift, die sie bereichern soll, zu ihr begeben, berechnet sie die Minuten, die ihr noch übrig bleiben, bevor sie Sie täuscht, und vielleicht fand sie dieselben noch zu lang."

„Sie lieben also doch?"

„Was würden Sie wohl nach dem Geständniß, das ich Ihnen so eben machte, von mir denken, wenn ich Ihnen sagen wollte, daß ich nicht liebte, daß ich Sie aus Laune oder Eigensinn betröge? Ja, ich erinnere mich an die Zeit vor den letzten zehn Jahren; ich war damals noch Kind und liebte Sie. Ei! dies Gefühl, das ich für Sie empfand, empfinde ich für Sie noch immer. Etwas ganz anderes macht mich strafbar. Glauben Sie nicht, daß ich mich entschuldigen will, o nein! ich habe meinen Fehler eingesehen, habe begriffen, daß ich meine Schwüre verletzt, Sie dem Gelächter, vielleicht gar dem Mitleiden dessen Preis gegeben habe, den ich liebte. — Ich habe lange gekämpft, aber etwas Stärkeres als meine Vernunft hat mich getrieben. — Ach, mein Herr! diesen Morgen, in einigen Stunden würde ich unglücklich gewesen sein? Ich würde mich Ihnen nicht mehr zu nähern gewagt haben; es würde über meine Kräfte gegangen sein, meine Augen zu Ihnen aufzuheben. — Ich glaubte indessen, als Sie bei mir eintraten, daß Sie von Allem unterrichtet wären, und ich war entschlossen, Alles zu läugnen, was leicht war, selbst wenn Sie die ganze Nacht hindurch in meinem Zimmer hätten verweilen wollen, denn ich habe eine Vertraute."

„Ihre Kammerjungfer," sagte Herr von Langeais, „welche auf der Treppe Schildwacht steht, und den, welchen Sie erwarten, zurückweist."

„Ja; aber als ich einsah, daß Ihr Vertrauen unverletzt war, als Sie zu mir von den weißen Haaren sprachen, die ich im Begriff stand zu entehren, da brach mein Herz; ich erröthete vor mir selbst. Ihre Lobsprüche thaten mir weh, Ihre Dankbarkeit zerriß mein Gemüth, und endlich dieses Testament, der Preis einer betrogenen Liebe, einer Tugend, welche unterliegen wollte, dieses Testament würde, wenn ich es annähme, ein Diebstahl sein. — Vielleicht und Gott mag es geben! leben Sie länger als ich; aber auf keinen Fall darf man diejenigen beerben, die man betrogen hat; eine strafbare Hand muß nicht den Preis an sich reißen, der der Tugend gebührt. Ich habe geglaubt, so sprechen zu müssen, dies war nur billig. — Jetzt, mein Herr, entfernen Sie mich von sich! In welchen Zustand Sie mich auch versetzen, wohin Sie mich auch verweisen werden, ich werde ohne Murren gehorchen. Es gibt Männer, welche einen begangenen Feh-

ler verzeihen zu können meinen; Ihre Rolle ist leichter, wenn Sie nachsichtig sein wollen; ich bin rein; das Herz allein ist unterlegen; der Kopf allein war schwach. Sie sehen es, meine Offenherzigkeit muß Ihnen ein Unterpfand dafür sein. Was ist das für eine Frau, die einen Fehler, den sie begehen wollte, eingesteht?"

Herr von Langeais sah nach der Uhr und zog die Klingelschnur. Die Kammerjungfer trat ein.

„Es soll diese Nacht Jemand zu Frau von Langeais kommen und Sie sind beauftragt, ihn einzuführen?"

„Ja, mein Herr."

„Hat sich derselbe schon eingefunden?"

„Noch nicht, mein Herr."

„Richtig, die Stunde ist noch nicht gekommen. — Wenn er ankommt, werden Sie ihn hier eintreten lassen."

„Gut, mein Herr."

„Was wollen Sie beginnen, mein Herr?" rief die junge Frau, als ihre Kammerjungfer sich wieder entfernt hatte; wollen Sie Ihr Leben auf's Spiel setzen oder meine Schande und meine Strafe verlängern?"

„Keines von Beiden, Madam."

„Ach! ich bitte Sie, machen Sie nicht, daß ich vor Scham und Schmerz vergehe; verschonen Sie doch Ihre Frau, wie schuldig sie auch sein mag. — Bedenken Sie, daß ich Ihren Namen trage, daß, wenn Sie wollen, Alles in die tiefste Vergessenheit begraben werden kann; ich werde jenen Mann in meinem Leben nicht wiedersehen; ich liebe ihn nicht mehr, ich versichere es Sie."

„Verzeihen Sie, Madame, Sie lieben ihn noch! Sie wissen, daß er jung, schön, liebenswürdig ist; Sie lieben noch, ich sage es Ihnen."

„Schonen Sie mich! lassen Sie nicht zu, daß mein Blick noch einmal dem seinigen begegnet."

„Sie brauchen ihn nicht zu sehen," antwortete der Mann; es steht Ihnen frei, sich in mein Cabinet zu begeben, wo Sie sich verbergen und Alles mit anhören können."

Die Uhr schlug Zwei.

„Wählen Sie, Madame," sagte ihr Mann in einem gebieterischen Tone.

Frau von Langeais schlug den Kopf nieder und begab sich in ein Nebenzimmer, dessen Thür sie so zumachte, daß sie nicht nur Alles hören, sondern auch sehen konnte. Der Nachklang der Uhrglocke vibrirte noch in der Luft, als ein junger Mann mit der Heftigkeit eines glücklichen Liebhabers, der endlich in den ersehnten Hafen gelangt, und dessen erste Bewegung die ist, sich zu den Füßen seiner Schönen zu werfen, die seine Liebe gefesselt hat, in's Zimmer trat. Es fehlte wenig, so hätte er sich der Hand des Herrn Langeais bemächtigt und sie an seine Lippen geführt. Als er seinen Irrthum bemerkte, prallte er einen Schritt zurück.

„Die Kammerjungfern haben zuweilen zwei Herren, mein Herr! sie dienen dann demjenigen, der sie am besten bezahlt; die der Frau von Langeais ist mir ergeben. — Die Bewachung einer Frau ist schwierig, mein Herr, Ihre Gegenwart an diesem Orte ist ein Beweis davon und ich bin nicht mehr jung genug, um mich auf mein Verdienst allein zu verlassen."

„Ich versichere Sie, mein Herr," sagte der Liebhaber verlegen — —

„Alles Läugnen ist unnütz, mein Herr; ich weiß Alles; meine Frau ist nicht mehr hier; ich habe sie Ihren Verfolgungen entzogen; das ist einfach. Statt ihrer empfange ich Sie. In meinem Alter weicht ein Mann einem so kühnen Liebhaber, wie Sie sind, aus; er ist zu alt, um sich zu rächen."

„Mein Herr," versetzte der junge Mann, „ich bin betroffen, Ihnen zu begegnen; ich suchte nicht Sie, ich gestehe es, aber diese Kammerjungfer, die mich verrathen hat, sollte sie Ihnen Alles gesagt haben?"

„Alles, mein Herr," antwortete Herr von Langeais.

„Sie wissen dann auch, daß Ihre Frau Gemahlin keinen Theil an diesem Stelldichein hat; sie weiß nichts davon und meine Gegenwart würde sie mindestens eben so überrascht haben, als die Ihrige mich erschreckt hat."

„Nein, mein Herr; meine Frau weiß Alles und noch mehr, meine Frau liebt Sie."

„Glauben Sie mir, mein Herr, ich habe nicht diese Ehre."

„Sie haben sie, mein Herr, und deshalb gerade habe ich Sie bis hieher kommen lassen. Wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre, so würden Sie nicht lebendig wieder von hier hinauskommen, aber das Alter schwächt die Leidenschaften, es muß die Dinge mit größerer Ruhe und Ueberlegung betrachten, als man es in der Jugend thut; man ist gerecht gegen sich und Andere, was leidenschaftliche Leute nicht thun. Was mich betrifft, mein Herr, so habe ich, seit ich die Liebe meiner Frau und die Ihrige kenne, darüber nachgedacht, was ich thun soll. Ich bin alt, habe weißes Haar; es würde zwei jungen Leuten, wie Ihr seid, leicht werden, meine Wachsamkeit zu täuschen und meine Eifersucht einzuschläfern; je unruhiger und sorgenvoller ich sein würde, desto lächerlicher und gehässiger würde ich meiner Frau sein. — Ich habe nicht die Kraft, die Rolle zu spielen, und wenn Sie ein honneter Mann sind, so müssen Sie wünschen, daß ich sie nicht spiele. Erspart mir daher alle Beide die Mühe,

mich zu täuschen; überschreitet das Gebot nicht. Wenn man einen Knoten nicht lösen kann, so zerhaut man ihn; entführen Sie meine Frau."

„Mein Herr! — —"

„Werden Sie unschlüssig sein?" fuhr Herr von Langeais fort; „aber Sie lieben doch Frau von Langeais? Seitdem Sie ihr den Hof machten, sagten Sie ihr unaufhörlich, — wenigstens ist dies die Sprache der Liebenden, — daß sie jung, daß sie schön sei, daß Sie für ihren Besitz Ihr ganzes Leben geben würden; Sie fügten ohne Zweifel hinzu, daß der Himmel nicht gerecht sei, so viel Jugend und Frische an einen kränklichen Greis gefesselt zu haben, der sie weder verstehen noch lieben könne. Dieser Greis überläßt sie Ihnen. Italien, Spanien, die vereinigten Staaten, England, der Norden und der Süden, die ganze Welt bietet Euch tausend Asyle dar, wo Ihr Euch frei lieben könnt. Es wird Euch genügen, den Namen zu wechseln, um Euch vor der öffentlichen Meinung zu schützen. Nach dem, was ich Ihnen sage, begreifen Sie, daß ich Sie nicht verfolgen werde. Sie können noch heute abreisen; ich habe meine Frau ohne Mitgift bekommen, ich werde sie Ihnen so übergeben, wie ich sie erhalten habe. Es wird weder Lärm noch Skandal geben; ich werde zu meinen Freunden sagen, daß meine Frau eins meiner Landgüter bewohne, und nach einem oder zwei Jahren werde ich Trauer anlegen; sie wird todt sein. — Paris ist so indifferent und vergeßlich, daß Niemand die Wahrheit ausfindig zu machen suchen wird. — — Noch ein Mal: Sie können morgen abreisen, diese Nacht, wenn Sie wollen. — Wie! mein Herr, Sie bleiben kalt und stumm? Sie werfen sich nicht in meine Arme? Sie danken mir nicht mit Thränen der Dankbarkeit? Und wozu kamen Sie denn hierher? Nicht zufrieden, mich zu täuschen, betrügen Sie auch noch diejenige, die Sie verführen wollten! Sie liebten also meine Frau nicht, mein Herr? Sie sind kein verliebter, sondern ganz einfach ein schlechter Mensch, der es, wie es scheint, bequem findet, einen Greis zu beschimpfen und eine Frau zu entehren, ohne weder seine Stellung zu verlieren, noch die Möglichkeit, seine egoistische Liebe morgen wo andershin tragen zu können! Feiger! der sich an einem Greise vergreift, weil er ihn ungestraft beschimpfen zu können meint, aber vor einer gefährlichen Liebe zurückgewichen sein würde, wenn ich in seinem Alter gewesen wäre. Nein! mein Herr, nein! ich habe die Kammerjungfer nicht bestochen, meine Frau selbst hat mir's gesagt, die, für einen Augenblick geblendet, dennoch eingesehen hat, was sie sich, und was sie mir schuldig ist, und die eine momentane Unklugheit nicht mit dem Unglück ihres ganzen Lebens erkaufen wollte. — Wenn Sie mir nicht glauben, so werden Sie doch wohl ohne Zweifel ihr selbst glauben."

Mit diesen Worten öffnete Herr von Langeais die Thür des Cabinets und das verächtliche Lächeln der jungen Frau machte den Verführer vollends verlegen.

„Jetzt," sagte Herr von Langeais, sich an seine Frau wendend, jetzt denken Sie nicht mehr an ihn; Sie werden ihn nicht mehr bedauern, nicht mehr lieben; Sie werden ihn verachten."

Ihr Gatte verzieh; das Testament wurde von Neuem aufgenommen, ohne daran auch nur einen Buchstaben zu ändern. Frau von Langeais ist Witwe und eine reiche Witwe geworden; man weiß nicht, ob sie sich wieder verheirathen wird, das aber steht fest, daß sie niemals dem ihre Hand geben wird, der sie verführen wollte.

Die Duellsucht.

Ein Duell in Baden, das in diesen Tagen überall besprochen wurde und so traurige Folgen hatte, hat wieder einmal die allgemeine Aufmerksamkeit mehr als je auf dieses „nothwendige Uebel" gelenkt, wie man den Zweikampf auf der einen Seite nennt, während er auf der andern als „Ueberrest der barbarischen Zeiten" bezeichnet wird. Man bemerkt leider, daß man auch bei dem Duell mehr und mehr den Ausgang dem Zufalle zu überlassen anfängt; selten treten jetzt noch zwei Gegner mit den Degen einander gegenüber; meist greift man sofort zu Pistolen, und wie viel bei einem Pistolenduell vom Zufalle abhängt, ist bekannt. In Amerika, wo die Duellwuth noch weit mehr grassirt, als bei uns, begnügt man sich auch bereits damit nicht mehr, hat vielmehr eine Art des Duells erdacht, die rein verrückt genannt werden muß. Man hält dort die Duelle in der Nacht, sperrt die beiden Gegner in ein dunkles Zimmer ein, sorgt dafür, daß auch nicht der geringste Lichtschein in dieses Zimmer falle, und überläßt es nun den Duellanten, mit allen Waffen, mit Schießgewehren, Dolchen und Messern im Dunkeln mit einander zu kämpfen. Wir können uns nicht versagen, die Schilderung eines solchen Duells, wie sie der Ueberlebende gab, hier mitzutheilen. „Als wir allein im Dunkel waren, stand ich ein Paar Minuten wie geblendet da; dann schlich ich mich so leise als möglich an einen andern Theil des Zimmers, um da still zu stehen und zu lauschen, wo mein Gegner stehen möge, um auf ihn zu schießen. Als ich still stand,

war ich ganz in der Nähe meines Gegners, denn ich hörte seinen Athem und verfügte mich also schnell wieder fort, fürchtete aber jeden Augenblick mit ihm zusammenzustoßen. Mit diesem gegenseitigen Hin- und Herschleichen mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein. Ich stand endlich still, fest entschlossen, mich nicht zu rühren, bis mein Gegner sich mir nähere, oder seine Stelle mir sonst zu erkennen gäbe. Wir wußten durchaus nichts mehr von einander, als mir es plötzlich vorkam, als sehe ich mir gegenüber in dem Dunkel ein Paar Augen funkeln. Ich schoß augenblicklich und schritt auf ihn zu; er schoß ebenfalls, fehlte mich aber. Wir standen dicht an einander, warfen die abgeschossenen Pistolen weg und griffen zu den Waffen. Mein Gegner suchte mich zu packen, ich entschlüpfte ihm aber und er schoß nun wieder, dies Mal mit mehr Erfolg. Wir standen ganz nahe aneinander und ich ging mit dem Messer auf ihn zu. Wir rangen lange mit einander, bis wir endlich wieder auseinander kamen. Ich fühlte, daß meine Kräfte abnahmen, und schoß mein zweites Pistol auf meinen Gegner, den ich erkannt zu haben glaubte. Er stürzte und ich trat rasch zu ihm. Zwar wehrte er sich noch, aber bald sank er ganz zusammen und lag ruhig; er schien den Geist aufgegeben zu haben. Wir hatten Beide wohl über zwanzig Wunden."

Die Javanerin.

Der Lieutenant S. zu Surabaya (Java), ein Deutscher, war einer der schönsten Officiere der holländischen Nationaltruppen, und keiner von allen hatte in dem aufzehrenden javanischen Clima ein so frisches Roth auf den Wangen bewahrt, wie er. Dies Roth, welches gegen die sonstige Weiße seiner Haut und sein dunkelröthliches Haar sehr piquant abstach, verlieh ihm einen besondern Reiz in den Augen der malaischen Weiber, die, nur an das eintönige Gelbbraun der Javaner, oder die welke Blässe der Europäer gewöhnt, in dem weißen Mann mit den rothen Wangen, dem röthlichen Haupt- und Barthaar und den blitzenden blauen Augen ein Ideal männlicher Schönheit zu erkennen glaubten. Ein freundliches, einnehmendes Wesen unterstützte die Eigenschaften so wirksam, daß der Lieutenant S. selten mit einer Malaiin sprach, ohne sie an die Schwäche ihres unverwahrten Herzens zu erinnern.

An einem Markt zu Surabaya wohnte ein junger Malaie mit seiner Schwester. Das Mädchen führte, seit dem kürzlich erfolgten Tod der Eltern, die kleine Haushaltung, und verfertigte nebenbei niedliche Stickereien, während der junge Mann auf dem Markt Handel mit Früchten, Gemüsen, Federvieh ꝛc. trieb. Zugleich aber versorgte er mit diesen und andern Artikeln zu festgesetzten Zeiten einige Officiere, und unter diesen den Lieutenant S. Die Officiere gewannen den wohlgestalteten, aufgeweckten Malaien lieb, und behandelten ihn nach und nach mehr wie einen gleichgestellten Bekannten, denn als einen abhängigen Diener. So geschah es, daß eines Tages auf einem Spaziergange der Lieutenant S. in der Wohnung des jungen Handelsmanns vorsprach, um zu sehen, wie sein malaischer Freund sich eingerichtet habe. Als er kaum in die Thüre trat, sah er eine allerliebste Malaiin den Stickrahmen wegwerfen und in das Hinterhaus flüchten. „Ist das Deine Frau?" fragte er den Malaien, der ihm in der Hausflur entgegentrat. „Es ist meine Schwester," antwortete der Handelsmann, „das närrische Ding hat sicher Angst vor Deinem Bart oder Deinem Säbel bekommen. Selima," rief er dem Mädchen nach, „komme hervor aus Deiner Hütte; der Mann, vor dem Du wegläufst, ist mein Freund, der mir blos an Apfelsinen und Zucker so viel zu verdienen gibt, daß ich Deinen ganzen Schmuck davon unterhalten kann." Selima blieb indeß ruhig in ihrem Versteck. „Hole sie heraus," sagte der Malaie zu dem Officier, „Du bist ja doch kein Menschenfresser." Der Officier ließ diese Aufforderung nicht zweimal an sich ergehen. Nach einigem Suchen fand er die niedliche Selima hinter einem Bambusgestell in eine Ecke gekauert, woraus ihm ihre schwarzen Augen halb ängstlich, halb lächelnd entgegenleuchteten. Der malaiischen Sprache vollkommen mächtig, — ein Haupterforderniß, den Malaiinnen Zutrauen einzuflößen — gab er der kleinen Selima eine Menge angenehmer und beruhigender Versicherungen, zog sie sanft aus ihrer Ecke hervor, küßte sie auf ihren üppigschwellenden, aber keineswegs häßlichen Mund, und führte sie zu ihrem Bruder. Nach kurzer Zeit hatte sie ihre völlige Unbefangenheit wieder erlangt, und bewirthete ihren Gast mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit, wobei er die schönste Gelegenheit hatte, bald ihre feine, von einem silbernen Gürtel eingefaßte Taille, bald die reizenden Formen ihres üppigen Leibes, bald ihr niedliches Haupt, insbesondere aber ihre schelmischen und zugleich kühnen Augen zu betrachten, in denen mehr Geist lag, als er bis dahin an irgend einer Malaiin wahrgenommen. Der Entschluß des Officiers stand sofort fest. In einem Lande, wo die Früchte beinahe wild wachsen, ist die Hand eines

Wanderers ohne weiteres Bedenken sofort zum Brechen bereit. Der Lieutenant S. war entschlossen, die reizende Selima in seinen Besitz zu bringen. Als sie sich auf einige Augenblicke aus der Gesellschaft entfernt hatte, sprach er zu seinem Apfelsinen-Lieferanten: „Ich gebe Dir hundert Rupien und Du gibst mir Deine Schwester zur Frau.“ — „Ich weiß,“ erwiederte der Malaie, „daß Ihr unsre Mädchen nicht so heirathet, wie die weißen; aber ich will Dir meine Schwester zur Frau geben, wenn Du mir versprichst, sie nicht blos zu Deiner Sundal zu machen.“ — „Das verspreche ich,“ antwortete der Lieutenant. — „So komme morgen wieder,“ sprach der Handelsmann, „ich werde mit meiner Schwester reden.“ Der Lieutenant ging, ohne Selima Adieu zu sagen, denn sie war noch abseits bei einer Freundin, der sie sich nicht enthalten konnte, sogleich von dem schönen weißen Mann zu erzählen, welcher sie geküßt hatte. Als der Officier am folgenden Abend zurückkam, hatte Selima ihr Bündel bereits geschnürt und empfing ihren Gemahl mit schüchternem, aber ungeduldigem Verlangen. Die hundert Guiden wurden ausbezahlt und die Ehe war nach der üblichen Weise geschlossen. Selima wanderte ohne weiteres mit ihrem Officier nach dessen Wohnung.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

— Die Zusammenkunft der Souveraine Englands und Frankreichs in Eu macht so viel Aufsehen, weil eine ähnliche nur sehr selten stattgefunden hat. Comines hat das Zusammentreffen Ludwigs XI. von Frankreich und Eduards des IV. von England in Piquigni nach dem Vertrage von Amiens 1475 geschildert. Wie anders war es damals! Die beiden Monarchen trafen mitten auf einer Brücke über der Somme zusammen. In der Mitte dieser Brücke war ein starkes Holzgitter quer angebracht und durch dieses Gitter hindurch umarmten einander die beiden Könige, aus Mißtrauen, das sich auch noch durch andere Maßregeln kund gab. Noch nicht ein ganzes Jahrhundert nach Ludwig XI. hatten sich die Umstände und die Zeiten bedeutend geändert, denn bei der berühmten Zusammenkunft Heinrichs VIII. und Franz I. ersetzten die Regeln einer klugen Etiquette die mißtrauischen Vorsichtsmaßregeln. Das Ceremoniell, nicht der Argwohn, hatte Alles geregelt. Seit jener fernen Zeit sind die Souveraine Frankreichs und Englands nie wieder persönlich zusammengekommen, bis die Königin Victoria in unseren Tagen dem greisen Ludwig Philipp den vielbesprochenen Besuch abstattete.

— Man streitet sich in Deutschland bekanntlich darüber, ob das bestehende geheime schriftliche oder das öffentliche und mündliche Verfahren in Criminalsachen den Vorzug verdiene; wir mischen uns hier nicht in den Streit, wollen aber zum Vergleich ein Pröbchen von dem Criminalverfahren in Mexiko erzählen. Der englische Consul hatte vor einiger Zeit eine dringende Unterredung mit dem Richter — und man wies ihn in ein Zimmer, wo sich der Beamte mit mehreren sehr verdächtig aussehenden Personen befand. Auf dem Tische vor ihm lagen mehrere Flinten, Degen, Pistolen und andere Waffen. Der Richter forderte den Consul auf, eine kurze Zeit lang Platz zu nehmen, da er eben eine Straßenräubergeschichte vorhabe, bei der die anwesenden Herren betheiligt gewesen. Die „Herren“ Räuber saßen in dem Zimmer umher und rauchten ganz gemächlich ihre Cigarren, was der Richter ebenfalls that. Wenn ihm im eifrigen Gespräche die Cigarre einmal ausging, so trat sogleich dienstbereit einer der Räuber zu ihm, reichte ihm Feuer und setzte sich mit einer artigen Verbeugung wieder nieder, sobald der Richter seine Cigarre angezündet hatte.

— Abraham a Santa Clara sagt irgendwo in seinen Schriften: Ihr schickt Eure Söhne aus, damit sie in fremden Ländern fremde Laster mit großen Unkosten erlernen, da sie doch mit wenigen Unkosten zu Hause Tugenden erwürben. Spitzfindiger kommen sie nit zurück, ausgenommen, daß sie neue Moden von Spitzen mitbringen; galanter kommen sie nit zurück, müßt denn sein, daß galant von galansiren herkommt; herrlicher in Kleidung kehren sie zwar oft nach Hause, es wär' aber besser, ehrlicher, denn herrlicher; neue Modehüt', Modeperrücken, Modekragen, Moderöcke, Modehosen, Modestrümpfe, Modeschuhe, Modebänder, Modeknöpfe, auch Modegewässer schleichen durch Eure Reisen in unser liebes Deutschland, und verändern sich Eure Narrenkittel täglich mit dem Mondschein. Bald werden müssen die Schneider eine hohe Schul' aufrichten, worauf sie doctormäßig paradiren, und nachmals den Titel: Ew. gestrenge Herr Modedoctor erhalten. Wenn ich alle Moderöcke von 24 Jahren her bei einander hätte, ich wollt' damit einen Vorhang fast vor die Sonne machen, daß man bei Tage müßte mit der Laterne gehen, oder wenigstens getraute ich mir die ganze Türkei damit zu verhüllen, daß sich die Konstantinopolitaner möchten einbilden, ihr Mahomed wollt' mit ihnen blind Katz spielen.

(Mad. Lenormand.) Guizot, der jetzige Minister des Auswärtigen in Frankreich, ging viel mit der Wahrsagerin um, als er noch arm und unbekannt war, und sie leistete ihm viele Dienste. Auch Talleyrand machte unter der Republik und dem Directorium der Lenormand häufig Besuche und heirathete selbst Madame Grand durch Vermittelung der Sybille. — Madame Bernadotte fand eine gastliche Aufnahme bei ihr, als Bernadotte erst Adjutant der 53. Halbbrigade war. Sie hatte Bernadotte prophezeit, daß er König von Schweden werden würde, und er versprach in einem Briefe, welcher sich in ihrem Nachlasse vorgefunden hat, die Prophetin mit Ehren zu überhäufen, wenn die Prophezeihung in Erfüllung gehe. Karl IV. hat sein Versprechen vergessen, die Königin von Schweden aber erinnerte sich der Wohlthaten der Lenormand immer.

Die Schauspielerin Riaucourt fand sich häufig bei der Zauberin ein, und diese sagte ihr einst, „das Ende ihrer glänzenden Laufbahn würde Aufsehen in der Welt machen.“ Als die große Künstlerin starb, verweigerte ihr die Geistlichkeit die Ehre eines christlichen Begräbnisses.

In Brüssel hatte der Fürst Kurakin den Einfall, sich von

Mlle. Lenormand wahrsagen zu lassen. „Sie werden," sagte die Sybille, „auf der nächsten Reise, die Sie vorhaben, von Räubern angefallen werden, aber mit dem Leben davon kommen; später wird man Sie hängen und dann werden Sie zu hohen Ehren und Würden gelangen." — „Wie?" fiel der Fürst lachend ein, „ich soll beraubt und gehängt werden und dann —?" — „Was ich gesagt, habe ich gesagt," entgegnete die Lenormand in ihrem Prophetenstolze verletzt. Der Fürst reiste in derselben Nacht nach Rußland ab. Einige Stunden von Brüssel hielten bewaffnete Räuber seinen Wagen an, bemächtigten sich seines Geldes ꝛc., ließen ihm aber das Leben. In Petersburg gerieth er bei seiner Ankunft in einen Militairaufstand und wurde aufgeknüpft, aber durch Freunde zu rechter Zeit wieder abgeschnitten, entging so dem Tode und wurde später der Günstling des Kaisers. Er lebt, so viel uns bekannt ist, noch jetzt.

(Wellington und der Handelsreisende.) Den 18. Juni 1815 wüthete die Schlacht, und wenige Schritte von Wellington hielt auf einem Miethpferde ein junger Mann, der bedächtig dem Kampfe und Schlachten zusah, ohne thätig an demselben Theil zu nehmen. Gelegentlich richtete er sich in den Steigbügeln empor, wenn er irgend etwas in der Ferne sehen wollte, dann ließ er sich ruhig auf den Sattel nieder, als wohne er irgend einem gefahrlosen Spiele bei. Mit einem Male wendete sich Wellington, als suche er Jemanden, der einen Befehl an irgend einem Punkt überbringen könne, und er erblickte den ruhig zuschauenden Reiter in Civil. „Wer und was sind Sie?" fragte der Herzog rasch und barsch.

„Ich heiße Jones," antwortete der Angeredete, „und reise in Kurzwaaren für die Firma Smith und Jenkins in London. Ich hatte in Brüssel Geschäfte, hörte da, es würde wahrscheinlich eine Schlacht erfolgen, und bin hergekommen, um sie mir anzusehen. Wie ich fürchte, werde ich meinen Miethgaul da vielleicht einbüßen und bezahlen müssen, denn die Kugeln fliegen bis daher; ich werde mir aber die Sache bis zu Ende ansehen."

„Wollen Sie Ihrem Vaterlande einen Dienst erzeigen und einen Befehl an einen gewissen Punkt überbringen?" — „Warum nicht? Es kommt mir nicht darauf an, ob ich dahin oder dorthin reite; aber man wird mir wohl nicht glauben, wenn ich eine Ordre überbringe." — Nehmen Sie meinen Ring hier und sagen Sie dem General ** dort (er zeigte nach einem gewissen Punkte), was ich Ihnen sogleich mittheilen will."

Der Handelsreisende hörte den Befehl an, ritt mitten in das Schlachtgetümmel hinein, über Todte und Sterbende hinweg, und die Wirkungen der Ordre, die er zu überbringen hatte, bewiesen Wellington bald, daß sein ungewöhnlicher Adjutant den erhaltenen Auftrag pünktlich ausgeführt habe. Von dem abenteuerlichen Handelsreisenden sah und hörte man aber nichts wieder. Der Herzog Wellington erkundigte sich vergebens nach ihm, und glaubte endlich, er sei gefallen.

Es waren viele Jahre vergangen, als dem Herzog in London gemeldet wurde, es wünsche ein Herr Jones mit ihm zu sprechen. Derselbe wurde vorgelassen und von Wellington sogleich wieder erkannt, der ihn dann aufforderte, über den Ausgang seines damaligen gefährlichen Unternehmens Bericht zu erstatten. Jones erzählte, daß er nach der Vollziehung des erhaltenen Auftrages bald da, bald dorthin gedrängt worden, unter die Franzosen und wieder unter die Engländer gekommen sei, sein Pferd durch eine Kanonenkugel verloren, sich aber in den Streit selbst nicht gemischt habe, da er ihn nichts angegangen. Der Herzog lächelte und fragte, wie er den wichtigen Dienst, welchen Jones geleistet, vergelten könne, worauf der Kaufmann antwortete, er sei in das Geschäft des Herren Smith und Jenkins eingetreten und wünsche, daß die Regierung ihm etwas abkaufen möge; eine andere Belohnung nehme er nicht in Anspruch. Wellington willigte gern ein, und die Firma Smith, Jenkins und Jones liefert deshalb heute noch für alle Regierungsbureaux u. s. w. die nöthigen — Kohlenschaufeln.

(Männliche Tracht.) „Welcher künstlerisch Gebildete ist nicht überzeugt, sagt Puttmann in seinem Buche über die Düsseldorfer Malerschule, daß die heutige Kleidung der Männer geschmacklos, unbequem, abscheulich und affenmäßig ist? Im vorigen Jahrhunderte konnte dieß weniger auffallen, da die bildenden Künstler selbst damals unter der Geißel der Mode seufzten, aber in unserer Zeit sucht die Kunst mit Recht die schöne Form hervor, und die Schneider kümmern sich so wenig um sie, als die Supranaturalisten um die Philosophie der Heiden. Wie lange sollen wir noch als unmalerische Wesen, als schwarze häßliche Fledermäuse in Frack und weiten Hosen einherlaufen? Wäre es nicht zweckdienlich, wenn die vornehmen Herrn Kleidermacher in Residenzen ein ästhetisches Examen und einen Kunstkursus haben müßten, damit sie aufhörten, uns zu verbestialisiren? Man sagt zwar, nur der innere Mensch gilt, und nicht der äußere, aber die Anzahl der inneren werthsvollen Menschen ist so gering, und die der äußeren so groß! Auch würde eine geschmackvolle äußere Erscheinung mancher gesunkenen Potenz wieder auf die Beine helfen. Z. B. wer kann heutzutage einen Landjunker von seinem reichen Pächter unterscheiden, wenn sie sich beide in der Hauptstadt auf der Straße begegnen! Anders würde es sein, wenn den Landjunker ein reicher Sammetmantel umschlösse, und sein Haupt ein Federbarett schmückte, dagegen der Pächter in einem Lederwamms einherginge. So kann man jetzt oft den Secretär mit den Minister verwechseln, oder gar den Ceremonienmeister mit der Majestät, wenn beide nicht den inneren Menschen vom Tageslichte bescheinen lassen. Das sind arge Mißbräuche."

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Es scheint, als sollte manche Unbequemlichkeit, die die jetzige Mode mit sich führt, verschwinden. So z. B. kommen die an die Beinkleider angenähten Fußriemen mehr und mehr wieder ab. Des Morgens trägt man Pantalons, welche oben ziemlich weit sind und oben Falten haben, ohne Fußriemen, doch fallen sie, enger laufend, so gut auf den Fuß, daß man, auch nicht einmal beim Sitzen, den Mangel der genirenden Rieme bemerkt. Zu dergleichen Beinkleidern, welche die Taschen an der Seite haben, deren Oeffnungen nur durch einen wohlschließenden Schlitz gebildet werden, bedient man sich des leichten Ueberwurfes, der oft gar nicht, höchstens durch Schnurbesatz, verziert ist und die Taille nicht abzeichnet; oder des bequemen Ueberrockes mit einer Reihe Knöpfe. Die Röcke haben jetzt etwas weitere Aermel und einen etwas breiteren Kragen, der häufig mit Sammet überzogen ist. Die Knöpfe sind einfach und mittelgroß. An dem Frack ist keine große Veränderung vorgegangen; er hat nicht mehr so breite

Schöße, wie früher, wo er fast ganz in das Kleid des Rococogeschmackes überzugehen drohte. Gewöhnlich wird er ganz mit Seide gefüttert. Die Hauptfarben sind Schwarz, Dunkelbraun, und Dunkelblau. Ueber eine Art von Herbstburnuß, der sehr geschmackvoll zu werden verspricht, theilen wir Näheres mit, wenn sich etwas Gewisseres über diese Mode festgestellt hat.

Man denkt bereits sehr ernstlich an Herbst- und Wintermoden, und allgemein heißt es, der große Ueberziehrock werde vorherrschen und nur mit dem Mantel die Gunst theilen, denn man wird des Paletots mehr und mehr überdrüssig. Er wird breite Revers haben und mit reichen Borten und mit Schnürchenknöpfen von flacher oder runder Form besetzt sein. Die Beinkleider wird man ohne Zweifel oben und an den Beinen etwas weiter tragen, weil man wieder anfängt, ihnen oben und vorn Taschen zu geben wie sonst.

Damen-Mode. Die Pelerinen scheinen wieder kommen zu wollen, aber mit wesentlichen Veränderungen. Die früheren Pelerinen bestanden aus zwei Stücken, oft nur aus einem einzigen, deshalb fehlte es den Falten, die auf den Arm fielen, an Grazie. Die neuen Pelerinen sind deshalb aus drei Stücken zusammengesetzt, von denen das eine den Rücken bedeckt, während die beiden andern die Vordertheile bilden; wegen der Schräge, welche die Achselnaht gibt, fällt die Pelerine weit anmuthiger. Dieser Schnitt paßt ganz besonders für die sogenannten Großmutter-Mantillen und im Allgemeinen für Alles, was einen großen rundlichen Kragen hat.

Die langen Gürtel von schottischem, gestreiftem oder mit kleinen Palmen bedruckten Bande erhalten sich in der allgemeinen Gunst. Diese Mode ist auch wirklich sehr anmuthig, und gibt dem einfachsten Kleide etwas Elegantes, namentlich an jungen Mädchen, deren Kleider selten Volants oder schräge Streifen haben.

Die Crispinen sind entschieden verurtheilt, und man möchte etwas Neueres haben als den Langshwal und die Mantille; man ist deshalb nach vielen Versuchen zu dem Entschlusse gekommen, etwas zu liefern, was etwas von allen diesen drei Arten hat. So ist in einer der ersten Modehandlungen ein Kleidungsstück erschienen, das auf dem Rücken eine Shawlspitze bildet, auf den Achseln wie eine Mantille und vorn wie ein Langshwal aussieht. Schnürchen, Borten, selbst einige Ellen Spitzen, würden diesem vollkommen neuen Gegenstande als Ausputz dienen. Auch dürfte er, je nach dem Verlangen, wattirt oder nur gefüttert werden.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Kurzer Rock mit breiten Revers. Weste mit Stehkragen. Carrirte Beinkleider. No. 2. Hut mit Feder und Schleier. Kleid mit Schneppenleib, sehr weit und lang. No. 3. Frack mit breiten Schößen. Gestreifte Beinkleider.

Leipziger Modenbericht.

Nach dem Vorgange des hiesigen Schneidermeisters, Herrn Kühfel, der in Bezug auf Herren, zu dem Zwecke der Erleichterung, stets neu gekleidet zu gehen, anzeigte, daß er jetzt nach den Pariser und Londoner Musterinstituten ein Magazin eröffnet habe und sich anheischig mache, gegen einen mäßigen Abonnementspreis und die Zurückgabe der getragenen Kleider jedes Jahr 12, 6, 4 und 2 Mal vollständig neue Anzüge zu liefern, trat auch der durch die verboten gewordene Locomotive berühmt gewordene Hr. Hoyer mit derselben Anzeige auf und fügte gleich die Preistabelle hinzu, nach welcher einem Herrn gegen Rückgabe des Anzugs und nach abgezogenem Erlaß jährlich 2 Anzüge 50, 42 oder 33 Thlr. 20 Ngr. je nach drei verschiedenen Qualitäten; 3 Anzüge 68, 56 oder 45 Thlr. 15 Ngr.; 4 Anzüge 85, 70 Thlr. 20 Ngr. oder 56 Thlr. 20 Ngr.; 5 Anzüge 99 Thlr. 5 Ngr., 80 Thlr. 25 Ngr. oder 65 Thlr.; 6 Anzüge 110, 90 oder 70 Thlr.; 7 Anzüge 117, 100 oder 74 Thlr. und 8 Anzüge 126 Thlr. 20 Ngr., 104 oder 80 Thlr. kosten.

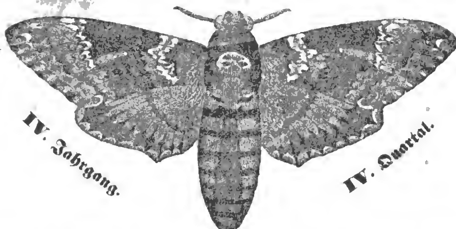
Bald darauf erschien von Hrn. Pancratius Schmidt folgende Anzeige im Tageblatte, welche hinsichtlich der Herrenmode von Interesse sein dürfte:

„Der Besuch der Königin von England in Eu hat einen Umschwung in die Moden Europas gebracht. Der breite englische Leibrock hat sich dem pariser Frack genähert, die brittische Schwerfälligkeit des Anzugs und die französische Leichtigkeit und Anmuth der Tracht haben sich gegenseitige und wichtige Zugeständnisse gemacht. Die Zusammenkunft der vornehmsten Häupter Englands und Frankreichs beherrschte nicht blos die Spalten der Journale, sie beherrschte noch viel mehr die Werkstätten der größten Kleiderkünstler unseres Jahrhunderts, mit der erhabenen Aufgabe, das Charakteristische beider Nationen auch in der äußeren Erscheinung zu vermitteln. Im Besitze dieser neuesten Muster und Schnitte, ergreife ich daher die Gelegenheit, der eleganten Herrenwelt für die begonnene Herbstsaison Alliance- und Phantasiefracks nach jüngster pariser Façon, ferner Treportüberröcke, Westen, Beinkleider u. s. w. in reichster und geschmackvollster Auswahl zu empfehlen. Wir leben in einer Zeit, wo man die Weltgeschichte nicht an den Nagel hängen darf. Ich lade meine hochgeehrten Kunden ein, sich mit derselben zu bedecken. Sie wärmt, sie kleidet, sie schmückt. Zugleich erwähne ich, daß auch bei mir Abonnements auf jährliche Kleiderlieferungen zu beliebigem Wechsel des Anzugs, nach verschieden abgestuften Bedingungen fortwährend angenommen werden."

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst **Modenkupfer.** Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31/44. Druck von F. Andrä in Leipzig.

Leipzig=



Pariser Moden=Journal.

No. 1. Sonnabend, den 30. September. **1843.**

Gesetzbuch der Liebe für die Staaten der Ehe *).

Nach dem a Dato geschlossenen Vertrage,
Regieren wir bis zum jüngsten Tage
In zärtlicher Eintracht der Gemüther
Und treuer Gemeinschaft aller Güter;
Und geben hiermit für Herz und Haus
Die Sammlung unserer Gesetze heraus.

Art. 1. Es herrsche der Mann durch Geist und Kraft!
Und sei nie Sclave der Leidenschaft.

Art. 2. Die Krone des Mannes, ein schönes Weib!
Sei ein Demant, an Seel' und Leib.

Art. 3. Doch edler noch wird ihn umgeben
Der Frauen Schmuck, ein züchtiges Leben!

Art. 4. Wir sagen's frank — hier steht es frei,
Schönheit ist kurze Tyrannei.

Art. 5. Vernunft, als unser Staatsminister,
Sei ungestört von des Volkes Geflüster!

Art. 6. Wir erheben nach unserm Wunsch und Sinn
Das Herz zur Oberhofmeisterin.

Art. 7. Zur ersten Hofdame unserer Zeit
Wird jetzund ernannt die Höflichkeit.

Art. 8. Vom Cabinette des Ehestands
Geht Klugheit als Gesandter außer Lands.

*) Aus: Polterabendscenen und Aufzüge von Henriette Hanke, geb. Arndt.

Art. 9. Trägt fein an fremden Höfen vor,
Und führt das diplomatische Corps.

Art. 10. Und nie wird an eine fremde Macht
Tribut der Liebe dargebracht.

Art. 11. Auf einen Kuß von fremdem Munde
Wird gelegt ein großer Impost, zur Stunde!

Art. 12. Die Linie der Schicklichkeit
Besetzt unsre Grenzen, weit und breit.

Art. 13. Das Gewissen, unsere Polizei,
Sei wachsam gegen Verrätherei.

Art. 14. Der Flitterwochen drängende Eile
Wird eidlich gebunden an längere Weile.

Art. 15. Das General-Postamt erhält das Vertrauen,
Auf dessen offne Straßen wir bauen.

Art. 16. Sparsamkeit über unsre Renten
Erheben wir zum Finanz-Präsidenten.

Art. 17. Die Sorgen, welche überall lauern,
Werden geschlossen in feste Mauern

Art. 18. Verdacht, der heimliche Störung macht,
Wird auf zeitlebens ins Zuchthaus gebracht.

Art. 19. Verdruß, der üblen Laune Sohn,
Eignet sich zur Correction!

Art. 20. Daß nicht ein starker Thränenquell
Ins Herz des Landes bringe schnell;

Art. 21. Und bis zu seiner fernsten Küste
Den Garten unseres Reichs verwüste.

Art. 22. So sollen unsere lieben Getreuen,
Die Freuden, bald die Dämme erneuen.

Art. 23. Ein frischer Muth — ein alter Wein
Soll erster Sanitätsrath sein.
Art. 24. An ihres Mannes amtlichem Kreis
Gehe die Hausfrau vorüber leis!
Art. 25. Dagegen sei am dampfenden Heerd
Dem Eheherrn der Platz gewehrt.
Art. 26. Weil wir zum öftern die Klage gelesen,
Der Treue Gold sei verfälscht gewesen:
Art. 27. So müsse sich jeder Goldschmidt bequemen
Vom reinsten Golde zum Trauring zu nehmen.
Art. 28. Und deutlich stehe Tag und Namen
In dem Gedächtniß der Liebe. Amen!
Art. 29. Gegeben bei dem neuem Bunde
Und gebracht zur öffentlichen Kunde!
Art. 30. Artikel Dreißig bleibt unbesetzt —:
Denn Mancher kommet noch zuletzt.

Die Javanerin.
(Beschluß.)

Der Lieutenant empfand für seine Selima, wenn sie auch auf einer niedrigern Culturstufe stand als er, eine wirkliche Liebe, und nicht blos eine flüchtige, sinnliche Neigung. Er kaufte ihr die hübschesten Kleider, sah mit Vergnügen ihren Stickereien zu, und brachte alle seine Mußestunden bei ihr hin. Selima hingegen dachte an nichts, als ihrem Geliebten Freude zu bereiten, für seine Bequemlichkeit zu sorgen, ihm die schönsten Apfelsinen zu kaufen, seine Wäsche schneeweiß zu erhalten, seine Affen und Papageien zu pflegen, ihn beim Nachmittagsschlaf Kühlung zuzufächeln, ihm nach dem Exercieren ein erquickendes Bad bereit zu halten u. s. w. Ihre Zärtlichkeit umstrickte ihn wie eine Schlange, und wenn er sie fragte, ob sie ihn recht lieb habe, wußte sie wirklich keine stärkere Versicherung zu geben, als diese: „Ich liebe Dich wie eine Schlange!"

So liebten sie sich mehrere Monate ungestört. Da plötzlich erging Befehl, der Truppentheil, zu dem Lieutenant S. gehörte, sollte ins Feld rücken, es sei wiederum Krieg ausgebrochen. Sofort wurde Alles in Bereitschaft gesetzt, ein Schiff wartete auf der Rhede, und in drei Tagen sollte das Bataillon auf dem Wege nach der Insel Zelebes sein. Der Lieutenant S. konnte sich schwer mit dem Gedanken befreunden, seine treue Selima zurücklassen zu müssen, er wußte aber keinen bessern Plan, als sie der Obhut ihres Bruders anzuvertrauen. Selima hörte von diesem Plan mit der größten Verwunderung. „Meinst Du," fragte sie ihren Officier, „daß ich Dir auf der Insel Zelebes nicht auch Apfelsinen besorgen, die Wäsche rein halten, Reis mit Karri kochen, Dir Limonade machen, und Dich lieb haben könne? Ist denn Zelebes ein anderes Land als das unsrige? Ich will lieber sterben, als Dich allein dahin gehen lassen!" Ohne zu wissen, wie es sich werde möglich machen lassen, ein weibliches Wesen auf einem Kriegszuge durch ein wildes Land mitzunehmen, sah doch der Lieutenant S. keinen Ausweg übrig. Selima zog also mit in den Krieg. Der Krieg auf der gebirgigen Insel Zelebes war eine ununterbrochene Reihe von Mühsalen, Entbehrungen und Gefahren. Bald wateten die Truppen durch Moräste, bald wanden sie sich durch dichte Wälder, bald drängten sie sich durch Schluchten, bald überkletterten sie himmelhohe Berge. Bald erlagen sie dem Regen, bald der Hitze: der Eine starb vor Durst, der Andere blieb zurück wegen Ermattung vor Hunger. Hier wurden sie durch den Feind in offenem Angriff, dort durch versteckte Meuchelei, hier durch das Schießgewehr, dort durch den vergiften Dolch, hier durch Waffen, dort durch Fallen bedroht, verwundet, getödtet. Selima kam nicht von der Seite ihres Lieutenants. Niemand ertrug alles leichter und muthiger, als sie. Niemand wurde verpflegt, wie er. Wenn Alles hungerte, Selima hatte wenigstens Reis oder Früchte für ihren Geliebten in Bereitschaft; wenn Alles durstete, Selima wußte eine Wasserspalte in einer Felsenritze oder einen Kokosnußbaum zu entdecken, von welchem sie für ihren Lieutenant, mit der Gewandtheit eines Affen, grüne Nüsse mit frischer Klappermilch herabholte.

Einst in einer finstern Nacht hatte sich die von dem Lieutenant S. commandirte Abtheilung auf einem Bergvorsprung gelagert, um von den erlittenen Strapazen auszuruhen. Niemand dachte an Gefahr und sogar die Schildwachen schliefen. Selima, deren feinem Gehör selbst im Schlafe nicht leicht etwas entging, glaubte plötzlich ein schleichendes Geräusch in dem umherstehenden Gebüsch zu entdecken, sie richtete leise ihr Köpfchen in die Höhe und sah mit ihren scharfen Augen in der Nähe ihres Officiers die blinkende Spitze einer langen Lanze wie eine Schlange aus einem Strauche hervorkriechen. Ein neben ihr liegendes Gewehr ergreifen und mit vorgestrecktem Bajonet in den Strauch hineinrennen, war das Werk eines Augenblicks. Ein Schrei in dem Strauch — und im Nu war Alles auf den Beinen. Ein Makassaer lag mit seiner langen Lanze hingestreckt auf dem Boden, und ringsumher hörte man eine Menge Andere durch das Gebüsch flüchten. Selima hatte ihren Geliebten und vielleicht dessen ganze Mannschaft gerettet. In einem Gefechte fuhr dem Lieutenant S. ein vergiftete-

Pfeil in den Arm. Selima stürzte sich auf ihn, riß ihm die Uniform herab und sog die Wunde so lange aus, daß das Gift seine Kraft verlor, und nur eine bald geheilte Entzündung der leichten Wunde zurückblieb. Sie hatte zum zweiten Male ihren Geliebten gerettet. In einer Gegend, die man für ganz gesäubert vom Feinde hielt und die Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art darbot, beschloß man eines Abends sich gütlich zu thun und zur Feier eines kurz vorher erfochtenen Sieges anzustoßen. Alles war guter Dinge, und damit die Lust ihre rechte Würze erhalte, fand sich auch ein Trupp makassarischer Tänzerinnen. Die kluge Selima glaubte Unrath zu merken und hatte sich als angebliche Gefangene den Tänzerinnen zugesellt, und sich in ihr Vertrauen eingeschlichen. Sie erfuhr, daß jede Tänzerin mit einer Dosis einschläfernder Mittel versehen war, daß diese in das Festgetränk gemischt und in der Nacht die Schlafenden von einer großen Anzahl Feinde, die in einer benachbarten Schlucht lauerten, überfallen werden sollten. Selima zog ihren Geliebten auf die Seite und theilte ihm den Plan mit. Der Lieutenant S. ließ sofort die Tänzerinnen fesseln, rückte unter der Leitung einer derselben in aller Stille mit seiner Abtheilung aus, umzingelte die Auflauerer, tödtete eine große Anzahl derselben und nahm die Uebrigen fast alle gefangen. Für diese That wurde er sofort zum Capitain befördert und erhielt das Kreuz „voor bewezene moed en dapperheid." Wer ihn abermals gerettet und überdies zum Hauptmann gemacht hatte, war seine Selima. Selima begleitete und beschützte in solcher Weise ihren Geliebten bis an das Ende des Feldzugs, obschon sie außer ihm nun auch seinen Sohn zu versorgen hatte, den sie heute gebar und morgen schon über Berge und Flüsse trug. Selima kehrte mit ihrem Hauptmann nach Surabaya zurück. Ihre Liebe hatte in nichts nachgelassen, wenn sie dieselbe jetzt auch zweien zuzuwenden hatte. Der Capitain S. zeigte sich indessen, nachdem er von der Unruhe des Krieges wieder zu sich gekommen, weit lauer, als der Lieutenant S. Durch Selima selbst verwöhnt, betrachtete und behandelte er sie allmälig mehr als Magd, denn als Geliebte. Auch schlief sie jetzt auf einer Schilfmatte. Ihre Liebe war indeß noch zu frisch und unschuldig, ihre Natur zu hingebend und aufopfernd, als daß sie durch das veränderte Benehmen des Capitains hätte gekränkt oder abgestoßen werden können. Sie nahm alles als Nothwendigkeit an, ohne sentimentale Betrachtungen anzustellen, ob es anders sein könne, sorgte nach wie vor für ihren Geliebten mit unveränderlicher Aufmerksamkeit und beschäftigte sich während der jetzt öfter vorkommenden Abwesenheit des Vaters, um so mehr mit dem Sohne.

Eines Abends, als der Capitain S. wieder ausgegangen war, kam Selima's Bruder zu ihr und sagte: „Weißt Du auch, daß der Capitain eine weiße Witwe heirathen will, die zweimalhunderttausend Rupien reich ist? Jetzt eben ist er wieder zu ihr gegangen. Bald wirst Du verstoßen und eine bloße Sundal sein." Selima zitterte und ließ ihr Kind vom Schooße fallen. Darauf gab sie es ihrem Bruder, ließ sich die Wohnung der Witwe bezeichnen, nahm zehn Rupien aus dem Schrank und eilte hinaus. In wenig Augenblicken hatte sie Bekanntschaft mit einer Sclavin der reichen Witwe angeknüpft, und sich für ihre zehn Rupien Einlaß in das Innere des Hauses verschafft, so daß sie alles beobachten konnte. Selima sah durch eine halb geöffnete Thüre hinter einer reichbesetzten Tafel die weiße Witwe in den Armen ihres Capitains, der ihr die zärtlichsten Küsse gab. Selima fragte sich nicht, ob sie träume, ob der Blick sie trüge. Sie sah scharf, sie sah, was sie sah, und in demselben Augenblick, wo sie ihren Gemahl in den Armen einer Andern sah, fühlte ihr Herz — keine Liebe mehr. Beinahe heiter ging sie wieder nach Hause, wenn auch ihr Blick von einem eigenthümlich wilden Feuer leuchtete. Sie gab ihrem Bruder ihr Kind mit, holte bei demselben ein kleines Papier mit unbekanntem Inhalt, und wartete die Ankunft des Capitains ab.

Der Capitain kam sehr spät zurück. Er war erhitzt, schläfrig und ungemein mürrisch, während Selima ihn, nicht zärtlich, aber zum ersten Mal — schmeichelnd empfing. Er begehrte bald dies, bald das; was Selima ihm aber zuerst reichte, war die stets bereitstehende Limonade. Als sie ihm das Glas gegeben, machte sie sich im Hinterhause zu schaffen. Nach zwei Minuten, als das in der Stube ihres Gemahls laut gewordene Gepolter wieder verstummt war, kehrte sie zurück und fand den vergifteten Capitain am Boden liegen. Sie zündete mehrere Lichter an und stellte sie um das Haupt des Todten, welches sie auf ein weißes Kissen bettete. Sodann setzte sie sich neben ihn, betrachtete ihn eine Zeit lang, packte ihre Kleider, alles Geld und alle Pretiosen, die der Capitain im Besitz hatte, zusammen, schlich sich leise hinaus und verschloß die Thüre. „Hast Du auch genug mitgenommen, daß wir davon leben können?" fragte ihr Bruder, als sie in dessen Wohnung ankam. Selima sprach: „Du hast hundert Rupien vom Capitain empfangen, als ich von Dir wegging; Du erhälst hundert Rupien von mir, indem ich wieder zu Dir komme. Welche sind Dir lieber? Das Uebrige, was ich von dem

Capitain besitze, bewahre ich auf als Geschenk, wenn einst ein malaiischer Mann mich liebt."

Am andern Morgen sah man das Haus des jungen Handelsmannes von Militair und Polizei durchsuchen. Der Malaie mit seiner Schwester Selima war verschwunden und die weißen Männer haben sie niemals wieder gesehen.

Eine Erinnerung aus der Restaurationszeit.

An einem jener schönen Morgen im Frühling, wo sich der Körper stärker, die Seele ruhiger, die Phantasie freier fühlt, wo die Vögel singen und poetische Gemüther in süße Träume sich versenken, wo das Herz leicht empfänglich ist für alle guten und edlen Eindrücke, gingen zwei Männer mit einander, in ein Gespräch vertieft, durch die Gänge und Alleen des Parkes von Saint-Cloud. Obgleich Beide in ihrer Tournure etwas Auffallendes hatten, so war doch besonders der ältere geeignet, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Es war ein Mann von mittlerer Größe, mager und ein wenig gekrümmt, mit grau werdenden Haaren, mattem Blicke. Aus seinen Zügen sprach jene sanfte, aber tiefe Melancholie, deren Ausdruck man gewöhnlich bei Menschen findet, welche viel geliebt und viel gelitten haben. Er stützte sich bald auf seinen Stock mit goldenem Knopfe, bald auf den Arm seines Begleiters. Er trug kein Unterscheidungszeichen seiner Stellung an sich, kein Orden glänzte auf seinem schwarzen Frack, aber in seiner Miene, seinem Gang, seiner Sprache erkannte man sogleich eine vornehme Person in ihm. Während der Unterhaltung war er am Gitterthor des Parks, gegenüber der Laterne des Diogenes, angekommen, wo ein einfacher Wagen und ein Kutscher ohne Livrée wartete, und er fing an, den unebenen und fast perpendiculairen Fußsteig hinaufzuklimmen, welcher den Park von Saint-Cloud mit dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Ville d'Avray verbindet, als auf einmal ein Bauer in einer Blouse, mit grauem Schnurrbart und ganz verwirrter Miene auf sie zukommt. Unser Unbekannte hatte nur einen Blick auf diesen Mann zu thun nöthig, um sich zu überzeugen, daß derselbe in der heftigsten Aufregung sei. Er gesellte sich zu ihm und fragte ihn im höflichsten Tone, ob er, ohne indiscret zu sein, sich nach der Ursache seiner Verwirrung erkundigen dürfe.

Der Bauer, weniger über die Frage erstaunt, als durch die wohlwollende Miene dessen, der ihn angeredet, eingenommen, antwortete ohne Zögern:

„Ach, mein Herr, wenn ich trostlos bin, so geschieht es nicht ohne Grund. Denken Sie sich, meine Frau ist vorgestern mit einem wahren Engelskinde niedergekommen, daß aber so zart und schwach ist, daß wir es jeden Augenblick wieder zu verlieren fürchten. Heute Morgen sollte die Taufe stattfinden, und ich war nach Saint-Cloud gegangen, um François, den Gevatter und Bräutigam meiner Nichte aufzusuchen, als ich hörte, daß der arme Junge, der zu den Conscribirten vom vorigen Jahre gehört, Befehl erhalten, sogleich nach Paris aufzubrechen, und daß er sich diesen Morgen schon auf den Weg gemacht habe, ohne zum Abschied Zeit behalten zu haben."

„Das ist ohne Zweifel ein verdrießlicher Umstand," entgegnete der Unbekannte, „aber man muß deshalb nicht gleich verzweifeln, denn es gibt ja nicht blos einen Gevatter in Saint-Cloud; unter Deinen Freunden und Bekannten wirst Du gewiß leicht einen finden, der Dir gern einen solchen Dienst leistet."

„Darin irren Sie sich, mein Herr, ich habe nur einige Freunde im Dorfe, weil ich einer von den „Alten" bin, ein „Murrkopf," wie ich heiße, der von der Leber weg redet, und weil ich meine Verehrung für Ihn nicht verberge. Ein alter Soldat soll dem Andenken seines Gemahls treu sein, wie seiner Fahne — das ist meine Moral, und ich glaube, sie ist gut. Nicht wahr, mein Herr?"

„Gewiß. — Wohlan, laß sehen! — Wenn sich nun ein Herr fände, z. B. ich selbst — ich bin Dir zwar nur hier in den Weg gelaufen, das ist wahr, aber ein ehrlicher Mann, ziemlich bekannt, und ein sehr guter Christ — was sagst Du dazu?"

„Ich sage, daß Sie sich wohl über mich lustig machen wollen," antwortete der Bauer, mit halb zornigem, halb erstauntem Blicke auf den Fremden schauend, der ihm den seltsamen Vorschlag gemacht.

„In der That, nein; ich ersuche Dich ganz im vollen Ernste um die Ehre, François Stelle vertreten zu dürfen.

Der alte Soldat zögerte noch immer, und sah den Unbekannten starr an. Dann reichte er ihm die Hand und sprach:

„Morbleu, wer so aussieht, wie Sie, der moquirt sich nicht über die Leute! — Ich nehm's an."

In diesem Augenblicke kamen sie an Ville d'Avray an. Das Haus Pierre's war eines der ersten im Dorfe. Ehe sie eintraten, wendete sich der Fremde zu dem

Bauer und sagte lächelnd zu ihm: „Apropos, ist die Gevatterin hübsch?"

„Und ob! Sie sollen selbst sehen!"

Jetzt traten sie ein. Rosa saß am Bette ihrer Tante. Beide schienen die Rückkehr Pierre's mit der lebhaftesten Ungeduld erwartet zu haben. Der Letztere trat auf sie zu und setzte sie mit ein paar Worten in Kenntniß über den Stand der Dinge. Rosa, die angefangen hatte, zu weinen, als sie von der Abreise ihres Bräutigams hörte, ward roth wie eine Kirsche, da sie die Proposition des Fremden erfuhr. Sie trocknete sich ihre Augen mit den Spitzen ihres kleinen seidenen Halstuches ab, und machte dem alten Herrn eine tiefe Verbeugung, der ihr mit einem Complimente über ihre Schönheit antwortete und ihr sagte, daß sie ihrem Namen Ehre mache. Die Wöchnerin drückte ebenfalls dem Pathen, welchen ein glücklicher Zufall ihnen verschafft, ihre Erkenntlichkeit aus, und nun machte man sich auf den Weg nach der kleinen Kirche. Als die religiöse Feierlichkeit vorbei war, begab man sich nach der Sakristei, um den gebräuchlichen Formen zu genügen. Das war ein von dem alten Soldaten, sowie von Rosa und allen Uebrigen lebhaft erwarteter Augenblick, von denen jeder, der Eine aus Interesse, der Andere aus Neugierde, den Namen und Stand des Pathen zu erfahren brannte. Man denke sich nun aber das starre Erstaunen Aller, als der alte Pfarrer, nachdem er die Namen des Kindes und der Eltern in das Kirchenbuch eingetragen, den Fremden fragte, wie er heiße, und dieser nach einigem Zögern antwortete:

„Setzen Sie — ja setzen Sie Monsieur."

„Monsieur Wer?"

„Monsieur kurzweg."

Der Pfarrer sah den Herrn mit der Miene eines Mannes an, mit dem man sich einen schlechten Witz erlaubt, während der alte Murrkopf die Augenbraunen zusammenzog und Rosa vor Schaam fast ganz außer Fassung gerieth.

„Ich muß Ihnen bemerklich machen, daß dieser Ort übel gewählt ist zum Scherzen."

„Ich scherze auch keineswegs, Herr Pfarrer."

„Nun, aber ein bloßes Monsieur ist doch kein Name!"

„Wohlan denn," versetzte der Unbekannte, „so setzen Sie, wenn Sie lieber wollen: „Monsieur, Bruder des Königs."

Ein lauter Aufschrei entschlüpfte der ganzen Versammlung, Alle fuhren von ihren Sitzen auf. Der gute Pfarrer gerieth ganz in Verwirrung und ließ die Feder aus der Hand fallen, während Pierre, der in diesem Augenblick seine bourbonistischen Antipathieen abschwur, dem Prinzen zu Füßen fiel und rief: „Verzeihung, gnädiger Herr, Verzeihung!"

Doch Monsieur hob ihn gütig auf, und dann seiner hübschen Mitgevatterin die Hand reichend, sprach er lächelnd:

„Sind Sie mit ihrem Gevatter zufrieden, Mademoiselle?" —

— Der Wagen des Prinzen, der ihm von Saint-Cloud aus gefolgt war, erwartete ihn in der Nähe der Kirche. Monsieur ließ das junge, ganz glückliche Mädchen, so wie den alten ganz außer Fassung gerathenen Murrkopf hineinsteigen. Vor der Wohnung der braven Leute angelangt, reichte er selbst Rosa die Hand, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein, und nachdem er dem Herzog von G...., seinem Begleiter, aufgetragen, ein Zeichen seiner Magnificenz in der kleinen Kirche von Ville d'Avray zurückzulassen, fuhr er wieder nach Saint-Cloud zurück. Aus jeder Kehle klang bei seiner Abfahrt laut und zu wiederholten Malen: „Vive Monsieur!" *)

Am Abend desselben Tages saß die kleine Familie, noch voll von dem Eindrucke des glücklichen Ereignisses, um das Bett der Wöchnerin herum. Der Gegenstand der Unterhaltung läßt sich leicht errathen. Man ward nicht müde mit Lobeserhebungen des so guten, so schlichten, so leutseligen Prinzen. Da wird plötzlich an die Thür geklopft. Rosa öffnet schnell. Ein ganz mit Staub bedeckter junger Mann tritt lebhaft ein, und Rock und Bündel von sich werfend, stürzt er sich erst an der Wöchnerin, dann an Pierre's, dann an Rosa's Brust.

Als die erste Bewegung vorüber, dringt man mit Fragen in ihn; man will Aufschluß über seine schnelle Abreise, über seine unverhoffte Wiederkehr.

„Offen gesagt, ich weiß nichts," antwortete der Conscribirte. „Ich reise diesen Morgen ab, Verzweiflung im Herzen. Als ich in Paris ankomme, führt man mich zu meiner Division. Da war ich nun zwei gute Stunden, als ein schöner mit Orden geschmückter Herr, der ein großes rothes Band unter seinem Rocke trug, in den Saal tritt, wo ich mich befinde, und dem General einige Worte ins Ohr flüstert, indem er mich ansieht. „Gut, Herr Herzog," antwortet dieser. Dann nähert sich der, welcher als Herzog angeredet worden war, mir, klopft mich auf die Schulter und spricht: „Du kannst wieder zurückkehren; eile nach Ville d'Avray, überbringe Mlle. Rosa diese Schachtel und sage ihr, sie komme von ihrem Gevatter. Rosa — Schachtel — Gevatter — ich war ganz verdutzt; doch nur zufrieden mit dieser, wenn

*) Monsieur war bekanntlich bis zu den Julitagen in Frankreich der Titel des ältesten Bruders des Königs.

auch etwas dunklen Entwicklung, denk' ich nicht weiter d'ran, zu fragen, nehme meine Beine unter die Arme, und — da bin ich denn!"

Jetzt hatte man nichts Eiligeres zu thun, als die geheimnißvolle Schachtel zu öffnen. Unter einer Menge Bonbons fand man François Militairschein und das Bowent einer Pension von 1200 Francs, die auf den Namen des Neugebornen ausgestellt war, bis zu dessen Mündigkeit den Eltern ausgezahlt und im Todesfalle des Kindes auf diese fallen sollte.

Doch der kleine Charles ist nicht gestorben. Bis zum Tode seines edlen Pathen von diesem protegirt, erhielt er eine Stelle im Collège de Henri IV., wo er seine Studien gemacht hat. Was den alten Murrkopf und seine Frau betrifft, so haben sie in Ville d'Avray ein hübsches Grundstück angekauft, daß sie mit François, der Rosa's Gatte geworden, bewirthschaften. Als mich vor wenigen Jahren auf einem ländlichen Ausfluge der Zufall in die Wohnung dieser guten Leute führte, und ich auf den jüngst erfolgten Tod Karls X. zu sprechen kam, zeigten Alle eine tiefe Rührung, und erzählten mir dann den eben mitgetheilten Zug aus dem Leben eines Fürsten, der vielleicht als Privatmann die lobenswürdigsten Eigenschaften an den Tag gelegt haben würde und der als König das traurige Schicksal verschuldete, fern von seinem Vaterlande im Exil zu sterben.

Miscellen und Anecdoten.

— Als Napoleon 1807 in Dresden war und die Bibliothek besuchte, überreichte ihm der Bibliothekar Hofrath Doßdorf folgende Erläuterung seines Namens: **N**ationis **A**llemannicae **P**rotector **O**rbis **L**egislator **E**uropae **O**rdinator **N**apoleon. **N**omine **A**nnuente **P**acem **O**rbi **L**aetanti **E**xcelsus **O**ffert **N**apoleon. (Des deutschen Volkes Beschützer, des Erdkreises Gesetzgeber, Europas Ordner Napoleon. Unter dem Beifall der Gottheit bietet er dem hocherfreuten Erdkreise den Frieden, der erhabene Napoleon.)

— Ein berühmter Maler, welchem einer seiner Freunde einen wichtigen Dienst geleistet, suchte diesem seine Erkenntlichkeit dadurch zu bezeigen, daß er ihm erlaubte, sich das Beste seiner Gemälde zum Geschenke auszusuchen. Der Freund des Malers war durch das Anerbieten aufs angenehmste überrascht, doch schwebte er lange in Zweifel, welches Bild er wählen sollte, da er sich nicht im Mindesten auf Gemälde verstand. Er half sich endlich durch folgende originelle List aus der Verlegenheit. Er eilt nämlich nach einigen Tagen in der größten Bestürzung in die Wohnung des Malers, und sagt zu demselben mit dem Ausdrucke der heftigsten Angst, daß in dem benachbarten Hause Feuer ausgebrochen sei, und daß die Flamme schon das Atelier des Malers zu ergreifen drohe. Der Maler, welcher nicht mehr Zeit zu haben glaubte, alle seine Gemälde zu retten, griff sogleich nach demjenigen, welches er am meisten schätzte. Sein Freund, der nun nicht mehr verlegen war, welche Wahl er zu treffen habe, erklärte, daß er sich das Gemälde zum Geschenk ausbitte, welches der Maler zuerst zu retten suchte.

(Schneidersysteme) gibt es jetzt in Frankreich, wie in Deutschland philosophische Systeme, denn das Schneiderhandwerk ist jenseit des Rheins als Kunst anerkannt. Gewiß wird man binnen Kurzem auch von einer Schneideracademie lesen. Der berühmteste aller Herren der Scheere zu Paris ist Meister Roolf, ein Deutscher. Einen Frack, ein Paar Beinkleider, eine Weste von Roolf tragen, heißt die giltigste Entreekarte lösen zum Tempel der Eleganz und des comme il faut. Ohne ausschließlich zu den Romantikern oder Classikern zu gehören, steht der geniale Kleiderkünstler in der Mitte zwischen beiden Parteien, als Herrscher, als König. Die Scheere ist sein Schwerdt und Zepter zu gleicher Zeit, sein Atelier ist der Thronsaal, wo er die Vasallen seines weitläufigen Reiches empfängt. Kein anderer Deutscher in Paris ist so maßgebend für die Ehre des germanischen Namens, wie Heinrich Georg Christian Roolf, der Schneider.

— Da es in Paris viel zu stehlen gibt, so strömen dort Gauner von allen vier Winden zusammen, und da die Gerichte dazu da sind, das Eigenthum zu schützen, so legen sie den in Paris verurtheilten Gaunern auf, nach überstandener Strafzeit das Pflaster der Hauptstadt zu meiden. Die ungehinderten Raubvögel benutzen natürlich jede Gelegenheit, aus den kleinen Orten, in welche sie verbannt sind, zu entwischen, um auf das reiche Erndtefeld zurückzukehren. Werden sie ertappt, so setzt es Strafe wegen Bannbruches. Um dieser zu entgehen, ersinnen sie allerlei dringende Beweggründe, welche sie zum Ungehorsam bestimmt haben. Der eine hat einen Vater in Paris, nach dem sich sein Herz sehnt, den er ehren will, der andere ist durch die grausame Justiz von seiner theuern Braut (einer 40jährigen Köchin) getrennt und gibt zu bedenken, daß die Ehe früher im Himmel geschlossen worden, als auf der Municipalität, und daß, was Gott vereinigt hat, der Mensch nicht trennen soll.

(Eine tapfere Besetzung.) Als Sobieski in Mähren eingedrungen war, rückte er gegen die Festung Nemetz, in welcher sich zufällig nur 19 moldauische Jäger befanden. Diese Braven zogen die Zugbrücke auf, schlossen die Thore, und setzten sich in Vertheidigungszustand. Die Polen, denen die Stärke der Besatzung unbekannt war, beschossen den Platz vier Tage. Die Jäger vertheidigten sich tapfer, und fügten den Belagerern sehr empfindlichen Schaden zu. Am fünften Tage waren zehn Jäger gefallen und drei verwundet; da war an einen längeren Widerstand nicht zu denken, sie capitulirten, und die Garnison erhielt freien Abzug. Das Thor ward geöffnet, es marschirten sechs Mann heraus, welche ihre drei verwundeten Cameraden trugen! Sobieski erblaßte vor Zorn; sein erster Entschluß war seiner unwürdig, denn er war im Begriff, einem so großen Heldenmuthe gegenüber, einen Act der Feigheit zu begehen. Er wollte die tapfern Jäger, welche während der kurzen Belagerung so viele seiner Leute todtgeschossen hatten, hängen

lassen, und gab schon den Befehl dazu; allein der Oberst Jablonowski, welcher sehr viel Einfluß bei Sobieski hatte, verhinderte diese unwürdige That, welche das Andenken des edlen Polen mit Schmach bedeckt haben würde. Die braven Jäger erhielten mit den größten Lobsprüchen begleitet, den in der Capitulation zugesicherten freien Abzug.

Bei der Auction des reichen Cabinets des Grafen Renesse in Antwerpen ward ein altes Manuscript auf den Tisch gelegt. Zwölf Franken! ruft ein Engländer. Dreizehn, spricht ein Belgier. Vierzehn, entgegnete mit schelmischem Lächeln der Brite. Funfzehn, erwiederte der Mitbewerber. Hundert, ruft hierauf der Engländer. Hundert und Eins, brummte der Belgier. Tausend, ruft der Vorige. Zweitausend sagte der Zweite. Man wunderte sich darüber allgemein, und nach einem kurzen Kampfe wurde man gewahr, daß das Manuscript, welches ursprünglich um zwölf Franken ausgerufen wurde, um Zweitausend fünfhundert abging. Nun fällt der Brite, welcher Sieger geblieben ist, über seine Beute her, steckte sie in eine weite Tasche, sie Niemand einmal vorzeigen wollend, und begibt sich auf das Packetboot, voll Verlangen, seinen Fang in einem Winkel von Wales oder Yorkshire zu begraben, wo so viele archäologische Schätze schon aufgehäuft liegen. Als am folgenden Tage der Ausrufer die auf der Tafel liegenden Schriften und Bücher ordnete, entdeckte er, daß der gereizte Engländer statt eines Manuscripts von Hugo Grotius, auf welches er bot, das Verzeichniß des gräflichen Verwalters über gelieferte Käfergattungen mitgenommen habe.

(**Berlin.**) Man hat zur Sprache gebracht, daß leider die **Waisenhäuser** so viele kränkliche Zöglinge haben, namentmentlich sind in dem Friedrichs-Waisenhause die Augenkrankheiten auf eine erschreckende Weise heimisch. Ein vernünftiger Mann räth in einer eben über diesen Gegenstand erschienenen Schrift als ganz einfaches Mittel an: diese Anstalten auf das Land zu verlegen. Die Verwaltung und der Unterhalt der Zöglinge ist da bei weitem billiger, und durch die Landluft und die ländlichen Arbeiten wird gewiß besser für die Gesundheit der Kinder gesorgt, als durch deren Aufenthalt in den dumpfen Räumen, wo sie außerdem noch „zum Privatdienst der Hausoffizianten kommandirt werden." — Der Vorschlag ist so einleuchtend vernünftig, daß er bestimmt — **nicht** beachtet wird.

(**Die Kunstreitergesellschaft des Herrn Director Wolff.**) Unsere Michaelismesse hat uns dies Mal hinsichtlich der Schaugebungen sehr stiefmütterlich bedacht und weist uns allein auf die Vorstellungen in der höhern Reitkunst des Herrn Wolf hin, die aber um so mehr geeignet sind, uns für alle anderweitigen entbehrten Meßsehenswürdigkeiten in vollem Maße Ersatz und Entschädigung zu bieten, als man ihnen unbedingt den Vorzug vor fast Allem in dieser Art bisher Gesehenen einräumen muß und fast jedes einzelne Gesellschaftsmitglied in seinem Fache ein **Meister** zu nennen ist. Uns Leipzigern ist namentlich in den frühern Messen in der höhern Reitkunst sowohl als in gymnastischen Productionen unter vielem Mittelmäßigen und Gewöhnlichen auch schon so viel Ausgezeichnetstes geboten, schon so viele Abwechselungen und Nüancirungen zur Anschauung gebracht worden, daß man diese Künste für wirklich erschöpft hätte halten und an der Möglichkeit zweifeln mögen, daß der menschliche Scharfsinn noch neue Combination und Compositionen erfinden könne. Und dennoch equilibristische und gymnastische wird uns die in argumentem ad acutos geliefert. Sämmtliche Productionen, die uns hier vorgeführt werden, trugen sämmtlich das Gepräge und den Charakter der Neuheit an sich, abgesehen noch von der **Kühnheit**, **Leichtigkeit** und **Grazie**, womit sie ausgeführt werden, als die Eigenschaften, die den Mitgliedern schon an und für sich allein die unbedingtesten Ansprüche auf den Beifall des Publikums gewähren müssen, und die in Verbindung mit geschmackvoller und eleganter Garderobe des günstigsten Eindrucks auf den Beschauer nicht verfehlen. Das Damenpersonal zeichnet sich namentlich durch gefällige, ja bezaubernde Grazie aus und liegt in allen ihren Bewegungen und Gebehrden jener ästhetische Anstrich, der jede öffentlich zur Schau getragene Kunst edlen muß.

Was ich hier in gymnastischen Künsten gesehen, grenzt wahrhaft an das Wunderbare und Unglaubliche und werde ich über sämmtliche Darstellungen in der Leipzig-Dresdner Eisenbahn in einer gewöhnlichen Meßschau noch einen ausführlichen Bericht liefern.

Pariser Modenbericht.

Der Besuch Victorias in Frankreich wird, wenn er auch keine andern Folgen haben sollte, Veranlassung zu vielen neuen Moden geben, wir werden Victoria-Langshwals, Victoria-Mantillen, Leibchen à la Königin von England, Westen, Röcke, Pantalons à la Prinz Albert ꝛc. erhalten.

Man bemüht sich überall, einen neuen Ueberwurf zu erfinden, der die bisher gewöhnlichen zu verdrängen im Stande sei. Einer, der erschien, hat Aehnlichkeit mit einem großen Camail, ist von Atlas, mit Florence gefüttert und leicht wattirt.

Die Ueberröcke sind meist von Tottine, von Barège und gestreiftem oder einfarbigem Seidenzeuge; die Pelerinen derselben sind meist auf der Brust offen und lassen die Form des Leibchens, so wie die Taille sehen. Die weiten Aermel, welche man à la Ludwig XIII. benennt, sind nicht ohne Anmuth, weil sie hübsche Unterärmel von Batist oder von indischem Muslin sehen lassen.

Als Ausputz der schönsten Hüte hat man lange Straußenfedern, Bouquets von hängenden Federn und dicke Moosrosen, doch sieht man häufig auch sehr niedliche Blümchen auf den Hüten.

Die Josephinenkleider mit offenem Rocke und rund herum in Falten gezogenen Leibchen sind eine herrschende Mode geworden. Eben so ist es mit den offenen Ueberwürfen, die mit Spitzen oder ausgezackten Streifen besetzt sind, über denen sich eine Guirlande hinzieht. Darunter trägt man einen Rock von Gros de Naples, der durch das Oberzeug hindurchschimmert. Dasselbe gilt von den Filethäubchen aus einem Stück mit einer Bandguirlande. Doch ziehen viele Damen dieser Häubchenart die Häubchen à la folle vor, welche aus einem einzigen schiefgeschnittenem Stücke, gleichsam aus dem Zipfel eines Fichu bestehen. Die letzten Häubchen sind von alten Spitzen oder Guipure.

Unter den Gegenständen, welche man für die neue Saison vorbereitet, ist ein neuer Ueberwurf zu erwähnen, eine Art Camail, der aus Atlas besteht, mit Florence gefüttert und leicht wattirt ist. Man setzte anfangs auf dieses Futter kleine Schnürchen; jetzt hat man dieser schönen Arbeit eine neue Verbesserung gegeben, indem man die Camails mit wahren Schnürchenstickereien besetzt, welche auf dem Atlas außerordentlich schön aussehen.

Man sieht bereits Hüte von Atlas und selbst von Sammet, die in einer grell abstechenden Farbe gefüttert und mit Blumen, Camelien, Rosen ꝛc. von Sammet und Atlas ausgeputzt sind. Es zeigt sich auch eine neue Art Aigrette auf diesen Hüten, nämlich sogenannte gefleckte Vogelflügel, die sehr leicht und elegant aussehen. Was die Putzhäubchen betrifft, so sieht man seit einer Zeit dergleichen mit rundem Kopf von kirschrothem, türkischrothem oder dunkelhimmelblauem Sammet mit Blondenbesatz und einigen Blumen zwischen den Blonden. Ein noch leichteer Kopfputz, der sehr hübsch aussieht, weil er das Haar nicht verhüllt. Besteht aus einer Blonde, die gleich einem Vestalinnenkranze gewunden und mit einzelnen Blumen verziert ist.

Man sieht viele Anzüge von einfarbigem dünnem Organdi und satinirtem Barège, die einen einzigen Volant und in Puffen gelegte Aermel haben; das Leibchen ist herzförmig. Kleider von lilas Seide sind meist vorn offen über einem weißen Unterkleide und der ganzen Länge nach mit lilas Schnürchen geschnürt, welche um Knöpfe an den Seiten laufen; das Leibchen an diesen Kleidern ist hoch, mit Schneppe und an der Seite ebenfalls geschnürt.

Pelerinen und Cannezous haben in der letzten Zeit mehr Beifall gefunden, man bemeekt aber eine Veränderung an ihnen; sie sind nämlich nicht auf dem Rücken zusammengenäht, sondern die Naht befindet sich auf den Achseln, so daß sie besser fallen als die früheren. Auch die Fichüs à la bonne femme haben sich etwas verändert; sie verhüllen die Figur nicht mehr so sehr und sind mit drei oder vier Reihen breiter Spitzen besetzt, Hüte von Reisstroh mit Spitzenausputz gelten für die schönsten und elegantesten; die Capoten haben Reisstrohschirme und Köpfe von Seide, sie sind namentlich für Morgenanzüge sehr fashionable; man putzt sie mit einem Kranze kleiner Blumen aus, nicht aber mit Band, das nur noch zu Bindebändern geduldet wird. Lange Schleier ersetzen allmählig die bisher gebräuchlichen kurzen; manche reichen bereits bis zur Taille herunter, einige sogar bis auf die Knie. Capote von Crepp oder Organdi sehen mit diesen langen Schleiern sehr gut aus, die von glattem Tülle sind und einen sehr breiten Saum haben. Eine neue Art Stickerei auf Cannezous und an Morgenhäubchen ist eine sehr feine Besetzung mit schottischem Zwirn, die so fein und schön gemacht ist, daß sie wie die reichste Stickerei aussieht. Das neue Häubchen, à la plus belle genannt, besteht aus drei Faltenstreifen hinten am Kopfe, ohne Ausputz mit Band und ohne Beinkleider oder Barben; sie werden blos durch zwei Perlennadeln gehalten, die bisweilen Blumen tragen.

Die Anzüge zum Ausgehen sind jetzt außerordentlich gemischt und verschiedenartig; man sieht namentlich noch viele carrirte Barèges neben einfarbigen. Die meisten Kleider sind à la vierge gemacht, d. h. mit hohem Leibchen; viele haben Aermel à la Ludwig XIII. und einige Röcke sind ohne allen Besatz, ohne Volants, ohne schräge Streifen.

Die neuen Stoffe kommen zum Vorschein und wir haben namentlich Sammetplüsch bemerkt, der außerordentlich reich, leicht, gefügig und warm ist und jedenfalls in dem bevorstehenden Winter eine große Rolle spielen wird. Auch die neuen Seidenzeuge für den Winter sind angekommen; die breiten Streifen scheinen überall vorzuherrschen. Was den Schnitt und die Besetzung der Kleider betrifft, so hat noch nichts verlautet; man glaubt allgemein, daß sie sehr einfach sein werden und daß man den Reichthum des Aufputzes ausschließlich auf die Ueberwürfe beschränkt. Bis die Kälte vollständig eintritt trägt man noch viele kurze Aermel; man fängt auch an, den Kleidern Aermel von weißen oder schwarzen Spitzen mit Einsatzstreifen von gesticktem Tüll zu geben. Wir sahen ferner halblange Aermel, die mit weißem Taffet gefüttert waren; unter den Aufschlägen sieht man Tarlatanbausche hervorblicken; welche die Aermel bis an das Handgelenk bedecken. Wir sahen kürzlich ein Kleid von schwarzem gestreiftem Barège mit vorn geschnürtem Schneppenleibchen, was sehr geschmackvoll war. Die Posamentirarbeiten werden auch in dem nächsten Winter noch beliebt sein und in großer Menge verwendet werden; die neuesten, namentlich leichte spitzenartige Geflechte von Gold und Seide übertreffen an Zierlichkeit und Feinheit Alles, was man bis jetzt in dieser Art gesehen hat. Die neue Mode der weißen Unterärmel wird ebenfalls mehr und mehr ausgebildet. So hat man jetzt Aermel und Chemisetten à la Jeannette, die namentlich zu seidenen Kleidern sehr gut aussehen; sie sind kurz, ragen über die kurzen Aermel der Kleider hinweg und haben drei Reihen reichgestickter Organdigarnituren, von denen eine immer kleiner wird, als die andere, wie bei den Nunongarnituren. Der kleine seidene oder sammetene Aermel hebt diese dreifache Manschette recht hervor.

Erklärung der Modenkupfer.

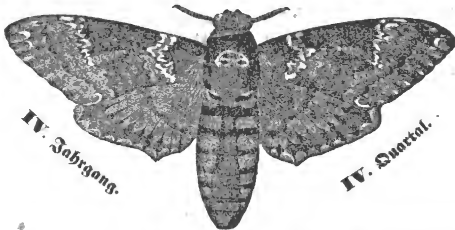
No. 1. Hauskleid mit aufklappenden Revers und kurzen Aermeln. Chemisette mit Ueberschlagkragen. No. 2. Hut mit Feder. Kleid mit Schneppenleibchen und vorn herab mit Besatz. Weite kurze Aermel mit Mousselinunterärmel. No. 3. Kurzer Rock. Weste mit Shawlkragen und carrirte Beinkleider.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 1. (5. Jahrgang. IV. Quartal).

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst **Modenkupfer.** Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31/32. Druck von **F. Andrä** in Leipzig.

Leipzig=



Pariser Moden=Journal.

No. 2. Sonnabend, den 7. October. **1843.**

Die letzten Augenblicke des Buchhändlers Palm aus Nürnberg.

(Geschildert von dessen Todtengräber Joseph Tschaumer.)

Ein Augsburger Unterhaltungsblatt, der „Sammler," erhielt vor einiger Zeit, angeblich von sehr schätzbarer Hand, den nachfolgenden Aufsatz, den dieses Blatt am 26. August, als dem Todestage Palm's vor siebenunddreißig Jahren, seinen Lesern mittheilt, mit der Bemerkung, daß diese der darin vorkommenden Thatsachen in vollem Maße versichert sein könnten. Der Aufsatz ist unverändert abgedruckt.

Der Buchhändler Johann Philipp Palm aus Nürnberg wurde bekanntlich auf Befehl des französischen Imperators am 26. August 1806 zu Braunau am Inn zum Tode verurtheilt und auch dort erschossen, weil er angeschuldigt war: das von Julius Grafen von Soden verfaßte Büchlein: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" verbreitet zu haben.

Diese Hinrichtung wurde durch ganz Deutschland mit einem Entsetzensschrei aufgenommen, ganz Deutschland und darunter vorzugsweise Preußen, sowie vom Auslande her ganz besonders England, haben ihre Theilnahme zum Theil auch werkthätig an seinen Hinterlassenen ausgedrückt; die preußischen Heerschaaren haben im Befreiungskriege Palms Märtyrertod zum Motto ihres Schlachtenrufes gewählt; ja die Erinnerung an diese Schlächter-Scene ist in den deutschen Gauen noch nicht verklungen, da in neuester Zeit König Ludwig von Baiern das Andenken Palms noch in seinem Sohne ehrte und auch an dem Hause, wo er gewohnt, eine Votivtafel eingemauert worden ist.

Die Geschichte seines schmählichen Sterbens ist daher längst und oft besprochen, beschrieben und in die Folie der Geschichte deutscher Schlachtopfer eingezeichnet.

Nicht so — die letzten Augenblicke vor und nach seinem schauervollen Ende.

Die Aussage eines Augenzeugen, dem die traurige Pflicht der Bestattung oblag, dürfte demnach nicht ganz ohne Interesse gelesen werden.

Es war im Sommer des Jahres 1806, so erzählte mir der Todtengräber Joseph Tschaumer, als mich der damalige Stadtpfarrprovisor Pöschl zu sich rufen ließ, und mir die traurige Weisung gab: im Friedhofe sogleich ein Grab zu öffnen, da die Franzosen heute noch einen hierher gebrachten Buchhändler aus Nürnberg, Namens Palm, erschießen wollten.

Kaum nach Hause gekommen, trat ein Sergeant

in meine Stube ein, der mir in schlechtem Deutsch den Befehl des französischen Commandanten überbrachte: daß ich den Mann, der heute erschossen würde, sogleich auf dem Richtplatze einscharren sollte.

Es mag um 2 Uhr Nachmittags herum gewesen sein, als ich mit meinen Gehilfen auf der äußersten Bastei gegen die österreichische Seite als dem mir von dem Sergeanten bezeichneten Richtplatze mit Krampe und Schaufel ankam.

Gleich darauf sah ich von der Stadt her ein französisches Regiment dem Richtplatze zu marschiren; in ihrer Mitte den unglücklichen Palm auf einem Vorspannswagen.

Er sah blaß aus, hatte verweinte Augen und war im ernsten eifrigen Gespräche mit den zwei bei ihm auf dem Wagen sitzenden Geistlichen, dem Stadtpfarrerprovisor Pöschl und dem Spitalpfarrer Gropp. Palm war protestantischen Glaubens.

Lautlos kam das Regiment am Executionsplatze, auf dem außer mir und meinen Helfern Niemand als neugieriger Zeuge sich zudrängte, mit seinem Schlachtopfer, dem unglücklichen Palm, an, und formirte ein Viereck, dessen hintere Seite gegen Oesterreich offen blieb.

Der Vorspannswagen hielt stille, Palm sprang bebende von demselben herab, übergab sein von Thränen durchnäßtes Schnupftuch einem der Geistlichen mit der Bitte: es seiner unglücklichen Gattin zu senden, sprach noch einige mir unverständliche Worte mit den zwei Priestern, und trat dann festen Schrittes gegen die äußerste Mitte der offen gelassenen Frontseite, wo ihn ein aus mehreren Soldaten und einem Officier bestehendes Peloton erwartete.

Einer von den französischen Schergen trat vor, verband dem Unglücklichen die Augen, Palm kniete nieder —

Da schlugen drei Soldaten von dem nahe stehenden Peloton auf den Knieenden an — und auf des Officiers letztes Zeichen knallten die fränkischen Büchsen —

Palm stürzte rücklings hinüber — er war nicht zu Tode getroffen. —

Laut wimmerte er · krallte vor Schmerzen die Nägel seiner Finger in die von seinem Blute befleckte Erde. —

Es war eine lautlose — entsetzliche Pause — die nur das Gestöhne des Schwerverwundeten schauerlich unterbrach. —

Da warf sich der Priester Pöschl auf die Erde zu ihm nieder, schrie laut und wiederholt: „Jesus! Maria! steh mir bei,“ während Gropp an den zu Pferd die Execution commandirenden Officier hinsprang und ihn dringend beschwor: dieser schrecklichen, qualvollen Scene doch ein Ende zu machen.

Da winkte der Kommandirende, ein Officier trat vor, befahl dem Priester Pöschl sich bei Seite zu halten, sechs Musketiere setzten ihre Gewehre auf den Kopf und die Brust an, — ihre Büchsen knallten, — und weithin spritzte das Gehirn des kugelzerschmetterten Kopfes — der unglückliche Palm hatte ausgelitten. —

Sogleich zog das französische Regiment wieder nach der Stadt, und nur sieben Mann blieben als Wache beim Leichnam zurück.

Nachdem ich das umher verspritzte Gehirn in dem Augentuche des Erschossenen gesammelt hatte, wagte ich es, gegen den mir gegebenen Befehl, mit Beihilfe meiner Gehilfen, der Todtenträger Stockmayer, Reichmänner und Wittmann, die zerschmetterte, blutige Hülle auf den Vorspannswagen aufzuladen, und in Begleitung der Militairwache in den entfernten Friedhof überzuführen.

Dort angekommen, entkleideten wir den Leichnam, den wir sonach in einem ungebleichten Leinentuche, mit dem ich schon manche Franzosenleiche einsenken mußte, in ein schon vorbereitetes Grab bestatteten.

Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich am Leichnam, und zwar an der äußersten Seite des linken Schenkels eine verhärtete Geschwulst von der Größe einer Musketenkugel; übrigens war Palm ein mittelgroßer und korpulenter Mann.

Ein schönes, von den Kindern des Erschossenen dem Andenken des theuren Vaters gewidmetes Denkmal bezeichnet noch gegenwärtig die Stelle, in der wir die väterliche Hülle eingescharrt haben.

Nach diesem Bestattungsacte theilten wir uns in die Nachlassenschaft des Unglücklichen.

Ich behielt den tüchernen franzblauen Kaputrock, den ich längst abgenützt und verrissen habe, sowie die silbernen Hemdknöpfeln von Herzform, die ich später einem mir unbekannten Verehrer Palms um ein gutes Stück Geld verkauft habe.

Dem Stockmayer fiel die mit erhabenen Streifen weißgestrickte und mit Knöpfen aus Perlmutter benähte Weste zu, nicht ohne Hader mit mir, der ich sie auch haben wollte; sie war von mehreren Kugeln durchlöchert, welche durch sie in die Brust des Unglücklichen eindrangen.

Die schön lackirten Stiefeln behielt der Todtenträger Reichmänner, das gelb nankingene Beinkleid fiel dem Wittmann zu.

Mit dieser Theilung kaum fertig, wurde ich zum Stadt-Commandanten berufen.

Er fuhr mich beim Eintritte heftig an, drohte mit

Arrest, weil ich gegen seinen Befehl, wie mir ein Dollmetsch ausdeutschen mußte, den Leichnam nicht am Richtplatze einscharrte.

Der General schrie eine Weile in seiner mir unverständlichen französischen Sprache, in der er das Wort „le mort" öfters wiederholte, gegen mich fort, und ließ mich, da ich mich mit der Weisung meines Seelsorgers entschuldigte, endlich ruhig fortgehen.

Dies die ungeschminkte Erzählung des Todtengräbers Joseph Tschaumer.

Ich habe hierüber oft mit dem seither auch verstorbenen Pfarrer Gropp, Palms geistigen Tröster zum Hinrichtungsplatze, gesprochen, habe seinen brieflichen Verkehr mit der Familie des unglücklichen Schlachtopfers durchblättert, habe Viele aus der wackern Bürgerschaft über die allgemeine Stimmung zur Zeit dieser Hinrichtung gesprochen, und habe überall nur Worte des Entsetzens, Schreckens und der Verachtung über des französischen Imperators Willkürherrschaft vernommen.

Es hätte, so lauteten die Worte eines ehrenergrauten Bürgers, nachdem Braunau's hochherzige Bürgersfrauen um die Begnadigung des zum Tode Verurtheilten vergeblich beim französischen Commandanten gefleht hatten, nur eines Waghalses bedurft, der am Strange der Sturmglocke gezerrt hätte — so aufgeregt war die Stimmung — und es wäre die unglücklichste Katastrophe eingetreten, die sechstausend wohlbewaffneten und kriegsgeübten Feinden gegenüber nur schrecklich für den Ort und seine friedliebenden Bürger geendet haben würde.

Selbst französische Officiere, welche dieser Blutscene beiwohnten, erklärten, daß die Wiederholung solcher barbarischen Gewaltscenen sie ihrem Kaiser abhold machen und das Ansuchen um ihre Entlassung veranlassen müßte.

Die wackeren Priester Gropp und Pöschl verfielen, vom Richtplatze zurückgekehrt, zu tief von diesem unmenschlichen Schauspiele erschüttert, jener in schwere Körper-, dieser in schwere Geisteskrankheit.

Beide haben sie, die katholischen Priester, ohne Rücksicht der Confession, dem Unglücklichen nach ihrem heiligen Berufe in der letzten schweren Todesnoth tröstend beigestanden und hierdurch das reinste Bild des wahren Priesters zum nachahmungswürdigen Muster gestellt.

Als ich im Jahre 1827 den Pfarrer Gropp zu einer zum Tode verurtheilten Delinquentin (der wegen 32 Brandlegungen zum Tode verurtheilten Magdalena Schönauer) auf ihr ausdrückliches Verlangen zum geistigen Troste erbitten mußte, da schauerte ihn die hierdurch erwachte Rückerinnerung an Palms Todestag bis zur Ohnmacht zusammen und ich war genöthigt einen andern Priester zur armen Sünderin zu erbitten. — Oft betrachtete und verweilte ich in jenem Gefängnisse, in dem der unglückliche Palm eingeschlossen war, in welchem er am Tage seiner Hinrichtung am engen Gitterfenster noch sein letztes Morgengebet sang und gegen den eintretenden Gefangenwärter mit heiterer Miene sich äußerte, daß er nun bald unschuldig erklärt und frei zu werden hoffe, da er dem Kriegsgerichte in seinem Verhöre erklärt habe: daß er von der verbotenen Flugschrift weder Verfasser, noch Drucker, noch Verleger war, sondern dieselbe, unbekannt mit ihrem Inhalte, in Kisten erhalten, und gleich einer andern Waare versendet habe — der Arme — er wußte nicht, daß sein Bluturtheil schon früher ausgesprochen war, ehe seine Vertheidigung gehört wurde, daß das über ihn niedergesetzte Kriegsgericht nur eine Förmlichkeit war, und dem Marionettenspieler gleich, den Figurenzug von seinem Meister in Paris durch die Telegraphensprache bereits empfangen hatte.

Und — er ist auch — wie er gehofft hatte — frei geworden — doch öffneten sich ihm die Riegel seines Gefängnisses nicht zur irdischen Freiheit — die kaiserliche Censur in Paris schickte auf Befehl des seither in St. Helena Entschlafenen einen verhängnißvolleren Freibrief — Palm wurde durch ihn frei — aber zur Palme der Märtyrerkrone für ganz Deutschland! Für Deutschlands Freiheit haben sich ihm die Pforten des Gefängnisses aufgeschlossen — Palm hat die Palme errungen, und — er ist frei.

Aber auch sein Blut ist in dem qualvollen Momente nicht vergeblich geflossen! — zehn Jahre später ist auch Deutschland, für das er geblutet, auf Leipzigs Schlachtgefilden frei von den Fesseln fränkischer Gewaltherrschaft geworden und so das edle deutsche Blut auf den weiten Todtengefilden von Leipzig, wo Germania ihre Arminsschlacht geschlagen, durch das Sterbebette von St. Helena vollkommen gesühnt und Deutschland aus seiner tiefen Erniedrigung zur Glorie völkerbeglückender Freiheit auferstanden! (Didask.)

Unser tägliches Brod gib uns heute!

In einer Vorstadt Wiens lebte die junge Witwe eines Gärtners, welche sich und ihr einzig Kind, ein Mädchen von sechs Jahren, von dem Ertrage eines kleinen Gemüsehandels ernährte. Die Frau war hübsch, trug sich anmuthig und es hatten sich bald nach dem Tode ihres Mannes mehrere Bewerber eingefunden und unter

diesen Einer, der sie liebte, und den sie wieder liebte. Das Pärchen lebte darauf im vertrautesten Umgange, aber — ohne den Segen des Priesters. Die Nachbarinnen der jungen Witwe spöttelten und zischelten viel und diese fühlte bitter das Peinigende ihrer Lage, allein ihr Geliebter wollte von keiner Heirath wissen, und so oft sie auch in ihn drang, weigerte er sich entschieden unter dem Vorgeben, „er heirathe keine Frau mit einem Kinde; das gäbe eine unglückliche Ehe." Da faßte die Frau einen gräßlichen Entschluß. Unter dem Hause, in dem sie wohnte, lag ein tiefer und feuchter Keller, der zur Aufbewahrung von Gemüsen und Früchten diente, mit nur einem kleinen Fenster, das auf einen öden Holzplatz sah. Eines Abends nahm die Witwe ihr Kind bei der Hand und stieg mit ihm in diesen Keller hinab. „Hier bleibst, Lehnerl," herrschte sie die Kleine an, und ohne auf das leise Weinen des armen Kindes zu achten, schloß sie die schwere Thür und entfernte sich. Zwei lange Tage vergingen, ehe die Witwe in der Dämmerung wieder hinabstieg zum Keller. Sie lauschte an der Thür, aber Alles war still. Sie rief: „Lehnerl!" Da vernahm sie jedoch gleich die Stimme des weinenden Kindes, Klagelaute, so rührend, daß ein Stein sich erbarmt hätte. „Mutterl, Mutterl," rief das Kind, „gib mir doch a Brod, a Stückel Brod." Aber die Mutter wandte sich ab und stieg wieder hinauf; ihr Herz zitterte, aber nicht vor Schmerz, sondern vor Furcht und Erregung, daß des Kindes Hülfeflehen ein menschliches Ohr erreichen könnte, und weil der Tod so lange zögerte, sein Opfer zu ergreifen. Wiederum verstrichen vierundzwanzig Stunden, und als es dunkelte, stieg die Witwe abermals hinab und rief durch die Thür: „Lehnerl!" Lehnerl antwortete wieder und sein Flehen traf der Mutter Herz wie mit tausend Dolchen. „Mutterl! Mutterl," rief die Kleine mit schwacher, schon erlöschender Stimme, „gib mir a Brod, a Stückel Brod!" Aber die Thür öffnete sich nicht, und während das Kind noch flehte, saß die Witwe schon oben in ihrem Zimmer und theilte mit ihrem Geliebten das Abendessen. Als der Abend des vierten Tages gekommen war, da stieg sie zum dritten Male hinab und rief: „Lehnerl!" Es erfolgte keine Antwort. „Endlich," rief sie mit wahnsinniger Freude. Sie wollte aber ganz sicher sein und rief noch einmal lauter und dringender: „Lehnerl, Lehnerl!" Da drang ein dumpfes Stöhnen an ihr Ohr, und anstrengend lauschend, hörte sie wieder die verhängnißvollen Worte: „Mutterl, Mutterl, a Stückel Brod!" aber diesmal nur leise wimmernd, denn der Engel des Todes hatte sich schon über das Kind gebeugt, es zu küssen. Und die Rabenmutter ging davon, teuflischen Zorn im Herzen, und erst nach drei Tagen stieg sie wieder hinab und öffnete die Thür; da lag das Kind bleich, kalt — todt. — In der Frühe des nächsten Tages hörten die Nachbarn aus dem Hause der Witwe ein erbärmliches Klagegeschrei, und als sie bestürzt hineintraten, führte sie das böse Weib, das sich wie eine Verzweifelnde geberdete, in ihre Kammer. Hier lag die kleine Helene auf ihrem Bettchen. Die Mutter hatte sie gereinigt und sie in ein weißes Kleid gehüllt; ein Sträußchen ruhte auf ihrem Herzen. Das bleiche Gesichtchen zeigte keine Spur des schrecklichen Kampfes, dem die Erbarmungswürdige unterlegen. Man rief einen Arzt herbei; er blickte flüchtig auf die Leiche, — und da jede äußere Spur einer Verletzung fehlte, stellte er den Todtenschein aus. Tags darauf fand das Begräbniß statt. Dem Sarge folgte Hand in Hand eine Schaar lieblicher Kinder, — die Gespielen des kleinen Lehnerl; einige Nachbarinnen der Gärtnerswitwe hatten sich ebenfalls dem Zuge angeschlossen, auch ein Priester folgte. Als man den Sarg in die Gruft gesenkt und jedes eine Handvoll Erde darauf gestreut hatte, trat der Priester vor, wie dies üblich ist, ein kurzes Gebet zu sprechen. Er betete das „Vater Unser," jenes einzige Gebet, das Alles einschließt, was der Mensch von Gott zu erbitten hat, und er sprach es so voll ächter Weihe, so eindringlich, daß Thränen in die Augen aller Anwesenden traten. Nur ein Auge weinte nicht und folgte doch mit Beben seinen Worten, es war die Mutter, die ihr gemordetes Kind begrub, und als der Priester an die Worte kam: Unser täglich Brod gib uns heute!" da tönte es wie ein Donnerschlag an das Ohr des schuldigen Weibes; mit einem fürchterlichen Angstschrei stürzte sie zur Erde, die Hand Gottes hatte sie getroffen; sie erwachte als Wahnsinnige und erzählte nun unter Lachen und Thränen ihre grauenvolle That.

Die Mühle bei Sanssouci.

(Fortsetzung.)

Ein leichtes Barett von schwarzem Sammet ruhte auf dem lockigen Scheitel, während der übrige etwas phantastische Anzug in ihm den Besucher der Hochschule nicht verkennen ließ. Die liebliche Müllerstochter stand noch in der Thür, gedankenvoll und beunruhigt dem Vater nachblickend, als der Student um die Ecke der Wohnung bog, und sich unbemerkt einige Augenblicke an ihrem Anblick weidend, stehen blieb. Da wendete sie das Köpfchen und mit einem Ausrufe der lautesten Freude

in seine Arme fliegend, hing sie an seinen Lippen mit jener ungestümen Zärtlichkeit, welche die Leidenschaft des Naturkindes charakterisirt, und erst nachdem sie ihn unter stummen Liebkosungen, die eben so feurig wurden, zur Thür geführt, konnte sie Worte finden, welche an die Sorge für das körperliche Wohlbefinden des Geliebten sich knüpften, einer Sorge, die ein Zug ächter Weiblichkeit uns den Umgang mit Frauen so behaglich macht.

— Armer Junge — sprach sie bedauernd ihm die Locken von der Stirn streichend, und die hellen Schweißperlen mit ihrem Tuche trocknend — wie Du glühest! Du bist wohl recht müde geworden; komm, komm — hier setz' Dich still hin — und ohne auf des Jünglings zurückrufende Bitte zu hören, flog sie zum Hause, und erst nachdem sie mit Wein und einem Imbiß zurückgekehrt, und dieses auf einem weißen Tuche mit wirthschaftlicher Geschäftigkeit vor dem Liebsten zurechtgestellt hatte, kam sie zur Ruhe. Ein Student, vorzüglich wenn er eine Fußpartie von vier bis fünf Meilen in glühender Sonnenhitze gemacht, läßt sich zum Essen und Trinken nicht lange nöthigen. Sie setzte sich, ihm mit inniger Lust zusehend, gegenüber, den Becher füllend, und bald dies, bald jenes mit wirthlicher Sorgsamkeit anpreisend. Endlich, nachdem die stürmischen Mahnungen des Magens, wie vorhin die des Herzens, vorüber waren, fand sich allmählig die zusammenhängende Rede wieder ein.

— Aber, beim Jupiter! mein süßes Mühmchen, wo steckt der Alte mit seinem ehrlichen Mehlgesicht; räsonnirt er immer noch so auf seinen windbeuteligen Neffen, der Dich zur Frau Pastorin machen will?

Wie mit einem Zauberschlag riefen diese Worte die gänzlich vergessene Gegenwart zurück und hauchten über das freundliche Antlitz der schönen Müllerin einen so trübseligen Ausdruck hin, daß dem erschrockenen Studiosen ein unwillkürliches: „Nun?" entfuhr.

— Ach Gott! der Vater ward nach dem Schlosse gerufen; ich hatte am ganzen Morgen schon so ein ängstliches Vorgefühl — wer weiß, was das wieder zu bedeuten hat. Außerdem ist's noch immer beim Alten. Der Vater ist Dir gut und gewogen; aber er besteht darauf, ich soll einen Müller heirathen, daß die Mühle nicht in fremde Hände kömmt und ich möchte doch so gerne Deine Frau und Frau Pastorin werden, setzte sie mit allerliebster Naivetät hinzu.

— Sei ohne Sorge, liebes Herzchen — aber dort kommt der Alte — Teufel, der sieht brummig aus; da muß . . .

Während der Student sich erhob, seinen Onkel und Vormund zu begrüßen, und das Töchterchen sittsam zum Nähzeug griff, näherte sich der Müller mit gewaltigen Schritten, seinen langen Rohrstock heftig auf den Boden stoßend, oder in der Luft schwingend. Er drückte dem entgegeneilenden Neffen stumm die Hand, schritt ins Zimmer, und warf sich, den Hut auf dem Kopf und und den Stock in der Hand, in seinen Lehnstuhl. In einer solchen Aufregung hatten ihn die jungen Leute noch niemals gesehen. Nach einigen Minuten folgten sie ihm ins Zimmer, und die holde Tochter mit erbleichtem Gesicht an seine Seite tretend, fragte ihn mit besorgter Stimme um die Ursache dieser Aufregung.

— Meine Mühle soll ich hergeben? Mein Haus, in welchem Vater und Großvater geboren und gestorben? Ist sein Garten nicht groß genug, he? Will mich nach Spandau bringen lassen? — mich, einen rechtschaffenen Unterthan, der seine Steuern bezahlt; ich frage Dich, Junge, kann ein König seinen Unterthanen mit Gewalt ein Eigenthum nehmen, he? Kann er ihn einsperren lassen, wenn er es nicht gutwillig geben will?

— Das darf er nicht, aber ob er es kann, das ist ein Anderes. Aber beruhigt Euch, Vater, und erzählt, wie die Sache zusammenhängt.

Nachdem der Alte den Sturm in seinem Innern durch eine tobende Erzählung etwas beschwichtigt, und die ruhige Gegenrede seines Neffen, welche vielleicht nicht ganz ohne egoistische Rücksichten die wahrhaft königliche Vergütigungs-Anerbietungen besonders hervorhob, angehört hatte, begann er von Neuem:

— Du hast Recht, mein Sohn, der König hat mir den dreifachen Werth, und noch mehr geboten; man wird mich thöricht und starrköpfig schelten, aber ich will nun einmal mein Eigenthum nicht hergeben, ich lasse mich eher rädern und viertheilen, ehe ich einen Schritt von diesem Orte weiche, und will doch sehen, ob Recht und Gerechtigkeit im Lande ist. Sind wir Leibeigene, he? Sind wir Sklaven, die kein Eigenthum haben?

— Mein lieber Vetter, Ihr habt ganz Recht, wir sind weder Sklaven noch Leibeigene. Aber der König hat Euch eine mehr als hinreichende Entschädigung geboten, und wenn Ihr Euch ans Kammergericht in Berlin wendet, so wird man in Betreff dieser, Euch den guten Rath geben, das Maul zu halten, und dem König für die besondere Gnade die Hand zu küssen. Auf dem Wege der Drohung ist hier nichts auszurichten, und wenn Ihr durchaus auf Eurem Willen besteht, müssen wir's auf einem andern versuchen.

— 's ist schlimm, Franz, sehr schlimm! Gewalt geht vor Recht! — aber höre, mein Sohn! Ich habe Dich erzogen, wie mein eigenes Kind, habe Dich auf

Schulen und Universitäten geschickt, nur meine Tochter wollte ich Dir nicht geben, eben der Mühle wegen — schaffst Du mir auf irgend eine Art, daß ich mein Eigenthum behalte — Du sollst mein Schwiegersohn werden, hier meine Hand darauf!

Nach diesen Worten erhob sich der Müller, tauschte schweigend und hastig den Sonntagsstaat mit dem Arbeitskleide, und ging, nach Art kräftiger Naturen, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen.

Kaum hatte der Alte das Zimmer verlassen, als die jungen Leute sich mit dem Ausdruck des innigsten Entzückens in die Arme fielen. Aber die Ausführung der Bedingung war nicht so leicht. Mancherlei Berathungen wurden gepflogen, bis endlich auch der ungeduldige Jüngling das Zimmer verließ, durch einen Gang ins Freie das wallende Blut zu beruhigen, und dem Verstande Muße zu ruhiger Ueberlegung zu schaffen.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

(Ein neues Mittel, seine Schulden zu bezahlen.) Das Mittel ist zwar neu, wird aber schwerlich viel Nachahmung finden, so bequem es auch ist, seine Schulden, wie es bei diesem Mittel der Fall ist, aus fremdem Beutel zu bezahlen.

Graf L., ein junger, verschwenderischer Franzose, mit Schulden überhäuft, machte in Italien die Bekanntschaft eines reichen Engländers, der an ihm großes Wohlgefallen fand und ohne seine Gesellschaft fast nicht mehr sein konnte. Lord P. war wie viele seiner Landsleute ein großer Freund von Wetten, und wenn er an seinem jungen Freunde etwas auszusetzen fand, so war es der Umstand, daß derselbe auf keine ihm vorgeschlagene Wette eingehen wollte. Lord P. war daher sehr erfreut, als der Graf L. ihm eines Nachmittags, als sie vortrefflich und sehr reichlich mit einander gespeist und nicht minder vortrefflich und reichlich mit einander getrunken hatten, sagte: „Mylord, ich habe Ihnen eine Wette vorzuschlagen." — „Angenommen!" rief Lord P. „Lassen Sie hören, was gilt es?" — „Gehen Sie nicht so schnell darauf ein, es möchte Sie sonst gereuen," entgegnete der Graf, indem er sich mit ruhiger Nachlässigkeit die Cigarre anzündet. — „Reuen?" rief der Engländer in seinem Nationalstolz verletzt; „auf keinen Fall. Ich gehe die Wette ein; sagen Sie nur, worin sie bestehen soll?" — „Ich wette um 200,000 Francs, daß ich mich morgen früh, bis 7 Uhr erschieße. — Schlagen Sie ein?" fragte Graf L. und hielt die Hand hin. „Topp," sagte der Lord lachend und schlug ein. — Beide blieben nun noch eine Zeit lang beisammen, lachten und scherzten und dachten der Wette weiter mit keiner Sylbe. Abends aber, als Lord P.'s Rausch so ziemlich verflogen war, dachte er mit Schrecken der unbesonnenen Wette; er schrieb daher sogleich an seinen Gegner die folgenden Zeilen:

„Lieber Graf! Unsere Wette war ein thörichter Scherz und ich mache Ihnen daher den Vorschlag, sie zurück zu nehmen, zumal es zu hart für mich wäre, zugleich 200,000 Francs und Sie zu verlieren, den ich so lieb gewonnen habe. — Auf fröhliches Wiedersehen also, Ihr P."

Beruhigt legte der Lord sich nieder; am andern Morgen wurde er durch einen Brief des Grafen L. geweckt. Dieser schrieb:

„Lieber Lord! Ich habe meine Wette gewonnen, denn drei Minuten vor 7 Uhr habe ich mich richtig erschossen. Ich bitte Sie, die 200,000 Francs an meine Gläubiger auszuzahlen, und grüße sie freundlichst aus der andern Welt. — Auf freundliches Wiedersehen. Ihr L."

Lord P. bezahlte nicht nur den Preis der Wette, sondern auch noch die Kosten für ein prachtvolles Leichenbegängniß, das er für seinen geschiedenen Freund veranstaltete.

— Unsere Zeit ist eine wuthreiche Zeit, denn es herrscht die Modewuth, die Badewuth, die Kunstwuth, die Klatschwuth, die Genußwuth, die Denkmalwuth, die Schuldenwuth, die Schreibewuth, die Reisewuth, die Tanzwuth und die Vereinswuth.

— Einige Zeit vor der französischen Revolution zeichnete sich eine Demoiselle Duferène, die von ganz gemeiner Herkunft war, durch ihre Schönheit, ihre Abenteuer und ihren fürstlichen Luxus aus. Ihr Haus war der Sammelplatz der eleganten Welt und es fehlte ihrem Ehrgeize nichts als ein adeliger Name. Deshalb trug sie denn auch einem ihr befreundeten Abbé auf, einen armen Marquis oder dergl. ausfindig zu machen, der gegen eine bestimmte Entschädigung einwillige, ihr und ihren Kindern seinen Namen zu geben. Der Gesuchte war in dem Marquis von Fleury leicht gefunden, der große Güter in Savoyen besessen hatte, jetzt aber zu Paris in der größten Armuth lebte. Man legte ihm einen Heirathscontract vor, den er der Hauptsache nach genehmigte, und in welchem bestimmt war, daß sich der Marquis an einem gewissen Tage in der Kirche St. Roche mit einem Freunde einfinde, seine Braut zum Altare führe, nach der Trauung aber sogleich in einen Fiacre steige und sich entferne, auch schriftlich sich verbindlich mache, weder jemals in die Wohnung seiner Frau zu kommen, noch sich an den Orten zu zeigen, an denen sie erscheinen könnte; dafür solle er vierteljährlich 300 Livres erhalten, so lange er lebe. Der Marquis verlangte außerdem vor der Trauung so viel Geld, daß er sich einen neuen Anzug kaufen könnte, und außerdem noch, daß er allein in die Kirche kommen dürfe und sein Leibrente praenumerando erhalte. Dies wurde genehmigt und die Trauung wirklich vollzogen. Der Marquis sah seine Frau nie wieder, die mit ihren Kindern seinen Namen und sein Wappen annahm. Aber sie mußte schwer für ihren Stolz büßen. Als die Revolution ausbrach und das Volk die Adeligen zur Guillotine schleppte, wurde auch die Marquise von Fleury ergriffen und starb auf dem Blutgerüste, weil sie die Frau eines Adeligen gewesen.

(Neueste Herrenmode.) Wer von jungen Stutzern in Italien nur einigermaßen auf Mode und Eleganz Anspruch machen will, muß drei Taschentücher in der Tasche führen und zwar ein feines Battisttuch, mit dem er sich abwischt, oder

das er nur in die Hand nimmt; ein zweites (seidenes), das als eigentliches Schnupftuch dient, und endlich ein drittes, mit dem er sich die Stiefeln abstäubt, wenn er in ein Haus tritt, um einen Besuch zu machen.

— Die alten Soldaten im königl. Invalidenhause zu Paris sind folgendermaßen eingetheilt: Blinde 152, an beiden beiden Beinen amputirt 11, an einem Bein 309, an beiden Armen 8, an einem Arm 309, Gelähmte 235, Epileptische 12, Geisteskranke 29, mit silberner Nase oder silbernem Kinn 8, Hinkende oder solche, die nicht mehr gehen können, 131, solche, deren Füße in Rußland erfroren 23, mit verstümmelten Händen 131, mit verschiedenen anderen Wunden 1020, Laienbrüder 150, Siebzigjährige 50, Achtzigjährige 33, im Ganzen 3012.

(Schriftsteller, Diebe und Gläubiger.) Vor einiger Zeit schlich sich ein Dieb in der Nacht in die Wohnung des Herrn von Balzac und suchte da den Schreibtisch aufzubrechen, wurde aber bei dieser Beschäftigung durch ein lautes Gelächter unterbrochen, das aus dem Schlafgemache des Schriftstellers herausschallte. Er drehte sich um, und sah im schwachen Mondenlichte den dicken Herrn von Balzac im Bette sitzen, der sich vor Lachen die Hände in die Seite stemmte.

Der Dieb, der sich einmal ertappt sah, faßte sich ein Herz und fragte, warum der Herr so außerordentlich lache.

„Ich lache," antwortete der Schriftsteller, „darüber, daß Sie in der Nacht und ohne Licht da Geld zu finden glauben, wo ich bei hellem Tage nichts zu erblicken vermag."

Eine einigermaßen ähnliche Anecdote erzählt man von einem deutschen Schriftsteller, von dem man weiß, daß er wenig Geld, aber viele Gläubiger hat. Einer der letzten machte kürzlich dem Schriftsteller einen eben so frühen als unangenehmen Besuch; Herr ** fuhr auf aus schweren Träumen, und fragte mit so ruhigem Gesichte als möglich:

„Sie wollen Geld haben, nicht wahr?"

„Ja; Sie würden mir einen Dienst erzeigen, wenn Sie mir meinen Wunsch erfüllten. Uebrigens thut es mir leid, daß ich Sie so früh stören mußte."

„Beruhigen Sie sich, und haben Sie die Gewogenheit, den ersten Kasten rechts da in dem Secretair herauszuziehen; nehmen Sie, was Sie darin finden."

„Herr ** es —"

„Nun?"

„Es ist nichts darin."

„Wirklich? So ziehen Sie den Kasten darunter heraus."

„Auch da ist nichts."

„So bemühen Sie sich noch einmal und sehen Sie links nach."

„Auch links sehe ich nichts."

„Liegt auch auf dem Tische nichts?"

„Nein, ich sehe nirgends Geld."

„Nun, erwiederte der Schriftsteller mit größter Ruhe, wenn wirklich nirgends Geld ist, so kann ich Ihnen keins geben."

(Vater und Sohn.) Zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte in Paris eine sehr berühmte Künstlerin, Mlle. Candeille, die, um ihren Ruhm in weiteren Kreisen bekannt zu machen, 1796 auch Belgien und Holland besuchte. In Brüssel lernte sie einen berühmten Wagenfabrikanten, Johann Simons kennen. Zwei Jahre später, 1798, reiste der Sohn dieses Simons nach Paris und verliebte sich da in eine Mlle. Lange, Schauspielerin an dem Théâtre français und Freundin der Mlle. Candeille, welche durch ihre Schönheit und ihre Kunst gleich ausgezeichnet war. Als der alte Simons in Brüssel erfuhr, sein Sohn wolle eine Schauspielerin heirathen, gerieth er vor Zorn außer sich und reisete sofort nach Paris, um sich dieser Heirath zu widersetzen. Er wendete sich an Mlle. Candeille, die er kannte, und deren verständige Klugheit man ihm gerühmt hatte. Er bat sie, ihn mit ihrem Rathe zu unterstützen und sich persönlich der ihm so unangenehmen Sache anzunehmen. Sie hatten mehrere Besprechungen mit einander darüber und gefielen einander dabei so, daß der Vater bald dem Beispiele seines Sohnes folgte und sich in die Schauspielerin verliebte, die er als Vermittlerin angerufen hatte. Da er Witwer und sie geschieden war, so heiratheten sie einander wirklich, und es versteht sich, daß der alte Simons nun auch von seiner Strenge gegen den Sohn nachließ, der seinerseits nun die Geliebte heirathen durfte. Wie die Ehe der jungen Leute ausfiel, wissen wir nicht, die des alten Simons mußte 1802 getrennt werden.

— Unter den Modeherren und auch unter den fashionablen Damen in Paris kommt das Schießen mit Pistolen mehr und mehr in Gunst und viele haben es zu einer außerordentlichen Fertigkeit gebracht. Man schießt Poule und hat z. B. bei einem solchen die Bemerkung gemacht, daß von 54 Kugeln keine um einen Zoll von dem Punkte entfernt war, der getroffen werden mußte.

Pariser Modenbericht.

Man sieht nur noch sehr wenige Kleider von Barege oder Muslin, die Seidenzeuge bilden die allergrößte Mehrzeit. Die im Frühjahre modischen Muster, die Carreaux, scheinen fast aufgegeben zu sein und man bemerkt sie nur noch bei den guten Hausfrauen, welche ein seidenes Kleid nicht eher bei Seite legen, bis es nicht mehr tragbar ist. Die neueste Mode scheint sich für die breiten Streifen, für die Farben auf Farbe broschirten Stoffe und noch mehr für die ganz glatten und einfarbigen Seidenzeuge zu entscheiden. Das Grüne und das Paille sind die beliebtesten Farben. Wir müssen jedoch auch hier bemerken, daß wahrscheinlich Victoria-Zeuge und Victoria-Muster erscheinen, und daß nichts für entschieden angesehen werden kann, bis diese an das Tageslicht getreten sind.

In den Modenhandlungen ist der Sommer vollständig vorüber und man beschäftiget sich daselbst fast ausschließlich mit den Wintertoiletten. Diese neuen Winterkleider sind zum größten Theile hoch hinaufgehend, in neuem Schnitt, mit neuen Garnituren.

Man sagt ferner, die Winterkleider würden sehr lang sein und eine völlige Schleppe haben, ungefähr so, wie sie zu Ende des 18. Jahrhunderts getragen wurden.

Von den Neuigkeiten, die bereits erschienen sind, können wir schon einige anführen. Man hat carrirten schottischen Caschmir, Douglas-Caschmir, Stuart-Caschmir, Glasgow-Caschemir, die sämmtlich carrirt sind und hübsche Negligee-Anzüge geben werden. Die Langshawls à la Victoria-Yacht sind ebenfalls recht hübsch carrirt und von einem warmen, weichen, dichten, aber sehr leichten Stoffe, einem Caschmir-Molton. Die Wolle und die Seide spielen die Hauptrolle in den neuen Stof-

fen, und es lassen sich hier die diamantirten Popelinen erwähnen, die irländischen Popelinen, die broschirten ꝛc., der schottische Alpacca, der theils gestreift, theils carrirt ist, die Pekins in allen Farben und namentlich der Iris-Pekin. Dieser Stoff hat kleine satinirte Streifen auf einem matten Grunde. Auf einem grauen Grunde sieht z. B. dieser schmale Streifen in Blau, und zwar in vier verschiedenen Nüancen allerliebst aus. Auch der Lucretia-Pekin scheint bereits vielen Beifall zu finden. Sehr elegant zu Negligee's ist der Cashmir-Krepp von Thibet-Wolle mit Carreaux oder Streifen. Dieser völlig neue Stoff wird sehr modisch und eben so im Hause, als zum Ausgehen getragen werden. Von Toiletten zu Besuchen und zur Promenade sind namentlich sehr leichte Damaste in außerordentlich schönen Farben zu erwähnen. Einige sind ebenfalls schottisch carrirt, die meisten aber haben Streifen und Blümchen. Unter allen diesen Stoffen steht der Alvendar hervor, ein Damast mit reinen orientalischen Rankenmustern. Man erwähnt ferner auch oft die Camäleons in vier bis fünf Nüancen. Bei dieser ersten Musterung der modischen Neuigkeiten dürfen wir einen Artikel nicht vergessen, der beweist, daß die Fabrikanten auch das Nützliche nicht vergessen. Wir meinen einen Langshawl, Lochleven genannt, eine Art schottischer Plaids in einem ganz eigenthümlichen Genre und ungewöhnlicher Breite, welcher die Schultern, die Arme, den ganzen Oberkörper einhüllt. Wenn dieser Mantel oder Langshawl angenommen wird, werden alle Mäntelchen, die man vorbereitet, verdrängt werden.

Die Josephinenkleider, welche die Mitte halten zwischen den Ueberröcken in den sogenannten Peignoirs (offene Ueberröcke) finden einen überraschend großen Beifall und allerdings gibt es nichts Anmutheres, als diese Kleider, sie mögen von Batist, von Doppel-Muslin, von Jaconaß oder selbst von Schweizer Toiline, von Cotepaly, von Wollenmuslin, von kleingestreiftem Gros de Naples oder von schottischem Foulard sein, denn alle diese leichten Stoffe mit hellem Grunde und lebhaften Farben werden zu diesem Kleidungsstücke verwendet, dessen Leibchen auf dem Rücken meist halbweit ist, hoch hinaufgeht und einen kleinen Fächer bildet, wenn der Gürtel mit doppeltem Zuge, den man darüber sieht, die Taille zusammenzieht und das Leibchen schließt. Die Vordertheile sind hoch, können aber zurückgeschlagen werden, so daß man den Fichu erblickt, der Rock ist offen, ohne Bänder und dergleichen; dagegen muß eine gezackte Garnirung von dem Kleidstoffe, eine Spitze, eine Rüche von gleichem Zeuge oder Zacken von Seide das Leibchen und die Vordertheile des Josephinenkleides einfassen.

Die Cannezous sind in ihrer Form sehr verschieden, sowohl nach dem Zweck, für den man sie bestimmt, als nach der Toilette, mit der man sie verbinden will. Cannezous mit langen Aermeln, die eigentlich doch nichts weiter sind als Spenzer, sieht man nicht mehr, höchstens noch bei einigen Reiterinnen, bei denen sie dann meist glatt, von englischem Jaconas oder von Batist, weniger von Organdi oder Muslin sind. Selbst bei Spaziergängen wird der rundherum gezogene Cannezou getragen. Noch häufiger aber sieht man Halbcannezous, welche am Gürtel fest anliegen und am Halse rund geschnitten sind. Man besetzt sie vorn mit einer puffigen Garnitur, welche gewissermaßen Revers bildet, die allmählig nach dem Gürtel zu verlaufen. Diese Halbcannezous sind von Tarlatan oder von sehr dünnem Muslin, der leicht gestickt ist.

Die Crispinen verschwinden, dagegen bekommt man recht hübsche Pelerinen, die aus drei Stücken bestehen, und allerliebste Langshawls von Tarlatan, scheutaschirt, oder von gesticktem Muslin mit durchschimmerndem Futter oder von Seidenzeuge, das mit Spitzen garnirt ist.

Herren-Mode. Die kurzen Röcke werden noch immer viel getragen und schwerlich auch nicht so bald verschwinden; sie haben jetzt sehr weit offenstehende Revers, die weit zurückfallen, eine enge Taille, kurze aber sehr weite Schöße und einen niedrigen Kragen. Die beliebtesten Farben sind: Myrthengrün, englisches Schwarz und Goldbronze.

Die Fracks haben unten alle einen kleinen Ausschnitt und sind oben sehr ausgeschnitten, so daß die Revers weit nach den Achseln zurückfallen; die Schöße sind breit, doch nicht ganz so wie die im letzten Frühjahre. Das Königsblau, Goldbronze, Russischgrün und besonders Schwarz, sind die allgemein vorgezogenen Farben. Doch trägt man auch Fracks in einer Farbe, welche man Byzantiner Bronze nennt, olivenbraune, goldbraune. Die Röcke wie die Fracks haben seidene Knöpfe in der Farbe des Tuches oder Metallknöpfe, die dann ciselirt oder guillochirt sind. Westen, die man sehr gern trägt, sind von einfarbigem, indischem Nankin, mit einer gleichen Bordüre oder mit sehr schmalem weißen Passepoil. Diese ziemlich originellen Westen sehen sehr gut aus zu einer schottischcarrirten Cravate und an der Seite offene Pantalons.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Kurzer Rock mit breitem Kragen und breiten Revers, zwei Reihen Knöpfe. Beinkleider halbweit. No. 2. Hauskleid mit modernem Auspuz, vorn offen, enge Aermel. No. 3. Kleid mit gezacktem Leibchen-Auspuz und doppelten zackigen Volants.

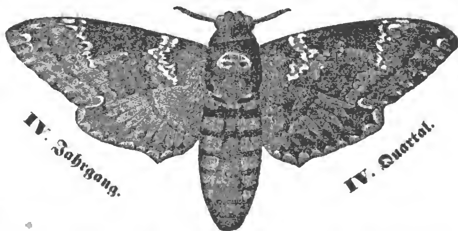
Berichtigung.

In Abwesenheit des Redacteurs mußte die Correctur der letzten Nummer unserer Zeitschrift von fremder Hand besorgt werden, es haben sich demzufolge sinnentstellende Druckfehler eingeschlichen: So lese man S. 314 im letzten Vers des Gedichtes Manches statt Mancher; Seite 318, 2te Spalte Tapfere Besatzung statt Besetzung; Seite 319 aber in dem Artikelchen über die Kunstreitergesellschaft lese man statt des dortigen Folgendes: und an der Möglichkeit zweifeln mögen, daß der menschliche Scharfsinn noch neue equilibristische und gymnastische Combinationen und Compositionen erfinden könne, wie uns hier ein argumentum ad oculos geliefert wird." Zu Ende des Satzes muß es adeln statt edlen heißen.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 2. (5. Jahrgang. IV. Quartal).

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst **Modenkupfer.** Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).
Expedition: Petersstraße No. 31/₁₁. Druck von F. Andrä in Leipzig.

Leipzig-



Pariser Moden-Journal.

No. 3. Sonnabend, den 14. October. **1843.**

Die Mühle bei Sanssouci.

(Beschluß.)

4.

Marie blieb einsam zurück. Das Köpfchen in die Hand gestützt, ließ sie still die Begebenheiten des Tages an ihrer Seele vorübergleiten.

Wie die ganze Sphäre des Weibes eine enger begrenzte, knüpfen sich auch ihre Ueberlegungen, ohne in eine unbestimmte Ferne hinauszuschweifen, unmittelbar an das Geschehene an, und so finden sie oft mit richtigem Tacte naheliegende natürliche Mittel und Wege, die der fernsuchende Geist des Mannes übersieht und unbeachtet liegen läßt. Sie gedachte des verliebten Kammerdieners, der huldvollen Freundlichkeit des Königs, der sie öfters herablassend angeredet, sie präsumirte die Gewalt der demüthigen Bitte derer, die überdem im Besitze des guten Rechtes sind, und faßte nach kurzem Sinnen den festen Entschluß, selbst zum Schlosse zu gehen und durch den Kammerdiener sich eine Audienz bei Sr. Majestät verschaffen zu lassen.

Schnell, wie der Gedanke gekommen, schritt sie zur Ausführung in jener sanguinischen Hoffnungsfreudigkeit, der ein Mißlingen undenkbar ist. Mit leuchtendem Antlitz flog sie in ihr Kämmerlein, und nachdem sie nach kurzer Toilette einen befriedigenden Blick in den kleinen Spiegel geworfen, sah man sie mit hastigen Schritten dem königlichen Park zueilen.

Aber je mehr sie sich dem Ziele näherte, je langsamer wurden ihre Schritte; mit jedem derselben vorwärts wurde die frische freudige Hoffnung durch die Bangigkeit der Erwartung tiefer und tiefer hinabgedrückt, und als sie endlich mit wachsender Angst und anhaltenderem Zögern die letzten Stufen der Terrasse erstiegen, da mußte sie stehen bleiben, das klopfende Herz durch das Zusammenraffen der letzten Muthesfünkchen zur Ruhe zu bringen. Bringt das demüthigende Gefühl der Bitte schon im gewöhnlichen Leben jene beängstigende Wirkung auf den Bittenden hervor, die durch die ungewisse Erwartung des Erfolgs bei zartfühlenden Personen bis zur Muthlosigkeit gesteigert wird, so muß die tiefe Ehrfurcht vor der Majestät, die im Volke wohnt, der erschreckende blendende Glanz der Krone und ihrer Umgebung auf ein Kind des Volkes alle diese Eindrücke verdoppeln, die selbst Männern, gewohnt in höheren Kreisen sich zu bewegen, eine „nach Luft schnappende" Befangenheit einflößen.

Die schöne Müllerin stand jetzt auf dem Platze, wo ihr starrköpfiger Vater wenige Stunden vorher den

Zorn des Königs auf sich geladen, den sie jetzt zu versöhnen gekommen war. Sie stand still, wie die Statuen ihr gegenüber, und bald das Köpfchen zur Erde senkend, bald in mechanischer Aengstlichkeit mit dem Zipfel ihrer schwarzseidenen Sonntagsschürze spielend, rang sie mit dem Entschlusse umzukehren, oder muthig ihr Ziel zu verfolgen, und wahrscheinlich würde sie das erstere gethan haben und nach Hause zurückgekehrt sein, ohne Resultat, als das der Beschämung, wenn nicht der König selbst zufällig sie beobachtet, und eine Bittende vermuthend, den Kammerdiener geschickt hätte, sie zum Schlosse zu holen.

Der leichte Spott, mit dem sie noch heute Morgen der Annäherung dieses pedantischen Liebhabers begegnet war, hatte sich in eine Art von Ehrfurcht verwandelt, und nachdem ihr der Gutmüthige einige beruhigende Worte zugeflüstert und der dankbare Blick ihrer schönen Augen wie ein Windstoß die Asche von der stillen Gluth seiner Leidenschaft hinweggeblasen, öffnete er die Thür eines Vorzimmers und hieß sie warten. Im offenen Nebenzimmer ging der König Flöte spielend auf und ab. Die leichte Melodie übte ihren Zauber auf des armen Mädchens Gemüth, ihre Aengstlichkeit verschwand mit den Tönen des munteren Allegretto, und als während des Spiels ein Paar der Lieblingshündchen spielend und schmeichelnd an ihr aufsprangen, hatte sie so weit ihre Unbefangenheit wieder erlangt, daß sie sich niederbeugte, den freundlichen Thieren ihre Liebkosungen zu erwiedern. In diesem Augenblick legte der König die Flöte hin, und sich einige Augenblicke an der lieblichen Gruppe weidend, trat er mit jener bezaubernden Freundlichkeit vor sie hin, die ihm so sehr die Herzen gewann. Die Müllerin hatte ihn nicht gleich bemerkt, erschreckt richtete sie sich auf, aber beruhigt durch des Königs Freundlichkeit, sammelte sie sich schnell, ohne doch eine Anrede zu wagen.

— Aha, sagte er, sie huldvoll auf die Wangen klopfend, hat Dich Dein Vater geschickt, Friedensvorschläge zu machen und Abbitte zu leisten?

— Wenn mein Vater das Unglück gehabt hat, Ew. Majestät zu beleidigen, so bitte ich, es seiner armen Tochter nicht entgelten zu lassen —

— Behüte, mein Kind, aber hat er sich nun eines Besseren besonnen?

Jetzt war der verhängnißvolle Augenblick gekommen. Mit zitternder Stimme begann die Kleine ihre den königlichen Erwartungen gerade entgegenlaufende Bitte herzustammeln, und als sie am Ende auf ihre eigenen Herzensangelegenheiten gekommen war, sank sie vor dem Könige nieder, die schönen Augen in stummer Bitte zu ihm erhoben.

Der König maß mit hastigen Schritten das Zimmer. Als er sie knieen sah, winkte er ihr, sich zu erheben, und nachdem er die eifrige Promenade noch einige Augenblicke fortgesetzt, wendete er sich zu ihr.

— Weißt Du auch, daß Dein Vater ein hartnäckiger Bauer ist, der nichts weniger als meine Gnade verdient?

— Aber Ew. Majestät, mein Vater hat doch Recht!

— Was verstehst Du von Recht! habe ich ihm nicht genug geboten für die elende Mühle?

Der niedlichen Müllerin Augen begannen sich mit Thränen zu füllen; sie neigte sich stumm und tief vor dem König und machte Anstalt, sich zu entfernen.

— Halt! rief der König, wo willst Du hin? Du willst heirathen — freilich, da muß ein König schon seine Lieblingspläne aufgeben! und, setzte er mit jener schneidenden Satyre hinzu, die das arme Mädchen bis ins innerste Herz erbeben machte, wer ist denn der Glückliche, dem zu Gefallen wir unsern Garten lassen sollen, wie er ist?

— Mein Vetter, ein Student, der Pfarrer werden will.

— So! nun mit dem Herrn dürfen wirs freilich nicht verderben!

Nach diesen Worten entfernte sich der König auf einige Minuten, und mit einem zusammengefalteten Papier zurückkehrend, fuhr er gnädig fort:

— So! das gib Deinem Vater. Er soll seine Mühle behalten, und Euch heute Abend verloben. Ich werde nachfragen lassen, auch mich nach Deinem Bräutigam erkundigen, und wenn er was gelernt hat, soll er bald Pfarrer werden! Nun geh!

Mit so zögernden Schritten Marie sich zum Schlosse begeben, mit desto eiligeren flog sie jetzt zum Vaterhause zurück. Der alte Müller saß mit seinem Neffen in eifriger Berathung auf der Bank vor dem Hause, als sie mit freudeglühendem Antlitz dem Vater an den Hals flog.

— Vater! Vater, Du darfst Deine Mühle behalten; ich war beim König — hier ist die Bestätigung!

Der alte Müller schloß sein Töchterchen entzückt in die Arme, aber Franz stand still und beschämt.

— Nun, Vater, darf ich den Franz heirathen? Aber, Franz, freuest Du Dich nicht; gleich komm und küß' mir die Hand, ich bin heute eine vornehme Person, ich habe heute mit dem König unterhandelt —

Und mit ungestümer Zärtlichkeit einen Kuß auf des betäubten, um den eigenen Triumph gebrachten Jünglings Mund drückend, nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn vor des Vaters Sitz.

— Nun, Vater, 's ist des Königs Befehl, und den werde ich nicht rückgängig machen; gebt Eure Einwilligung!

Da erhob sich der Alte und drückte seine Kinder segnend an sein Herz.

Als sich am nächsten Abend unter der Linde vor des Müllers Thür eine lustige Gesellschaft versammelt hatte, des jungen Paares Verlobungsfeier festlich zu begehen, da erschien auch der König mit einigen Herren vom Hofe auf dem Platze.

— Nun, mein lieber Müller, ist Er nun zufrieden? —

Der Müller neigte sich ehrfurchtsvoll mit strahlendem Angesicht, und stellte Braut und Bräutigam dem Könige vor. Nachdem Beide sich bei Sr. Majestät bedankt und ihm die Hand geküßt hatten, unterhielt er sich noch eine Zeitlang in munteren Scherzen mit einigen aus der Gesellschaft, und kehrte dann unter dem Jubelruf der Gesellschaft in der heitersten Laune nach dem Schlosse zurück.

Am andern Tage wurde der junge Mann nach dem Schlosse beschieden. Er hatte das Glück dem König zu gefallen, der ihm nach vollendetem Examen eine gute Pfarrstelle in der Nähe Berlins zukommen ließ, und bis an sein Ende der Familie wohlaffectionirter König blieb.

Das Geständniß.

Vor mehreren Jahren sollte in einem Staate ein neues Strafgesetzbuch erlassen werden, und die Ständeversammlung jenes Staates war eifrig mit der Berathung desselben beschäftigt. In der Volkskammer saß ein Abgeordneter, ein wahres Bild der Schweigsamkeit: es war der Oberamtmann Martinsen. Der Mann hatte etwas Eigenthümliches, fast Mitleid Erregendes. Er war in seinem Amte geachtet und beliebt, wie wohl kaum ein anderer Beamter im Lande, er war ein Mann des Rechtes im wahrsten Sinne des Worts, ein Freund der Armen, ein beredter Anwalt der Unterdrückten, und milde und menschlich auch gegen die Verurtheilten und Strafbaren, und doch war sein ganzes Wesen scheu, gedrückt; nie sah man ihn lächeln, mit Aengstlichkeit fast vermied er den Anblick junger Mädchen; noch im rüstigen Mannesalter war sein Haar weiß, wie das Haar eines Greises, tiefe Runzeln waren seiner Stirne eingegraben, sein Gang war gebückt und schleppend. Und dieser Mann, der nie in der Kammer sprach, der nie seine Ansicht geltend zu machen versuchte, hatte sich doch sehr bemüht, gewählt zu werden, was ihm denn auch, bei der großen Achtung, in welcher er in seinem Bezirke stand, leicht gelungen war.

Man war in den Berathungen über die Strafen für Verbrechen auch auf die Todesstrafe gekommen; die Freunde der Milde und Menschlichkeit im Staatsleben hatten für die Abschaffung derselben gesprochen, sie hatten darzulegen versucht, wie einem gebildeten Staate eine Strafe wenig zieme, die jede Besserung des Bestraften unmöglich mache; wie man unter einem gutgearteten Volke, wie das deutsche, in Zeiten eines gesegneten Friedens wohl der blutigen Abschreckungen entbehren könne, und wie man der fortschreitenden Entwickelung zum Guten und Sittlichen wohl vertrauen, ihr Richtschwerdt und Henkerwerkzeug zum Opfer bringen könne. Diesen Männern, die an den Fortschritt der Menschheit glauben, erwiederten andere mit düstern Schilderungen, die Todesstrafe sei so alt, wie jedes geordnete Beisammenleben von Menschen im Staate, sie sei schon in der Bibel verordnet, sie sei als Mittel, die Massen im Zaume zu halten, nicht zu entbehren. Lange wurde hin und her gestritten, der Abgeordnete Martinsen folgte in sichtbarer Aufregung den einzelnen Rednern; endlich, nachdem das Für und Wider erschöpft war, trat eine Stille von wenigen Augenblicken ein, es schien eben über die so wichtige Frage abgestimmt werden zu sollen. Da erhob sich Martinsen wie in fieberhafter Aufregung zum Reden.

„Meine Herren," begann er, und seine Stimme zitterte, „Mancher hat sich gewundert, daß ich, der eingezogen und still lebende Beamte, welcher in der Ausübung seines Berufes eine Aufgabe fand, der seine schwachen Kräfte oft kaum gewachsen waren, noch freiwillig die schwere Bürde übernommen, auch in dieser hohen Versammlung mitzuordnen. Mancher hat sich dann über mein bisheriges Schweigen gewundert; alle Kraft, allen Ernst, den eine Erfahrung gibt, die ich ach! in Sünde und Schmerz erkauft habe, für diese Stunde habe ich sie gespart, hier, wo es gilt, an die Stelle der traurigsten Strafe Milderes, Menschlicheres zu setzen, will ich reden, will ich Angesichts des Volks ein Bekenntniß ablegen, und gebe es Gott, daß es die Gemüther lenke, die Worte Scharfrichter, Hochgericht für immer von uns zu verbannen! Sie alle wissen, ich gehöre einer alten Richter- und Beamten-Familie an; in den Zimmern meiner Eltern hingen viele Bilder, Herren in goldgalonirten Röcken, mit mächtigen Perücken und ernsten Gesichtern, und der Vater erzählte von ihnen, der Eine

war Geheimer Rath gewesen und hoffähig wie der Abligt vom ältesten Adel, der Andere hatte im höchsten Gerichte gesessen, und sie wurden mir als Muster und Vorbilder zur Nacheiferung gepriesen. Mein Vater selbst war Amtmann, ein strenger Mann, von ernstem, stolzem Wesen. Der Amtssitz war ein schönes, großes Dorf in der wohlhabendsten Gegend unseres Landes. Das Volk müßte mit Strenge in Zucht gehalten werden, dies war, was ich von Kindheit an beständig hörte. Die Mutter war mir frühe gestorben, der Vater, meine Schwester, eine alte grämliche Haushälterin und ich lebten still und einsam auf dem weiten alten Amthause. Nur selten durfte ich ins Freie, ungern sah es mein Vater, wenn ich mit den Dorfbuben spielte. Des Schulzen Sohn war der schönste Bube im Dorfe; eine kräftige, üppige Gestalt, ein offenes, ehrliches und doch wieder auch schlaues Gesicht, der Schulmeister rühmte seinen guten Kopf zum Lernen, er war fleißig und anschlägig im wirthschaftlichen Betrieb, aber auch von seinen tollen Streichen, seinem Eigensinn wußte man im Dorfe zu erzählen. Mein Vater konnte den Schulzen nicht leiden, er hatte es einige Male gewagt, ihm zu widersprechen, und mein Vater haßte jede Einwendung, der Unterthan soll der bessern Einsicht der königlichen Diener gehorchen, nicht ihre Anordnungen bekritteln, sagte er, wo man ihm nicht schweigend nachgab. Auch der Sohn des Schulzen war ihm zuwider, und diese Abneigung theilte ich bald. Wilhelm, so hieß er, war 18 Jahre alt; neben dem stattlichem Hofe des Schulzen war das kleine Häuschen einer Witwe, Wilhelm half ihr den kleinen Garten bestellen, auf der Bleiche ihre Leinwand, das Ergebniß der fleißigen Winterabende, begießen. Die Witwe hatte eine Tochter, Marie, ein schönes, gutes Kind. Wilhelm hing an ihr mit glühender Anhänglichkeit, ich ward eifersüchtig auf ihn, auch mir gefiel das schöne, schnell heranblühende Mädchen. — Da ging ich zur Universität und vergaß bald Mariens und meiner Eifersucht auf den Schulzensohn.

(Beschluß folgt.)

Schrecklich!

Es hat sich in Straßburg ein schauderhaftes Ereigniß zugetragen, welches das Gefühl eines Jeden, der davon hört, empören muß.

Herr v. E., Gatte einer ausgezeichneten, lieben und braven Frau und Vater von drei allerliebsten Kindern, einem Mädchen von zehn, einem zweiten Mädchen von sieben und einem Knaben von drei Jahren, hatte sich seit einiger Zeit der Leidenschaft des Spieles so ergeben, daß er oft ganze Nächte nicht zu Hause kam. Sein nicht unbedeutendes Vermögen litt dadurch so sehr, daß seine Verhältnisse in die größte Unordnung geriethen und er sich bald von zahlreichen Gläubigern gedrängt sah. Noch hielt Scham ihn ab, seiner Gattin, die ein ziemlich großes eignes Vermögen besaß, seine Umstände zu gestehen, und er veräußerte heimlich eine Realität nach der andern, um seiner ungezügelten Leidenschaft zu genügen. Doch auch diese Hilfsquellen waren bald erschöpft und der Verkauf des letzten Grundstückes ließ sich nicht so schnell realisiren, als er es in seiner Ungeduld gewünscht hätte. Da sprach er seine Frau um Geld an. Allein sie verweigerte es ihm mit der größten Bestimmtheit, indem sie sagte, das, was sie besäße, solle wenigstens den armen Kindern erhalten werden, wenn der Vater gewissenlos genug wäre, das Seinige einer verabscheuungswerthen Leidenschaft zu opfern. Es entstand daraus zwischen beiden Gatten ein sehr heftiger Auftritt und diesem folgten in kurzer Zeit mehrere, da Herr von E. bei seiner Frau die Ansprüche um Geld mehrmals erneuerte, sie aber gleich fest bei ihrer Weigerung beharrte.

So saß Frau von E. eines Abends im Kreise ihrer Kinder, dem der Vater schon seit längerer Zeit nie mehr nahete, denn er brachte alle Abende am grünen Tische zu. Mit Thränen im Blicke liebkosete sie die Kleinen, besonders das zweite Mädchen, das sonst des Vaters Liebling gewesen war, das er aber jetzt kaum mehr ansah; denn vom Glücke stets geflohen, war er auch beständig in der finstersten Laune. Die sorgende Mutter war eben damit beschäftigt, die Kinder zur Ruhe zu bringen, da stürmten heftige Schritte die Treppe herauf und mit ahnungsvollem Beben erkannte sie ihren Gatten. Mit stürmischem Ungestüm riß er die Thür auf und ängstlich zogen sich bei seinem Anblick die Kinder hinter die Mutter zurück, denn sein leichenblasses Gesicht war in allen seinen Zügen verzerrt und Alles an ihm verrieth eine furchtbare Aufregung, durch einen unverkennbaren Rausch hervorgerufen oder erhöht. Ohne die Gegenwart der Wärterin zu beachten, die mit dem Knaben auf dem Arme in einer entfernten Ecke des Zimmers stand, herrschte er seiner Gattin zu:

„Gib mir Geld! Ich muß Geld haben!“

„Lieber Mann,“ bat sie und machte ihn durch einen Seitenblick auf die Anwesenheit der Magd aufmerksam. Er aber mißdeutete diesen Blick und schrie wüthend: „Weib, bringe mich nicht außer mir! — Ich sage Dir, ich muß Geld haben und Du wirst, Du sollst es mir geben!“

Da erhob sich die Frau in der ganzen Würde ihres Rechts, und ihm stolz entgegentretend, sagte sie mit kaum hörbarem Zittern der Stimme: „Du erhältst von mir kein Geld, denn ich weiß, wozu Du es haben willst, und Sünde gegen unsere Kinder wäre es, wollte ich Deine Ansprüche befriedigen."

„Weib, mache mich nicht rasend!" schrie er, während seine Hände sich ballten und krampfhaftes Zucken sein Gesicht verzog. „Gib mir die 2000 Francs, die ich brauche, oder Du bringst mich dahin, daß ich thue, was mich gereuen möchte."

„Thue, was Du glaubst verantworten zu können," entgegnete sie und konnte einen geheimen Anflug von Verachtung in ihrem Tone nicht verbergen, „aber Geld bekommst Du von mir nicht."

„Du bist also fest entschlossen?" fragte er fast tonlos und der Schaum trat ihm auf die Lippen.

„Unwandelbar!" sagte sie und legte den Arm um die beiden Mädchen, die sich zitternd an sie schmiegten.

„Nun wohl," schrie er, „wenn Du im Guten nicht willst, so wirst Du Dich der Gewalt fügen!" damit sprang er zur Wand, wo sein Säbel hing, riß diesen aus der Scheide und mit wild funkelndem Blick, mit hochgeschwungener Klinge gebot er: „Her den Schlüssel zu Deinem Pulte und das Geld werde ich dann schon selber finden!"

Aber das edle Weib, dem Mutterliebe und die Entschlossenheit den Muth stählte, ließ sich nicht einschüchtern und mit der frühern Ruhe sagte sie:

„Ich gebe Dir kein Geld, wie Du auch wüthen und toben magst, denn wenn Du vergißt, daß Du Vater bist, so denke ich wenigstens daran, daß ich Mutter bin, und unsere Kinder sollen nicht einst betteln, weil Du Deine Pflichten gegen sie vergaßest."

„Du willst mir also das Geld nicht geben?" brüllte er.

„Nein!" erwiederte sie fest.

„Nun, so werde ich es mir nehmen!" schrie er, schwang den Säbel und blutend taumelte die unglückliche Frau, in den Kopf schwer getroffen, zu Boden.

„Zu Hilfe! zu Hilfe!" schrie die Wärterin, welche den ganzen Auftritt zitternd, doch schweigend mit angesehen hatte, und eilte auf die Thür zu, doch kam er ihr zuvor, schob den Riegel vor und sprang auf sie, die den Knaben in den Arm gepreßt hielt, mit geschwungenem Säbel zu; sie ergriff die Flucht, warf ihrem Verfolger einen Stuhl vor die Füße, daß er darüber beinahe gefallen wäre, gewann dadurch einen kleinen Vorsprung und sprang mit kühner Entschlossenheit, den Knaben noch immer fest auf ihren Armen haltend, zum Fenster hinaus (ein ganzes Stockwerk hoch) in den Garten, von wo sogleich ihr gellender Hilferuf heraufschallte.

Die Wuth des Rasenden war durch diesen Zwischenauftritt noch gesteigert worden und schäumend wendete er sich wieder gegen seine unglückliche Frau. Diese war unter das Bett gekrochen, wo sie einigen Schutz gegen seine Streiche zu finden hoffte, er aber bückte sich und holte aus, um sie auch hier noch zu treffen. Da fiel das älteste Mädchen ihm mit heroischer Entschlossenheit in den Arm, ihn an dem Morde der geliebten Mutter zu hindern. Aber was vermochten ihre kindlichen Kräfte gegen den Rasenden.

Mit dem Gefäße des Säbels versetzte er dem armen Kinde einen Stoß auf den Kopf, daß sogleich das Blut danach strömte; dann packte er sie am Arme und schleuderte sie weit in das Zimmer hinein, daß sie mit dem verwundeten Kopfe gegen die Ecke eines Möbels schlug und besinnungslos liegen blieb.

Als er sich hierauf wieder gegen das Bett wendete, kniete vor demselben das kleinere Mädchen und bat mit flehend emporgehobenen Händchen, wie zum frommen Gebete gefaltet: „Ach Vater, lieber Vater, thue doch nur der guten Mutter nichts!"

Sein Säbel zischte und beide Hände des Kindes flogen, von den Aermchen getrennt, in das Zimmer; die Kleine aber sank wimmernd um.

Hierauf stieß der Wütherich unter das Bett nach seiner Frau und sicher hätte diese unter seinen Streichen das Leben eingebüßt, wäre nicht in diesem Augenblicke die Thür von den Leuten gesprengt worden, die das Hilfegeschrei der Wärterin, die bei dem gefährlichen Sprunge unverletzt geblieben war, herbeigerufen hatte.

Sie fielen über den Rasenden, der dessen nicht gewärtig gewesen war, her, entwaffneten und banden ihn und ein schnell herbeigerufener Arzt leistete Hilfe, wo es noch möglich war.

Frau von E. hat zwar außer dem Hiebe über den Kopf, der durch ihr schönes Haar sehr geschützt wurde, noch mehrere gefährliche Stichwunden, aber der Arzt spricht dennoch die Hoffnung aus, sie durchzubringen, und so auch das kleinere Mädchen, das freilich zeitlebens verstümmelt bleibt; das ältere Mädchen aber, gerade am Schlaf getroffen, war todt.

Am andern Tage war E. in dumpfes Hinbrüten versunken und dieser Zustand, von einzelnen Wuthanfällen unterbrochen, dauert noch fort; er ist daher entweder wirklich wahnsinnig geworden oder er stellt sich so, um der Strafe für sein Verbrechen zu entgehen. Aber

sollte nicht die lebenslängliche Haft, die ihn dann träfe, eine noch weit härtere Strafe sein, als der wohlverdiente Tod von Henkershand?

Uebrigens hat man noch erfahren, daß der Unglückliche auf Ehrenwort eine bedeutende Summe verloren hatte, und daß er deshalb das Geld so gebieterisch von seiner Frau verlangte.

Miscellen und Anecdoten.

— Auf dem Sockel von Napoleons Grabmal im Dom der Invaliden zu Paris steht geschrieben: „Geboren den 15. August 1769, Escadronschef der Artillerie in der Belagerung von Toulon 1793, mit 24 Jahren; Commandant der Artillerie von Italien 1794, mit 25 Jahren; General en Chef der Armee von Italien 1796, mit 27 Jahren; General en Chef der Expedition nach Egypten 1798, mit 29 Jahren; erster Consul 1799, mit 30 Jahren; Consul auf Lebenszeit nach Marengo 1800, mit 31 Jahren; Kaiser der Franzosen 1804, mit 35 Jahren; abdankend nach Waterloo 1815, mit 46 Jahren; gestorben im Exil zu St. Helena den 5. Mai 1821, mit 52 Jahren.

— Im dreißigjährigen Kriege griff eine Streifpartie einen Bauer auf, der ihr den Weg nach dem Bodensee zeigen mußte. Unterwegs fragten ihn die Reiter, ob er schwedisch oder kaiserlich sei. Er aber gedachte: „Sagst Du kaiserlich, so geben sich diese für schwedisch aus, und raumen Dir den Buckel ab; sagst Du aber schwedisch, so widerfährt Dir's abermal," antwortete deshalb: „er wisse es nicht." — „Schelm!" sagte ein Reiter zu ihm, denn damals waren wenig redliche Leute, weil die Soldaten die Bauern Schelme nannten, daß sie es hörten, und hingegen die Bauern die Soldaten Diebe schalten, wenn sie es nicht hörten, „Schelm, Du wirst ja wissen, wem Du angehörst!" — „Nein, Ihr Herren," antwortete der Bauer, „das ist ohne Gefahr nicht zu sagen, ich sei denn auf meinem eigenen Mist." Darauf sagte der Officier: „Wenn Du mir die Wahrheit bekennest und sagst, wie es Dir um's Herz ist, so will ich Dich gleich Deines Weges laufen lassen; wo nicht, so mußt Du im Bodensee ohne alle Barmherzigkeit ersaufen!" Der Bauer nahm den Officier beim Wort, und auf dessen Zusicherung: „Ein Schelm, der sein Wort nicht hält!" antwortete der Bauer: „Ich wollte, die kaiserlichen Soldaten wären eine Milchsuppe, so groß wie der Bodensee, und die schwedischen wären die Brocken darin, alsdann möchte der Teufel sie mit einander auffressen." Da gab es ein Gelächter und dem Bauer wurde die Freiheit. Diese Geschichte erzählt in einem Volkskalender auf das Jahr 1670 Einer, der selbst dabei gewesen sein will.

(Die verlängerte Nase.) Die „Signale für die musikalische Welt" enthalten folgenden heitern Schwank, der übrigens einer militairischen Anecdote glücklich nachgebildet ist.

Die Oper war zu Ende. Se. Durchlaucht sagten zum Intendanten: „Im Ganzen ging es sehr brav, nur die Chöre ließen hier und da Manches zu wünschen übrig.

Excellenz eilt zum Opernregisseur.

„Herr Regisseur! Mit dem Chor habe ich Ursache unzufrieden zu sein. Kein Eifer, keine Energie. Es sollte mich wundern, wenn Durchlaucht das nicht übel vermerken sollten.

Der Regisseur eilt zum Capellmeister.

„Herr Capellmeister! Ich muß Ihnen gestehen, daß der Chor heute sehr schlecht war, so schlecht, daß mir bange war vor dem Umwerfen. Sehen Sie darauf, daß ein ander Mal mehr Präcision stattfindet. Excellenz wird die Sache scharf rügen."

Der Capellmeister eilt zum Chordirector.

„Herr Chordirector! Die Chöre gingen heute unter der Critik. Einer war dem Andern nach — kommst Du heute nicht, so kommst Du morgen. Der Eine zu hoch, der Andere zu tief. Gerade wie die Currende auf der Gasse. Werden Ihren gehörigen Rüffel vom Herrn Regisseur besehen, und dies mit Recht."

Den andern Tag kommt der Chordirector in die Chorprobe.

„Kerls! Wie habt Ihr gestern gekrählt; 's ist, Gott soll mich ...., eine Schande. Habt Ihr keine Ohren, keinen Tact in den Knochen, daß Ihr brüllt wie die Hottentotten? Mich hat 's gewundert, daß Euch der Capellmeister nicht die Noten um den Kopf geschmissen und Euch dann Alle zum Teufel gejagt hat. Ich sage Euch, Ihr habt unterm Luder gesungen, und wenn noch einmal solche Schweinerei vorfällt, so soll ein Kreuzhageldonnerwetter dreinschlagen."

(Tanzen.) So viel auch unsere eleganten Damen den Winter über tanzen, so kommen sie darin doch den Wilden in Nordamerika nicht gleich, wenn wir dem Herrn Catlin glauben, der Jahre lang unter den Rothhäuten gelebt und deren Sitten studirt hat. Diese Wilden tanzen, ehe sie einen Feldzug beginnen; sie tanzen, wenn der Friede geschlossen wird; sie tanzen bei der Geburt eines Kindes und bei dem Tod eines Mannes; sie tanzen bei der Ankunft eines Fremden und bei dem Aufbruche zur Jagd, so wie bei der Zurückkunft von derselben. Diese Tänze, die nach feststehenden Regeln geordnet sind, zeichnen sich durch complicirte Pas aus; einer der seltsamsten ist der Büffeltanz. Dabei setzen die Tänzer die sorgfältig getrockneten und zu diesem Zwecke aufbewahrten gehörnten bärtigen Köpfe von Büffeln auf; damit hüpfen sie im Tact umher und schreien dabei auf das Gräßlichste. Ist ein Tänzer müde geworden, so läßt er sich auf Hände und Füße nieder, Einer seiner Gefährten schießt mit einem stumpfen Pfeil nach ihm und er fällt wie todt nieder; dann wird er hinweggeschleppt, während die Andern die Messer schwingen. Dieser Tanz dauert ganze Tage und Nächte ununterbrochen fort, bis nur ein Tänzer, der Unermüdlichste, übrig geblieben ist.

— In Frankreich reist jetzt ein Engländer mit seiner sehr schönen Frau und er ist so eifersüchtig, daß er nie in Gesellschaft mit Andern reist, und um dies möglich zu machen, keine Kosten schent. So nahm er letzthin für sich, seine Frau und zwei Domestiken allein das Dampfboot, welches von Lyon nach Marseille führt, um jede Gesellschaft von seiner schönen Frau fern zu halten.

— Als Napoleon nach seiner Entlassung als General dienstsuchend und in den bedrängtesten Umständen in Paris verweilte,

wohnte er im Hotel Montesquieu, einem alten finstern Gebäude, in dessen meublirte Zimmer ein reicher Edelmann seine Diener zu logiren Anstand genommen haben würde. Er studirte fleißig, ging wenig aus, fast sein einziger spreciellerer Umgang war Talma. Aber Fanchette, die Tochter des Wirths, eine reizende Brünette, hatte ihn ins Herz geschlossen, und theilte dies eines Abends ihrem Vatir mit, der ihrer Vermählung nichts in den Weg legen wollte, falls der General nicht Anstand nehmen möchte. — An demselben Abend war Napoleon in einer Gesellschaft und Talma geleitete ihn nach Hause. Er war außerordentlich deprimirt von seiner hoffnungslosen Lage, als Talma ihn halb scherzweise halb ernsthaft fragte: „Wollen Sie heirathen, General?" Napoleon lächelte. „Sie werden geliebt von Fanchette, ihrer nieblichen Wirthstochter, das Mädchen hat Geld — kurz und gut" — „Und wissen Sie, Talma, ob ich nicht schon versagt bin?" Der Schauspieler sah ihn fragend an. „Ich habe mich der Wissenschaft und dem Streben vermählt!" — „Sie werden ein großer Mann werden, General, aber erlauben Sie mir, in Rücksicht auf das Verhängniß des Augenblicks Ihnen diese Kleinigkeit anzubieten." Talma überreichte ihm ein kleines Röllchen, Napoleon wies es entschieden zurück." „Schämen Sie sich nicht, General, ein Dahrlehn von mir anzunehmen. Ein armer englischer Edelmann nahm einst von einem Schauspieler eine ähnliche Summe. Er wurde später Herzog von Marlborough, der Schauspieler war — Garrik!" Napoleon nahm das Geld. „Ich erstatte es, wenn ich Herzog sein werde," rief er lächelnd und trat ins Haus. Er öffnete die Thür seines Wirthes, um den Schlüssel zu holen. Fanchette trat ihm freudig entgegen. Das arme Kind hatte die Zeit seiner Heimkehr kaum erwarten können. „Ich bitte mir meine Rechnung aus" — „Wollen Sie ausziehen?" rief das Mädchen erschrocken. „Nein, meine Kleine, aber ich liebe es nicht Schulden zu haben!" „O, dann hat es keine Eile," sagte der Wirth. „Ich bitte darum," antwortete Napoleon mit jener Energie, die keinen Widerspruch zuließ; „aber, meine liebe Fanchette, sind keine Briefe gekommen?" Ja, ja, hier ist ein Brief, ich hätte es bald vergessen." Napoleon wünschte freundlich eine gute Nacht und Fanchette ging mit süßen Hoffnungen zu Bette. Die arme Fanchette! der Brief war von Barras und berief Napoleon zum andern Morgen in den Convent. Der Morgen kam, Napoleon sah sich am Ziel seiner Wünsche, war nach wenigen Stunden an der Spitze eines Regiments, und für die Liebe seiner Wirthstochter für immer verloren.

— Die französischen Gefängnisse zeichnen sich größtentheils durch eine Behandlung aus, welche es sich zum Gesetz gemacht hat, den Menschen nach seiner ganzen menschlichen Natur zu nehmen und zu erziehen, und dabei die verschiedenen Triebe und Bedürfnisse, welche die geordnete Bewegung des menschlichen Lebens im Gange erhalten, gleichmäßig zu berücksichtigen. Eins der vorzüglichsten Gefängnisse dieser Art ist das prison militaire in Algier. Es heerscht hier viel freie Bewegung bei strenger militairischer Subordination, aber auf der andern Seite eine Humanität der Behandlung, welche in der Pönitenz der Strafe eine geistige Receation sicher bezweckt. Den Arbeiten liegen die Gefangenen — leichten und schweren, nach der Schwere der Vergehen, vom freundlichsten Gartenbau bis ur Chaussee-Arbeit — Compagnieweise ob. Ein Drittel des Erlöses ist für die Gefangenen, theils zur Bildung einer Ersparniß auf die Entlassung, theils zu beliebigen Nebenausgaben, wie Tabak, Weißbrod — oder auch Theaterbedürfnisse, denn auch ein Liebhabertheater giebt es in diesem heiteren Gefängnisse. Aus eigenen Mitteln wählen die Gefangenen eine Deputation, welche an der Verrechnung des Erlöses, des Einkaufs und Verkaufs der Bedürfnisse, Antheil nimmt — also Oeffentlichkeit selbst im Gefängnisse — und einen der Schlüssel zum Doppelschloß der Vorräthe an Brod, Wein und Fleisch führt. Dabei wird die Pünktlichkeit der Subordinatinon und der Beobachtung des Reglements, das Jedem beim Eintritt vorgelesen und zur Unterschrift vorgelegt wird, mit den strengsten Disciplinarstrafen in wahren Marterkammern unterstützt, nur — kein Schlag darf den Gefangenen berühren, es würde seine Ehre verletzen! —

(Es ist ein Gott gestorben.) In der vergangenen Woche ist in Paris eine Gottheit gestorben, ohne daß viel davon gesprochen ward. Dieser in unseren Tagen nur noch Wenigen bekannte Gott, der einst groses Aufsehen gemacht hat, hieß Coessin. Schon in seinem 18. Jahre kam er auf die Idee, etwas ganz besonderes zu werden, und er ging nach Cayenne, um unter den Wilden Guianas als ein Gott aufzutreten. Es gelang ihm indeß nicht, und er kehrte nach Paris zurück, weil er hoffte, da eher zu seinem Ziele zu gelangen. Die Zeiten waren allerdinsg günstig; Napoleon hatte sich aber zum Kaiser ernennen lassen, und Coessin zweifelte nicht, daß er sich zum Gott machen lassen könne. Er veröffentlichte ein neues Evangelium, umgab sich mit Anhängern und ernannte Apostel, die seine Lehren verbreiten sollten. Es wurde ein Haus für den neuen Cultus eingerichtet, und die darin gepredigte Hauptlehre hieß: Der Mensch könne nur durch Enthaltsamkeit zur größten Vollkommenheit gelangen. Später sah er sich jedoch veranlaßt, seine Lehre völlig umzuwandeln, und er arbeitete nun gerade auf die Abschaffung der Nüchternheit und Mäßigkeit hin. Diese Ansicht fand bei weitem mehr Beifall, Coessin schlug seine Residenz in einem Palaste inmitten eines reizenden Gartens auf, wo für alle Freuden und Genüsse des Lebens reichlich gesorgt war. Seine Schüler hatten zur Unterhaltung des neuen Cultus bedeutende Beisteuern zu zahlen. Er empfahl ihnen vor Allem die Verehrung des schönen Geschlechts, und der Anfang seines Evangeliums lautete: „Ohne Frauen kein Heil!" Die Schönen waren aber auch erkenntlich, schenkten der neuen Lehre ihren ganzen Beifall und brachten sie in die Mode. Die Polizei des Kaisers durchsuchte einst den Palast Coessins, diesen Tempel der neuen Genußlehre, fand daselbst an Geist und Rang ausgezeichnete Männer, reizende Frauen, berühmte Künstler und Künstlerinnen, aber nichts, was eine strenge Maßregel hätte rechtfertigen können. So blieb der neue Gott mit seinen Schülern und Schülerinnen ungestört, bis die Geldmittel nicht mehr ausreichten und ein Bankerott auszubrechen drohte. Die Restauration, welche unterdeß stattfand, machte der Sache vollends ein Ende. Coessin wandte sich wieder der Wissenschaft zu, in der er sich früher ausgezeichnet hatte, und bemühte sich namentlich, Fulton's Erfindung des Dampfschiffes in Frankreich nachzuahmen. Da ihm dies nicht gelang, schloß er sich der Geistlichkeit an, in der wahnwitzigen Hoffnung, sich einst — zum Papst erwählen zu lassen. Das Schicksal hatte es aber anders beschlossen, denn Coessin starb

vor einigen Tagen, nachdem er 25 Jahre lang vergessen und in tiefster Armuth gelebt hatte.

(Druckfehler.) In dem Berichte über einen Festungsbau hatte ein Setzer gesetzt: „Zu diesem Zweck sind bereits zwei Millionen nausgeworfen worden," statt: „ausgeworfen."

(Eisenbahnen.) Im August 1843 sind auf den 21 deutschen Eisenbahnen, die zusammen eine Länge von 237 Meilen haben, 1,063,114 Reisende und 990,645 Centner Waaren befördert worden, wofür 705,349 Thaler eingenommen wurden. Im August 1842 betrug die Zahl der Reisenden 924,138 und die Einnahme 518,366 Thaler.

Pariser Modenbericht.

Es scheint hier und da bestimmt zu sein, daß man den ächten Algierschen Burnuß von Wollenstoff mit großen seidenen Trobbeln tragen will. Dieser Burnuß ist außerordentlich weit, der Stoff sehr weich und man kann sich recht bequem hineinhüllen, ohne daß die Figur etwas an Eleganz verliert.

Gern möchte ich Ihnen auch etwas Gewisses über die Façon der Kleider mittheilen, aber es ist dies noch ein Geheimniß der beliebtesten Modistinnen. Man scheint die hoch hinaufgehenden Leibchen à la vierge annehmen zu wollen. Der Rock wird bis auf neue Ordre sehr lang und mit großen Volants besetzt sein. Auch wird man viele Spitzen tragen, und die kurzen Aermel mit falschen Aermeln von schwarzen oder weißen Spitzen, kleinen Volants, Jockeys von Spitzen ꝛc. scheinen an Staatsanzügen den Vorzug vor allen andern zu erhalten. An den Morgenkleidern, selbst an den Kleidern zum Ausgehen gefallen noch immer die langen und weiten Aermel ohne Bündchen.

Es würde tollkühn sein, wenn man ganz bestimmt erklären wollte, welcher Mode die Mäntel diesen Winter folgen werden; jedenfalls werden Mäntel mit Aermeln zum Anziehen getragen werden.

Die Hüte sind, was die Form betrifft, so ziemlich, wie sie den Sommer über waren.

Stickereien bringt man überall an und die Vorliebe für diesen Schmuck scheint noch immer im Zunehmen begriffen zu sein. Wir sahen ein Kleid von Organdi, das auf dem Rock drei weit auseinander befindliche Falten und in den Zwischenräumen Stickereien hatte. Das Unterkleid von rosa Taffet hob das Matte der Stickerei und der Falten hervor, was außerordentlich schön aussah.

Bereits ist ein Kopfputz erschienen, den man nach der Königin Victoria von England benannt hat; er besteht aus Tarlatan, Marabouts und Perlen und sieht sehr ausgezeichnet aus.

In allen Stoffen von Wolle und Seide herrschen vier Anordnungen vor, nämlich das Einfarbige, was man immer trägt; das Pekinirte, das von allen Damen geliebt wird, weil die Streifen dem Obertheile des Körpers vortheilhaft sind und die Taille zierlicher erscheinen lassen; das Schottische und das Geblümte, das theils gewebt, theils gestickt ist. Die Wolle und Alles, was damit in Verbindung steht, die Cashmirs, die glatten und geköperten Flanelle, die Wollenkrepps ꝛc., stehen zu gewöhnlichen Anzügen, zu Hauskleidern, Winterblousen und offenen Ueberröcken für das Haus und auch zum Ausgehen in großer Gunst; Cashmir, der sonst nur einen außerordentlich kostbaren Artikel bezeichnete, ist jetzt ein allgemeiner Name einer großen Menge von Geweben, die sehr verschiedene Namen haben, wie Douglas, Glasgow, Stuart ꝛc.

In fertigen Artikeln sind einige Damen-Paletots und auch einige Mäntel erschienen, bestimmt ausgesprochen hat sich aber die Mode noch nicht.

Stoffe für die neue Saison sind: Armure Rekyr, ein Stoff, der so reiche und so verschiedenartige satinirte Muster in Relief hat, namentlich auf zartrosa Grunde, daß eine Beschreibung keine Vorstellung davon zu geben vermag. Er wird vorzugsweise Anzüge zu Staatsbesuchen geben. Zu derselben Classe gehört Royale Smala, ein weißer Pekin mit rosa oder blaß satinirten Streifen, auf denen sich prächtige broschirte Muster in Rosa und Blau befinden.

Manche Leserin wird es uns Dank wissen, wenn ich hier das Mittel angebe, dessen sich viele elegante Damen bedienen, um ihr Haar in die modische Form zu bringen. Bekanntlich sind die wellenförmigen Haarstreifen in diesem Augenblick sehr beliebt und diese Form steht besonders den Blondinen gut, vielleicht, weil sie sich in der Natur sehr selten findet. Die Herren behaupten, das Gesicht erhalte dadurch ein feineres Aussehen. Das Mittel, diese Laune der Mode zu befriedigen, ist in jedem Falle sehr leicht; man flechtet nämlich das Haar Abends, befeuchtet es dabei ein wenig, und bindet es dabei fest zusammen; am andern Morgen löst man die Flechten auf und man erhält Scheitel, welche die schönsten Wellenlinien bilden.

Da ich einmal von solchen kleinen Toilettengeheimnissen plaudere, so erwähne ich auch noch, daß man den Fuß kleinaussehend machen kann, wenn man die Farbe des Schuhes mit der des Kleides übereinstimmen läßt.

Herren-Mode. Die eleganten Herren haben bereits seit langer Zeit das Schwarz sowohl zum Ballfrack als zum gewöhnlichen Rocke gewählt. Dieses Jahr werden die Röcke lang sein und von oben bis unten geknöpft werden. Die Beinkleider, die unten etwas weit sind und den Stiefel gut bedecken, werden an den Nähten am Fuß einen gesteppten Streifen haben. Diese Mode ist nicht ohne Anmuth und Eleganz, wenn die Beinkleider gut gemacht und die Stepperei sorgfältig ausgeführt ist.

Die Ball- und Soireewesten werden außerordentlich reich sein, man hat bereits unglaublich prachtvolle Stoffe; Sammet, Atlas und der Piqué, Farbe auf Farbe gesteppt, werden vorgezogen werden. Sie werden ziemlich lang sein und hohe Stehkragen haben.

Die Hüte werden wieder eine Umänderung erfahren; der Kopf ist niedriger als bisher, und die Krämpen werden wieder schmal, sogar sehr schmal.

Erklärung der Modenkupfer.

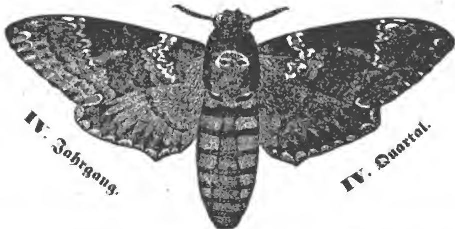
No. 1 und 2. Jagdanzüge. No. 3. Capote mit Blumen. Mantel nicht allzukurz, aber auch nicht von zu großer Länge. Vorn herab garnirt und mit Sammet-Kragen in neuester Façon.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 3. (5. Jahrgang. IV. Quartal).

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst Modenkupfer. Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31/38. Druck von F. Andrä in Leipzig.

Leipzig=



Pariser Moden=Journal.

No. 4. Sonnabend, den 21. October. **1843.**

Das Geständniß.

(Beschluß.)

Nach vier Jahren kehrte ich in unser Amt zurück, nach beendigten Studien hatte ich ein Jahr lang bei einem Collegium in der Residenz gearbeitet, jetzt ward ich meinem Vater als Assessor zugeordnet. Ich war nicht besser auf der Universität und in der Residenz geworden; während ich Pandecten hörte und neben dem Studium alter Satzungen allzufrüh von Genüssen zu Genüssen schweifte, war die Blüthe der deutschen Jugend auf die Schlachtfelder des Befreiungskrieges geeilt. Dann in der Residenz stand ich denen nahe, die wieder ordnen, aufbauen sollten, wo die Fremdherrschaft niedergerissen, zerstört hatte. — Ich war ein Wüstling aus Neigung und heißem Blute, aber aus Grundsatz achtete ich Besitz, Ehre der Niederen gering. Ein solcher Mensch, kehrte ich in unser Dorf zurück, der Schulzensohn war ein stattlicher Mann geworden, Marie war nicht mehr im Orte, ihre Mutter war gestorben und sie lebte bei Verwandten in einem nahen Dorfe. Mein Vater war der alte geblieben; streng, unbeugsam, im Herzen voll Wuth, äußerlich geschmeidig und ergeben, hatte er sich in die neuen Einrichtungen der Fremdherrschaft gefügt, jetzt, wo wieder alles Alte aufgesucht und hergestellt wurde, war er zufrieden und legte gern in strenge Gesetze noch die Härte und Strenge des eignen Wesens. Indessen war Napoleon wieder in Frankreich, die deutschen Länder rüsteten sich, und auch wir schickten unserm Heere, das noch in den Niederlanden stand, ansehnliche Verstärkungen. Es wurden Recruten ausgehoben, Freiwillige aufgeboten. Unter den ersten Freiwilligen meldete sich Wilhelm, der Schulzensohn. Bei einem Geschäftsritt hatte ich auf der Bleiche eines nahen Dorfes Marie wieder gesehen, sie war wahrhaft schön geworden. Ich begrüßte sie, sie erzählte mir, sie sei Wilhelms Braut, noch habe sein Vater seine Einwilligung nicht gegeben, aber kehre Wilhelm mit Ehren aus dem Felde zurück, dann werde der Schulze sie dem Sohne gewiß nicht mehr weigern. Ich ritt, seitdem ich Marie wieder gesehen hatte, jeden Tag in das Dorf, wo sie wohnte. Ich hatte trefflich schmeicheln, trefflich lügen gelernt, ich heuchelte dem armen Mädchen Liebe, und doch führte mich nur die flüchtige Neigung des Wüstlings zu ihr. Ehe der Sommer vergangen, war sie ganz in meiner Gewalt, hatte sich mir ganz ergeben, und so still und heimlich hatten wir es getrieben, daß Niemand das Mindeste argwöhnte. Wilhelm kehrte früher als unsere Truppen aus dem Felde zurück, er hatte mit

einer kleinen Abtheilung einen Transport Verwundeter in die Heimath zu begleiten gehabt. Er erhielt seinen Abschied, und ein ehrenvolles Zeugniß seines Hauptmannes rühmte die guten Dienste, welche er geleistet. Er kam in das Dorf, alle waren stolz auf ihn, der alte Schulze versprach ihm unter Freudenthränen, er solle sein Mädchen heirathen, er wolle mit ihm theilen, was er habe. Er sah Marie, er fiel ihr jubelnd um den Hals; sie erwiederte seine Küsse scheu, verzagt. Abends brachte er seine Braut in ihr Dorf zurück; als er wieder in das väterliche Haus trat, sah er bleich und verstört aus, war einsilbig und ging früh in seine Kammer. Eine alte Magd soll ihn in der Nacht laut haben weinen hören. Am Morgen war er früh auf und sein Vater sah ihn wieder den Weg nach dem nahen Dorfe zu Marien einschlagen. — Zwei Stunden später erfuhren wir eine fürchterliche Nachricht; Wilhelm hatte seine Braut erstochen. Mein Vater und ich, wir mußten hinaus in jenes Dorf, gleich die Untersuchung zu beginnen. Sie hatten den starken Mann gebunden und er saß regungslos, das starre Auge zu Boden gerichtet, neben der blutigen Leiche. Mein Vater ließ ihn fortführen; als ihn die Wächter fort brachten, warf er einen langen, festen Blick auf mich; ach, diesen Blick werde ich nie, nie vergessen können! Wie wir dann zurücktritten, sagte mein Vater, ich würde die Untersuchung leiten, es sei der Fall, durch den ich mir Ruhm erwerben könne — Widerspruch kannte der Mann nicht, vom eigenen Sohne und von Untergebenen hätte er ihn am wenigsten geduldet; ach, hätte er gewußt, welch fürchterliche Qual er mir auflud! Nie kann ein Mensch unter den Händen der Folterknechte mehr gelitten haben, als ich in Wilhelms Verhören. Da waren wir in dem engen Raum des Verhörzimmers, jener Mann in Fesseln und doch besser als ich, der ihm gegenüber stand, er hatte Treubruch bestraft, blutig gestraft — aber ich, ich hatte zum Spiel nur und zur Lust die Braut eines Andern verführt, hatte die eigentliche Schuld auf mich geladen, daß ein junges, blühendes Leben so traurigem Tode verfallen war! Im ersten Verhöre gab Wilhelm als Beweggrund seines Mordes an: Marie habe darauf bestanden, die Hochzeit um ein Vierteljahr aufzuschieben, weil ihre Aussteuer noch nicht fertig sei; dies sei ihm als Mangel an Liebe, als eine Gleichgiltigkeit erschienen, die er nicht habe ertragen wollen, er habe vermuthet, sie hege im Stillen Liebe zu einem Andern. In diesem Gedanken sei er, nachdem er Marie nach Hause begleitet, in die väterliche Wohnung zurückgekehrt, er habe sich's die Nacht hindurch überlegt und sei dann schnell entschlossen gewesen, da sie ihn nicht mehr liebe, habe sie auch nicht länger mehr leben dürfen. So habe er die That gethan; er wisse, er sei des Todes schuldig und man möge ihn bald seine Strafe erleiden lassen.

Am Abend des Unglückstages ging ich ins Gefängniß, ich war meiner nicht mehr Herr, ich stürzte dem Gefangenen zu Füßen und flehte ihn an, zu fliehen, er solle sich in fremdem Lande, in Amerika eine neue Zukunft gründen, ich wollte ihm alles geben, was mein sei. Er sah mich kalt und ruhig an: Sie wissen, weshalb ich Marie erstach, sie war ihre Buhlerin, ich habe den Verrath gerächt; jetzt soll ich fliehen, damit meine Aussagen nicht ein schlimmes Licht auf Sie, den Herrn Richter werfen. Die arme Todte hat mir alles gestanden, aber fürchten Sie nichts, kein Wort, daß Sie Marie verführt, kommt über meine Lippen, wahrlich nicht um Ihretwillen schweige ich, aber Marie hat gebüßt, so jung, so schön hat sie sterben müssen, mag ihr Andenken in Ehren bleiben, möge man sagen, ich habe sie aus toller Eifersucht erschlagen. Ich werde in jedem Verhöre auf meiner ersten Aussage beharren, ich will sterben. Mögen Ihnen die Vorwürfe bleiben, zweier Menschen Tod verursacht zu haben, doch was liegt Ihnen, dem vornehmen Herrn an uns, gehen Sie, unterschreiben Sie heute mein Todesurtheil und morgen, übermorgen opfern Sie wieder unsre Bräute, unsre Schwestern Ihrer Lust! — Wie oft bin ich noch in den Abendstunden in seinem Gefängniß gewesen, wie oft habe ich vor ihm auf den Knieen gelegen und ihn beschworen, zu fliehen. Ich will sterben, war seine einzige Antwort. Nach unsern Landesgesetzen mußte ihm die Todesstrafe zuerkannt werden, ich sagte ihm das im letzten Verhöre, als die Untersuchung geschlossen ward, fügte aber hinzu, sein Verbrechen lasse so viel Milderungsgründe zu, daß ich ihn der königlichen Gnade empfehlen wolle. Thun Sie das nicht, rief er fast drohend, Sie wissen, ich will sterben. Hundertmal war ich versucht, offen zu bekennen, welch traurigen Antheil ich an der Ermordung der armen Marie habe, aber falsche Scham, mehr noch der Gedanke an meinen strengen Vater, hielt mich zurück; mir, dem verweichlichten Manne, fehlte die Kraft der Wahrheit, aber ich litt Qualen der Hölle. Die Tage dieser furchtbaren Zeit haben das beste Mark meines Lebens genommen. Wilhelm ließ indessen den alten Schulzen, seinen Vater, ins Gefängniß kommen, er tröstete den alten Mann, er habe ja mehr Kinder, wohl sei er ein Verbrecher, aber dennoch gehe er nicht mit Unehren aus der Welt, und wenn er gebüßt, dürften sie seiner friedlich gedenken. Indessen waren unsere Truppen zum großen Theile aus Frankreich zurückgekehrt,

auch das Jäger-Bataillon, bei dem Wilhelm gestanden hatte, war wieder in der Heimath. Wilhelm fürchtete noch immer, begnadigt zu werden, er ließ den Hauptmann, bei dessen Compagnie er gestanden hatte, zu sich ins Gefängniß bescheiden, und als dieser seinem Wunsche Folge leistete, bat er ihn, doch in der Residenz zu bewirken, daß er bald hingerichtet werde. Denken Sie daran, Herr Hauptmann, sagte er, wie wir mit den Franzosen zum ersten Male plänkerten, Sie waren in den Fuß geschossen, und konnten nicht mehr von der Stelle, die Feinde drängten mit Macht und wir mußten in Eile zurück, bis für uns neue Unterstützung kam; Sie waren schon weit hinter uns, schon wollten die feindlichen Soldaten Sie gefangen nehmen, da kehrte ich um, schlug mit der Kolbe zwei Franzosen nieder, und trug Sie auf meinen Schultern fort. Sie sagten damals, Sie wollten mir diesen Dienst ewig gedenken, jetzt können Sie sich mir dankbar erweisen; sorgen Sie, daß mir mein Recht wird, mein Blut soll fließen, ich will keine Gnade, ich will nicht unter dem Gesindel im Zuchthause in Schmutz und Schande grau werden, versprechen Sie mir's, sorgen Sie dafür, daß die Herren vom Gericht mich mit ihrer Gnade verschonen. Der Hauptmann reichte ihm stumm die Hand, er bewirkte auch, daß der Befehl zu seiner Hinrichtung kam. Ich wollte um Urlaub nachsuchen, daß mir mindestens die Pein erspart würde, Zeuge seines Todes sein zu müssen, aber ich sollte den Becher des Schmerzes bis auf die letzten bittersten Hefen austeeren. — Sie wissen, in eigenthümlicher Milde gestattet unser Gerichtsgebrauch dem zum Tode Verurtheilten einen letzten Wunsch, den man zu erfüllen sich angelegen sein läßt. Wilhelm wünschte, ich möge ihn zur Richtstatt begleiten, ich möge alle Anstalten zu seiner Hinrichtung treffen. Sie haben sich in den Verhören so sanft gegen mich gezeigt, daß ich Ihnen noch auf meinem letzten Gange dafür danken möchte, sagte er lächelnd. Er wußte wohl, welche Pein er mir dadurch auferlegte! Der Tag der Hinrichtung erschien, es war ein schöner, heiterer Morgen, die Armsünderglocke schrillte in fürchterlichen Tönen, bleich, zitternd schleppte ich mich ins Gefängniß. Wilhelm war heiter und froh, nur als er von seinem alten Vater Abschied nahm, weinte er heftig, dann aber kehrte seine Ruhe schnell wieder; ich mußte mich ihm gegenüber in den Wagen setzen, in dem er mit dem Geistlichen saß. Nicht er, ich schien der zum Tode Verurtheilte zu sein! Ehe er sich auf den verhängnißvollen Stuhl setzte, küßte er den Pfarrer, den er von Jugend auf gekannt; ich wollte ihm die Hand reichen, er stieß sie zurück: Mariens Blut, mein Blut komme über Sie! flüsterte er heftig. Dann trat der Scharfrichter herzu, sie verbanden ihm die Augen... ich war meiner Sinne nicht mehr mächtig... in tiefe Ohnmacht versunken, brachte man mich ins Amthaus. Ein fürchterliches Fieber tobte in meinen Adern; in lichten Augenblicken, wie wünschte ich, wie fürchtete ich den Tod. Im Leben die entsetzlichsten Gewissensqualen, im Tode der Gedanke an Vergeltung, an den Richter, dem die verborgensten Gedanken klar daliegen. Und dennoch genas ich; ich verwünschte fast die neue Lebenskraft, die ich spürte, und doch empfand ich eine heimliche Freude, daß ich noch eine Frist gewonnen zur Reue, zur Buße. Sie brachten mir ein Schreiben des Justizministeriums ans Bett, es enthielt ein großes Lob wegen der scharfsinnigen und glücklichen Art, mit der ich die Untersuchung geführt habe, und das Versprechen einer baldigen Beförderung. Meinen Vater machte das Belobungsschreiben sehr glücklich; er sprach mir davon, ich müsse jetzt ernstlich daran denken, mich in die Höhe zu bringen. Heirath mit der Tochter eines einflußreichen Beamten schien ihm dazu ein wohlgeeignetes Mittel, ich sollte mich dann in die Residenz versetzen lassen. — Der Gedanke aber gab mir Trost, in der Gegend, wo meinem Laster und meiner Feigheit zwei Menschenleben gefallen waren, noch einiges Gute wirken zu können; ich lehnte alle Vorschläge meines Vaters ab. So wie ich genesen war, arbeitete ich rastlos, bald, meine Herren, das darf ich sagen, gab es in unserm Land kein Amt, wo schneller, unparteiischer und gewissenhafter Recht gesprochen wurde, als in dem, wo ich war, in keinem Amte wurde mehr für den Wohlstand und den Flor der Gemeinden gesorgt. Jede Beförderung, jede Auszeichnung habe ich abgelehnt, nach dem Tode meines Vaters wurde ich an seiner Stelle Oberamtmann. Länger als zwanzig Jahre habe ich dort thätig gewirkt, es ist kein Haus in meinem Amte, wo nicht der jüngste Bube weiß, daß ich ein braver Mann, daß ich der Freund, der treue Berather des Volkes bin... Und in dieser Stunde vernichte ich die Liebe, die ich mir durch Sorgen, durch Mühen, durch Nachtwachen erworben habe; morgen steht die Erzählung meines Verbrechens in allen Zeitungen, in wenig Tagen weiß es das Land, weiß es Deutschland. Auf meine grauen Haare wird sich Verachtung ergießen, der ärmste Tagelöhner, hört er davon, wird sein Loos glücklich preisen gegen das meine, ich werde einen fernen Winkel suchen müssen, mich zu verbergen! Heute endlich büße ich; den Muth, den der Jüngling nicht hatte, die Wahrheit zu gestehen, der Mann, gebrochen durch sein Gewissen, vor der Zeit gealtert durch seine Reue, hat ihn.

So lassen denn Sie, die das Wohl des Landes be-

rathen sollen, mein Bekenntniß nicht fruchtlos verhallen; wie ich, haben vielleicht Viele gesündigt, Wenige vielleicht haben gestanden, wie ich. Ueben Sie Milde, lassen Sie den Herrn über Leben und Tod allein richten über Leben und Tod, gönnen Sie dem Schuldigsten auch Frist zur Reue, die Möglichkeit der Besserung... Ich kann nicht weiter, als Sie noch beschwören, lassen Sie mein Geständniß an dieser Stätte nicht umsonst gewesen sein, verbannen Sie den Scharfrichter aus unserm Gesetze!...

Martinsen verließ gebeugt den Saal, in großer Bewegung trennte sich die Versammlung.

Andern Tages erhielt der Präsident der Ständeversammlung ein Schreiben von Martinsen, worin er ihm anzeigte, er scheide aus der Kammer, der er nach seinem gestrigen Bekenntnisse nicht mehr angehören könne; gleichzeitig hatte er seine Entlassung aus dem Staatsdienste erbeten. Einem jungen Abgeordneten, den er gleich ihm für größere Milde in der Strafgesetzgebung gestimmt wußte, schrieb er einige Worte des Abschieds: Ich habe gethan, wozu mich mein Gewissen drängte. Ich sage Ihnen nicht, wohin ich mich wende, ich will für meine Heimath gestorben sein. Leben Sie wohl und versagen Sie mir Ihr Mitleid nicht.

Man hat nie gehört, wohin Martinsen gegangen; eine ziemlich bedeutende Summe schenkte er den Volksschulen in seinem Amte. Die Bauern reden noch von ihm, er war doch ein guter Mann, ist fast immer der Schluß ihrer Reden. Das Volk und edle Individuen haben ein sehr gutes Gedächtniß für empfangene Wohlthaten.

In der nächsten Sitzung der Kammer wurde die Frage über Abschaffung der Todesstrafe wieder aufgenommen. Martinsen erfuhr von mehreren Seiten heftigen Tadel, daß er der Versammlung „einen Roman" erzählt habe, daß er auf ihr „Gefühl" habe wirken wollen. Dann wurde die Beibehaltung der Todesstrafe mit großer Mehrheit beschlossen.

Treue Liebe.

(Aus dem Englischen.)

Vor hundert Jahren wohnte auf einem kleinen Meierhofe an den Ufern des Towy und fast gleich weit von Carmarthen und Llandilo entfernt ein alter Mann, Namens David Evans, welcher mit seiner Frau und seinem Sohne den Rest seiner Jahre, wenn auch nicht im Ueberflusse, so doch in Gemächlichkeit verlebte. Sein Sohn, welcher der Held nachfolgender Geschichte ist und denselben Namen wie sein Vater führte, hatte große literarische Talente entwickelt, und war, obwohl erst sechzehn Jahre alt, in der ganzen Umgegend als Dichter vortheilhaft bekannt. Des Vaters größte Hoffnung und fast einziger Wunsch war es, seinen Sohn noch in Verhältnissen zu sehen, die ihn in den Stand setzten, nicht nur sich selbst seinen Unterhalt zu verschaffen, sondern auch seine Mutter zu unterstützen, wenn sie am Stabe dem Grabe zuwankte. Aber bevor diese Hoffnungen noch irgendwie realisirt waren, fiel der alte Mann in eine heftige Krankheit und starb, kaum so viel hinterlassend, als zu seinem Begräbniß nöthig war. Dies war ein Todesstoß für die Aussichten des armen David. Er war damals noch nicht siebzehn Jahre alt, und seine Mutter konnte nichts für ihren beiderseitigen Unterhalt thun. Aber da es gerade Herbstzeit war, so gab David augenblicklich die Pachtung auf, suchte, seine theuren Bücher alle bei Seite legend, um Arbeit nach, und ging auf das Feld, um Brod zu gewinnen für sich und seine Mutter „im Schweiße seines Angesichts." Da er in diesen Arbeiten nicht geübt war, so konnte sein Erwerb nothwendig auch nur kärglich sein; aber so kärglich er auch war, er brachte ihn seiner Mutter heim, und sein Herz frohlockte, wenn er ihn in ihre Hand legte.

Einige Herren in der Nachbarschaft, welche von Davids Talenten und seiner eigenthümlichen Lage gehört hatten, faßten Interesse für ihn, und einer von ihnen empfahl ihn der Familie eines Herrn Williams zum Hauslehrer. Hier hatte er zwei kleinen Knaben Englisch und Arithmetik, Lateinisch und Griechisch zu lehren. Er war noch nicht achtzehn Jahre alt, als er dieses Amt antrat; aber in kurzer Zeit machten die Knaben unter seiner Anleitung so außerordentliche Fortschritte, daß Herr Williams sehr freundlich und freigebig gegen ihn wurde, ihm mehrere hübsche Geschenke machte und seinen Gehalt verdoppelte, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, seine arme Mutter sehr wesentlich zu unterstützen.

Aber wir haben selten lange sonnige Tage, früher oder später folgt ihnen doch ein regnerischer. Herr Williams hatte eine Tochter, um ein Jahr jünger als David. Sie war ziemlich hübsch und sehr liebenswürdig, und gehörte zu den seltenen Frauen, die sich den Blicken der Welt zu entziehen suchen, wie das bescheidene Veilchen sich in seinen Blättern versteckt. Sie machte auch Gedichte, kurz, sie war gerade diejenige Person, die den armen David bezaubern konnte, und sie bezauberte ihn

auch wirklich. Bald entstand ein gegenseitiges Gefallen zwischen ihnen; sie konnten sich ihre Vorliebe zu einander nicht verhehlen. Alles, was er that, war in ihren Augen vollkommen, und sie war ein Engel in den seinigen. Sie hieß Anna, und er besang sie in zahllosen Sonetten und Versen, und liebte sie zärtlich.

Nun war aber ihr Vater, wenn auch freundlich und gütig, doch eben so scharfsichtig und entschlossen, und bemerkte bald die Verwirrung, welche sich in dem Herzen seiner Tochter und des jungen Informators festgesetzt hatte. Er ließ ihn daher zu sich rufen, und ohne böse auf ihn zu scheinen, oder auch nur die Sache leicht zu berühren, sagte er zu ihm:

„Herr Evans, Sie wissen, daß ich mit der Art, mit welcher Sie die Pflichten als Lehrer meiner Kinder erfüllt haben, sehr zufrieden bin; dessenungeachtet aber glaube ich, daß es zu ihrem Vortheil gereichen wird, wenn sie in Zukunft in einer öffentlichen Anstalt erzogen werden, und deshalb beabsichtige ich, sie morgen in eine Pension zu schicken."

„Morgen," sagte David mechanisch und kaum wissend, was er sprach und wo er sich befand.

„Ja, morgen," wiederholte Herr Williams, „und ich habe Sie zu mir bitten lassen, um mit Ihnen Ihren Gehalt zu ordnen."

Dieser Schlag kam dem jungen Gelehrten etwas unverhofft. Obwohl er die Menschen noch wenig kannte, wurde ihm doch die wahre Ursache seiner plötzlichen Entlassung allmälig klar. Von Bangigkeit und Seelenangst fast überwältigt, wünschte er sein Herz in Anna's edle Brust auszuschütten, aber sie war mit ihrer Mutter zum Besuch eines Freundes in einen entfernten Ort gereist, und Herr Williams wollte seine Söhne schon am folgenden Tage abschicken. Es blieb ihm also nichts übrig, als in das bescheidene Häuschen seiner Mutter zurückzukehren. Als er sich zurückzog, um seine Bücher und die wenigen Sachen, die er besaß, einzupacken, rang er seine Hände, Thränen flossen über seine Wangen und in der Bitterkeit seines Herzens rief er:

„Meine liebe Anna! werde ich Dich nie wiedersehen, nie wieder etwas von Dir hören, nie auf Dich hoffen können!" — Und er legte seine Hand an seine Stirn, drückte sie und wiederholte dabei: „nie! ach, nie!"

Kurze Zeit darauf ermannte sich David wieder und schrieb an seine Mutter einen Brief, in welchen er den größten Theil seines Gehalts zu ihrem Gebrauch einschloß. Nachdem er dies gethan hatte, brach er plötzlich nach London auf, um zu sehen, was seine Talente dort für ihn thun würden. Er hatte von Niemanden Empfehlungsschreiben, Monate auf Monate vergingen, und er hatte noch immer keine Hoffnung, eine Anstellung zu erhalten. Sein Geld war aufgezehrt, er wußte nicht, wo er sich nach mehrerem umsehen sollte. In Verzweiflung durchlief er wie ein gefallener Engel die Straßen der Stadt. Er war hungrig, und Niemand gab ihm etwas zu essen; das Elend hatte sich seiner bemächtigt, das Verderben liebkoste ihn und lachte über sein Spielzeug. Einige Wochen lebte er von Almosen, die ihm der Zufall zuwandte; er hatte Talente, aber keine Gelegenheit, sie geltend zu machen.

Glücklicherweise begegnete er eines Tages dem Herrn, welcher ihm früher seine Hauslehrerstelle verschafft hatte, und frei und ehrlich erzählte er ihm seine Leidensgeschichte. Durch seinen Beistand erhielt er eine Anstellung in dem Bureau eines Advokaten, und als er eines Tages für seinen Principal, der sehr reich und ohne Familie war, eine alte lateinische Urkunde sehr gut übersetzt hatte, versprach ihm dieser seine Unterstützung und rieth ihm, die Rechte zu studiren. Mit des alten Herrn Hülfe that er es auch und reüssirte dabei mehr als vollkommen. Seine erste Erscheinung als Advokat brachte eine ungeheure Sensation hervor; Richter, Advokaten und Geschworene verloren sich in Verwunderung über die Kraft seiner Beredtsamkeit; ein Demosthenes war unter ihnen aufgestanden; die halbe Hauptstadt sprach von nichts, als von dem jungen Advokaten. Reichthümer flossen ihm zu, die Schönsten der Schönen und alle Edlen des Landes suchten seine Gesellschaft, aber sein Herz blieb ihnen fremd.

Als er eines Tages bei Tische saß und von denen gehuldigt wurde, die ihm einige Jahre früher eine Brodkruste verweigert haben würden, wurde ihm ein Brief überliefert. Er brach das Siegel, — seine Hand zitterte, während er las, seine Wangen erbleichten und große Schweißtropfen traten auf seine Stirn, — seine Zunge, welche bisher die Sympathie Tausender erweckt hatte, war wie an den Gaumen gefesselt. Der Brief, den er empfangen hatte, war von Herrn Williams, dem Vater seiner einzigen Liebe, der ihn beschwor, sogleich zu ihm zu kommen, wenn ihm die Seelenruhe eines alten Mannes, dem fast vor Gram das Herz bräche, etwas gelte, und seine Tochter zu besuchen, welche im Sterben läge, und den ersten Wunsch ausgedrückt habe, ihren David vor ihrem Ende noch einmal wiederzusehen. Fast besinnungslos stand Evans von der Tafel auf, und war schon nach einer halben Stunde auf dem Wege nach Wales. Dort angekommen, wurde er von Anna's Eltern mit Thränen empfangen und in das Zimmer geführt, in welchem das sterbende Mädchen lag. Anna erkannte

seine Stimme, als er sich ihr nahte. „Er ist da! — er ist da! — er liebt mich noch!" rief das arme Mädchen und suchte sich aufzurichten.

David näherte sich dem Bette, — er zerfloß in Thränen, — beugte sich nieder und küßte die bleichen, eingefallenen Wangen seiner Geliebten, auf welche der Tod bereits seinen Schatten geworfen zu haben schien.

„Anna, meine geliebte Anna!" sagte er und nahm ihre Hand in die seinige, und preßte sie an seine Lippen, „verlaß mich noch nicht, wir werden noch recht glücklich sein!"

Ihre Augen glänzten für einen Augenblick, — die Freude kämpfte in ihnen mit dem Tode, aber der Kampf war ungleich. Von dem Tage an, wo er ihres Vaters Haus verlassen hatte, war sie hingewelkt wie eine zarte Blume, welche in einen unzuträglichen Boden verpflanzt wird. Sie bat, daß man sie aufrichten solle, und legte dann ihren Kopf an seine Schultern und sagte, ihn sehnsüchtig anblickend: „David, liebst Du mich immer — bis in den Tod?"

„Ja, Geliebteste, ja!" erwiederte er.

Aber sie hatte kaum seine Versicherung gehört und dieselbe durch ein seliges Lächeln beantwortet, als ihr Kopf auf die Brust sank, und ihr ein tiefer Seufzer entfloh. Es war ihr letzter! Ihre Seele schien nur so lange gewartet zu haben, damit ihre Augen den noch einmal sehen sollten, den sie so treu geliebt hatte. Als Leiche wurde sie von seiner Brust genommen, aber an dieser Brust blieb die Last des Todes. Evans wurde tiefsinnig, sein Ehrgeiz starb mit Anna. In übermäßiger Anstrengung suchte er seinen Kummer zu vergessen, bis seine Gesundheit unter ihm zusammenbrach und er in seinem dreißigsten Jahre starb.

Miscellen und Anecdoten.

(Seltsame Wette.) Vor einigen Jahren schlug ein Herzog von Queensberry seinen Freunden eine seltsame Wette von bedeutendem Betrage vor. Es wurden nämlich eine Heerde Gänse und eine Heerde Truthhühner auf der Straße hingetrieben; die Gänse watschelten schwerfällig, während die Truthühner lebhaft einherschritten; der Herzog wettete um 10,000 Pfund Sterling, daß die Gänse auf einem Wege von 20 (engl.) Meilen den Truthühnern weit vorauskommen würden. Die Wette wurde sogleich angenommen, denn es schien unmöglich zu sein, daß der Herzog sie gewinnen könnte. Die ganze Gesellschaft folgte den Heerden; gegen Abend waren die Truthühner um 5 Meilen voraus; als sie aber nach Sonnenuntergang in einen Wald kamen, flogen alle auf und setzten sich auf die Bäume, von denen sie nicht fortgetrieben werden konnten. Die Gänse dagegen watschelten langsam immer weiter und kamen mitten in der Nacht am Orte ihrer Bestimmung an. So gewann der Herzog, — der vorausberechnet hatte, was geschah.

(Eine gefährliche neue Wissenschaft.) Man reiche Niemandem mehr die Hand, man gehe nie mehr ohne Handschuhe, denn die Hand ist der Spiegel des Geistes und Characters geworden. Gall mit seinen Schädelerhöhungen tritt ganz in den Hintergrund, da man jetzt Niemandem mehr den Kopf zu betasten braucht, um zu wissen, wen man vor sich habe; ein flüchtiger Blick auf die Hand reicht jetzt vollkommen dazu hin. Die Hand ist der Mensch geworden; sie erklärt, sie leitet, sie unterstützt ihn. Die Liebe zur Kunst, zur Musik, zur Poesie liegt in der Hand; die Hand verräth, ob der Mensch das Geld liebt oder verschwendet; die Hand zeigt, ob einer geschickt ist, ob er stolz, eitel, gelehrt, grausam, verliebt. Und man braucht nicht einmal die ganze Hand zu sehen, um alles dies zu wissen; ein einziger Finger reicht hin. Große Hände verrathen, wer sollte es glauben? einen kleinlichen Geist; mittlere, glatte Finger, die sich eckig oder spatenförmig endigen, verkünden die Anlage zur Kunst. Schon Newton sagte: wenn es an allen andern Beweisen fehlte, so würde mich der Daumen von dem Dasein Gottes überzeugen. Der Daumen spielt denn auch eine große Rolle in der neuen Wissenschaft; er vertritt den Willen, die Energie. In Rom schnitt man den Feigen den Daumen ab und von pollex truncatus (abgeschnittener Daumen) kommt das Wort Poltron her. Ein kleiner Daumen verräth bei den Männern schwachen Geist, bei den Frauen schwache Tugend. Ninon de l'Enclos hatte einen winzig kleinen Daumen; ein großer Daumen zeigt den großen Denker, den Mann, der weiß, was er will; Galilei, Newton, Leibnitz hatten große Daumen, Voltaire einen ungeheuer großen. Wir wollen indeß den kleinen Daumen auch nicht herabsetzen, denn wenn er zugleich ganz glatt, so ist er ein Zeichen von Poesie. Eine weiche zugleich große Hand verräth den Menschen, der träge ist und gern ißt und trinkt. Ein sehr dicker kurzer Finger ist grausam; ein langer dünner Finger verräth List und Betrug; der halb durchsichtige den Schwätzer. Die Klugheit hat starke Finger, mit großen Gelenken. Der Mensch, welcher den Daumen einzieht und in die Hand legt, ist geizig. — Die schönste, die glücklichste Hand wird die psychische genannt. Sie ist klein und zierlich, hat einen Teller von mittlerer Größe, Finger mit kaum bemerklichen Gelenken und langen dünnen ersten Gliedern, einen zierlichen kleinen Daumen; das ist die Hand des großen Künstlers, des großen Fürsten, der Meisterwerke schafft und Völker unterwirft. — Alles das und mehr noch berichtet ein eben erschienenes kleines geistreiches Buch, das namentlich auch ein Capitel über die Hand der Frauen enthält; aber von diesem schweigen wir.

— Das einst so mächtige Venedig, welches in der neuern Zeit seinem Verfalle mit raschen Schritten entgegen eilte und zuletzt, eine ehrwürdige Leiche, nur aus der äußern Form und Ausstattung die frühere Größe und Macht herausahnen ließ, hat wieder neues Leben bekommen. Wer die Stadt seit ein Paar Jahren nicht gesehen, wird über die Veränderung erstau-

nen müssen, die sich in dem Charakter ihrer Bewohner zeigt. Ueberall in den Straßen, in den Werkstätten, auf den Kanälen zeigt sich eine ungewöhnliche Regsamkeit. Die Schaaren verwahrloster nackter Kinder und Bettler, welche in dieser Stadt der Paläste jeden Fremden belästigten und ihm den Aufenthalt verleideten, sind von den Straßen verschwunden, jene werden in wirklich musterhaften Anstalten zu nützlichen thätigen Menschen erzogen, deren man in Kurzem in großer Anzahl bedürfen wird; diese werden bei vielfachen Bauten beschäftigt. Die Gasthäuser reichen kaum mehr aus zur Aufnahme aller Fremden, welche täglich eintreffen, nicht allein um das großartige Monument früherer Macht und Herrlichkeit anzuschauen, sondern um sich dort bleibend aufzuhalten, weil sich die Hoffnung auf eine noch bessere Zukunft Allen aufdringt und sie zu Unternehmungen ermuthigt. — Wodurch ist nun aber dieses Wunder bewirkt? — Durch die Eisenbahn. Wiewohl die Strecke, welche fertig, noch klein ist, so bildet sie doch den Anfang zu der großen Verbindungslinie zwischen den blühendsten und volkreichsten Städten des lombardischen Königreichs, und auch in allen andern Oertlichkeiten, die sie berührt, hat sie schon den wohlthätigsten Einfluß geübt. Allenthalben in der Nähe der Bahnhöfe neue Gebäude, an jeder Station eine Menge Fiaker und stattlicher Omnibus. Ueber die Lagunen wird eine Brücke von vierzig Bogen gebaut, an der täglich mehr als 500 Menschen thätig sind. Auf einem der Räume, der sich je zwischen fünf Bogen befindet, erhebt sich ein improvisirtes Kaffeehaus, und ringsum haben sich mit allerlei Lebensmitteln beladene Barken aufgestellt, welche einen schwimmenden Markt bilden. — Zur Sommerzeit ist der Besuch Venedigs von Fremden äußerst sparsam; jetzt rechnet man ihre Zahl an manchen Tagen bis auf 1200, und je mehr sich die Bahn verlängert, desto mehr wird diese Zahl steigen. Wer noch den Nutzen einer Eisenbahn bezweifeln wollte, der sehe jetzt Venedig, er wird über die Resultate erstaunen.

— Dupont de Nemours hat ein Werk über die Ameisen herausgegeben. Der Mann ist ein absonderliches Sprachgenie, denn er behauptet, daß er es in der Sprache der Thiere schon bis zum Verständnisse von 11 Wörtern aus der Taubensprache, ferner 11 aus der Hühner-, 33 aus der Hunde-, 14 aus der Katzen- und 22 aus der Ochsensprache gebracht habe; die Sprache der Raben verstehe er ganz! Wir hoffen, der gelehrte Sprachforscher der Unvernünftigen werde zum Nutzen der leidenden Thierheit sein Licht leuchten lassen, und uns über diese seit Adams Zeiten verloren gegangene Kenntniß gründlich belehren.

(Geben ist seliger, denn Nehmen.) Ein junger Engländer von 18 bis 20 Jahren, der in Lausanne studirte, ging eines Tages mit dem Professor Durand, den man nur den Studentenfreund nannte, in der Umgegend der Stadt spazieren. Während sie nun so neben einander gingen, suchte Durand die Unterhaltung auf ernste Gegenstände zu lenken, als sie ein Paar kothige Schuhe neben dem Wege, auf dem sie gingen, liegen sahen, die, wie sie vermutheten, einem armen, auf einem nahen Acker arbeitenden Manne gehören mußten, welcher seine Arbeit in kurzer Zeit zu Ende gebracht hatte. Der Jüngling wandte sich zum Professor mit den Worten: „Wir wollen dem Mann einen Streich spielen, ihm seine Schuhe verbergen und uns da hinter das nahe Gebüsch verstecken, um ihn zu belauschen und seine Verlegenheit zu sehen, wenn er seine Schuhe nicht mehr finden wird."

„Mein lieber Freund," erwiederte der Professor, „man muß nie auf Unkosten der Armen sich lustig machen. Sie sind reich und daher im Stande, sich und dem armen Manne zugleich ein viel schöneres Vergnügen zu bereiten. Legen Sie in jeden Schuh einen großen Thaler und dann wollen wir uns verbergen." Der Student gehorchte, und jetzt stellte er sich mit dem Professor hinter das nahe Gebüsch, durch welches hindurch sie jedoch den Bauer bequem beobachten und seine etwaigen Aeußerungen der Verwunderung und Freude vernehmen konnten. Bald hatte der arme Mann seine Arbeit vollendet, ging den Acker entlang dem Wege zu, auf welchen der Acker stieß und an welchem er sein Wamms und seine Schuhe niedergelegt hatte. Während er das erstere anzog, schlüpfte er auch mit dem einen Fuß in einen seiner Schuhe; er fühlte etwas Hartes, bückte sich und fand den Thaler. Erstaunen und Verwunderung malte sich auf seinem Gesichte; er besah den Thaler, kehrte ihn um und besah ihn noch einmal und abermal; jetzt wandte er seinen Blick nach allen Seiten hin, sah aber Niemand. Nun steckte er das Geld in die Tasche und wollte den andern Schuh auch anziehen; aber wie groß war seine Ueberraschung, da er nun den andern Thaler fand. Das Gefühl überwältigte ihn, er fiel auf die Kniee, blickte gen Himmel und rief aus: „O Herr, mein Gott! so ist es doch wahr, daß Du diejenigen nicht verlässest, die auf Dich bauen! Du wußtest, daß meine Kinder kein Brod haben, daß mein Weib krank darnieder liegt und daß ich rath- und hilflos war. Da hast Du mir, Du lieber himmlischer Vater, durch irgend ein zum Wohlthun geeignetes Herz dieses Geld zugesandt, damit mir geholfen würde! Ach, daß meine Seele Deine Güte erkennete und daß ich Dir meine Dankbarkeit bis in den Tod bezeugen könnte. Das Werkzeug Deiner barmherzigen Hilfe aber segne reichlich, Du Vergelter alles Guten, mit Deinem besten Segen!"

Der Jüngling stand da in tiefster Rührung und Thränen benetzten seine Augen. „Nun," sagte Durand, „sind Sie jetzt nicht vergnügter, als Sie es gewesen wären, wenn Sie Ihren Streich ausgeführt hätten?" — „Ach, mein theurer, lieber Herr Professor!" erwiederte der Jüngling, „Sie haben mir hier eine Lehre gegeben, die ich nimmermehr vergessen will; ich fühle jetzt die Wahrheit der schönen, aber bisher nie verstandenen Worte: Geben ist seliger, denn Nehmen." Nie sollten wir uns dem Armen nahen, als mit dem Wunsche, ihm Gutes zu thun.

— Ein geistreicher Mann behauptet: Die Liebe sei eine Krankheit, wie die Blattern; je später man sie bekömmt, desto gefährlicher äußern sie ihre Wirkungen. Beiden ist nicht auszuweichen, in der Regel wird das Menschengeschlecht in einem gewissen Alter von diesen Krankheiten befallen. Selten suchen die Blattern alte Personen heim, nicht selten thut es die Liebe, die dann zur Narrheit wird und die damit Behafteten unerträglich macht.

Pariser Modenbericht.

Die Natur erstirbt, die Mode erwacht, glänzender, reicher als je. Für jedes Blatt, das abfällt, bringt sie einen neuen Stoff, einen neuen Kopfputz oder sonst eine Neuigkeit hervor. Gestern noch sprach man allgemein mit Beifall von dem Alpacca, einer Art leichten, weichen Wollenatlas, heute hat man ihn bereits fast vergessen, über den tausend neuen Seidenstoffen, Pekins, Gros de Naples, Sammete ꝛc., die Lyon für den Winter vorbereitet hat; dann werden die schottischen Flanelle, die Thibet-Wellen, Krepps ꝛc. kommen. Zur Halbtoilette verwendet man unterdeß in großer Menge eine neue Popelinen-Art, die diamantirte, die irländische Popeline, während man zu Staatsanzügen den glacirten Pekins mit satinirten Streifen auf mattem Grunde den Vorzug gibt.

Was die Kleiderform betrifft, so sind für den Vormittag die Leibchen glatt und hoch hinaufgehend, die Aermel lang und eng, die Röcke in der Ueberrocksart, bald ganz glatt, bald nur sehr einfach garnirt; zu kleinen Soireen und für das Theater dagegen sind die Leibchen à la vierge ausgeschnitten, die Aermel kurz à la bonne femme, so daß die Vorderärmel von Muslin mit Bündchen, welche Einsatzstreifen haben, hervorsehen.

Die Hüte werden von vollem oder ungerissenem Sammet, die Capoten von Atlas gemacht; für Hüte zu Besuchen zieht man die Spitzen auf durchsichtigen Stoffen und die gemusterten Seidenzeuge vor. Eine recht hübsche Capote zum Halbputz ist von gefalteltem Atlas; jede Faltenreihe ist mit einer schwarzen Spitze bedeckt. Die Blumen wird man, wie es scheint, vorzugsweise für die Abendkopfputze bestimmen, an denen man wahrscheinlich auch viel Juwelen trägt.

Wir sahen vor einigen Tagen auch einen neuen **Mantel**. Er war von schwarzem Atlas, mit schwarzer Florence gefüttert, das Futter mit kleinen Schnürchen benähet, welche längliche Vierecke bildeten. Diese Schnürchen bewirkten auf dem schwarzen Atlas eine kleine Erhabenheit, welche einen eigenthümlichen Effect machte. Die Aermel waren à la vieille und reichten nur bis an den Elnbogen.

Wir hassen den Camail, müssen aber zu unsrem Bedauern die Besorgniß aussprechen, daß derselbe auch diesen Winter herrschen zu wollen scheint.

Neue Stoffe sind: die **Caledonienne** im Pompadour-Genre; Guirlanden von Rosen in allen Farben laufen auf einem Grunde mit satinirten und blau broschirten Streifen hin. Dasselbe Genre hat man auf weißem, rosa und braunem Grund mit schwarzen Atlasstreifen. **Damassirter** Sammet mit satinirten weißen Streifen auf einem weißen oder rosa Repsgrunde. Sehr zahlreich sind die verschiedenen **Pekins**. Weitere Neuigkeiten sind: Singapur-Camäleon, Franciska, Royal Point de Marque, La Royale charmante, Marquise-Reps, Facetten-Camäleon und La Royale-Peri.

Herren-Mode. Die Winteranzüge sind vorbereitet und man ist zum Theil einig über die zahlreichen Veränderungen, die sie schon erfahren haben und noch täglich erfahren werden. Trotz diesen reichen Vorbereitungen ließ sich von der Mode nicht viel sagen. Soviel scheint gewiß zu sein, daß man den Ueberziehrock, den Palletot und den Twine verschmelzen und daraus ein Kleidungsstück machen will, das vorn wie ein Ueberziehrock und hinten wie ein Twine aussieht, im Ganzen aber die Bequemlichkeit des Palletot hat. Dieses neue Kleidungsstück wird die Taille vollkommen sehen lassen, ohne sie sehr zusammenzupressen. Die Falten werden erst am Schooße beginnen; der Kragen und die Klappen sollen von Sammet und die Ränder von einer breiten Borte besetzt sein. Die Knöpfe, die man darauf setzt, können nur groß sein. Man verwendet zu diesem neuen Ueberziehrocke jede Tuchart, die schwarze ausgenommen; die gesuchtesten Farben sind aber Königsblau, Russischgrün, Dunkelolivenbraun und Bronze. Die schwarze Farbe herrscht dagegen bei den kurzen Röcken und den Fracks vor.

Die Beinkleider werden mehr oder weniger weit getragen, je nach Belieben. Es gibt dazu eine sehr große Menge neuer Stoffe, die fast alle mehr oder minder breite Streifen haben: die mit den breitesten Streifen scheinen auch die beliebtesten zu sein. Die neuesten Westenzeuge, sie mögen von Sammet oder Casimir sein, sind genau so eingerichtet, wie die Pantalonszeuge; wir brauchen deshalb nichts weiter darüber zu sagen: nur soviel müssen wir bemerken, daß der farbige Sammet zu Westen kaum jemals so beliebt gewesen ist, wie jetzt. Kaum können die Casemirs die Concurrenz aushalten.

Wird es neue Mäntel geben? Mit Bestimmtheit läßt sich darüber nichts sagen, wir haben aber in voriger Woche zwei neue Mäntel gesehen; sie waren von blauem Tuche, lang, ohne großen Kragen, vorn mit Sammet gefüttert und mit reichen Schnüren besetzt; der Kragen war ebenfalls von Sammet.

Die Fracks haben drei verschiedene Formen. Der Frack zum Staate zuerst ist vorn etwas ausgeschnitten, hat keine Patten auf den Hüften und die Brustklappen legen sich so weit zurück, daß die Brust ganz frei bleibt; der sogenannte Frack à la française hat volle Schöße, ziemlich breite Patten, große Revers und einen breiten Kragen; dann kommt der gerade geschnittene Frack, den man zur Jagd trägt, und der bis an den Gürtel zugeknöpft wird. Wie man sagt, sollen die Fracks im Rumpfe etwas weiter werden, damit sie nicht mehr dicht an den Körper anzuliegen scheinen.

In den Rockformen lassen sich vier verschiedene Arten unterscheiden: Die erste ist die gerade geschnittene, die immer in der Mode bleibt, und unter Twines ꝛc. getragen wird, weil sie am wenigsten dick macht. Die zweite Art ist die des übereinandergehenden Rockes; die Rückentaille ist von gewöhnlicher Breite; die Schöße haben falsche Falten und die Aermel offene Aufschläge. Die dritte Rockart hat eine breite Taille und Seitentaschen unter den Hüften. Die vierte Art hat eine breite lange Taille, und man nannte sie Palletot, als dieser Mode war. In diesen Palletots lassen sich wieder vier verschiedene Formen erkennen: der Sack-Palletot, der gerade ist wie ein Soutane; der griechische Palletot ohne Kragen, weit und mit Schnuren benäht; der Caban, der im Allgemeinen wie ein Palletot aussieht, bis auf den Schnitt der Armlöcher und den Capuchon, den man angefügt hat; endlich viertens der knapp-anliegende Palletot.

Die Ueberziehröcke sind eigentlich nichts weiter als größere Röcke; sie können die Form der knappen Palletots oder des Rockes mit langer und breiter Taille haben.

Erklärung der Modenkupfer.

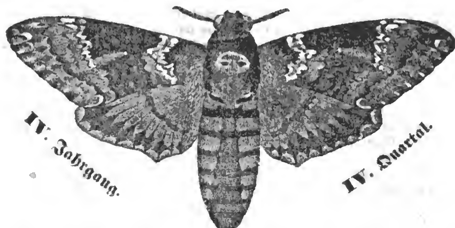
No. 1. Rock mit breiter Taille und carrirte Beinkleider. No. 2. Sammethut mit Blumen. Kleid mit offenen Aermeln, Sammetausputz und doppeltem Volant. No. 3. Capote mit Feder. Kleid mit engen Aermeln und langem Gürtel, am Rock mit drei volantartigen Garnituren besetzt.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 4. (5. Jahrgang. IV. Quartal).

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst **Modenkupfer.** Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in **Dresden** bei Herrn **Arnold**. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31/30. Druck von **F. André** in Leipzig.

Leipzig=



Pariser Moden=Journal.

No. 5. Sonnabend, den 28. October. **1843.**

Malaiische Rache.

Auf der Küste Koromandel, unweit Madras, lebte Heer T., ein Mann von seltener Herzensgüte, geliebt von allen denen, die mit ihm zu thun hatten, besonders von seinen Dienern, die er mit väterlicher Milde behandelte. Er war der glückliche Vater von drei hoffnungsvollen Kindern, und hatte eine Frau, die außer einer großen Heftigkeit keinen einzigen jener Fehler besaß, die reichen Frauen eigen zu sein pflegen. Sie besaß ein edles Herz und die besten Absichten von der Welt.

Geschäftsangelegenheiten nöthigten Herrn T. bisweilen, die Seinigen auf einige Zeit zu verlassen. Als er sich ei[illegible] auf einer solchen Geschäftsreise befand, vermißte Madame T. einen prächtigen Smaragdhalsschmuck, der ihr über alles werth war. Sie ließ alle Winkel der Wohnung durchforschen und jeden Diener durchsuchen, aber der Schmuck war nicht aufzufinden. Schon gab Madame T. die Hoffnung auf ihn wieder zu erlangen, als man sich erinnerte, daß den Abend vorher ein sechsjähriger Malaie, der mit den Kindern erzogen wurde, einen Ring für Madame T. aus dem Kästchen geholt hatte, in welchem der Schmuck bisher aufbewahrt gewesen war. Konnte er nicht den Schmuck genommen und verkauft haben?

Dieser Verdacht bemächtigte sich wie ein Blitz aller Seelen im Hause, und wurde noch durch den Umstand verstärkt, daß der Knabe seit einigen Tagen mit Geld geprahlt hatte. Zwar behauptete er in dem Verhöre, dem er unterworfen wurde, das Geld von seinem Vater empfangen zu haben, und dieser bestätigte seine Aussage, aber alle Welt hielt ihn dennoch für den Schuldigen. Demzufolge befahl Madame T., den Knaben durch die Peitsche zum Geständniß zu bringen. Der unglückliche Vater warf sich ihr zu Füßen, und bat sie um Alles in der Welt, ihren Befehl zurückzunehmen, aber sie war von der Schuld des jungen Malaien dergestalt überzeugt und durch sein hartnäckiges Leugnen so aufgebracht, daß sie sich durch nichts erweichen ließ.

Der Knabe wurde also an einen Pfahl gebunden, und mit Ruthen gepeitscht. Der Vater, Zeuge dieses traurigen Schauspiels, biß sich convulsivisch in die Lippen, machte aber keinen Versuch mehr, das Schicksal des Knaben zu mildern. Dieser ertrug die Schmerzen, ohne einen einzigen Klagelaut auszustoßen. Nach 30 Hieben trug man ihn in sein Bett, ohne erfahren zu haben, was aus dem Halsschmucke geworden sei. Den nächsten Morgen wurde die Auspeitschung abermals vorgenommen, ohne zu einem andern Ziele zu führen, als die erste.

Ebenso ging es am dritten. Endlich beschloß Madame T. die Rückkehr ihres Mannes abzuwarten, ehe sie zu neuen Maßregeln schreiten wollte.

Unterdessen erholte sich der Knabe wieder und verrichtete seine Dienste wie zuvor. Auch sein Vater ließ keine Klage laut werden, obgleich er schwer beleidigt schien, und arbeitete in dem ihm angewiesenen Geschäftskreise wie gewöhnlich.

Herr T. kam endlich von seiner Reise zurück, die sich um mehrere Tage verspätet hatte, und bereitete am Morgen des nächsten Tages eine Menge kleiner Geschenke, die er seiner Frau und seinen Kindern bestimmt hatte, auf dem Frühstückstische aus.

„Hier ist auch das Halsband," sagte er zu seiner Frau, „welches Du mich zum Repariren mitzunehmen batest; ich hoffe, Du wirst nun zufrieden damit sein."

Madame T. wurde bei Erblickung des Halsbandes blaß wie eine Leiche und fiel vor innerer Bewegung in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, brach sie in einen Strom von Thränen und Klagen aus. Herr T., welcher den Grund dieses Zustandes seiner Frau nicht kannte, wurde von einer unbeschreiblichen Angst ergriffen, und glaubte, sie jeden Augenblick sterben zu sehen. „Ich habe den armen Sidommy für den Dieb dieses Schmucks gehalten," sagte sie mit herzzerreißender Stimme, „ich habe einen Unschuldigen grausam züchtigen lassen."

Nachdem sich Herr T. alles hatte ausführlich erzählen lassen, ließ er sogleich Sidommy und seinen Vater herbeirufen, erklärte dem jungen Malaien, daß seine Unschuld an den Tag gekommen und er das Opfer eines unglücklichen Irrthums gewesen wäre, und schenkte ihm einen reichen europäischen Anzug, den er für seinen Sohn mitgebracht hatte.

Sidommy war entzückt über dieses Geschenk und stürzte mit Freudensprüngen aus dem Zimmer, um seinen schönen Anzug zu probiren. Der Vater desselben verneigte sich tief und folgte dem Knaben, ohne die Augen zu erheben oder eine Silbe zu sprechen.

Bald darauf kam der Knabe mit Thränen in den Augen zurück und sagte seiner Herrin, daß sein Vater das neue Kleid in Stücken zerrissen habe, behauptend, daß kein europäischer Schmuck die Schande vertilgen könnte, die ihm zugefügt worden wäre.

Herr T. war über diese Unverschämtheit seines Dieners höchst aufgebracht und wollte sie augenblicklich aufs Strengste bestrafen lassen; aber seine Frau bat für den Diener und fand nach dem, was vorgefallen war, sein Benehmen höchst verzeihlich. Die Zeit, meinte sie, könne seinen gerechten Zorn allein mildern. Man sprach daher nicht weiter von der Sache und alles ging wieder seinen gewöhnlichen Gang.

Ungefähr zehn Tage darauf erhielt Herr T. einen Brief von Madras, worin ihm die nahe Ankunft seiner von ihm sehr geliebten Schwester gemeldet ward. Das bewog ihn zu dem Entschlusse, derselben entgegen zu reisen. Am Abend vor der Abreise bat ihn der Malaie, seinen Sohn Sidommy mitzunehmen, eine Bitte, welche Herr T. gern erfüllte, da er jede Gelegenheit benutzte, den jungen Menschen für die unschuldigerweise empfangene harte Behandlung zu entschädigen.

Herr T. nahm außerdem noch einen Freund mit und kam ohne irgend einen Unfall nach Madras. Hier aber erwartete ihn eine bittere Enttäuschung. Die Schwester hatte nach dem Abgange ihres Briefes einen Officier kennen gelernt und demselben ihre Hand gegeben. Herr T. hatte also die Reise umsonst gemacht und mußte ohne die geliebte Schwester zurückreisen. Er war seinem Aufenthaltsorte schon sehr nahe, als er vor einem kleinen Dorfe, das er zu passiren hatte, seine ganze Dienerschaft fand, die seine Ankunft erwartete. Verwundert fragte er, was das bedeuten solle, und hörte, daß dies seinem Wunsche zufolge, auf Befehl seiner Gattin geschehen sei. Herr T., der keinen Gedanken an einen solchen Wunsch gehabt, noch weniger aber ihn gegen seine Frau geäußert hatte, die nicht einmal von seiner schnellen Rückkehr etwas wissen konnte, war über diesen Befehl nicht wenig erstaunt und fragte, ob sie den Befehl aus dem Munde seiner Frau selbst empfangen hätten. Als man ihm antwortete, daß ihnen der Befehl durch den malaiischen Kidmutgar zugekommen sei, umdüsterte sich sein Gesicht, und er eilte, von schrecklichen Ahnungen gefoltert, so schnell er konnte, nach Hause. Als er hier ankam, waren alle Fenster und Thüren des Hauses verschlossen. Herr T. sprang aus seinem Wagen und stürzte nach der Thür des Hauses, die er vergeblich aufzumachen suchte. Mit seinem Freunde stieß er sie endlich ein. Das Erste, was man beim Eintreten erblickte, war der Leichnam des Kidmutgar, welcher im Blute schwamm, in der einen Hand ein Barbiermesser, mit dem er sich den Hals abgeschnitten, in der andern die Peitsche haltend, welche den Rücken seines Sohnes zerfleischt hatte. In dem benachbarten Zimmer fand man die noch warmen Leichname von Madame T. und ihren drei Kindern, welche der Malaie im Schlafe ermordet hatte, ehe er sich selbst das Leben genommen.

Monot.

Seit acht Tagen lag das französische Heer unter Buonaparte vor den Mauern von Acre und mehrere Stürme auf die Festung waren mißlungen. Das republikanische Heer sah sich hier zum ersten Mal auf seiner Siegeslaufbahn gehemmt. Am achten Tag der Belagerung erschien ein junger Sergeant vor dem Oberbefehlshaber und bat um einen Augenblick Gehör.

„Was willst Du?" fragte Buonaparte.

„General," erwiederte der Sergeant, „seit der kurzen Zeit, die wir unter den Wällen dieser Stadt liegen, hat unser Posten, der am weitesten vorgeschoben ist, an zwanzig seiner besten Soldaten eingebüßt. So oft eine verlorne Schildwache ihren Posten bezogen hat, erscheint ein Mameluk, tummelt sein Pferd vor den Augen des Soldaten, schießt seine Pistolen ab und hält sich dabei immer außer Schußweite. Die Schildwache sieht eine Zeitlang zu und feuert endlich ihr Gewehr auf den Mameluken ab. Der Schuß geht fehl, der Mameluk sprengt auf unsern Mann los, der weder zum Laden noch zur Flucht Zeit hat, schießt ihm eine Pistole vor den Kopf, haut ihm den Kopf ab, hängt ihn an einen Sattelknopf und sprengt davon."

„Ist das Alles gewiß?' fragte der Obergeneral.

„Ja, General," antwortete der Sergeant.

„Ich gebe dem einen höheren Grad, der uns von diesem Kopfabschneider befreit," sagte Buonaparte, schrieb ein paar Worte auf einen Zettel und übergab diesen dem Sergeanten mit der Weisung, ihm dem Lieutenant Monot zu überliefern.

Am Abend dieses Tages war die Luft still. Am heiteren Himmel schien der Mond und beleuchtete die Sandebene und die vereinzelten Palmengruppen in der Ferne. Ein ziemlich steifer Champagner war an der Reihe, den verlornen Posten zu beziehen. Seine Cameraden, welche wußten, daß er kein großer Held war, riethen ihm, sein Testament zu machen, und ein Halbgelehrter unter ihnen bat ihn, nicht zu vergessen, einen Sou in den Mund zu nehmen, welcher freilich am Ende nicht viel helfen würde, denn, falls der Mameluk seinen Kopf wegholte, würde Charon sich weigern, den Rumpf über den Styx zu fahren. Dem Champagner ward es bei diesen Späßen ganz weinerlich zu Muth. Im Begriff abzumarschieren, machte er er ein Gesicht, als wolle er seine Seele Gott empfehlen.

„Weine nur nicht, Schafskopf," sagte der Lieutenant, ihm auf die Schulter klopfend, „ich will an Deiner Statt aufziehen."

„Sie, Lieutenant?" fragte das Jammergesicht.

„Ja, ich. Gib mir Deine Kleider und nimm die meinen."

„Lieutenant, ich habe denselben Gedanken gehabt!" rief der Sergeant.

„Das macht Dir keine Schande," erwiederte Monot. „Aber da ich zuerst gesprochen habe, verlange ich den Vortritt. Vorwärts Champagner!"

Der Soldat gehorchte. Während die Umkleidung Statt fand, sagte Monot: „Ich muß ein Gewehr in jede Hand haben. Untersucht die Steine und sorgt, daß sie gut sind."

Die Unterofficiere und Soldaten hatten Anfangs geglaubt, der Lieutenant scherze. Als sie sahen, daß er Ernst machte, baten sie ihn dringend, von seinem gefährlichen Vorhaben abzustehen. „Seid ohne Sorgen um mich, Freunde," entgegnete Monot, „schwöret mir nur, keinem Menschen etwas von der Sache mitzutheilen."

Die Soldaten versprachen es und der Officier marschirte mit seinen zwei Gewehren ab. Auf dem Posten angelangt, lud er das eine Gewehr und legte es auf die Erde, lud das andere und nahm es in den Arm. Nicht lange, so erschien der Mameluk, gab seinem Pferde die Sporen und zog zugleich die Zügel an, daß es stieg. Er warf es nach allen Richtungen herum und schoß dazwischen zwei Pistolen ab.

„Wart, Heuschrecke, ich will Dir Dein Geschwärm vertreiben!" sagte Monot und schoß sein Gewehr nach dem Reiter ab, obwohl er wußte, daß er ihn nicht erreichen konnte. Der Reiter setzte sofort sein Pferd in pfeilschnellen Lauf nach der Schildwache. Monot vertauschte ruhig sein abgeschossenes Gewehr mit dem geladenen, nahm seinen Feind auf's Korn und jagte ihm eine Kugel durch's Herz in dem Augenblick, wo derselbe die dritte Pistole ergriff. Auf den zweiten Schuß kam der Sergeant mit etlichen Mann herbei. Monot hatte seine beiden Gewehre wieder geladen und ging mit dem einen im Arm auf und ab. Die Angekommenen liefen nach dem gefallenen Mameluken, nahmen ihm Kleider und Waffen ab, suchten aber vergebens das schöne Pferd zu erhaschen, welches nach der Stadt zurückgerannt war. Sie lösten ihren Lieutenant ab und führten denselben im Triumph auf ihren Posten zurück.

Monot, der noch zu St. Amand im Cherdepartement (in der Mitte von Frankreich) lebt, hütete sich wohl, die vom Oberbefehlshaber versprochene Rangerhöhung für sich in Anspruch zu nehmen. Zwar wäre es ihm nicht leid gewesen, Hauptmann zu werden, allein daß ein Officier Schildwache steht und zumal auf dem verlornen

Posten, ist gegen alle Kriegsregeln und straffällig. Denn der Officier hat außer dem Gefecht nicht die Gefahr zu suchen, sondern durch Anweisung und Beaufsichtigung seiner Leute das Beste dieser und des ganzen Heeres zu fördern. Monot konnte also nicht in seinen Bericht setzen, daß er den Mameluken getödtet habe, sondern mußte melden, der Champagner sei auf den verlornen Posten commandirt gewesen, der Mameluk habe sich wie gewöhnlich gezeigt und die Schildwache, diesmal mit zwei Gewehren versehen, habe den Kopfabschneider getödtet.

In Folge dieses Berichtes wurde der steife Champagner zum Corporal befördert.

Der Brand des Dampfschiffes Nikolai I.

(Bericht eines Augenzeugen.)

Nicht nur das Zerstörende der Flammen ist es, was bei einer Feuersbrunst so fieberhaft aufregend auf das beängstigte Gemüth des Menschen wirkt, auch der ästhetische Eindruck der rothgelben Flammen, die einen Theil der Umgebung erhellen, um das Uebrige in desto tiefere Nacht zu hüllen, wie andererseits das Unkörperliche, Untastbare, die Schnelligkeit, mit der dieses Element wirkt: alles dies vereint, kann nur jene übergroße Wirkung hervorbringen. Wer je eine große Ueberschwemmung mit erlebte, der weiß, wie viel unmächtiger der Menschen augenblickliche Kraftanstrengungen und lang vorbereitete Schutzmittel dem Wasser gegenüber sind, als beim Feuer. Dies kommt namentlich daher, weil die Ueberschwemmung eines Deichflusses gewöhnlich gleich in ihrer ganzen Kraft auftritt, während die Feuersbrunst meist von kleinen Anfängen ausgeht. Aber deshalb findet auch eben nur bei der Feuersbrunst jenes lange, mühselige Ringen der Menschen mit dem Elemente Statt, welches einerseits die Menschen vom Gedanken zur Flucht abzieht — bis es zu spät ist. Dazu die phantastische Beweglichkeit der dunklen Wolkengestalten, das Koboltartige der Flamme, wenn sie — hier unterdrückt — dort plötzlich wieder hervorbricht, wenn sie mit fetten oder leichten Stoffen weithin durch die Luft fliegt.

Nur die Gewohnheit der häufigen Wiederkehr dieses Ereignisses, die große Entfernung der Gefahr in den meisten Fällen, das Zutrauen auf die vortrefflichen Sicherheitsanstalten konnte die Bewohner größerer Städte (wie bei uns, Wien, Berlin, Hamburg u. s. w.) von dem panischen Schrecken befreien, welcher bei einer Feuersbrunst in einer kleinen Stadt Alt und Jung, Reich und Arm durcheinander jagt. Und selbst diese Gleichgiltigkeit der Großstädter hat jüngst das furchbare Ereigniß des Hamburger Brandes schrecklich Lügen gestraft.

Nun versetze man sich in die Gemüthslage des über Meer Fahrenden, wenn das Feuer sein leicht zerstörliches Holzhaus ergreift. Wenn der wilde, rasche Flammen-Todesengel ihn den langsam erstarrenden, erstickenden Umarmungen der dunklen, dumpf brüllenden Wogen entgegen treibt! — Es ist für den Seefahrer ein Abbild des Weltbrandes am Tage des jüngsten Gerichtes, denn für ihn, welchen viele Meilen lange, bodenlos tiefe Wasserstrecken vom Festlande und von der Menschen Mithilfe trennen, für ihn ist jetzt das Schiff seine Erde, sein Diesseits, über welches er sich nicht hinausretten kann — als durch den Tod.

Es war ein klarer, kühler Frühlingsmorgen (27. Mai) des Jahres 1838, als das Dampfschiff Nikolai I. unter dem Donner der Abschiedsschüsse an den niedern Außenwällen der Festung Kronstadt vorüberfuhr. Der Himmel war blau, das Meer ruhig, der schwache Wind hemmte nicht die Dampfkraft des rasch dahin schreitenden „schwimmenden Gasthauses.“ Hundert und zwei und dreißig Personen aus allen Ständen, Lebensaltern und Nationen bewegten sich fröhlich auf dem geräumigen Verdecke durcheinander. Diese zwischen St. Petersburg und Lübeck fahrenden Dampfschiffe hatten nun schon seit Jahren hundert Mal ohne irgend erheblichen Unfall in der bestimmten Zeit die weite Reise vollendet, so daß man mit einem Gefühle von Stolz und Sicherheit die hochragenden, schwankenden Segelschiffe hinter sich zurück bleiben sah.

Die armen Reisenden auf Letzteren konnten Wochen lang unterwegs sein, und wer wußte, welche Unwetter sie in der langen Zeit noch zu bestehen haben würden?! Auf ihnen sah man einzelne Passagiere schweigend umher gehen, mißmuthig über die lange Entbehrung aller Lebensbequemlichkeit, die ihnen bevorstand. Auf dem Dampfschiffe dagegen die heitere, lebhaft mit einander verkehrende Menge feingekleideter Leute. Die Eleganz und Bequemlichkeit der Umgebungen! Flinke Kellner rüsteten eben an langen Tafeln ein Dejeuner à la fourchette, welches den Reichen und Vornehmen nicht seinen pariser Koch sollte vermissen lassen und dem minder Begüterten Gelegenheit gab, sich für einige Tage in die behagliche Lebensweise der großen Welt zu versetzen. Das Gefühl von Sicherheit und Wohlleben wurde andererseits den Meisten noch gewürzt durch den ganz neuen, oder doch noch nicht durch Gewohnheit alltäglichen Zustand, in dem sie sich auf dem Meere befanden. Der Mensch ist ein-

mal ein Landgeschöpf, und nur durch die erprobtesten Sicherheitsmaßregeln und eine so zahlreiche Genossenschaft, wie hier, kann ein angenehmer, pikanter Reiz aus der sonst unheimlichen Stimmung werden, welche Jeden, selbst bei oft wiederholten Seereisen, befällt, wenn es einsam wird auf dem schwankenden, alles Leben in sich verschließenden Elemente, wenn sich die menschenbewohnte Küste nur noch wie ein ferner, unerreichbarer Nebelstreif zeigt, oder ganz dem Auge verschwindet, und der Mensch ringsumher in dem Schwellen und Treiben der Wogen nichts als die Manifestation jener Elementarkraft sieht, die, seine Einzelkraft so unendlich übertragend, nur feindlich zerstörend auf ihn wirken kann.

Bei einer so glücklichen Seefahrt, wie diese zu werden versprach, macht sich der Mensch freilich dergleichen Gedanken nur, um sein Gefühl von Sicherheit noch zu erhöhen, und knüpft leicht daran, was sich sonst von freundlichen Aussichten bietet. Rasch und sicher schritt der von innerer Kraftbewegung erzitternde Schiffskoloß seinem Ziele entgegen, weithin weiße Schaumspuren im Meere, schwarze Wolkenzüge in der Luft hinter sich lassend. Der Capitain versicherte: wenn der Wind so günstig bliebe, würde man schon Mittwoch Mittags Travemünde, den Hafen von Lübeck, erreichen. Man hatte Petersburg noch im vollen Winter verlassen, über knarrenden Schnee war man durch die breiten, kalten Pallaststraßen zum Hafen gefahren, Mittwoch Mittag sollte man im hellen, warmen Sonnenscheine unter vollbelaubten, oder blühenden Bäumen in der frühlingsgrünen Umgebung des alten Lübeck lustwandeln! — —

Besonders fröhlich ging es am Dienstag Mittag zu an der glänzenden Table d'hôte. Da sah man Uniformen und Ordenssterne in Menge. Unermeßlich reiche russische Fürsten und Edelleute, die zur Krönung der Königin Victoria nach England reisten. Alle Sprachen des gebildeten Europa's tönten durcheinander in den Kreisen der hohen Diplomaten, der reichen Kaufleute und Fabrikanten, der Couriere mit wichtigen Depeschen, der angesehenen Vergnügungsreisenden und vornehmen Abenteurer und Gelehrten! — Selbst die Frauen und Kinder (es fehlte sogar nicht an Jungfrauen angesehenen Standes ohne männliche Begleitung in dieser noblen Gesellschaft) hatten den leichten Anflug von Seekrankheit überwunden und scherzten, wie zu Hause, mit Verwandten und Bekannten. Champagnerpfropfen flogen und Scherz und Laune erfüllten die gesellige Unterhaltung. So ging es fort, als Alles nach Tische auf dem Verdecke lustwandelte. Aber das Schiff ging nicht mehr so ruhig vorwärts; ein heftiger Wind — jetzt aus Südwest — klapperte in dem Tauwerk und strich über das Schiff, daß Alle sich fester in ihre Mäntel wickelten und namentlich die Frauen (auch von dem jetzt auf das Verdeck niederwirbelnden Dampfe belästigt) zogen sich in die Kajüte zurück. Die laut stampfende See hatte eine unheimlich dunkelgraue Farbe angenommen, und warf von Zeit zu Zeit hohe Schaumwellen über das Seitenbord des Schiffes. Auf manchem bleichen, trübseligen Gesichte zeigten sich die Spuren der mit doppelter Gewalt wiederkehrenden Seekrankheit. Der Capitain bemerkte, daß man zwölf Stunden später ankommen würde, und veranlaßte gegen Abend den größten Theil der Passagiere sich in die Kajüten zurückzuziehen, um nicht das Treiben der Schiffsmannschaft zu behindern. — Wir thun hier einen Blick in das Innere des Schiffes.

So sehr hier Alles angewandt ist, die Einrichtung bequem und glänzend herzustellen, so ist doch jede Nacht auf dem Schiffe, die man nicht im Freien verbringt, mehr oder weniger schrecklich, bis lange Gewohnheit diese engen Schlafstellen, diesen penetranten Geruch, diese dumpfe Luft, diese Nähe der wenige Zoll vom Ohre gegen die Schiffswand pochenden Wogen erträglich macht. Und auf einem Dampfschiffe finden diese Unannehmlichkeiten alle in noch höherem Grade statt, sowohl wegen der großen Menschenmenge, die hier zusammengedrängt ist, als auch wegen der Hitze und wegen des Getöses, die von der Maschinerie ausgehen. Aber alles dieses ist auf Dampfschiffen leicht zu ertragen, weil es so kurze Zeit währt.

So hatten auch von unserer Reisegesellschaft viele gar nicht, die meisten nur zu unruhigen Träumen die Augen in dieser Nacht geschlossen, und als man am Mittwoch in der Früh auf das Verdeck kam, da war der widrige Südwestwind nur noch stärker geworden, ja er steigerte sich gegen Abend bis zum Sturme. Aber man blieb guten Muthes, denn näher und näher kam das Ziel. In der Frühe hatte man sich der Insel Rügen genähert, um dort die Post abzugeben. Das war schon ein großer Trost, als man die ersehnte deutsche Küste so nahe vor Augen hatte, daß man die Kreidefelsen der Stubbenkammer, ja selbst die so herrlich grünenden Wiesen und Wälder und die Dörfer im Innern der Insel sehen konnte. Ueberdies ließ der Capitain am Nachmittage 11 Reisewagen und alles größere Gepäck, das sich bis dahin im Schiffsraum befand, auf's Verdeck bringen. Schon für die nächste Nacht versprach er Ruhe in den weichen Betten der guten Travemünder Gasthöfe; denn um zwei Uhr würde man ankommen. Auf die Worte eines anerkannt guten Capitains hört der Passagier, wie auf ein Orakel. So brach wieder die Nacht

ein. Es war 11 Uhr. Die Frauen und Kinder lagen, beim Anblick des Landes von der ermattenden Seekrankheit befreit, in ihren abgesonderten Nebenkajüten in tiefem Schlummer. Die Männer hatten sich einestheils auch in ihre Schlafstätten an den Wänden der Hauptkajüte begeben, anderntheils saßen sie in derselben, leise plaudernd, bei Wein und Spiel. Ein dritter Theil stand, trotz des ungünstigen Wetters, auf dem Verdecke, denn von fern strahlte schon (ein sicherer Bürge baldiger Ankunft) der Leuchtthurm von Travemünde!

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

(Ueber die Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre.) Nach einem medicinischen Berichte hat sich durch 25jährige Erfahrung und Beobachtung eines clinischen Lehrers für Kinderkrankheiten nachstehendes Sterblichkeits-Verhältniß der Kinder im ersten Lebensjahre herausgestellt:

1) es sterben um $1/3$ mehr Knaben als Mädchen;
2) es fallen dem Tode um $2/3$ mehr uneheliche als eheliche Kinder anheim, da die ersteren armseligen Geschöpfe an und für sich keine Vertheidiger ihres Lebens haben, und die Mutterliebe hier zu oft in unnatürlichen Leidenschaften erloschen ist, wie denn auch die meisten derselben in Folge des Eigennutzes sogenannter Kostfrauen an der Abzehrung sterben;
3) von Kindern, welche von ihren Müttern gesäugt werden, sterben $1/3$, von einer gleichen Anzahl durch Ammen gestillter die Hälfte.

(Der Holzbein-Club.) Die Engländer gehen bei Stiftung ihrer Clubs von dem Grundsatz aus: Gleich und Gleich gesellt sich gern. Demnach gibt es in London einen Club, in welchen blos Officiere, einen andern, in welchen blos Tories, wieder einen, in welchen blos Liberale, und einen, in welchen blos Solche aufgenommen werden, welche 500 englische Meilen außerhalb England, Schottland und Irland gereist sind. Früher gab es einen noch eigenthümlicheren Verein, in welchen Niemand aufgenommen wurde, der nicht einen Stelzfuß hatte. Es waren also hier lauter Leute vereinigt, die im Leben eine gewisse Prüfung überstanden hatten, und man hätte denken sollen, daß die Mitglieder eine gewisse Dosis von Geduld und Verträglichkeit hätten mitbringen sollen. Allein der Erfolg bewies das Gegentheil. Zwei derselben geriethen in Streit, die übrigen nahmen Partei für den Einen oder den Andern; Einer schnallte sein Bein los und gebrauchte es als Waffe. Die übrigen folgten dem Beispiele, und nachdem die Krüppel sich tüchtig durchgeholzt hatten, löste der Holzbein-Club sich auf.

— In Frankreich hatte ein gewisser Boreto die Kunst erfunden, aus Kartoffeln gutes und schönes Papier zu erzeugen. Ein sächsisches Blatt machte hierauf die Bemerkung: Herr Boreto gehe noch weiter und mache das Papier auch eßbar, dann würde manches Archiv zur Zeit der Hungersnoth ein Nothmagazin abgeben können, und die leipziger Büchermesse würde der größte Speisemarkt Europa's werden. Freilich wäre dann auch mancher Dichter gezwungen, seinen Ruhm selbst aufzuessen, aber die Buchhändler wären geborgen, und die Recensenten würden nie über ein Buch gänzlich den Stab brechen, sie würden höchstens sagen: das Werk taugt nicht, aber schmeckt gut, so wie wieder mancher Autor bemerken könnte: die Recension ist zwar giftig, aber das Papier schmeckt gut. Und auch von guten Büchern hätte man noch den besondern Vortheil, daß, wenn man sie einmal benutzt, man sie auch noch aufessen könnte, sie gäben dann leibliche und geistige Nahrung zugleich.

— Der Amerikaner Dr. Olin erzählt in seinen Reisen in Egypten, Palästina u. s. w., daß sich gegenwärtig zwei kuriose Leute in Jerusalem befänden. Der eine ist ein Engländer von ziemlichem Vermögen, der seit mehreren Jahren dort als Eremit wohnt, sich kleidet wie Abraham, den er zu seinem Vorbilde gewählt hat, und völlig abgeschlossen lebt. Die zweite ist eine amerikanische Dame, Miß Livermore von Neuhampshire, die nach Jerusalem ging, um an den großen dort bestehenden religiösen Ereignissen Theil zu nehmen. Sie hält sich für einen der Zeugen, die im eilften Kapitel der Offenbarung erwähnt sind, wird eine gewisse Zeit für Christus zeugen, dann den Märtyrertod sterben, aber wieder zum Leben erweckt werden und bei lebendigem Leibe gen Himmel fahren.

— Als ein Beispiel von der Rohheit der untern Volksclassen in England führt Villiers in der Rede bei dem Jahresfeste der Pastoralgesellschaft in England folgenden Vorfall an: Vor Kurzem zog der Zank zwischen Mann und Frau eine große Menge Menschen herbei, von denen mehrere, da der Lärm so arg wurde, daß man ein Verbrechen befürchtete, sich ins Haus begaben. Hier sahen sie, daß der Mann die Frau prügelte, und zwar mit dem Leichnam seines eben gestorbenen Kindes.

— Man rühmt wohl auch die Größe mancher Fabrikanstalten und Handelshäuser in Deutschland, aber was sind unsere größten gegen die in England! So lesen wir, daß in London ein Haus besteht, welches fertige Wäsche verkauft. Dieses beschäftiget über 3000 Personen und fertiget und verkauft unter anderem jedes Jahr im Durchschnitt wenigstens 20,000 Dutzend Hemden.

— In Paris werden jeden Morgen ungefähr 100,000 Liters Milch verkauft; es gehören also wenigstens 10,000 Kühe dazu, um den Parisern jeden Morgen diese Milch zum Frühstück zu liefern.

— Eine englische Zeitung erzählt, eine Dame, Mutter von sechs Kindern, habe sich kürzlich durch einen verheiratheten Mann, der Vater von 8 Kindern sei, entführen lassen, und das verliebte Paar befinde sich auf dem Wege nach Amerika. Ob sie ihre 14 Kinder mitgenommen haben, ist nicht angegeben.

— Ein gelehrter Chemiker hat jetzt unwiderleglich dargethan, daß sich in dem menschlichen Körper Kupfer und Blei befinde; man braucht sich also künftig nicht mehr zu wundern,

daß manche Menschen hart sind; es liegt im Blute, und sie sind ganz unschuldig daran, daß sie mehr Metallisches in sich haben, als andere Leute.

(Mittel zur Erhaltung schöner Zähne.) Man nehme fein gepulverte Holzkohle, erhitze sie zum Rothglühen in einem eisernen Gefäße und schütte sie noch heiß in eine Schüssel mit reinem Wasser, fülle dieses sogleich in eine Flasche und stöpsele sie fest zu. Wenn man sich dieser Flüssigkeit bedienen will, muß man sie umschütteln, eine Kleinigkeit davon in den Mund nehmen und die Zähne damit reiben. Alles, was dem Athem einen unangenehmen Geruch gibt und den Zähnen nachtheilig ist, wird dadurch entfernt.

(Vorschriften der belgischen Freimaurerlogen.) Wenn man die Grundsätze liest, die die Freimaurerorden ihren Mitgliedern zur Befolgung einschärfen, so scheint das Bestreben der katholischen Geistlichkeit, die die Angehörigen dieser Gesellschaften mit dem Banne verfolgt und der Ausbreitung des Ordens allenthalben durch ihre Predigten entgegen zu wirken sucht, eben so unchristlich, als es erfolglos ist. Die „Grenzboten" theilten folgende Vorschriften mit, die den Gliedern der belgischen Logen zur Regel dienen: „Bete an den großen Baumeister des Weltalls. — Liebe Deinen Nächsten. — Thue nichts Böses. — Lasse die Menschen reden. — Der Cultus, der dem großen Baumeister am wohlgefälligsten ist, besteht in den guten Sitten und in der Ausübung der Tugenden. — Thue doch das Gute aus Liebe zu dem Guten selbst. — Halte immer Deine Seele in einem solchen Zustande, daß Du stets würdig erscheinen kannst, vor dem großen Baumeister, der da ist: Gott! — Liebe die Guten, bedauere die Schwachen, fliehe die Bösen, doch hasse Keinen. — Sprich bescheiden mit den Großen, klug mit Deines Gleichen, aufrichtig mit Deinen Freunden, sanft mit Geringen, zärtlich mit den Armen. — Schmeichle Deinem Bruder nicht, dies ist ein Verrath; wenn Dein Bruder Dir schmeichelt, fürchte, daß er Dich verdirbt. — Höre stets die Stimme Deines Gewissens. — Sei Vater den Armen, jeder Seufzer, den Deine Härte ihnen entreißt, vermehrt die Zahl der Verwünschungen, die auf Dein Haupt fallen. — Achte den fremden Reisenden, hilf ihm; seine Person sei Dir heilig. — Streitigkeiten meide, Beschimpfungen beuge vor; die Vernunft sei stets an Deiner Seite. — Achte die Frauen, mißbrauche nie ihre Schwächen, besser sterben, als sie entehren. — Schenkt der große Baumeister Dir einen Sohn, danke ihm, doch zittere vor dem Gut, welches er Dir vertraut; sei diesem Kinde das Bild der Gottheit. Mache, daß es bis zehn Jahre Dich fürchtet, bis zu zwanzig Dich liebt, bis zu seinem Tode Dich achtet. Bis zu zehn Jahren sei sein Lehrer, bis zu zwanzig sein Vater, bis zum Tode sein Freund. Trachte früher ihm gute Grundsätze als feine Sitten einzuflößen; es danke Dir eine aufgeklärte Redlichkeit und nicht eine leichtfertige Zierlichkeit; bilde es früher zu einem braven als zu einem geschickten Menschen. — Wenn Du über Deinen Stand erröthest, dies ist Stolz; bedenke, es ist nicht Dein Platz, der Dich erhöhet und erniedrigt, sondern die Art, wie Du ihn ausfüllst. — Lese und benutze, sehe und strebe nach, überlege und arbeite; trachte stets, Deinen Brüdern nützlich zu werden, und Du arbeitest für Dich selbst. Erfreue Dich der Gerechtigkeit, ereifre Dich gegen das Unrecht; dulde, ohne Dich zu beklagen. — Beurtheile die Handlungen der Menschen nicht oberflächlich, lobe wenig, doch tadle noch weniger; nur der große Baumeister des Weltalls weiß die Herzen zu prüfen und sein Werk zu schätzen."

(Processe und Urtheile gegen Thiere.) Man kann nicht sagen, daß in unserer Zeit zu wenig processirt werde, und der sichtliche Wohlstand der meisten Advocaten ist der deutlichste Beweis dafür, aber man processirt doch jetzt wenigstens nur gegen Menschen, während sonst auch die armen Thiere nicht einmal vor Processen gesichert waren, und noch dazu gingen ihnen diese meist an Kopf und Kragen, wie zahlreiche Beispiele aus der Geschichte älterer Zeiten beweisen. Ja, es sind sogar gelehrte Werke darüber geschrieben, welche Thiere man vor die Schranken des Gesetzes ziehen kann, und welche Vertheidiger ihnen zu stellen sind.

So verurtheilte 1386 ein Spruch des Richterstuhles zu Falaise eine Sau dazu, an den Beinen und am Kopfe verstümmelt und dann gehangen zu werden, weil sie ein Kind zerrissen und getödtet hatte.

1394 wurde ein anderes Schwein wegen gleichen Verbrechens in dem Kirchensprengel von Romaige, Grafschaft Mortaing, zum Tode durch den Strang verurtheilt.

1474 wurde ein Hahn durch Urtheilsspruch des Magistrats zu Basel zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt, weil er ein Ei gelegt. — Unsere Landwirthe wären wahrscheinlich froh, wenn ihre Hähne auch noch selbst Eier legten.

1499 wurde durch den Ballif der Abtei Beaugré ein Stier zum Galgen verurtheilt, weil er in der Wuth einen jungen Menschen gestoßen hatte und gefährlich verletzte.

1690 ernannte in Auvergne der Richter eines Cantons einen Advocaten für die Raupen, denen ein förmlicher Proceß gemacht ward, welcher ihnen zuletzt auferlegte, sich auf einen kleinen, ihnen bezeichneten Raum zurückzuziehen, um dort ihr elendes Leben zu beschließen.

Der letzte Proceß gegen ein Thier soll 1741 in der Schweiz Statt gefunden haben.

Pariser Modenbericht.

Es scheint nun entschieden zu sein, daß man dieses Jahr zu dem Aermelmantel zurückkehrt, den man im letzten Winter aufgab, aber er wird doch etwas geändert, und man nimmt nur das von ihm an, was nützlich und angenehm ist. So wird der Mantel dieses Jahr warm und doch leicht, keineswegs lästig sein, das Kleid nicht ganz verdecken, nicht ganz hinunter bis auf den Fuß reichen, sondern nur bis in die Gegend der Knie gehen. Ein doppelter kleiner Kragen, der vorn eckig, auf dem Rücken aber rund geschnitten ist, wird den oberen Theil dieses eleganten Kleidungsstücks einfassen.

Ein solcher Mantel, den man einen Armenischen nennt, ist bald von Sammet, bald von Atlas oder Levantine und zwar in jeder Farbe; am empfehlenswerthesten scheint aber die schwarze zu sein. Man kann ihn mit Posamentirarbeit, mit Spitzen oder mit Pelz besetzen, der letztere wird aber nur am Kragen und vorn angebracht werden.

Die von Sammet wird man mit Florence oder Atlas füttern.

Die Mantillen werden dieselbe Form behalten, wie im letz-

ten Sommer, nur auf dem Rücken etwas weiter hinuntergehend und auf den Armen weniger ausgeschnitten sein; man kann sie nach Belieben mit Spitzen oder mit Pelz besetzen; der beliebteste Ausputz wird aber der mit Band oder Posamentirarbeit sein. Man macht sie von einfarbigem Sammet, von Moire, von Atlas, von Levantine oder ottomannischem Sammet.

Die schönen Seiden-Pekins mit breiten satinirten und glasirten Streifen, nebst den einfarbigen Camäleons werden zu Putzkleidern am liebsten getragen werden; zwar wird man auch noch einige carrirte sehen, aber diese werden offenbar weniger in Gunst stehen, als im vorigen Sommer. Zu Phantasiekleidern wird man wieder schöne Wollenmusline verwenden, hauptsächlich aber schottische Caschemirs mit Streifen und Carreaux. Wir halten es nicht für nöthig, hinzuzusetzen, daß die einfach geköperten Merinos immer sich in der verdienten Gunst halten werden, in der wir sie schon lange sehen. Die einfarbige oder in schottischem Geschmack façonnirte Popeline eignet sich besonders für junge Mädchen.

Die Form der Kleider wird sich im Winter nur durch die Garnirung von der unterscheiden, welche im Sommer modisch war. Die Negligeekleider wird man fortwährend mit Posamentirarbeit besetzen, dies Jahr aber wird man den gesteppten und wattirten Atlas hinzufügen; diese letztere Garnirung setzt man als Revers oder in Streifen vorn auf dem Rock herunter und bringt sie oben an den Aermeln und am Leibchen an. Diese Kleider werden sehr hoch hinaufgehen. Die Kleider zum Halbputz wird man mit Sammet besetzen und zwar schürzenartig oder unten auf dem Rocke in Queerstreifen. Die Leibchen werden glatt, die Aermel eng bleiben und beide ebenso wie der Rock besetzt werden. Die Garnirung der Putzkleider besteht entweder aus demselben Stoffe, schürzenartig, mit Rüchen à la vieille, nach unten zu weiter, nach oben hinauf enger werdend, oder aus Pompadourbändern, die zu den Farben des Kleides passen. Obgleich die Volants noch immer häufig getragen werden, so kann man ihnen doch nicht für den ganzen Winter einen dauernden Erfolg versprechen, weil die Stoffe, welche man diesen Winter tragen wird, sehr stark und steif sind. Die Kleider, zu denen man die einfarbigen Seidenzeuge und die schönen Pekins vorzieht, werden ein glattes Leibchen mit kleinen Shawls von demselben Stoffe haben und mit gerissenem oder ungerissenem Sammet garnirt werden.

Neben den Morgen-Negligee-Hüten trägt man dieses Jahr gesteppte und wattirte Hüte, die meist hell- und dunkelgrau, grün oder dunkelblau sind. Die Schirme sind eng. Man kann sie mit Band oder mit Posamentirarbeit oder mit Hahnenfedern ausputzen. Die Putzhüte sind von Königssammet, von Atlas und mit Tüll überzogen, oder von schönem indischem Sammet; die Schirme sind ausgeschweifter, als im vorigen Jahre und die beliebtesten Farben sind Weiß, Rosa, Lilas und Kohlgrün. Man trägt auch viele von blauem und schwarzem vollem Sammet. Die Federn aller Art werden dieses Jahr entschieden den Blumen vorgezogen.

Die Blonden kommen wieder in Gunst. Die Halbputzhäubchen macht man fast rund, an den Wangen sehr kurz und garnirt sie mit Bouquets oder Guirlanden, die oben auf dem Kopfe angebracht werden.

Die Modenarbeiterinnen sind außerordentlich thätig und ihre Bemühungen betreffen namentlich fünf Gegenstände, nämlich die Hauskleider, die Ueberrockkleider, die eigentlichen Ueberröcke, die wattirten Kleider und die Ueberzieher und Ueberwürfe, welche die Camails, die Mäntel und die Twines begreifen, denn die Damen werden Twines tragen, gerade wie die Bewohner der Themseufer, nur mit dem Unterschiede, daß die Twines unserer eleganten Damen eben so sinnreich geschnitten sind, als anmuthig getragen werden.

Nach langen Debatten haben die Orakel der Mode entschieden, daß die gewöhnlichen Hauskleider von Alpacca sein, über einander geschlagen werden und große Revers haben sollen, so daß sie wie ein Herren-Ueberziehrock zusammengeknöpft werden können. Der Gürtel soll von demselben Stoffe sein. Die eleganten Hauskleider, welche ein Unterkleid von façonnirtem Zeuge oder wenigstens am Busen ein Amazonenhemd mit Streifen von valencienner Spitzen sehen lassen können, sollen die ottomanische Form haben, die einzige, welche für dieses Kleidungsstück recht eigentlich paßt. Die Aermel daran sind sehr weit und haben Aufschläge, die man zurückschlagen kann. Sie sind von einfarbigem oder mit kleinen Palmen bedecktem Cashemir und mit Seide in abstechender Farbe gefüttert.

Man hat ein neues Leibchen erfunden, das eben so wohl für ein Kleid zum Halbputze, als für ein Oberrockkleid und einen Ueberrock paßt, wenn man es öffnet. Der Vordertheil dieses Leibchens besteht aus vier perpendiculairen Stücken; der Rücken hat kleine Rippen und kann unten an der Taille einen kleinen Fächer von Falten bilden. Dieser Schnitt gewährt große Vortheile; er schmiegt sich vollkommen dem Körper an und folgt regelmäßig allen Linien.

Die Crispinen sind, Gott sei Dank! verschwunden, man sieht aber noch welche in einigen Wagen und bei dem Fortgehen von Bällen ꝛc. Camails von Sammet, von Atlas, die wattirt und mit Pelz eingefaßt oder noch besser, ganz mit feinem leichtem, weichem, und warmem Pelze gefüttert sind.

Von den Mänteln kann man mit vollem Rechte sagen: es sind viele berufen; ob es darunter auch viele auserwählte geben wird, wissen wir nicht, denn die Formen sind gar zu verschieden. In den besten Häusern sieht man Mäntel von meist dunklem einfarbigem Cashemir, die mit Schnürchen benäht und mit Stickereien geschmückt sind. Einer, der uns vorzugsweise gefiel, hatte einen großen Kragen, der auf dem Rücken pelerinenartig war und vorn in Stolaflügeln herunter fiel. Unter diesem Kragen befanden sich Oeffnungen, durch die man die Arme stecken konnte. Der Gürtel läßt sich je nach Belieben hinzuthun oder wegnehmen.

Was die Hüte oder Capoten betrifft, so sieht man fast nur dunkele Farben in Atlas und Sammet; Schwarz, Violet und Smaragdgrün scheinen besonders beliebt zu sein. Die schwarzen Spitzen spielen eine große Rolle als Schleier, Halbschleier und Ausputz auf diesen hübschen Hüten, die an den Wangen niedrig sind. Sehr beliebt scheint diesen Winter die andalusische Capote zu werden, deren Name durch eine Schleierschärpe gerechtfertigt wird, welche das Eleganteste und Ausgezeichnetste ist, was man gesehen hat.

Die Resillen und Fransen von Chenille, von Schnürchen und farbiger Seide scheinen außerordentlich modisch zu werden.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Neuer palletotähnlicher Ueberziehrock. Rock mit einer Reihe Knöpfe. Gestreifte Weste mit Shawlkragen. No. 2. Eleganter Hausüberrock mit gestickten Ueberschlägen. No. 3. Hut mit langem Schleier. Polonaise. Kleid mit breiten Streifen.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 5. (5. Jahrgang. IV. Quartal).

Vater Mathew. — Neisse. — Das Vermächtniß. — Plaudereien der Eisenbahn-Passagiere. — Miscellen und Anecdoten. — Die Carambolage im Petersthor (mit Abbildung).

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst Modenkupfer. Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31/10. Druck von F. Andrä in Leipzig.

Leipzig=



IV. Jahrgang. IV. Quartal.

Pariser Moden=Journal.

No. 6. Sonnabend, den 4. November. **1843.**

Der Brand des Dampfschiffes Nikolai I.

(Bericht eines Augenzeugen.)

(Beschluß.)

Auch der Capitain saß unten in der Kajüte, die Pendule hatte eben eins geschlagen, da — — ein unheimliches Laufen und Treiben auf dem Verdecke — ein Passagier stürzt bleich herein: Man habe so eben die Windbeutel der Dampfmaschine brennend über Bord geworfen!" — und: „Feuer! Feuer! Feuer!" schrie's gellend durch's ganze Schiff von alten und jungen, männlichen und weiblichen Stimmen. Alles eilte aus den Betten auf's Verdeck! — Schon wirbelte dicker Rauch und und ein Meer sprühender Funken aus der Holzkammer herauf. Alles wollte sich retten, flüchten, doch wohin? — — — Noch zwei Stunden brauchte das rasche Dampfschiff bis zur Küste, und, vom Sturme aufgewühlt, brandeten mit dumpfem Tosen die dunklen Wogen um das Schiff! — Dort lagen einige auf den Knieen und beteten und rangen die Hände mit verzweiflungsvoller Inbrunst. Andere, alle Hoffnung zur Rettung aufgebend, konnten nur mit Mühe zurückgehalten werden, daß sie sich nicht in's Meer, oder in die Flammen stürzten, schnellen Tod der langen Todesqual vorziehend. Kinder, Frauen und Jungfrauen, auferzogen mit aller Sorgfalt der höhern Stände, standen halb nackt auf dem glühenden Schiffsboden, umbraust vom wilden, erstarrenden Meeressturm. Sie klammerten sich hülfeflehend an ihre Väter, Gatten, Brüder, die, selbst nur noch das Bild ihres unvermeidlichen Todes vor Augen sehend, in die gräßlich näher und näher rückende Flamme starrten. Und — o, Entsetzen! — das Schiff ging unverkennbar langsamer und langsamer. Der Maschinenmeister hatte nämlich die Dampfkraft für die Bewegung der Schiffsspritze verwendet, aber die Flammen — hier ausgelöscht — prasselten dort nur mit verdoppelter Gewalt aus dem dürren Holzwerk empor. —

Da erscholl durch das Wimmern, Heulen, Weinen und Beten der jetzt auch von dem dicken, stinkenden Dampfe, noch ehe sie Flammen= und Wassertod erreichte, fast erstickten Passagiere — die Commandostimme des Capitains, stark, fest, ruhig, wie früher, als er noch nicht die Herrschaft über sein Fahrzeug mit dem rasenden Elemente theilte. Auf seinen Befehl wurde das Pulverfaß über Bord geworfen, das Schiff flog mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft jetzt landwärts. Die 33 Matrosen stellten sich mit Handspritzen dem weiteren Fortschritte des Feuers entgegen.

Ein Hoffnungsstrahl erfüllte Alle. Das Schiff näherte sich dem Lande. Rasch ließen zwei Passagiere das hinten am Spiegel des Schiffes hängende Boot in's Meer hinab, aber, ehe es noch die Wasserfläche erreicht hatte, sprangen drei andere hinein, das Rettungsboot zerborst von der Wucht ihres Sprunges — sie fanden ihren Tod in den Wellen.

Neue Angst und Verzweiflung; aber sie gab sich nur noch in einem dumpfen Wimmern und Stöhnen kund. Auf einen möglichst kleinen Raum zusammengedrängt, stand Alles, mit dem dicken Dampfe kämpfend, von der Gluth betäubt, auf dem Vordertheile des Schiffes, und hatte nicht mehr die Besinnung, die eilf Equipagen über Bord schiebend, sich Raum zu verschaffen. Einige rangen mit den Matrosen, die ihnen wehrten, sich auch der zwei letzten Rettungsboote zu bemächtigen. Der Capitain befahl: „Schiebt die Wagen über Bord; die Matrosen ziehen ihre Messer und stoßen nieder, wer unberufen Hand an die Böte legt!" Alles wich zurück. Zwei Wagen rollten in's Meer. Da stieß das Schiff mit heftigem Ruck auf den festen Sandboden der Küste und stand fest; höher jetzt umbraust von der Brandung, welche die dreihundert Schritte Entfernung vom Lande mit wildem Strudel füllte.

Keiner von den Passagieren hatte den Stoß beim Stranden verspürt. Die Flamme war jetzt trotz des Spritzens der Matrosen so nahe gerückt, daß der Boden unter den Füßen glühte, durch Rauch und Flammen der Mitte war alles von dem am meisten bedrohten Hintertheile nach dem Vordertheile des Schiffes gestürzt. Hier standen nun die anderthalb hundert Menschen fest aneinander gepreßt, meist halb nackt, in der furchtbaren Hitze, während jede auch hierher wirbelnde Dampfwolke alle mit Ersticken bedrohte. Rasch und vorsichtig hatten die Matrosen die beiden übrigen Rettungsboote hinabgelassen, und jedes, wegen der starken Brandung, mit vier Ruderern bemannt. So konnten aber nur zwölf zur Zeit an's Land gesetzt gesetzt werden. Als daher Capitain und Bootsmann anfingen, jeder sechs der Zunächststehenden in die Boote hinabzulassen, entspann sich ein entsetzliches Ringen auf Leben und Tod in jenem dichten Menschenknäuel und „— — Menschen, achtet auf diesen tiefen Blick, den das maßlose Unglück in den Abgrund Eurer Herzen thun ließ! Wachet und betet in den Tagen des Glückes, daß Ihr stärker seid in den Stunden der Versuchung! —" hier waren alle heiligsten Bande des Lebens gelöst, der Mensch im Angesicht des Todes war nur Thier. Vater und Mutter stiegen über ihr eigenes Kind weg und sahen nicht, wie es wimmernd, betend seine gefaltenen Händchen nicht mehr zu ihnen, sondern zum Vater im Himmel erhob! Brüder stießen ihre Schwestern, Gatten ihre Frauen, der Bräutigam die Geliebte zurück nach dem unvermeidlich scheinenden Flammentode, um nur sich zu retten.

So geschah es, daß alle Männer schon am Lande oder in den Boten waren, als die ersten der Frauen und Kinder, Rettung flehend, die Knie des Capitains und Steuermanns erklammern konnten. —

Und schon war die Flamme fürchterlich nahe. Ein Jammergeschrei übertönte die feste und ruhig tröstende Stimme des Capitains, ein Jammergeschrei, von dem man hätte meinen sollen, es müsse alle jene sicheren Schläfer dort in den Dörfern am Ufer aufwecken, es müsse bis an des Himmels Wölbung dringen. Im Wahnsinn der Verzweiflung wollten sich die Mütter, ihre Kinder auf den Armen, in's Meer, in die Flammen stürzen. Eine schwedische Gräfin — eine hohe, schöne Frau — hatte schon die Hand des Steuermanns gefaßt, um hinabzusteigen. Sie ließ die Rettungshand jetzt wieder los, und trat, Anderen ihren Platz räumend, in die Mitte ihrer Unglücksgenossinnen. Ihr Beispiel, ihre Worte der Beruhigung und des Trostes wirkten wunderbar auf Alle, sie falteten die Hände hoch empor, und statt des Angstgeschreies stieg ein stilles, aber inbrünstiges Gebet von aller Lippen zum Himmel empor.

Und der Herr erhörte das Gebet der Schwachen. Die Boote flogen hin und her, daß den Matrosen das Blut aus den Händen troff. Jetzt waren die letzten acht Frauen hinabgelassen — unter ihnen die Gräfin — auch der Capitain und der Steuermann sprangen in die Boote und wie ergrimmt über die ihm entrissene Beute, züngelten die Flammen jetzt vorne, dicht am Bugspriet, empor.

Welch ein Rennen und Suchen der Geretteten am Ufer! — Sie fühlen nicht die eisige Kälte, welche nun auf die Gluthhitze gefolgt ist, denn der rauhe Nachtwind schlägt die nassen Kleider um ihre Glieder, weil sie die letzten zwanzig Schritte bis an's Knie durch's Wasser hatten waten müssen. Dort sucht ein Vater noch sein letztes Kind, während die andern mit lautem Dankgebet die Mutter umfassen. Dort ruft eine Jungfrau ihren Bruder, dort eine andere ihren Bräutigam. Außer jenen drei Russen, welche durch voreilige Selbsthilfe ihren Tod fanden, fehlen nur zwei Matrosen. Einer ist beim Löschen erstickt, der andere schon früher beim Hinabrollen der Wagen in's Meer gerissen.

Viele von den Passagieren erfüllt aber jetzt, da das Leben gesichert ist, nur noch der Gedanke an ihr verlor-

nes Hab und Gut. Grimmig blicken sie hinüber nach dem brennenden Schiffe. Wie mancher Deutsche hatte sich lange, lange Jahre in Rußland bei schwerer Arbeit unter den ungünstigsten Verhältnissen jede Freude und Erholung versagt, um sich ein ruhiges, sorgenloses Alter im Vaterlande zu sichern. Jetzt steht er wieder auf deutschem Boden und, wenn dort die Flammen erloschen sind, dann kann er weniger sein nennen, als damals, als er, ein hoffnungsvoller Jüngling, an eben diesem Ufer stand, und nach dem kalten Nordlande hinsah, wo er sein Glück erringen wollte. Wie mancher Bewohner Rußlands hatte sich Jahre lang abgemüht, die Erlaubniß und die Geldmittel für die Reise nach dem Süden zu gewinnen. Jetzt mußte er sinnen, wie er Mittel gewann auf Nimmerwiederkehr nach Hause zurück zu kommen. Wie mancher Vornehme klagte um den Verlust unersetzlicher Documente, wie mancher hatte alle äußere Erinnerungszeichen der Freuden und Leiden seines bisherigen Lebens verloren.

Der Nikolai barg große Schätze, das sah man später an den Gold- und Silberklumpen, halbverbrannten, kostbaren Schmuckkästen und Stoffen, die im schwarzen Brandmoder des bis zum Wasserspiegel von den Flammen verzehrten Wracks lagen. — Nur die Matrosen hatten ihre armselige Habe aus ihren, vorne beim Bugspriet befindlichen Kammern gerettet, und in tollem Neid wollte ihnen jetzt mancher Reiche die für ihn werthlosen Dinge entreißen.

Und noch war das Ende der Noth und Gefahr nicht gekommen. Das nächste mecklenburgische Städtchen, Klütz, lag in ansehnlicher Entfernung; der Ort, wo die Geretteten standen, war eine breite, aus scharfem Kies und Flugsand gemischte Düne, in deren feuchtem Boden die nackten Füße der Ermatteten bei jedem Schritte tief einsanken. Viel beschwerlicher, ja selbst gefährlich war dann das Erklettern des hier siebenzig Fuß hoch fast senkrecht abfallenden Ufers. Der Fuß glitt zurück an dem nassen Lehmboden, und der Dornstrauch, an dem sich die blutende Hand klammerte, drohte zu entwurzeln, und alles, was sich an ihm hielt, hinabstürzen zu lassen. Der Capitain und die Matrosen bewährten sich auch hier als durch Gewohnheit der Gefahr besonnene und umsichtige Männer. Ersterer vertheilte die letzteren überall hin, wo Unterstützung nöthig war, und letztere machten fast übermenschliche Kraftanstrengungen, wenn sie mit drei, vier Kindern beladen und noch eine Frau an der Hand bergauf kletterten. Endlich oben angelangt, zerstreute sich nun alles in wilder Flucht über die Ebene, wo der anbrechende Tag Menschenwohnungen zeigte. Glücklich die, welche das Gut des gastfreundlichen Grafen Bothmer erreichten! Im nahen Dorfe Elmenhorst schlug der rohe mecklenburgische Bauer den Unglücklichen die Thür vor der Nase zu: „Ihr habt ja kein Geld!" Sechs Dukaten wurden für einen Heuwagen bis zu dem wenige Stunden entfernten Travemünde bezahlt, wo endlich die Schiffbrüchigen ein Ende ihrer Leiden fanden. Manche erkrankten in Folge der ausgestandenen Angst, Hitze und Kälte, und einzelne schwächliche Personen starben bald nachher.

Die Kartenschlägerin Lenormand.

Ueber die vor Kurzem in Paris gestorbene berühmte Sibylle, Mademoiselle Lenormand, welche die Revolution, das Directorium, das Consulat, das Kaiserreich, die Restauration, die hundert Tage, die zweite Restauration und die Juliumwälzung voraus verkündigt hatte, liest man folgende, nicht uninteressante Thatsachen: Sie wohnte seit funfzig Jahren in Paris in demselben Hause, wo man sie stets besuchen konnte. Durch ein Dienstmädchen angemeldet, wurde man sogleich vorgelassen. Das Zimmer war einfach und freundlich meublirt, Mlle. Lenormand saß auf einer Ottomane, mit einer prachtvollen blonden Perücke und einem wunderbaren persischen Turban; sonst war sie gut bürgerlich gekleidet. Keine Todtenköpfe, keine Skelette, keine Schlangen und Crocodile, kein Höllenzwang, es ging Alles ganz einfach, natürlich, menschlich zu. Ihre erste Frage war: „Was für ein Spiel wünschen Sie, zu 6, zu 8, zu 10, zu 20 bis zu 400 Francs?" — Wenn man gewählt hatte, besah sie die linke Hand des Fragers, fragte ihn nach seinem Alter, seiner Lieblingsblume, dem Thiere, das er am meisten verabscheue, und ähnlichen wichtigen Kleinigkeiten; dann nahm sie ihre Karten, ließ wieder mit der linken Hand abheben und breitete sie nun vor sich auf der grünen Tischdecke aus. Unmittelbar hierauf begann sie, die Augen fest auf die Karten gerichtet, ihre Prophezeihung, viele sprudelnde, volltönende Worte, aber hie und da ein Geistesblitz, eine Andeutung, die den Zuhörer überraschte. Jedermann ging befriedigt weg und die Meisten erklärten späterhin, daß alle Prophezeihungen richtig eingetroffen wären. Früh schon entwickelte sich in ihr diese Sehergabe. In Alençon 1772 geboren, wurde sie in dem dortigen Benedictinerinnen-Stifte erzogen; sieben Jahre alt, prophezeihte sie die Absetzung der Aebtissin; sie wurde eingesperrt, aber ihre Vorhersagung traf einen Monat darauf ein; sie bestimmte nun deren Nachfolgerin voraus und auch dieser Orakelspruch ging drei Monate später in Er-

füllung. So trat sie im Gefühle ihrer übernatürlichen Mission zu einer Zeit in die Welt, wo das ungeheuerste Ereigniß des vorigen Jahrhunderts am Horizonte heraufdämmerte. Trübe, traurige Prophezeihungen flossen aus ihrem Munde, die frivole pariser Welt lachte dazu. Eines Tages kamen drei junge Männer zu ihr; sie betrachtete sie aufmerksam, dann sagte sie ernst: „Ihr werdet alle drei eines gewaltsamen Todes sterben. „Sie," fügte sie zu dem Einen hinzu, „von den Segnungen des Volkes begleitet und zum Gott gemacht, Ihr Anderen mit seinen Verwünschungen beladen." Die drei jungen Leute lachten, warfen ein Goldstück hin und gingen. Es waren Marat, Robespierre und St. Just. Als Marat durch den Dolch der Charlotte Corday gefallen war, als das Volk jubelnd seine Leiche in das Pantheon getragen hatte, als die Lenormand in ihren düsteren Prophezeihungen fortfuhr, wurde Robespierre unruhig und eines Morgens wurde die Prophetin verhaftet und in die Gefängnisse der Conciergerie geschleppt, die man damals nur verließ, um das Schaffott zu besteigen. Der 9. Thermidor rettete ihr das Leben nnd gab ihr die Freiheit; — die Verfolgung Robespierre's gab ihr einen neuen Nimbus, die Wißbegierigen strömten ihr haufenweis zu. Unter ihnen erschien auch eine junge Frau in tiefer Trauer; sie hatte ihren Gatten unter dem Beile der Guillotine verloren. „Trösten Sie sich, Madame!" sagte die Lenormand, „eine Krone erwartet Sie." Die Dame war Josephine Beauharnois. Eine Zeit darauf heirathete diese einen kleinen unbekannten General ohne Einfluß, ohne Vermögen und dachte seufzend: „Ich verzichte auf die Krone." Allein die Neugier stachelte sie doch und einige Wochen nach der Hochzeit zwang sie Buonaparte, mit ihr zur Lenormand zu gehen. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als die Prophetin ruhig zu ihr sagte: „An ihrem Loos, Madame, hat sich nichts geändert." Und als Buonaparte ihr lachend seine Hand hinhielt, rief die Lenormand begeistert: „Hundert siegreiche Schlachten, Retter der Republik, Gründer einer Dynastie, Besieger Europa's!" Buonaparte lächelte, dann wurde er ernst und sagte: „Ich werde Ihrem Orakel Ehre zu machen suchen, Madame." Als sie viele Jahre später Josephinen die bevorstehende Ehescheidung prophezeihte, ließ Napoleon sie verhaften; sie wurde zu Fouché geführt, der sich ihrer erinnerte; sie hatte ihm nämlich als Conventsdeputirten gesagt: „Sie sind schon hoch gestiegen, Sie werden aber noch höher steigen." Fouché hatte als junger Professor der Philosophie in Nantes eine Luftfahrt mit dem zur damaligen Zeit in die Mode kommenden Aërostaten gemacht. „Ihre Prophezeihung ist eingetroffen," sagte er zu der Gefangenen, „ich bin höher gestiegen, als ich es mir damals im Luftballon träumen ließ. Aber haben Sie auch im Voraus gewußt, daß Sie in's Gefängniß wandern und dort wahrscheinlich sehr lange bleiben werden?" — „O ja," entgegnete die Lenormand, „ich habe es in meinen Karten gelesen, aber auch, daß mich der Treffbube bald befreien wird." — „Und wer ist dieser mächtige Treffbube?" fragte Fouché lachend. — „Ihr Nachfolger, der Herzog von Rovigo." Und so geschah es, Fouché fiel in Ungnade, wurde abgesetzt und die Prophetin bald darauf frei. — Die Restauration, welche sie vorausgesagt hatte, begünstigte sie, Alles strömte ihr zu und bis zu ihrem Tode lebte sie ungestört als ausschließlich privilegirte Prophetin. Viele Fremde von Bedeutung besuchten die merkwürdige Frau, deren Memoiren, wenn sie dergleichen hinterlassen hat, wohl zu den merkwürdigsten unserer Zeit gehören dürften. Sie starb, ihr Geheimniß und ihre Sehergabe mit sich in's Grab nehmend, und keine ihrer vielen Schülerinnen wird sie je ersetzen. Fünfmalhunderttausend Francs Nachlaß und ihre Papiere, zahllose Briefe merkwürdiger Personen an sie enthaltend, erwarten ihren Erben, der neulich aus Afrika zurückgekehrt ist.

Madelon.

Novelle von E. Guido.

(Aus dem „Charivari.")

I.

Am 28. August 1833 bot das Innere des Rauch- und Billardzimmers in der Straße Mathurin St. Jacques — das berühmte Stelldichein der pariser Studenten — einen ungewohnten Anblick dar. Das schallende Geräusch und Gelächter hatte aufgehört, und selbst der Rauchqualm der Pfeifen und Cigarren war langsam durch die halbgeöffneten Fenster entflohen. Dieses seltene Wunder ward durch die große Aufmerksamkeit bewirkt, welche die Anwesenden dem Spiele zweier, durch ihre außerordentliche Geschicklichkeit berühmten Billardspieler zollten, die sich seit zwei Stunden auf dem grünen Schlachtfelde den Sieg streitig machten.

Man hatte Anfangs, wie gewöhnlich um das Partiegeld gespielt; dann Punsch gefordert, von dem der Marqueur nach und nach vier Bowlen gebracht. Endlich hatte man sich entschlossen, um Geld zu spielen. Nach und nach hatten die Stammgäste ihre Tische verlassen und sich rings um das Billard geschaart, um der Schlußpartie zuzuschauen. Im ganzen Saale herrschte das

tiefste Schweigen, das nur vom Geklapper der Bälle und durch einzelne Exclamationen der erstaunten Zuschauer unterbrochen wurde.

Die Kämpfer waren zwei durch das engste Freundschaftsband vereinte Studenten. Der eine hatte eine sanfte, einnehmende Physiognomie; in den Zügen des andern, größer und kräftiger gebauten Freundes gab sich der Ausdruck eines feurigen, entschlossenen Charakters kund. Der Erste, Arthur, hatte nur wenig Punsch getrunken und bis dahin über seinen Gegner die Oberhand behalten; Charles — so hieß der Zweite — hatte bis jetzt nur eine Partie gewinnen können.

Die letzte Partie nahte ihrem Ende. Charles, der im entscheidenden Augenblick seine ganze Ruhe wiedergefunden, hatte durch seine erprobte Geschicklichkeit den Ausgang sehr zweifelhaft gemacht. Die Augen der Zuschauer folgten mit Aengstlichkeit, wie die der Spieler, den blitzschnellen Läufen der Bälle. Hing doch von einem einzigen Stoße der Sieg ab!

— Partie! schallte die laute Stimme des Marqueurs.

— Verwünscht! rief Charles, bin ich denn behext? Es scheint in den Sternen geschrieben zu sein, daß ich heute keine Partie gewinnen soll. Die Türken haben Recht. Alles ist Bestimmung. Morgen werde ich Muselmann, Jude, Necromant und ergebe mich dem Teufel, weil der liebe Gott mich im Stiche läßt. Aber vorher noch eine Partie! Revanche, Arthur, Revanche!

— Erlaube mir, lieber Charles, Dich zu erinnern, daß es bereits halb Vier ist und Du um fünf Uhr abreisen mußt.

— Thut nichts, thut nichts, Arthur! So schmählich besiegt kann ich nicht abreisen. Kurz und gut, ich will, ich muß spielen; es ist ein Taumel, eine wahre Wuth, die sich meiner bemächtigt hat. Also frisch auf, nur noch eine Partie!

— Aber um was?

— Wir spielen um... O verwünscht, meine Börse ist leer!

— Nun, dann spiele ich nicht mehr.

— Arthur, ich spiele mit Dir um Alles, was Du begehrst.

— Schönes Anerbieten, wenn man nichts mehr sein nennt.

— Wohlan, ich spiele mit Dir, mein Ehrenwort zum Pfande, um mein künftiges Vermögen, meinen Namen, meine Ehre, mein Leben, meine Seligkeit.

— Danke, danke!

— Ich spiele mit Dir um mehr, als das Alles, ich spiele mit Dir um meine Geliebte.

— Du scherzest.

— Ich scherze nicht. Ich spiele mit Dir um Madelon, die schönste Blüthe aller Grisetten, um Madelon, die wie die Grisi singt und wie die Elsler tanzt. Hörst Du, Arthur, ich spiele mit Dir um Madelon, den schönen Engel, den ich um seine Seligkeit betrog, um Madelon, die mich heute Nacht erwartet. Sag', willst Du?

— Welch ein Wahnsinn! Doch gleichviel, Du willst, es sei! Rasch an's Werk!

In demselben Augenblick erscholl aus dem Munde der Zuschauer ein langanhaltendes Gelächter, das bis auf die Straße hinaustönte.

— Marqueur, rief Charles, noch eine Bowle Punsch!

Die beiden Spieler griffen nach den Queue's. Die Zeugen ihres frühern Kampfes, theils schon im Begriff, sich zu entfernen, umgaben wieder, noch gespannter als vorher, das Billard, wo das Spiel von Neuem begann.

II.

Wir verlassen jetzt die beiden Billardspieler, um zu sehen, was im Dachstübchen eines in der Rue St. Jacques gelegenen Hauses vorgeht.

Ein junges Mädchen von achtzehn bis neunzehn Jahren, mit einer Näharbeit beschäftigt, sitzt in der Fensterbrüstung eines kleinen Gemaches, dessen ganze Einrichtung aus einem Tisch, einem Stuhl und einem Bett besteht. Hier wohnt Madelon, die von Zeit zu Zeit einen Blick auf das an der Wand hängende Bild wirft. Neben ihr breitet eine alte Frau auf dem Tische ein Spiel Karten aus; es ist die Pflegemutter des jungen Mädchens.

— Nun, liebe Margarethe, was sagen die Karten? fragte das hübsche Kind, ihre Arbeit unterbrechend.

— Die Karten gefallen mir nicht, liebe Madelon. Fast fürchte ich, daß Dir etwas Schlimmes widerfährt; der fatale Pique-Bube...

— Du meinst doch nicht meinen Charles?

— Gott bewahre, er ist der Coeur-Bube oder Treffle-König. Doch will bis jetzt weder der Eine, noch der Andere zum Vorschein kommen.

Die Alte mischte die Karten von Neuem und reichte sie dem jungen Mädchen zum Abheben hin, mit der Bemerkung, sich dazu der linken Hand zu bedienen. Madelon gehorchte lächelnd. Margarethe nahm die Karten und begann wieder, die Blätter nach dem alten Brauche ordnend, ihre geheimnißvolle Berechnung.

— Heilige Jungfrau, schütze Madelon! rief die Alte, warf die Karten durch einander und entfloh, ehe noch das junge Mädchen, das vor Schreck sich nicht zu

fassen wußte, ihr folgen konnte. — Arme Margarethe, schluchzte Madalon, als sie sich von ihrem Erstaunen wieder erholt hatte. Sie verliert am Ende noch den Verstand! Die gute Frau! Es ist ihre Freundschaft für mich, die sie so aufgeregt hat. Aber wenn diese Karten... wenn Charles... doch nein, er liebt mich; er hat es mir ja so oft wiederholt und noch heute Morgen, als er hier war. Nein, nein, es ist unmöglich, sagte sie, näherte sich tief bewegt dem Bilde, faltete ihre weißen Hände und sprach: „Verzeihung, Geliebter, daß ich so Böses von Dir zu denken wage. Nicht wahr, mein Charles, Du grollst darum nicht mit mir albernen Kinde?“

Heiße Thränen entrollten ihren Augen. Schluchzend den Kopf in die Hände bergend, sank sie auf ihren Stuhl zurück.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

— Die französischen Damen scheinen nun doch ihre Emancipation mit Gewalt durchzusetzen. Sämmtliche Pantoffelregentinnen haben ihre weibliche Tracht abgelegt und gehen mit Stiefeln und Sporen, rauchen Cigarren und spielen Billard in den Kaffeehäusern, während der Mann zu Hause die Küche besorgen muß.

— Vor 63 Jahren, am 23. October 1780, erließ Friedrich der Große den Befehl, daß alle „unbefugten Schriftsteller“ nach ausgestandener Strafzeit, damit sie nicht abermal zu diesem verbotenen Metier greifen, nur dann auf freien Fuß gestellt werden sollten, wenn sie glaubhaft nachzuweisen im Stande wären, daß sie durch irgend eine erlaubte Profession oder auf andere ehrliche Art sich ihren Unterhalt verdienen könnten, außerdem sollten sie an das Kowalskische Garnison-Regiment abgegeben werden. — Das war ein Strafregiment und bestand aus lauter Vagabunden und von andern Regimentern ausgestoßenen Soldaten. Bekannt ist, daß General Kowalski jedem Neuangekommenen zum Willkommen 50 Prügel geben ließ und ihn dann fragte, was er verbrochen habe? „Ich habe nichts verbrochen,“ war die natürliche Antwort. „Siehst Du, Schurke!“ rief ihm dann der General zu, „wenn Du schon solche Hiebe bekommst, wenn Du nichts gethan hast, was Du erst für Hiebe bekommen wirst, wenn Du etwas thust. Also nimm Dich in Acht!“ — Wie viele Regimenter würden heutzutage aus den unbefugten Schriftstellern rekrutirt werden können, die sonst keine ehrliche Art, ihren Unterhalt zu verdienen, anzugeben wüßten? Daß der Befehl vom 23. October 1780 außer Kraft ist, wird man doch gewiß als einen Fortschritt anerkennen müssen!

(Entthronung des Fracks.) In einigen großen Städten und selbst in Residenzen scheint der Frack seinem Ende entgegen zu gehen und man fängt bereits an, im Ueberrock auch Visiten zu machen, so namentlich in Stuttgart. Der neue Militair-Rock wird auch das seinige dazu beitragen, und an die neuesten Frackröcke dürfen nur wenige Lappen gesetzt werden, so ist der Ueberrock fertig.

(Eine deutsche Laffarge.) Der Wachtmeister Grewe in Osnabrück nahm vor etwa 5 Jahren seinen Abschied und heirathete die Witwe Struck in Barkhausen, mit der er in letzterer Zeit nicht in den glücklichsten Verhältnissen lebte. Ueber die vielen Ausgaben seiner Frau war er unzufrieden, während Letztere behauptete, daß ihr Ehemann ein geringeres Vermögen, als er versprochen, in die Ehe gebracht habe. Ueber das Vermögen der Eheleute sollte der Concurs eröffnet werden. Im August d. J. erkrankte Grewe plötzlich, bekam ein sehr starkes Erbrechen und später eine Lähmung an Händen und Füßen. Die von dem Arzte Dr. Herzberg angewandten kräftigen Mittel blieben meist ohne Wirkung, jedoch glaubte er bei seinem letzten Besuche einige Besserung wahrzunehmen, theilte dieses der Ehefrau des Grewe mit, und bemerkte dabei, daß die Krankheit ihres Mannes wahrscheinlich eine langwierige werden würde. Als am folgenden Tage Dr. Herzberg zufällig erfuhr, daß der Kranke gestorben sei, schöpfte er Verdacht. Das Amt verfügte sofort die Obduction, bei welcher sich ergab, daß sämmtliche Eingeweide sehr leidend, und der Magen dermaßen entzündet war, daß in Verbindung mit andern Erscheinungen D. Herzberg erklärte, Grewe sei in Folge einer Vergiftung, wahrscheinlich durch Arsenik, gestorben. Der Amtsphysikus D. Freibutter, soll in einigen Punkten die Ansichten seines Collegen Herzberg nicht ganz theilen. Das Amt fand sich jedoch veranlaßt, zur Verhaftung der Witwe Grewe zu schreiten und setzt die Untersuchung thätig fort. Ausgemittelt ist bis jetzt, daß die Verhaftete während der Krankheit ihres Mannes, um (ihrer Aussage nach) Fliegen zu tödten, Arsenik (Fliegenstein) sich verschafft hatte. Der Apotheker Becker in Essen ist mit der chemischen Untersuchung der Magensubstanzen beauftragt worden. Die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Criminalfall wird besonders durch den Umstand erhöht, daß der erste Ehemann der Witwe Grewe todt in einem Brunnen gefunden wurde, der zweite in Folge eines Erbrechens plötzlich starb und einer ihrer Liebhaber ebenso plötzlich verschied. Die Leiche ihres zweiten Mannes wird jetzt ausgegraben.

(Edelmuth eines Schwarzen.) Bei dem Erdbeben von Guadeloupe hatte ein Neger einen Verwundeten mit eigener Lebensgefahr gerettet, und eine angebotene Belohnung mit den Worten zurückgewiesen: „Heute Alles um Gotteswillen, nichts für Geld.“ Das Colonialparlament hat ihm nun ein Geschenk von 2000 Francs votirt; drei Viertheile davon sollen zu seiner Freilassung verwendet, das Uebrige ihm zu freier Disposition überlassen werden.

(Der Krankmacher.) Wer die Hilfe eines Arztes in Anspruch nimmt, sucht in der Regel Heilung. In den Gesetzen der Westgothen finden wir sogar, daß es im 7. Jahrhundert jenseits der Pyrenäen Gebrauch war, bei Annahme eines Arztes einen Vertrag mit ihm abzuschließen, demzufolge er eine bestimmte Summe erhielt, wenn er die Genesung herbei führte, — wo nicht, nichts. Hier lag offenbar die Absicht zu Grund, schnell und sicher geheilt zu werden. Kürzlich aber ist diesseits

der Pyrenäen der sonderbare Fall vorgekommen, daß ein Gesunder mit einem Arzt einen Vertrag abschloß, demzufolge dieser ihn krank machen sollte. Johann Bruzon, aus dem Departement der Hochpyrenäen, sollte die ehrenvolle Stelle eines Vaterlandsvertheidigers einnehmen, verspürte aber wenig Lust, diesem schmeichelhaften Rufe zu entsprechen. Er klagte einem Zahnarzt seine Noth und dieser versprach, ihm einen Trank zu bereiten, dessen Genuß ihm ein tüchtiges Fieber verschaffen sollte, so daß er nach Verlauf einiger Zeit dienstuntauglich erschiene, ohne übrigens einen nachhaltigen Schaden an seiner Gesundheit zu erleiden. Die Belohnung, welche der Zahnarzt für diesen Dienst ansprach, bestand in 80 Francs. Bruzon bezahlte zum Voraus die Hälfte und kam mit dem Unheilkünstler überein, die andern 40 Francs in die Hände eines Dritten zu legen, aus welchen jener sie empfangen sollte, wenn der Trank seine Wirkung gethan hätte. Die Zeit dieser Wirkung war auf höchstens sechs Monate bestimmt. Die sechs Monate verliefen und noch einige weiter. Bruzon aber, anstatt das Fieber und seinen Abschied zu bekommen, blieb frisch und gesund und ward sogar zum Corporal befördert. Sehr mißvergnügt über diese Ehre und den Verlust seiner 40 Francs, verklagte er den Zahnarzt. Dieser beeilte sich, das Geld zurückzugeben, ward aber dennoch als Betrüger vor Gericht gestellt. Man war begierig, den wunderbaren Trank kennen zu lernen, und erfuhr von dem Angeklagten, daß derselbe in Cichorienwasser bestand. Zeugen sagten aus, daß Bruzon, so oft sie ihn über die Wirkung seines Tranks gefragt, zur Antwort gegeben hätte, je mehr er davon trinke, desto größeren Appetit verspüre er.

— Angeberei sollte nie und nirgends belohnt werden! In Baiern sind 50 Gulden auf die Anzeige eines Baumfrevlers gesetzt. Amtliche Tafeln verkündigen es, deren mehrere in der neu gepflanzten Baumreihe am großen Ludwigsgraben stehen. Zwei lustige Burschen reizt der ausgesetzte Preis. „Ich werde einen Baum umbrechen und eingesperrt werden. Was thuts, wenn ich einen Haufen Gulden damit verdiene? Du zeigst mich an und erhältst einen Theil des Preises," spricht der Eine. Gesagt, gethan. Mit 14 Tagen Haft waren 50 Gulden für die Beiden verdient. Seitdem ist die Null neben der 5 von den amtlichen Tafeln verschwunden.

(Das Schneidern will gelernt sein.) Als Webster auf der Reise mit Kapitain Forster einer Frau im Feuerland (auf Amerikas Südspitze) Nadel, Zwirn und Scheere geschenkt und deren Gebrauch ihr gelernt hatte, stach die Frau ganz bedächtig mit der Nadel ein Loch, zog dann den Faden heraus und steckte ihn mit der Hand durch dasselbe. Aller Gegenvorstellungen ungeachtet blieb sie bei dieser Methode, die ihr die bessere schien.

(Die liebenswürdige Gesellschafterin.) Ein ziemlich kurz gehaltener pariser Handlungsdiener, welcher nur alle 14 Tage die Erlaubniß erhielt, einen halben Tag seinem Vergnügen nachzugehen, hatte mit der gegenüberwohnenden Ladenjungfer einen Sonntagsspaziergang verabredet. Der Jüngling stellte sich pünktlich um halb 3 Uhr auf den elyseischen Feldern ein, allein die junge Dame blieb aus. Bereits hatte er anderthalb Stunden mit steigender Ungeduld gewartet, als er neben sich eine weibliche Stimme vernahm: „Schon 4 Uhr! Er kommt nicht." Der Handlungsbeflissene betrachtete seine Nachbarin, fand sie hübsch und knüpfte mit ihr ein Gespräch an, aus welchem sich ergab, daß sie von ihrem Herren, wie er von seiner Dame im Stich gelassen war. „Wie wäre es," sagte er, „wenn wir uns wechselseitig für unsern Verdruß entschädigten?" Die Dame dankt, gab aber endlich den Bitten des jungen Herrn nach. Nach einem 2stündigen Spaziergange konnte der Zögling Merkurs nicht umhin, seine Schöne zu einem kleinen Mahl einzuladen. Der Kellner wies das Pärchen, welches er für ein verliebtes hielt, in ein eignes Stübchen und machte am Ende des Mahles die etwas starke Zeche von 22 Fr. Der Handlungsdiener fand nur 12 Frs. in seiner Tasche und eilte nach Hause, das Fehlende zu holen. Als er nach 3 Viertelstunden zurückkehrte, fing ihn der Wirth im Hausgange auf mit dem unverbindlichen Ausruf: „Einen hab' ich!" Dieser Ausruf erklärte sich bald damit, daß mittlerweile die Dame nebst 5 silbernen Löffeln verschwunden war. Daß auf dem jungen Menschen keine Mitschuld lastete, stellte sich bald heraus, und einen Monat später erkannte er beim Zwielichte in einer lockenden Schönen seine liebenswürdige Gesellschafterin, welche alsbald verhaftet und von der Polizei für eine bereits zwei Mal verurtheilte Diebin erkannt ward.

(Bäckereien auf Aktien.) Schweizer Blätter melden, daß nach dem Beispiele von Lausanne, Schwanden und Siebnen in Folge der letzten Brodnoth und der Spekulation der Bäcker jetzt auch in Glarus Bäckereien auf Aktien entstanden seien, und sich diese Einrichtung wohl noch mehr verbreiten werde. Man hält ein solches gemeinschaftliches Unternehmen für das gründlichste Mittel, der Uebertheurung von Seiten der Bäcker die Spitze zu bieten.

(Ein falscher Falschmünzer.) Vor Kurzem zog in der L. Straße zu Berlin ein junger Mann in eine neue Wohnung, versäumte aber die Anmeldung. Da diese nach mehreren Tagen nicht erfolgte, so ward der Wirth, ein Mann, der eben so sehr den Ruf eines reichen, als eines geizigen Mannes besitzt, besorgt und bemühte sich selbst zu seinem neuen Miether. Bei der Ausfüllung des Anmeldungsscheines kam man auch auf den Nahrungszweig. „Nun, womit beschäftigen Sie sich?" fragte der Wirth. Der Gefragte erwiederte nach einigem Zögern: „Herr Wirth, ich sehe Sie für einen braven Mann an, der allenfalls ein Geheimniß bewahren kann und Niemand unglücklich machen wird. Die Wahrheit zu gestehen, so beschäftige ich mich mit der Nachbildung von Kassen-Anweisungen." Der Wirth horchte auf, indeß fuhr der Miether fort: „Ich bin bereits sehr wohl situirt und ich werde für die Discretion, welche Sie gegen mich beweisen, nicht undankbar sein." — Der Wirth machte einige Komplimente, und bekam Lust, die nachgemachten Kassen-Anweisungen zu sehen. Sie wurden ihm vorgelegt; es waren Einthalerstücke und ganz vorzüglich gelungen. Der Wirth bat sich einen davon aus, erhielt ihn auf der Stelle, schickte nach dem benachbarten Kaufladen und der Kaufmann wechselte ihn ohne Bedenken. Jetzt kam der Teufel der Habsucht über den Wirth; er ging zu seinem Miether und bot ihm ein Compagnon-Geschäft an, aber nicht auf Einthalerscheine, weil das nicht hinlänglich lohne, sondern auf Fünf-, und noch lieber auf Funfzigthalerscheine. Der Miethsmann war es

zufrieden, sagte aber, daß ihm dazu noch die Mittel fehlten, namentlich müßte er einen Probeschein haben. Sehr gern besorgte diesen der Wirth. Der Miether schloß sich mit dem Schein in sein Zimmer, um fleißig daran zu arbeiten, und der Wirth träumte von goldenen Bergen. Als sich der Miether mehrere Tage nicht sehen ließ, hielt es der Wirth doch für gerathen, den jungen Mann zu warnen, sich nicht todt zu arbeiten. Er klopft an, Niemand antwortet, man holt den Schlosser, das Zimmer springt auf und ist leer. — Der Falschmünzer war sammt dem Modellschein von 50 Thalern verschwunden. Die feine Anlage dieser überaus verschmitzten Betrügerei läßt auf einen losen Vogel von bedeutender Uebung schließen. Der Wirth geht noch ohne Bestrafung aus, da keine falschen Scheine gemacht worden sind und der eine, welchen er bei dem Kaufmann verwechselt, unzweifelhaft ein ächter war.

— Die „Nürnberger Zeitung" enthält Folgendes: Bei der Masse von Vereinen, welche dahier bestehrn und theils die Zeit, theils die Taschen der lieben Mitbürger in Anspruch nehmen, — wäre es da nicht an der Tagesordnung, einen Verein zu gründen, dessen Mitglieder sich verpflichten, keinem Verein beizutreten?

— Unter der russischen Kaiserin Katharina II. wurde in einem Hofcirkel einmal viel über Treue und Untreue der beiden Menschengeschlechter gesprochen. Der damalige französische Gesandte behauptete im Feuer der Unterhaltung etwas keck in der Gegenwart der Kaiserin, daß alle Frauen durch Geld zu erringen wären. — „Auch ich?" frug die Monarchin. — „Ja, Eure Majestät," antwortete er, „aber der Käufer fehlt."

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Die Palletots, die aber nicht mehr diesen Namen führen, sondern Twines oder Tweeds heißen, halten sich noch immer in Gunst, ja sie scheinen an Ausbreitung noch mehr zu gewinnen.

Der Frack zum Halbputz ist vorn wenig ausgeschnitten und hat breite Schößen; der Frack dagegen, den man bei Diners und Soiréen trägt, ist mehr und zwar rundlich ausgeschnitten, so daß die Schöße an ihm schmäler werden. Die Kragen sind breit und fallen auf die Achseln. Die Cravaten sind meist ganz schwarz, nur junge Leute tragen schwarze Cravaten mit bunten Blümchen. Die Westen bleiben lang und mit Shawlkragen; haben die Stoffe, welche man dazu wählt, Streifen, so müssen sie so geschnitten werden, daß die Streifen einander entgegen laufen. Die carrirten scheinen indeß für geschmackvoller gehalten zu werden, als die gestreiften. Der Kragen wird um die Cravate übergeschlagen getragen, so daß er zwischen dem Schwarz des Bartes und dem Schwarz des Atlasses liegt.

Damen-Mode. Es scheint, als würde der Pelz als Besatz auf Ueberröcken, Mänteln ꝛc. diesen Winter sehr modisch werden. Der Ausputz der Sammethüte ist meist eine Feder, ein Paradiesvogel, ein Maraboutbüschel in zwei Farbennüancen. Auch sieht man schwarze Sammethüte, die mit langem schwarzem und rothem Sammetband und einer langen schwarzen rothgetüpfelten oder gesprenkelten Feder ausgeputzt sind. Die Coiffüren vermehren sich von Tage zu Tage. Die kleinen Marquisenhäubchen, welche im vorigen Winter so sehr gefielen, sind wieder zum Vorschein gekommen, aber mit ganz anderm Ausputz, so daß ihnen nichts als der Name geblieben ist.

Es finden bereits einige kleine Soiréen statt, man sieht Kleider von Popeline, mit ausgeschnittenem Leibchen, aber à la vierge, und mit kurzen Aermeln, unter denen die Vorärmel von sehr feinem Muslin hervorsehen. Der Kopfputz besteht häufig in Spitzenbarben, die eine Art Kranz bilden und an den Seiten herabfallen.

Früh nach dem Aufstehen aus dem Bett wirft eine elegante Dame einen Hausrock von französischem Caschmir über, der mit kleinen Sammetschleifchen besetzt ist. Der Schnitt dieses Hausrockes ist persisch, an den Seiten geschlitzt, vorn offen und nur die Taille durch eine schmale Schärpe von Caschemir mit kleinen Palmen zusammengehalten. Die Aermel sind sehr weit und fallen sehr weit herunter; unter sieht man bauschige Unterärmel von Batist.

Zum Ausgehen ist in der jetzigen Zeit nichts besser als ein Oberrock von Alpaca mit engen Aermeln und glattem hohem Amazonenleibchen, mit einem Gürtel mit Agrafe.

Zu Morgenvisiten wählt man gern ein Kleid von Victoria-Pekin mit gezogenem Rücken und Falten vorn, die oben und unten durch ein Bündchen festgehalten werden, dazu einen russischen sehr breiten und gut fallenden Langshawl von Thibetwolle und eine Victoria-Capote mit einem Rosenbouquet.

Die Herbsthüte sind von Atlas oder Gros de Tours, meist rosa oder blau und weiß glasirt. Man putzt sie mit einer Feder von derselben Farbe, wie der Hutstoff aus. Die Sammethüte, von denen wir mehrere sehr schöne in Violett und Grün sahen, haben als Ausputz einen Reiherbusch oder einen Paradiesvogel in der Farbe des Hutes. Die Victoria-Coiffüre, welche vor Kurzem erschien, besteht aus rosa Gazeband, das mit Aehren von grüngefaßten Smaragden untermischt ist.

Man trägt noch immer shawlförmige Mantillen, bis man zu den mantelartigen Ueberwürfen greift, über die noch nichts entschieden ist.

Erklärung der Modenkupfer.

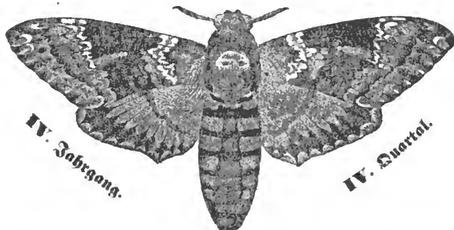
No. 1. Kurzer Ueberziehrock. Rock mit zwei Reihen Knöpfen. Carrirte Beinkleider. No. 2. Hut mit Maraboutfeder. Kleid ohne allen Ausputz unten. Leibchen mit Schneppe, vorn herab mit goldenen Knöpfchen. Oben Ueberschlagträgelchen und enge Aermel. No. 3. Rock mit zwei Reihen Knöpfen. Oben eine Tasche und an den beiden Hüften.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 6. (5. Jahrgang. IV. Quartal).

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst Modenkupfer. Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31/33. Druck von F. Andrä in Leipzig.

Leipzig-



Pariser Moden-Journal.

No. 7. Sonnabend, den 11. November. **1843.**

Madelon.

Novelle von E. Guido.

(Beschluß.)

III.

Die alte Margarethe war, mochte es Zufall oder Absicht sein, in der Straße Mathurin St. Jacques, dem Estaminet, in dem sich die beiden Studenten befanden, gegenüber angelangt. Madelon's Schicksal war entschieden. Arthur hatte seinen Freund auch in dieser Partie besiegt. Beide waren eifrig beschäftigt, den Inhalt der fünften Bowle Punsch zu leeren. Margarethe, welche Charles Stimme erkannte, schlich horchend näher.

— Der arme Charles hat wahrhaftig viel Pech, sagte Arthur zu den Anwesenden; Geld, Punsch, Maitresse, Alles so mit einem Male zu verlieren! Es ist wahr, der arme Junge hat sich ritterlich vertheidigt; aber beim Billard, wie in der Schlacht, hängt der Erfolg oft nur vom Zufall ab.

— Du hast Recht, erwiederte Charles, so bescheiden zu sein, denn wahrhaftig, Dein Sieg kostet Dir mehr, als mir mein Verlust; er raubt Dir Deine Freiheit, während meine Niederlage mir die meinige wiedergibt. Drum angestoßen, mein Herr Rival, auf gut Glück in der Liebe!

Charles leerte sein Glas mit einem Zuge.

— Feuer, Marqueur, Feuer!

Der Garçon brachte das Verlangte.

— Es gibt nichts Aehnlicheres als die Liebe und eine Cigarre, sagte Charles, seinen Glimmstengel anbrennend. Beider Bestimmung ist, eine Zeitlang zu glühen, um dann in Rauch aufzugehen! Du wirst Madelon lieben, sie wird sich trösten und ich, der Zeit wie der Vernunft gehorchend, werde es machen wie sie und mich gleichfalls trösten!

— Schurke, murmelte draußen die Alte, trat dann ans halb-geöffnete Fenster und rief voll Unwillen: Charles, Charles, Deine Worte werden Dir Unheil bringen!

— Woher diese Hexenstimme? fragte Arthur, verwundert den Kopf zum Fenster hinaussteckend.

Draußen blieb Alles still. Die Alte war verschwunden und Charles, wie versteinert, auf seinem Stuhle sitzen geblieben.

Eine halbe Stunde später trug man den halb berauschten Charles von dannen, der gleich darauf, laut schnarchend, in einen unruhigen Schlaf versank.

IV.

Unterdessen harrte Madelon des heißgeliebten Freundes.

— Halb Sechs, rief sie voll Ungeduld, und Charles noch nicht hier! Was kann ihn zurückhalten? Und warum rannte Margarethe wie eine Wahnsinnige fort?

Tausend trübe Gedanken verwirrten die Sinne des armen Mädchens. Bei jedem Schritte, den sie auf der Straße zu hören glaubte, drohte ihr Herz vor Freude zu zerspringen. Da pocht's.

— Es ist Charles! ruft sie und sinkt, die Thür öffnend, in die Arme des Eintretenden. Bald aber flieht sie, ihren Irrthum erkennend, scheu zurück, denn es ist Arthur.

— Und Charles ist nicht bei Ihnen?

— Wie Sie sehen, schönes Kind.

— Wo ist er?

— Sie sollen Alles erfahren, zuvor aber erlauben Sie mir, etwas Luft zu schnappen. Die Schnelle, mit der ich die fünf hohen Treppen hinaufgeeilt, hat mich fast athemlos und schwindlich gemacht. Wahrhaftig, ich kann nicht mehr, rief der vom Punsch erhitzte Student und warf sich ohne Umstände auf das Bett, gemächlich seine Cigarre fortrauchend.

— Um der ewigen Barmherzigkeit willen, was macht Charles? Wo ist er? Ist ihm ein Unglück widerfahren? fragte Madelon. Reden Sie, Arthur, reden Sie; mich tödtet sonst die Angst.

— Sein Sie ganz unbesorgt. Charles befindet sich über alle Maßen wohl; es ist ihm weder ein Unheil begegnet, noch droht ihm irgend eine Gefahr; es müßte denn die sein, mit dem Wagen umgeworfen zu werden, fügte er lachend hinzu, eine Rauchwolke vor sich hinblasend. Einstweilen komme ich, um Ihnen in seinem Namen anzuzeigen, daß mein Freund Charles durch eine wichtige Angelegenheit gezwungen ist, sich einige Tage von Ihnen, liebes Kind, entfernt zu halten.

— Wie soll ich das verstehen? Charles hatte nie ein Geheimniß vor mir; weshalb entfernt er sich plötzlich, ohne mich vorher noch einmal gesehen, ohne mir Lebewohl gesagt zu haben?

— Auch ich, liebe Madelon, habe ihm deshalb Vorwürfe gemacht; er aber berief sich auf die dringende Nothwendigkeit, auf den Willen seines Papa's, auf Angelegenheiten, die — was weiß ich! — seine Gegenwart erheischten und ist mir nichts Dir nichts abgereist.

— Abgereist???

— Ja, meine Theure; aber sein Sie ganz ruhig, er wird wiederkehren. Seine Freunde, die auch die Ihrigen sind, werden sich alle Mühe geben, Sie unterdessen bestmöglichst zu trösten. Vor Allen würde ich, reizende Madelon, mich für den Glücklichsten der Sterblichen halten, gelänge es mir, von Ihnen die Erlaubniß zu erhalten, Ihnen meine Interims-Dienste anbieten zu dürfen. Im ganzen Quartier St. Jacques finden Sie, meine Liebe, keinen aufrichtigern Bewunderer Ihrer Reize, als mich. Und obgleich Charles mich mit dem schmeichelhaften Auftrag beehrt hat, während seiner Abwesenheit bei Ihnen seine Stelle zu vertreten, so würde ich mich doch nur dann dazu verstehen, wenn ich mich überzeugt halten dürfte, Ihnen, himmlische Madelon, nicht ganz zu mißfallen.

— Welche Sprache, Herr Arthur? Zweifelt Charles an meiner Treue, daß er mich auf eine so erniedrigende Probe stellen will? Haben Sie Mitleid, Arthur, haben Sie Erbarmen mit einem armen Geschöpf, das zu schwach ist, solche Marter zu ertragen. Gestehen Sie, daß Alles Erfindung ist, daß Charles nie daran gedacht hat, mit seiner Madelon so grausames Spiel zu treiben. Gestehen Sie, daß Charles nicht abgereist ist ...

— Der Rauch dieser Cigarre soll mich ersticken, wenn nicht Alles, was ich Ihnen gesagt habe, wahr ist.

— Margarethe hat also Recht, Charles, Charles! rief die Grisette bleich und zitternd und sank ohnmächtig zu Boden.

Dieser traurige Anblick verscheuchte wie durch Zauberei den Rausch, der Arthur's Sinne umfangen hielt. Beschämt und verwirrt beeilte er sich, Madelon vom Boden aufzuheben und ihr Hilfe zu leisten. Nach vieler Mühe gelang es ihm, sie ins Leben zurückzurufen. Mit Thränen im Auge bat er sie um Verzeihung für sich und seinen Freund.

— Charles und ich, sagte er, werden unser ganzes Leben dazu anwenden, unser Vergehen wieder gut zu machen; er durch unwandelbare Treue, ich durch unerschütterliche Anhänglichkeit. Charles — ich bin es überzeugt — bereut schon jetzt seinen Fehler, und wenn Sie ihm und mir verzeihen, so reise ich auf der Stelle ab, um ihn bald und auf immer in Ihre Arme zurückzuführen.

Madelon vermochte nicht zu antworten, aber ein holdseliges Lächeln, das wie ein leuchtender Sonnenstrahl den Thränenthau von ihren Wangen scheuchte, sprach deutlicher als Worte.

Arthur drückte einen heißen Kuß auf ihre Hand und eilte fort.

V.

Ein halbes Jahr war seitdem verflossen, aber Charles noch immer nicht zurückgekehrt. Arthur hatte sein Ver-

sprechen treulich erfüllt und seinen Freund aufgesucht, um ihn an sein Vergehen und seine Pflicht zu mahnen. Verfolgt von dem Bilde Madelon's, die Charles glühender liebte, als er selbst geglaubt, wäre er längst zu ihr zurückgekehrt, hätte nicht ein unglückliches Ereigniß ihn daran verhindert. Seine Mutter war während dieser Zeit gefährlich erkrankt; Charles besaß weder Kraft noch Willen, sie in diesem Zustande zu verlassen. Seit dem Zusammentreffen mit Arthur hatte er aber häufig an Madelon geschrieben; Briefe, die eben so lebhafte Beweise tiefer Reue, als glühende Schwüre ewiger Liebe enthielten. Charles war Madelon's einziger Gedanke; ohne ihn hatte das Leben keinen Reiz für sie. Die alte Margarethe wurde beinah eifersüchtig, als sie sich von ihrem Pflegekinde so ganz vergessen sah. Liebte doch Niemand die arme Waise so treu, so innig, als Margarethe! War sie doch seit dem Augenblicke, wo ihr Madelon von der sterbenden Mutter anvertraut worden war, deren einzige Stütze. Das Geheimniß, das die Geburt des jungen Mädchens umhüllte, hatte Margarethe selbst vor Madelon bewahrt. So hatte Niemand erfahren, daß Madelon die Frucht einer unglücklichen Liebe war, die ihrer Mutter das Leben gekostet hatte. Ein Student hatte sie verführt und in dem Augenblick, wo sie entbunden werden sollte, treulos verlassen. Margarethe kannte zwar den Verführer, doch war ihrem alterschwachen Gedächtnisse sein Name entschwunden; mit ängstlicher Sorge bewahrte sie dagegen einen einfachen goldenen Ring, in den eine geheimnißvolle Chiffer eingegraben war. Diesen Ring — das erste und einzige Liebespfand, das Madelon's Mutter von dem falschen Verräther empfangen — hatte sie auf ihrem Sterbebette der treuen Margarethe übergeben.

— Wenn Du jemals, hatte die Sterbende gesagt, den Ungetreuen wiedersiehst, zeige ihm diesen Ring; wenn nicht jeder Funke von Scham und Ehre in ihm erloschen ist, so wird er sein unglückliches Opfer beklagen und sich seines Kindes annehmen.

Jahrelang hatte Margarethe der Spur von Madelon's Vater nachgeforscht und sich endlich genöthigt gesehen, ihre Nachforschungen, die alle fruchtlos geblieben waren, aufzugeben.

Leider war das traurige Loos der Mutter auch das Loos ihres Kindes: Madelon fühlte sich Mutter.

Vertrauend auf die Schwüre ihres Geliebten, getröstet durch die treue Hingebung Arthur's und gepflegt durch die unermüdliche Sorgfalt Margarethens, sah Madelon ruhig den Tag ihrer Entbindung herannahen.

VI.

Charles war bereits acht Monate abwesend.

Eines Morgens verließ Arthur seine Wohnung, um über Charles Erkundigungen einzuziehen. Der Wirth des „Hôtel garni," in dem Charles früher gewohnt, hatte kurz vorher die Anzeige von dessen naher Rückkehr erhalten. Arthur eilte zu Madelon.

— Morgen, rief er beim Eintreten in ihr Zimmer, morgen werden wir ihn wiedersehen.

— Morgen! Allgütiger Vater im Himmel, wie dank' ich Dir! jauchzte Madelon, von Schreck und Freude überwältigt, bewußtlos niedersinkend.

Bald aber weckten sie die untrüglichen Vorboten der verhängnißvollen Krisis, deren beschleunigtes Herannahen durch Madelon's gewaltige Aufregung herbeigeführt worden war, wieder zum Leben. Arthur holte einen Arzt. Kaum war dieser angelangt, als die Leidende ein wunderholdes Mädchen gebar.

VII.

Charles, der Alles aufgeboten hatte, seine Rückkehr zu Madelon zu beschleunigen, sah diesem Vorhaben von Seiten seines Vaters, dem ein unglücklicher Zufall einige Briefe Arthur's in die Hand gespielt hatte, tausend Hindernisse in den Weg geschoben. Mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft hatte er sich der Abreise seines Sohnes widersetzt, aber dessen ungeachtet Charles festen Entschluß, an dem von ihm bestimmten Tage in Paris einzutreffen, nicht zu beugen vermocht. Der Sohn täuschte die Wachsamkeit seines Vaters und reiste heimlich ab.

Der Postwagen, in dem sich Charles befand, hatte kaum einige Meilen zurückgelegt, als er auf einer Anhöhe durch die Betrunkenheit des Postillons umgeworfen wurde, wodurch fast alle Personen mehr oder weniger verwundet wurden.

Die Nachricht von diesem Ereignisse, das durch mannigfach entstellte Mittheilungen noch tausendfach vergrößert wurde, erfuhr auch Charles' Vater, der augenblicklich Postpferde bestellte und seinem Sohn nachreiste.

VIII.

Arthur, der Charles im Gasthofe erwartet hatte, eilte mit ihm, unmittelbar nach dessen Ankunft, zu Madelon. Unterwegs bemerkte er die auffallende Blässe und außerordentliche Schwäche seines Freundes.

— Was ist Dir? fragte Arthur.

— Nichts als Ermüdung, antwortete Jener.

An der Treppe von Madelon's Wohnung angelangt, war Charles gezwungen, sich auf den Arm seines Freun-

des zu stützen. Beim Eintritt in ihr Gemach fiel er kraftlos zusammen.

Als Madelon auf der Kleidung des Geliebten Blutspuren erblickte, sank sie, einen Schmerzensschrei ausstoßend, ohnmächtig auf ihr Lager zurück.

In demselben Augenblick trat ein Mann mit barschem Benehmen ein.

— Himmel, mein Vater! rief Charles.

— Sein Vater? wiederholte Margarethe, den Fremden scharf ins Auge fassend.

— Die Vorsehung sendet Dich, mein Vater, sagte Charles, von Furcht und Unruhe gepeinigt. Habe Mitleid und rette Madelon! Rette sie, und ich werde Dir zwei Leben danken.

Der Vater näherte sich dem jungen Mädchen, ergriff deren Hand, vergebens nach dem Pulsschlag forschend; dann legte er sein Ohr an ihr Herz... es schlug nicht mehr!

— Zu spät, sagte er, ihre Seele ist entflohen!

— Todt! riefen wie aus Einem Munde Charles und Arthur voll Entsetzen.

— Todt, wie ihre unglückliche Mutter! wiederholte mit dumpfer Stimme die alte Margarethe.

Charles stürzte sich wie ein Rasender auf die Leiche der Geliebten. In demselben Augenblick drang aus einer Wiege das Klagegeschrei eines Kindes. Margarethe eilte hinzu und enthüllte den Blicken der Anwesenden ein schönes Kind, das weinend seine kleinen Händchen gegen die Alte ausstreckte.

Charles raffte sich von Madelon's Leiche empor, um sein Kind mit Küssen und mit Thränen zu bedecken.

— Nicht Eurer Thränen bedarf diese Waise, rief Margarethe. Seiner Mutter durch Eure Schuld beraubt, verlangt es nach dem Vater! Fluch Dem, der es verlassen könnte!

— Ich halte Sie für einen Ehrenmann, sagte Arthur zum Vater seines Freundes, und kann daher nicht glauben, Herr von Aubigny...

— Aubigny!!! kreischte die Alte, mit krampfhafter Bewegung ein Papier, in das ein Ring eingewickelt war, hervorziehend und es mit grausenerregendem Blick Herrn von Aubigny hinhaltend.

— Marie! Großer Gott, Barmherzigkeit! rief entsetzt der alte Edelmann.

— Kommen Sie hierher, Herr Charles, fuhr Margarethe auf, fragen Sie einmal diesen Herrn, Ihren würdigen Vater, wer diese Leiche ist?

— Himmel, vergib mir, wimmerte der Alte, Madelon war meine Tochter!

Charles stürzte lautlos zu Boden; ein durch die gewaltige Aufregung herbeigeführter Blutsturz machte seinem Leben ein Ende.

IX.

Herr von Aubigny zog sich mit dem Kinde seines Sohnes und der alten Margarethe auf seine Güter zurück. Von Gram und Gewissensbissen zermartert, folgte er noch in demselben Jahre dem unglücklichen Opfer seiner Leidenschaft ins Grab.

Arthur vertrat bei der Waise Vaterstelle.

Eine Mutter.

Es war beinahe Mitternacht; Madame Lafère wollte sich auf ihr Zimmer begeben und sah vorher noch einmal bei ihrem Manne nach. Sie fand ihn, den Kopf auf die Hand gestützt, am Tische sitzend und ein Journal lesend. Madame Lafère setzte ihren Leuchter hin und sich in einen Sessel. So wartete sie den Augenblick ab, wo sie eine Unterhaltung beginnen konnte.

Herr Lafère, ein reicher Banquier der Chaussée d'Antin, war ein braver, aber sehr entschiedener und zuweilen harter Mann; seine Frau war zwischen ihm und ihrer Tochter immer die vermittelnde Macht gewesen, die die Rauhheit jenes mäßigte und den oft zögernden Gehorsam der letztern anspornte. Ihrem Gatten ergeben, doch nicht blindlings sich unterwerfend, zärtlich für ihre Tochter, doch ohne Schwäche, unterhielt sie zwischen Vater und Kind ein Vernehmen, welches von Zeit zu Zeit durch die Gleichheit ihrer Charactere gestört wurde.

Der Besuch seiner Gattin überraschte Herrn Lafère nicht, er hatte sie im Gegentheil erwartet; auch legte er sogleich, als sie sich ihm gegenüber niedergelassen hatte, die Zeitung aus der Hand und sprach:

„Sie wollen wegen Ihrer Tochter mit mir reden, Madame?"

„Ja, mein Freund," antwortete sie mit sanfter Stimme.

„Ein vortreffliches Mädchen, diese Mademoiselle Julie, achtzehn Jahre erst alt und will schon mehr Einsehen haben, als ihr Vater, die sich einen Gatten wählen möchte — doch ich vergesse, daß Sie ja ihre Partei nehmen."

„Nein, nein, mein Freund, ich gebe Julien so wenig den Rath des Ungehorsams, als ich ihr jemals das Beispiel gegeben."

„Verzeihen Sie," sprach der Banquier, seiner Frau die Hand reichend, „ich beklage mich nicht über Sie."

„Sich einen Gatten wählen," fuhr Madame Lafère fort, „das ist ja, wie Sie wissen, der Wunsch aller jungen Mädchen. Lieber Gott, Sie vergessen ja ganz, mein theurer Freund, daß auch ich Sie gewählt habe."

„Doch Ihr Vater billigte Ihre Wahl. Uebrigens wir — wir sind eine Ausnahme."

„Gerade dasselbe denkt Ihre Tochter; sie glaubt sich eine Ausnahme."

„Es sollte kein Kind geben," versetzte Herr Lafère mit Lebhaftigkeit, „das sich des Ungehorsams, welchen es dem Vater schuldet, zu entbinden meint."

„Sie haben Recht, mein Freund. Sie lieben Herrn Didier, einen jungen, vortrefflichen Mann, der alle Eigenschaften besitzt, welche eine Frau glücklich machen können, und Sie wünschen, daß er Juliens Gatte werde; aber — Julie liebt ihn nicht."

„Sie liebte ihn noch vor vier Wochen, da hat die Erscheinung des Herrn Vicomte von Meyran Alles zerstört. Sie glauben nicht, wie unangenehm es mir ist, daß Sie seinen Besuch angenommen."

„Ich konnte nicht anders. Er war mir von meiner besten Freundin vorgestellt, und überdies geschah es mit Ihrer Beistimmung. Der Vicomte ist jung, schön, reich, er liebt meine Tochter und sie liebt ihn wieder; sie weiß sehr wohl, daß ein Vater das Recht hat, seiner Tochter einen Gemahl auszusuchen, sie glaubt indessen, daß mit einer Tochter eine Ausnahme von der allgemeinen Regel gemacht werden dürfte, wenn sie sich bewußt ist, eine gute Wahl getroffen zu haben."

„Ich geb' es zu, der Herr Vicomte trägt geschmackvollere Kleider, als Herr Didier, sitzt gut auf seinem arabischen Pferde, er verleiht seinem Namen mehr Glanz durch einen Titel und durch das Ansehen einer aristokratischen Familie, der er angehört — das sind die Vorzüge, die er in den Augen Ihrer Tochter hat!"

„Nun wohl, mein Freund, wenn man reich ist, wie Sie, so sind die beiden letzten Vorzüge, welche Sie erwähnen, nicht zu verachten. Der Reichthum führt heutzutage zu Auszeichnungen, und es ist natürlich, daß Ihr Kind —"

„Dieser Durst nach Vornehmheit," unterbrach sie Herr Lafère, „verdirbt die Geldmenschen, und das schreibt sich nicht von gestern her! Ich weiß wohl, welchen Vortheil der Vicomte von Mayran in der Verbindung mit einem Banquier sucht, aber ich weiß nicht, was ich gewinne, wenn ich einen Edelmann zum Schwiegersohn bekomme. Didier ist der beste und geschickteste von meinen Commis, ich will ihn zu meinem Associé machen und keinen Müßiggänger zum Schwiegersohn — das ist das Gefährlichste von der Welt! Sie sagen mir, daß Julie sich geliebt glaubt, aber sie weiß nicht, daß der Vicomte ihr Vermögen liebt. Ich wünschte wohl, sie lernte einsehen, daß dieser Anbeter den Silberblick meiner Kasse schöner findet, als die Augen des Mädchens."

„Ich wünschte es ebenfalls."

„Das ist verständig gesprochen, Madame."

„War ich das nicht immer, mein Freund?"

„Ich gäbe viel Geld darum," fuhr der Banquier fort, „wenn Julie den Beweis erhielte, daß die Tochter eines Millionairs nicht immer ihrer selbst wegen geliebt wird. Was Didier betrifft, so hat der Eigennutz keinen Antheil an seiner Werbung, ich kenne sein Vermögen und ob er mein Schwiegersohn wird oder nicht, mein Associé wird er demungeachtet. Aber der Vicomte von Mayran — ist sein Schloß nicht vielleicht nur eine Ruine?"

„Ihre Freundschaft für Herrn Didier macht Sie blind, mein Freund, und bis jetzt haben Sie keinen vernünftigen, wenigstens keinen gegründeten Einwurf gegen Herrn von Mayran. Ich bin nicht gekommen, um Ihren Entschluß umzuwerfen; ich kenne Ihre Umsicht, und übrigens sind Sie der Herr; aber ich wünschte, Sie führten Ihre Tochter zu sich zurück, ohne strenge Mittel. Unterrichten Sie sich genau über Herrn von Mayran, erkundigen Sie sich wenigstens, wie es mit seinem Vermögen steht, und zwingen Sie den Gehorsam Juliens mehr durch Gründe, als durch Befehle. Denken Sie daran, daß, wenn sie ihn wirklich liebt, man ihr Herz nicht brechen darf, und daß es gefährlich ist, sie zu zwingen. Ihre Tochter ist nach Ihnen gerathen, mein Freund, sie hat einen bestimmten Willen und man beugt sie schwer durch Drohungen, da hingegen sie durch Bitten leicht zu bestimmen ist."

„Es ist mir verdrießlich, aber ich habe Herrn von Mayran geschrieben, daß ich über meine Tochter bereits verfügt habe, und daß er mir nicht mehr die Ehre seines Besuches geben möchte."

„Wohl, mein Herr, aber wenn Herr von Mayran neue Versuche macht, sich uns zu nähern, versprechen Sie mir in dem Falle, daß Sie um des Glückes Ihrer Tochter willen die Angelegenheit, um die es sich handelt, aufs Neue prüfen wollen."

„Sie sind eine vortreffliche Frau," sprach Herr Lafère, ihr die Hand reichend, „Sie deuten mir zart an, daß ich diesen Morgen mit Julien zu rasch verfahren bin; Sie werden sie durch Milde zu mir zurückführen.

Sagen Sie ihr, was Sie für dienlich halten, aber binden Sie mich nicht. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich ihr Zeit gewähre.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

(Zahnlieferanten.) In der Lebensbeschreibung des berühmten englischen Wundarztes Astley Cooper ist auch viel von den bekannten „Auferstehungsmännern" die Rede, welche, wie die Leser schon wissen, in England nicht blos die Leichen aus den Gräbern stehlen, um dieselben an Aerzte zu verkaufen, sondern auch nebenbei andere Geschäfte betreiben, namentlich die Zahnärzte mit Zähnen zu versorgen. So wird von einem gewissen Murphy erzählt, daß er von einer Kapelle zur andern in London ging, in welcher sich Begräbnisse befanden, in jeder sich an den Sacristan wendete, sich für einen trostlosen Ehemann ausgab, dessen Frau vor nicht langer Zeit in der Kapelle beigesetzt worden sei, sich durch ein Geldstück die Erlaubniß erkaufte, in die Gruft hinabzusteigen, um „die theuern Ueberreste" noch einmal zu sehen, und dann, sobald er allein war, schnell die zuletzt beigesetzten Särge öffnete und den Leichen ihre Zähne ausbrach. Eine Unzahl solcher Männer folgte dem englischen Heere in dem Kriege auf der spanischen Halbinsel blos in der Absicht, den Todten die Zähne auszubrechen. Ein Einziger soll von dem Schlachtfeld von Waterloo für 50,000 Thaler Zähne zurückgebracht und verkauft haben. Noch reichlicher ist, wie Astley Cooper versichert, die Ernte dieser Nachtvögel auf den Schlachtfeldern in Deutschland gewesen.

(Ein neuer Industriezweig.) In Bombay hat man neulich eine merkwürdige Entdeckung gemacht; man ist einer förmlich organisirten Gesellschaft für Raub und Plünderung auf die Spur gekommen. Schon seit vielen Jahren hatten die vielfachen Räubereien, welche bei Ueberschiffung der Waaren nach dem Ufer stattfanden, den Verdacht rege gemacht, es müsse ein derartiges, weitverzweigtes Complot bestehen. Vor drei Jahren nun beichtete ein Fremder (ein Deutscher, wie die Bombayer Journale glauben) auf dem Todtenbette seine Theilnahme an einer solchen Verbindung; seine Angaben waren jedoch zu unbestimmt, als daß sie zu einem erheblichen Resultate hätten führen können. Zu Anfang März v. J. erschienen zwei Eingeborne vor dem Polizeibeamten von Bunders, und gaben sich für Mitglieder einer Bande aus, welche das Plünderungsgeschäft seit zwei Jahren betreibe. Auf ihre Aussagen hin wurden Haussuchungen angestellt; allein, sei es nun Irrthum oder Einverständniß gewesen, der rechte Ort wurde verfehlt, und nur ein kleiner Vorrath gestohlner Waaren weggenommen. Von nun an hatte die Polizei ein scharfes Auge auf die Vorgänge im Hafen, jedoch ohne Erfolg. Im Juli endlich erschien ein Individuum vor der Polizei, durch dessen Eröffnungen die Ergreifung der Leiter der Bande sammt ihren Büchern und Briefschaften möglich wurde. Dabei stellten sich denn folgende merkwürdige Facta heraus: Die Gesellschaft bestand aus 90 Mitgliedern, und die Dividende, nach Deckung der Auslagen und reichlicher Belohnung der Diener, zwischen 60- und 80,000 Pfund Sterl. jährlich. Die Bücher der Compagnie wurden so vollständig und regelmäßig geführt, als bei irgend einem indischen Kaufmann; sie enthielten eine genaue Angabe der gestohlnen Waarensorten, der Verkäufe und Zahlungen mit Angabe der Personen, der bezahlten Löhne und Gratificationen u. s. f. Es erscheinen dabei Leute als Hehler compromittirt, welche über jeden Verdacht erhaben schienen. Wöchentlich fand in den geräumigen Magazinen der Gesellschaft eine regelmäßige Waarenversteigerung statt, zu welcher natürlich nur die Eingeweihten Zutritt hatten. Gegen einander und gegen ihre Diener verfuhren sie vollkommen redlich und liberal. Alle Halbjahre wurde Bilanz gezogen, der Gewinn vertheilt, die Bücher und Papiere ins Meer versenkt, und Alles von vorn angefangen. In den Büchern fand keinerlei Hehl statt; die blos geschmuggelten Waaren und die gestohlnen hatten jede ihre eigne Rubrik. Die Polizei war durch Bestechungen gewonnen; kam ein Boot mit gestohlnen Gütern zur Unzeit ans Ufer, so ging sie demselben auf ein gegebenes Zeichen aus dem Wege. Man hat die Bücher, 19 an der Zahl übersetzen lassen, und gibt sich alle erdenkliche Mühe, sämmtlicher Malesicanten, deren bereits 40 in den Händen der Justiz sind, habhaft zu werden. So unvollständig sind die Begriffe der Eingebornen über Recht und Unrecht, daß sie dergleichen Uebelthaten für sehr verzeihliche Fehltritte halten, falsche Zeugen, welche den Verbrecher losschwören, sind allenthalben und zu jedem Belang um sehr mäßige Preise zu haben.

— Ein sehr mißliches und widerwärtiges Ereigniß, schreibt die deutsche allgemeine Zeitung aus Wien, hat auf dem Gute eines hier angesehenen und besonders im Kreise der höchsten Stände beliebten Arztes, Frhrn. v. T..., stattgefunden. Der Sohn desselben, ein dreizehnjähriger Knabe, kehrte eben von der Jagd heim und begegnete einem Bauer, der mit einem schwer beladenen Karren daherfuhr und keine Miene machte dem jungen Menschen auszuweichen. Darüber entspann sich ein Wortwechsel; der junge Bösewicht legt an, feuert ab, und der arme, bedauernswerthe Landmann, der überdies noch Familienvater sein soll, schwimmt in seinem Blute. Wahrhaft empörend ist der Umstand, daß der jugendliche Verbrecher die Abscheulichkeit seiner That, ohne übrigens jemals Spuren des Wahnsinns gezeigt zu haben, so wenig zu fühlen schien, daß er schon am nächsten Morgen wieder frank und wohlgemuth dem Waidwerke nachging. Diese leider! nur zu verbürgte Begebenheit liefert einen neuen schlagend traurigen Beleg zu der immer mehr Platz greifenden Ansicht, daß hier das gesammte Erziehungswesen einer gründlichen Reform bedürfe, und daß namentlich die Hohlheit des bei den höhern Ständen beliebten Bildungssystems vom Uebel sei. Aeußere gefällige Politur und jene bedauerliche Routine, das Leben mit eleganter Lustigkeit durchzubringen: das sind die Eigenschaften, welche so vielen jungen Leuten auf den Lebensweg als Angebinde mitgegeben werden. Wen sollte es wundern, wenn unter solchen Umständen die ursprünglich böse Anlange üppig fortwuchert und schon frühzeitig Unthaten gebiert?

— Eine Deputation von Indianern aus Ober-Canada ist gegenwärtig auf der Reise nach London, um der Königin Victoria eine Streitsache, welche zwischen diesem und einem andern

Indianerstamme obwaltet, persönlich vorzutragen. Die Ankunft dieser Söhne der Wildniß, welche mit ihrem originellen Costüme auch ihre alten Sitten und Gebräuche beibehalten haben, wird unter den Londoner Cockneys gewiß großes Aufsehen erregen.

(Grabschrift.) Den deutschen Sprachreinigern empfehlen wir folgende Grabschrift zur Beachtung:

„Hier ruht der Organist von Tangermünde,
Gott wird vergeben seine Sünde;
Er war mit ihm sonst wohl daran,
Denn auf Erden war er sein — Spielmann!"

— wonach also der „Organist" in einen „Spielmann Gottes" umzutaufen wäre.

(Hear him!) In Pisa läß sich gegenwärtig ein Mann sehen, der effective Hörner auf dem Kopfe hat. Es sind dies zwei gekrümmte hornartige, sechs Zoll hohe und anderthalb Zoll dicke Auswüchse, welche sich oberhalb der Schläfe befinden. Der Mann sieht aus wie der Jupiter Ammon und ist erst 36 Jahre alt. Die Aerzte erklären, durch eine Operation würde man sein Leben gefährden. Und so hat er sich denn entschlossen, ruhig seine Hörner zu tragen, die ihm noch dazu Geld einbringen, was bei anderen Hörnerträgern wohl auch mitunter der Fall ist.

(Curiosum.) In einer Kirche zu Brügge findet sich ein sonderbares Bild, ein Gemälde, das die Vermählung zwischen Christus und der heiligen Catharina darstellt. St. Dominicus, der Patron der Kirche, traut sie, die Jungfrau Maria legt ihre Hände zusammen und der König David spielt die Harfe dazu. — Der Maler Fra Gello della Puero stellt das Seitenstück die Mutter Gottes auf einem rothsammetnen Sopha dar, wie sie mit einer Katze und einem Papagei spielt und sich eben Caffee aus einer vor ihr stehenden köstlichen Caffeekanne einschenken will.

— Noch haben wir zwar keine Weltliteratur, auf welche Göthe hindeutet, und das mühsam erhaltene europäische Gleichgewicht basirt nur auf der Eifersucht und dem gegenseitigen Mißtrauen der einzelnen Staaten, aber in Einem sind wir so ziemlich einig; in der Mode. Die Wiener Damen tragen die Victoriahäubchen ebenso gut, wie die englischen Ladys, der Pariser Fashionable freut sich in seinem „sächsischen Frack," und wenn man vom deutschen, englischen, französischen Moden spricht, so meint man nur kleine Nüancen, unwesentliche Specialitäten, welche sich dem großen Genius einer europäischen Mode unterordnen. Die Nationalcostüme sind zum großen Theil auf den Mummenschanz verwiesen und haben nur noch eine historische Bedeutung. Demohngeachtet wird es uns nicht schwer, auch unter dieser gleichen Hülle den Engländer von dem Franzosen, diesen von dem Deutschen u. s. w. zu unterscheiden, ja, wir erkennen sogar den Wiener und den Berliner, noch mehr die einzelnen Stände aus der gleichsam unter einer Scheere gehaltenen Masse mit Leichtigkeit heraus.

— Beinahe wäre durch einen Wahnsinnigen in Irland der Bürgerkrieg ausgebrochen, und eine Stadt zusammengeschossen worden. Der Capitain der bei Cove an der irischen Südküste liegenden Brigg Lynx gab plötzlich Befehl, die Kanonen scharf zu laden, und die Stadt zu bombardiren. Zum Glück verhinderten die unter dem Capitain befehligten Offiziere die Ausführung, da es sich ergab, daß der Mann plötzlich wahnsinnig geworden sei. Er wurde in der Cajüte bewacht, um nach Antwort vom Admiral ins Irrenhaus gebracht zu werden.

— Es ist den Soldaten in Ham bei Strafe einer 5tägigen Haft im Polizeisaale verboten worden, vor dem Prinzen Ludwig Napoleon das Gewehr zu präsentiren, wenn er auf der Bastei spaziren geht; den Offiziern ist untersagt, ihn zu grüßen.

— Deutsche Tapferkeit wird, wenn man den englischen Zeitungen trauen darf, vielleicht bald Gelegenheit haben, sich in Irland zu bewähren. Der König von Hannover soll nämlich der Victoria 20,000 seiner Hannoveraner gegen die armen Irländer angeboten haben. Die Hannoveraner sind ja Deutsche, sie werden gewiß tapfer fechten, wo es gilt, ein armes, gequältes Volk zu unterdrücken.

(Eine Anecdote des Berliner Freimüthigen.) Ein Fabrikbesitzer hielt oft lange und salbungsvolle Anreden an die Seinen, erfüllte aber keine seiner Versprechungen. Da wurde ihm einst Folgendes von unbekannter Hand überschickt:

O höre, wie von allen Orten
Die Bitt' ertönet fort und fort:
Sei lieber uns ein Mann von Wort
Als nur ein Mann von Worten.

(Die Aehnlichkeit.) Neulich sah ein Neger auf einem Dampfschiffe einen schwarzen Mops, bei dessen Anblick er heftig zu weinen anfing. Man fragte ihn um den Grund seiner Traurigkeit, und er antwortete schluchzend, indem er auf den Hund zeigte: „Ach, welche Aehnlichkeit mit meiner Schwester."

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Bei einfacher Toilette wird man wattirte Ueberröcke tragen, bei größerer Toilette aber Mäntelchen von Sammet und große Mäntel, die auf den Armen gut fallen, wattirt und von pekinirtem Wollenstoffe gemacht sind, d. h. von einem Wollenstoffe mit Streifen, unter die sich vielleicht auch andere Muster mischen; zu großen Soireen endlich wird man die wattirten Ueberwürfe von Atlas beibehalten, die mit Spitzen oder doch wenigstens mit feiner Posamentirarbeit besetzt sind. Das Eleganteste in dieser Art werden die Sammet-Camails sein, die mit leichtem, warmem, weichem Pelz gefüttert und besetzt sind, ferner russische Palletots, welche besonders für hochgewachsene Damen sich eignen, und Kaftane und kleinere Ueberziehröcke, welche gefährliche Concurrenten der Damen-Twines zu werden scheinen, welche letztere man seit Kurzem in die Mode zu bringen suchte.

Wenn dieser Twine von einem Stoffe aus Thibetanischer Wolle gemacht ist, so zeichnet er sich ebensowohl durch seine etwas originelle Form, als durch seine außerordentliche Weichheit aus; der Kaftan dagegen macht sich seiner orientalischen Abstammung durch seine Eleganz und seine Besetzung mit ein

nem breiten gepreßten Sammetstreifen oder mit kostbarem Pelze würdig.

Die Negligeekleider und die Ueberröcke gehen immer hoch hinauf, sind ganz faltenlos und haben auch auf den Aermeln fast gar keinen Auspuß. Man erwähnt Ueberröcke à la Valentine, deren Leibchen sehr lang ist und auf den Nähten mit Borten besetzt wird, welche zu den Troddeln und Knöpfen auf der Brust und längs der Aermel passen.

Unter den Kleidern zum Halbputz sind die von Camäleon, von vielfarbigem Pekin rc. anzuführen, welche halb tief ausgeschnitten sind und von gleichem Stoffe eine Revers-Berthe mit vier Schlitzen haben, d. h. einen Revers, der vorn, hinten und auf den Achseln offen ist.

Für Theater und Concert sind die Kleider von Peri, Smala, Guirlanden-Pekin, Nakir-Armüre und Caledonienne zu empfehlen, welche Stoffe sämmtlich neu und geschmackvoll sind.

Der Tagesgeschmack verlangt einen sehr hohen Haarputz, weshalb auch der Kopf der Hüte wieder höher wird, welche an den Backen weniger tief heruntergehen, als im vorigen Jahre, dagegen aber nicht selten sehr große Nackenschirme haben. Wir haben übrigens sehr schöne Sammethüte gesehen, die mit Spitzen oder mit Reiherfedern, oder mit einem Paradiesvogel ausgeputzt waren, so wie Atlascapoten, die über und über mit Spitzen überzogen waren.

Die neuesten Häubchen, die wir gesehen haben, waren von einer neuen Blondenart, und mit Mohnblumen oder Camelien ausgeputzt; die Coiffüren zum großen Staate endlich sind von Goldgeflecht, von Sammet und Blonden, häufig mit einer breiten glänzenden Franse.

Der Sammet herrscht jetzt fast unbestritten vor; Pelzwerk hat sich noch nicht viel gezeigt. Doch wird es bald zum Vorschein kommen, denn zu den Ueberwürfen und Ueberziehröcken oder Aermelmänteln scheint es dieses Jahr die allgemeinste Gunst zu finden. Man sieht sehr schöne, die große runde Kragen und Halbärmel haben, und meist von Sammet gemacht sind. An die von Sammet macht man fast immer einen Capuchon, den man jetzt so einrichtet, daß er einen doppelten Zweck erfüllen kann; bei schönem Wetter nämlich fällt er als Pelerine auf die Achseln, wird die Witterung kühl, so läßt er sich durch einen Zug zusammenziehen, so daß man ihn auf und über den Kopf schlagen kann.

Der schwarze Atlas wird häufig, wenn man ihn zu solchen Kleidungsstücken oder kurzen Aermeln verwendet, kirschroth eingefaßt. Den himmelblauen oder rosa Sammet füttert man bei Mäntelchen à la Heinrich III. mit weißem Atlas.

Nach dem Theater kann man eine große Menge mantelartiger Anzüge und Ueberwürfe sehen, den Burnuß, den eigentlichen Mantel, den Camail, den Aermelmantel und die ungemein großen Shawls. Einfach und für jede Dame sind die Aermelmäntel von schwarzem Atlas, die mit Sammetband garnirt sind; sie reichen etwas über das Knie herab, sind oft blau oder rosa gefüttert und wattirt, so daß sie eben so warm, als elegant sind.

Gesagt ist bereits, daß der Sammet vorherrsche; dies gilt auch von den Hüten, denn die elegantesten, die man sieht, sind von diesem weichen, warmen und reichen Stoffe gemacht. Auf den Morgenhüten hat man die Blumen und Federn durch Bandschleifen ersetzt.

Die Muffe sind bereits wieder zum Vorschein gekommen und zwar in solcher Menge, daß man nicht daran zweifeln kann, daß man sie für das erste und nothwendigste Zubehör der Toilette im Winter ansieht. Die Armbänder sind mehr als je der beliebteste Schmuck; auch die Colliers werden, wie man sagt, diesen Winter einen Versuch machen, sich die Gunst der Damen von Neuem zu gewinnen; gewiß ist, daß die Vorliebe für alten Schmuck noch immer zunimmt.

Herren-Mode. Die Herren-Moden sind vor der Hand wohl festgestellt. Die Taillen bleiben lang und reichen über die Hüften hinunter. Man trägt zum Negligee wattirte Twines, oder, wenn die Witterung es erlaubt, einen kurzen Ueberrock mit großen Klappen, carrirte Beinkleider mit zwei Falten an jeder Seite, eine Weste von schottischem Sammet mit Shawlkragen und endlich einen weiten Ueberziehrock mit großem Kragen und außerordentlich großen Revers, ganz mit Seide gefüttert; Kragen und Aufschläge von Sammet.

Der Frack endlich hat etwas lange Schöße, ist auch im Leibe ziemlich lang, sehr weit offen auf der Brust, hat bequeme Aermel, einen ziemlich breiten Kragen und platt aufliegende Revers von mittler Größe. Die Beinkleider sind halbeng, die Weste ist ziemlich lang.

Was die Hüte betrifft, so ist die neueste Form die sogenannte englische, nicht sehr hoch und mit mehr kleinen, als großen halbumgelegten Krempen.

Die fashionable Welt hat sich entschieden, wie schon gesagt, für die langen Taillen erklärt, und ist der Meinung, daß dieselben am besten aussähen, nicht blos wegen ihrer Eleganz, sondern auch, weil an ihnen der Schneider am ersten seine Kunst zeigen könnte.

Uebrigens trägt man zum Ausgehen in der Stadt den übereinanderzuknöpfenden Rock mit breitem Kragen, langer Taille, Schöße, die bis an die Knie reichen und sehr weit sind, mit breiten Revers, die sich bis hinunter umschlagen, aber auch bis oben hinauf zugeknöpft werden können, mit halbengen, etwas langen Aermeln und ganz kleinen Aufschlägen. Die Schößen sind ganz mit Seide gefüttert. Oft werden diese Röcke auch wattirt, die Knöpfe sind von glattem Zeuge, von derselben Farbe wie der Rock, glatt und von gewöhnlicher Größe. Die Farben, welche in diesem Augenblick vorherrschen, sind das Schwarz, das andalusische Braun, das afrikanische Grün, das irländische Schwarz, Goldbronze und Dunkelblau. Zu solchen Röcken trägt man geradgeschnittene, an den Beinen weite Beinkleider, welche die ganze Fußbiege bedecken. Was die Stoffe zu diesen Beinkleidern betrifft, so herrschen noch immer die satinirten vor, weil sie sehr weich sind und allen Bewegungen sich leicht fügen. Die beliebtesten Farben sind noch immer die großen Carreaux in verschiedenen Nüancen, so wie die breiten Streifen, Farbe auf Farbe.

Erklärung der Modenkupfer.

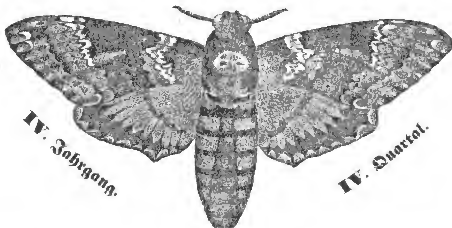
No. 1. Kurzer Rock mit breitem Kragen und sehr breiten bis unten herab überschlagenden Revers. Carrirte Weste mit Shawlkragen, glatte Beinkleider. No. 2. Hut von Sammet mit Marabouts, darunter Bandausputz. Oberrock, vorn herab am Leibchen mit zwei in den Gürtel in einen zusammenlaufenden Sammetstreifen besetzt; dann vom Gürtel mit drei auseinanderlaufenden Sammetstreifen und auch unten herum, und unten um die Aermel mit einem solchen besetzt. No. 3. Ueberziehrock mit breiten Revers und einem Kragen; an den Hüften Taschen.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 7. (5. Jahrgang. IV. Quartal).

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst Modenkupfer. Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31/32. Druck von F. Andrä in Leipzig.

Leipzig=



Pariser Moden=Journal.

No. 8. Sonnabend, den 18. November. **1843.**

Eine Mutter.

(Beschluß.)

Es war ein Uhr nach Mitternacht und Alles schlief im Hause, als Madame Lafère in ihr Zimmer trat und da ihre Tochter fand, noch angekleidet, wie am Tage und in höchster Aufregung auf= und abgehend.

„Du hast Dich noch nicht zu Bett gelegt, mein Kind? Bist Du etwa krank?" fragte die gute Mutter mit der zärtlichsten Unruhe.

Julie ergoß sich in Thränen und, sich in die Arme der Mutter werfend, schluchzte sie:

„Ich bin sehr schuldig!"

„Gewiß nicht, ich wette," entgegnete jene, sie liebend an sich schließend.

„Ach doch, doch, Mamma!" sagte Julie, das Antlitz voll Thränen und mit unterbrochener Stimme. „Aber die Tyrannei meines Vaters hat mich um meine Sinne und meinen Verstand gebracht."

„Erkläre Dich, meine Tochter! Was bedeuten diese Thränen und warum kommst Du zu dieser Stunde zu mir?"

Julie warf sich ihrer Mutter zu Füßen und, ihre Knie umschlingend, reichte sie ihr einen Brief hin.

„Von Herrn von Meyran?" sagte Madame Lafère, nach der Unterschrift sehend. „Unglückliches Kind — er will hierher kommen — zu dieser Zeit — er verlangt, daß Du mit ihm fliehest?"

Julie verbarg ihr Antlitz in ihren Händen.

„Und ehe Du das väterliche Haus, dieses reine und geweihte Zimmer, in welchem Du erzogen bist, verlassen willst, um vielleicht ohne Rückkehr von dieser Schwelle zu scheiden, wolltest Du noch einmal Deine Mutter umarmen?"

„Dich verlassen?" rief das junge Mädchen schluchzend — „ach, ich habe nicht den Muth dazu — nein, ich wollte mich in Deine Arme flüchten."

„Laß sehen, meine Tochter, beruhige Dich!"

Sie setzte sich neben sie auf das Sopha, legte den Arm um sie und las laut folgenden Brief von Herrn von Meyran:

„Mein Fräulein!

„Die furchtbare Antwort, die ich empfangen und die mir die Hoffnung raubt, wieder Ihr Haus zu betreten, hat mich in die tiefste Verzweiflung gestürzt. Ich schwöre Ihnen, daß ich sterbe, wenn ich Ihre Hand nicht erhalte. Um sie aber zu erhalten, gibt es nur ein Mittel — eine Entführung. Ihre Frau Mutter billigt

8

meine Liebe. Ihr Beistand, der uns heute, dem Willen Ihres Vaters gegenüber, unnütz ist, wird uns um so schätzbarer sein, nach unserem Schritt der Nothwehr, den man gewiß zu unserm Heile zu verbergen sich beeilen wird. So werden sich meine, und ich hoffe, auch Ihre Wünsche erfüllen. Um ein Uhr werde ich an Ihrer Thür sein. Meine Mutter ist davon unterrichtet; sie erwartet uns, und ich — ich erwarte von Ihnen Leben oder Tod."

„Er wird kommen;" fragte Madame Lafère, nachdem sie den Brief gelesen.

Julie senkte das Haupt.

„Ach, mein theueres Kind," fuhr jene fort, „wie wohl hast Du daran gethan, mir Dein Herz zu öffnen! Wo könntest Du eine bessere Freundin, eine ergebenere und verschwiegenere Vertraute finden? Willst Du mir vertrauen, Julie?"

„Ob ich es will, Mamma?!"

„Gut. Ich handele, wie Du selbst handeln würdest, wenn Du meine Vorsicht besäßest, wenn Du für Dein Glück eben so besorgt wärest, wie ich es bin. Ueberlaß Deiner Mutter die Sorge für Deine Ehre, und für Deine Liebe. Du solltest in den Salon hinabkommen, nicht wahr? Wohl, laß uns Beide zusammen gehen."

Um von Außen in den Salon zu gelangen, dessen Aussicht auf die Straße hinausging, brauchte man nur von innen das Fenster zu öffnen. Madame Lafère that dies. Die Nacht war dunkel, die Straße menschenleer.

„Schließe Dich in jenes Kabinet ein, meine Tochter," sprach Madame Lafère, „und verhalte Dich ruhig."

Darauf setzte sie sich in einen Sessel und wartete. Kurze Zeit verging, da glaubte sie einen Wagen zu hören, der am Ende der Straße anhielt. Sogleich ließ sie die bereitgehaltene Schnur aus dem Fenster auf das Parquet hinab.

„Julie," sagte sie, sich dem Kabinet nähernd. „Er ist da — keinen Laut, keine Bewegung!"

Herr von Meyran stieg auf den Balcon, mit Hilfe des Seils, und mit einem Sprunge war er im Zimmer.

„Ah, Madame!" rief er, Madame Lafère erkennend — „Sie sind's? Ich bin verloren!"

„Im Gegentheil, mein Herr! Erwarteten Sie nicht, mich hier zu finden? Sie wissen doch, daß meine Tochter kein Geheimniß vor mir hat. Wohlan, Herr Vicomte, setzen Sie sich und lassen Sie uns zusammen sprechen."

Herr von Meyran, in höchstem Erstaunen, konnte sich nicht weigern, einen Sessel einzunehmen, und Madame Lafère reden zu hören.

„Ich will Sie überraschen, mein Herr," sprach sie. „Ich finde, was Sie thun, sehr natürlich. Um die Menschen zu beurtheilen, muß man sich an ihre Stelle setzen. Sie sind jung, Sie lieben meine Tochter, sie liebt Sie, Sie zwingen meinen Gatten, indem Sie sie entführen, Ihnen Julien zur Gattin zu geben. Das ist die gewöhnliche Art in dergleichen Fällen. Julie, ihrerseits, will Ihnen gern folgen, aber da sie ihre Mutter liebt, so nimmt sie sie zur Vertrauten. Was ist natürlicher? Sie wissen, mein Herr, daß ich mich der Ehre, mit Ihnen in nähere Verbindung zu treten, niemals widersetzt habe?"

„Ich weiß, Madame," versetzte Herr von Meyran, der sich von seinem Erstaunen noch nicht erholen konnte, „ich weiß, was ich Ihrer Güte verdanke. Sie billigen also den äußersten Schritt, den ich und Ihre Tochter zu thun im Begriff stehen?"

„Bis auf einen gewissen Punkt, mein Herr. Meine Tochter hat mir Alles gestanden, und ich habe ihr keinen Vorwurf zu machen; wohl aber Ihnen, mein Herr — das ist der Unterschied. Warum kamen Sie nicht zu mir, da Sie meine Gesinnungen kannten?"

„Madame," entgegnete der Vicomte, durch die Milde der Madame Lafère verführt, „mein Betragen hat ein Motiv, das Sie nicht verwerfen werden. Ich weiß, daß Sie in dem besten Einverständniß mit Ihrem Herrn Gemahl leben; mir ist ferner bekannt, daß Sie sich seinem Willen ganz unterwerfen; Sie würden ihm also Alles gesagt haben, und dann würde die Erfüllung meines heißesten Wunsches unmöglich geworden sein."

„Sehr wohl, mein Herr! Sie haben mich vollkommen richtig beurtheilt. Jetzt, da ich mich an Ihre Stelle gesetzt habe, erlauben Sie mir, mich einen Augenblick an die meines Gatten zu setzen. — Herr Lafère verweigert Ihnen die Hand seiner Tochter; ohne Zweifel hat er seine Gründe dazu. Wenn Sie die Blicke auf sich selbst, auf Ihre Familie, auf Ihr Vermögen, auf Ihre Stellung in der Welt werfen, so finden Sie, daß sich nichts dagegen einwenden läßt."

„Es ist wahr, Madame, ich wage mich würdig zu dünken."

„Sehr wohl, mein Herr. Aber das ist nur die eine Seite, welche in Frage steht. Sie glauben auch, daß meine Tochter Sie liebt?"

„Ich hoffe dies," sprach Herr von Meyran.

„Immer besser. — Wohlan, mein Herr, mein Gatte liebt seine Tochter ebenfalls; er wünscht ihr Glück, und wahrlich, nicht mit frohem Herzen verzichtet er auf alle Vortheile, welche Sie ihm anbieten. Wer sagt Ihnen, daß ihm die Ehre nicht die Verpflichtung auferlegt, Ihre Anerbietungen abzulehnen?"

„Die Ehre, Madame?"

„Ja, mein Herr, die Ehre! Sie wissen, das Vermögen eines Banquiers verschwindet oft schneller, als es erworben ist; der Telegraph kann uns unsern Ruin mit der Schnelligkeit des Gedankens bringen. Und das — ist geschehen, mein Herr; wir sind ruinirt — mein Gatte hat es diesen Morgen erfahren, und Julie weiß noch nichts davon. Dieses Hotel, in welchem Sie sich befinden, gehört nicht mehr uns. Unsere Grundstücke müssen verkauft werden — wir sind so tief gesunken, um uns niemals wieder erheben zu können. Seien Sie indessen versichert, wir werden einem Bankerott entgehen — unser Name wird rein bleiben. Da haben Sie die Entschuldigung für meinen Gatten. Wenn er Ihnen seine Tochter verweigert, so geschieht dies aus Zartgefühl, und ich kenne ihn, nichts könnte seinen Entschluß erschüttern, als ein Eclat. Was Sie daher vorausgesehen haben, würde eintreffen — wenn er seine Tochter compromittirt sähe, würde er nachgeben. — Ich billige sein Betragen und das Ihrige," fuhr Madame Lafère fort, „Ihr Anerbieten ablehnend, handelt mein Gatte als galanter Mann; und indem sie Julien entführen und heirathen, gründen Sie unser Aller Glück. — Sie werden einsehen, mit welchem Vergnügen ich die Geständnisse meiner Tochter vernommen habe. Entführen Sie sie, mein Herr, und was mich betrifft, ich verlasse Sie nicht; ich reise mit Ihnen, und wir haben nicht nöthig, durch das Fenster zu steigen. Wir gehen zur Thür hinaus, das ist einfacher; der Schließer wird uns öffnen. Meine Tochter erwartet uns."

Nach dieser unerwarteten Rede, nach dieser mit so viel Sicherheit und, dem Anschein nach, in so gutem Glauben gemachten Eröffnung, blieb Herr von Meyran starr vor Verwunderung.

„Wie, Madame," sagte er endlich, „ein plötzlicher Ruin?"

„Ein vollständiger, mein Herr. Würde sonst mein Gemahl die Ehre, die Sie uns erzeigen, zurückgewiesen haben?"

„Ich hatte von einem Nebenbuhler sprechen gehört —"

„Doch er ist nicht geliebt — Sie sind es!"

„Sie wollen mit uns gehen, Madame?"

„Ohne Zweifel, und Sie können mir dafür Dank wissen, denn das rechtfertigt Ihre Entführung. Sie wissen, eine Entführung hat immer ihre mißliche Seite. Schnell, holen wir Julien und bringen Sie uns zu Ihrer Frau Mutter.

Während Madame Lafère so sprach, hatte sich Herr von Meyran erhoben, und mit einer geschickten Wendung näherte er sich dem Fenster.

„Nein, Madame," sprach er, „wenn ich Sie von Ihrem Herrn Gemahl entfernen wollte, würde ich Ihr und sein Unglück veranlassen. Ich will nicht —"

„Wenn ich Ihnen ein Hinderniß bin," unterbrach ihn Madame Lafère, „rathen Sie mir, daß ich Ihnen meine Tochter auf gutem Glauben überlasse?"

„Ich sehe," stammelte Herr von Meyran, „daß ich von Ihnen ein allzugroßes Opfer verlange."

Mit diesen Worten setzt er den Fuß aus dem Fenster und läßt sich an der Schnur auf die Straße hinab.

„Mein Gatte hatte Recht," dachte Madame Lafère. „Dieser Herr von Meyran wollte nur Juliens Mitgift heirathen."

In diesem Augenblicke trat Julie aus dem Kabinet. Heftig warf sie das Fenster zu und dann sich in die Arme ihrer Mutter.

„Ach, Mamma, Mamma, welche Lehre!" rief sie.

„Du siehst selbst, armes Kind — er liebt Dich nicht. Die Banquiertöchter mit ihrem Vermögen sind schlimm daran. Der Elende! Ich sagte ihm, daß Du ihn liebest, und er ist entflohen. Er, welcher kam, um Dich zu verführen, er verläßt Dich, sobald er Dich arm glaubt! Siehst Du, mein Kind, wie Recht Dein Vater hatte, daß er Deine Hand einem Manne verweigerte, der sie so wenig verdiente! Danke dem Himmel, Julie, Dich nicht compromittirt zu haben; meine Dazwischenkunft hat die Folgen Deiner Unvorsichtigkeit verhütet. Fürchte nichts, Dein Vater soll von Allem, was vorgefallen, nichts erfahren. Aber in Zukunft ziehe mich zu Rathe, wenn Du im Begriff stehest, einen verwegenen Schritt zu thun, der Dich in's Verderben stürzen könnte."

Die gute Mutter brachte den Rest der Nacht damit zu, ihre in ihrer Eigenliebe verletzte und in ihrer Liebe betrogene Tochter zu trösten; sie milderte mit dem Balsam ihrer Worte Juliens Schmerzen und wußte ihre Seele zu vernünftigeren Empfindungen zurückzuführen. Am Morgen begab sich Julie in das Kabinet ihres Vaters, um ihm anzukündigen, daß sie bereit sei, den Mann seiner Wahl zu heirathen.

„Aber wie?" sprach der reiche Banquier zu seiner Gattin, als er mit ihr allein war. „Wie haben Sie es angefangen, meine Freundin, um unsere Wünsche zu vereinigen? Sie hatten mich fast schon mit Ihrem Vicomte ausgesöhnt, und nun führen Sie auf einmal meine Tochter wieder zu mir zurück? Wie haben Sie das gemacht?"

„Mein Freund," antwortete Madame Lafère — „weil ich mich an die Stelle eines Jeden zu setzen weiß;

weil ich die Empfindungen, die Leidenschaften, die Interessen jedes Alters mir klar zu machen bemüht bin; vor Allem aber — weil ich Mutter bin!"

Eine Danae.

(Geschichtlich.)

Nach der Bildung des neuen Hofes Napoleons 1804 zeichnete sich die Marschallin Serrurier durch ihren Geist, durch ihre schlagenden Antworten und durch ihre Vorliebe für das Spiel aus; indessen war das Wohlthun, die Freigebigkeit, man konnte fast sagen die Verschwendung, ihre vorherrschende Leidenschaft; obgleich außerordentlich eifrige Spielerin gab sie doch noch lieber, als daß sie spielte, und man wird es sehr leicht erklärlich finden, daß sie häufig kein Geld hatte, was ihr größter Kummer war.

Es war am 1. Januar 1804; Abends wurde in den Tuilerien gespielt; der Kaiser machte ein vingt-un mit seinen Marschällen, während die Kaiserin ihrer Seits mit einigen ihrer Damen, mehreren ihrer Kammerherren und fünf oder sechs Generalen spielte, die hinter den Damen standen und entweder wettend oder mit den Damen gleichzeitig an dem Spiele Theil nahmen. Die Marschallin Serrurier befand sich bei dieser Partie und der Marschall Jourdan, der immer sehr hoch spielte, stand hinter ihr; die Marschallin Serrurier verlor, wie es ihr fast immer erging; der Marschall dagegen gewann sehr, was ihn nöthigte, häufig seinen Arm über die Achseln der Marschallin auszustrecken, um das Gold in Empfang zu nehmen; einmal, als er eine sehr große Summe Goldstücke durch ein Paroli gewonnen hatte, griff er mit beiden Händen zu, in dem Augenblicke aber, als er sie zurückzog, stieß ihn Jemand an den Arm, und der größte Theil der Goldstücke fiel auf die Marschallin, in den Busen und den Rücken derselben, zwischen Haut und Corset. —

„Halten Sie mich für eine Danae?" rief sie lebhaft aus.

Dann stand sie auf, um diesen goldenen Regen abzuschütteln, aber von den Goldstücken, die zwischen ihr Corset gefallen waren, konnte sie sich nicht befreien.

„Sie wissen, Herr Marschall," setzte sie hinzu, „daß man vierundzwanzig Stunden Frist hat, um die Spielschulden zu bezahlen; Sie werden also warten bis morgen."

„Wer sein Geld so schön angelegt hat, muß und kann dabei ganz ruhig sein," antwortete der Marschall galant.

Das Spiel wurde fortgesetzt.

Gegen Mitternacht kam die Marschallin Serrurier nach Hause und besaß nichts mehr von den zweihundert Louisd'or, welche ihr Mann ihr am Morgen hatte übergeben lassen. Man sagte ihr, der Abbé Desclair warte schon sehr lange auf sie. Der Abbé war ein sehr achtungswerther Geistlicher, der früher der Familie der Marschallin einige Dienste geleistet hatte und den die Dame sehr liebte.

„Wie, Herr Abbé, sagte sie zu ihm, „Sie machen um diese Zeit Besuche?"

„Wenn die Frau Marschallin wissen wird, was mich hierher führt, wird sie mir hoffentlich verzeihen, daß ich gegen die Schicklichkeit sündigte."

„So erzählen Sie schnell, denn diese Einleitung erschreckt mich."

„Sie wissen," begann der Abbé, als sie allein waren, „daß mein jüngerer Bruder die Laufbahn der Waffen betreten hat."

„Ja, er ist ein liebenswürdiger junger Mann und wird bald sein Glück machen."

„Er ist, in Folge der Protection des Herrn Marschalls, bereits Zahlmeister in einem Regimente; leider aber ist er sehr jung, lebhaft, leicht mit fortzureißen. Mit einem Worte, Frau Marschallin, der Unglückliche hat gespielt, gespielt und das Geld verloren, das nicht sein Eigenthum war. Da er morgen Rechnung ablegen muß, so hat er geschworen, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er kein Mittel fände, das Deficit zu decken. In dem Augenblicke, wo ich mit Ihnen spreche, Madame, ist er bei mir, hat zwei Pistolen neben sich liegen und ich kann Ihnen nicht sagen, was ich leide."

Und der rechtschaffene Geistliche bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, um seine Thränen zu verbergen und sein Schluchzen zu ersticken. Auch die Marschallin litt; sie tadelte sich bitter wegen ihrer Verschwendung und wegen ihrer Spielsucht, die es ihr unmöglich machte, dem Unglücklichen zu helfen.

„Welche Summe brauchen Sie?" fragte sie mit einer Stimme, die ihre innere Bewegung verrieth.

„Fünfhundert Francs; es wäre wenig, wenn man nur Zeit hätte, aber morgen, morgen früh mit Tagesanbruch soll die meinem Bruder anvertraute Kasse revidirt werden."

„Ich sehe nur ein Mittel," sagte plötzlich die Marschallin Serrurier, welche sich des goldnen Regens erinnerte, der diesen Abend über sie gefallen war. „Kom-

men Sie, Herr Abbé, und helfen Sie mich auskleiden." Die Marschallin legte, ohne auf eine Antwort zu warten, ihr Busentuch ab und schnallte den Gürtel auf. Der Abbé Desclair fing an zu zweifeln, ob er wirklich wache.

„Wenn die Frau Marschallin erlauben," sagte er stammelnd, „will ich Ihre Frauen rufen."

„Nein, nein! das thun Sie ja nicht; es darf Niemand wissen, woher ich das Gold nehmen will, das ich Ihnen zu geben gedenke. Nehmen Sie gefälligst die Nadel hier hinweg; so; weiter unten ist ein Heftel, dann ein Band."

Der Abbé zitterte an allen Gliedern; es war, als fürchte er sich die Finger zu verbrennen; es fehlte wenig, so hätte er die Flucht ergriffen, als das Kleid der Marschallin fiel. Noch stand er aber nicht am Ziele seiner Prüfung.

„Daß wir keine Zeit verlieren!" sagte die Marschallin; „das Band des Unterrocks ist hinten zusammengebunden. Machen Sie ja keinen Knoten, das würde uns zu lange aufhalten. — Nun das andere, — so. Es sind drei.

Der Abbé hielt plötzlich inne.

„Die Frau Marschallin wird mir verzeihen," sagte er; „es ist mir nicht möglich, ich werde nie im Stande sein —"

„Es steht aber das Leben und die Ehre Ihres Bruders auf dem Spiele!"

„Aber, Frau Marschallin, was hat die Rettung meines Bruders zu schaffen mit —"

„Sie brauchen Geld, um ihn zu retten, nicht wahr? Nun, wenn ich Ihnen Geld geben soll, so müssen Sie mich von meinem Corset befreien."

Das war der Todesstoß; der Abbé wurde bald roth, bald blaß; eiskalter Schnee bedeckte seine Stirn, seine Knie zitterten; er mußte sich setzen; dann sagte er, indem er sich den Schweiß abwischte:

„Die Frau Marschallin vergessen ohne Zweifel..."

„Ich glaube, Herr Abbé, Sie vergessen in diesem Augenblicke etwas. Drücken Sie die Augen zu, und wenn Sie mein Corset nicht aufschnüren wollen, so schneiden Sie es auf."

Der Herr Desclair nahm mit zitternder Hand die Scheere, welche ihm die Marschallin reichte; er schnitt damit das Schnürband durch und — alsbald rollte eine Anzahl Goldstücke zu seinen Füßen; die Marschallin Serrurier hob sie schnell auf, es waren achtundzwanzig.

„Sie sehen, Herr Abbé," sagte sie, indem sie das Gold demselben übergab, „daß es so geschehen mußte." — Dann setzte sie hinzu, indem sie einen Cachemirshawl umgeworfen hatte:

„Ich bin Ihnen aber doch eine Erklärung schuldig; dieses Gold gehört dem Marschall Jourdan, der es diesen Abend bei dem Spiele der Kaiserin auf mich fallen ließ; es bleiben mir vierundzwanzig Stunden, bevor ich es zurückzugeben brauche, und ich segne jetzt die Ungeschicklichkeit des Marschalls. — Aber gehen Sie nun schnell, beruhigen Sie den jungen Mann, und reden Sie ihm recht in das Gewissen, was Sie so gut verstehen, wie ich es ja selbst bisweilen erfahren habe."

Der Abbé, der sich vollkommen wieder gesammelt hatte und seiner Verlegenheit sich einigermaßen schämte, eilte nach Hause, wo ihn sein Bruder in der größesten Verzweiflung erwartete. Das Deficit wurde gedeckt und der junge Desclair, der tapfer war und alle Eigenschaften besaß, um in der erwählten Laufbahn bald Fortschritte zu machen, nahm sich fest vor, die erste Gelegenheit, die sich ihm darbieten würde, zu benutzen, um sich dankbar zu zeigen.

Die Ereignisse folgten in jener Zeit so reißend schnell auf einander, daß man einer Sache nur wenig Aufmerksamkeit zuwenden konnte; so hatte denn auch die Marschallin Serrurier schon am andern Tage die Schuld an den Marschall Jourdan vergessen, die sie unwillkürlich übernommen. Später, als sie wieder daran dachte, war der Marschall nicht mehr in Paris, kurz es traf sich so, daß vier Jahre vergingen und die Schuld noch immer nicht getilgt war.

Im Jahre 1809 befehligte der Marschall Jourdan in Spanien; die französische Armee, die in Vittoria von überlegenen Streitkräften angegriffen worden, befand sich einen Augenblick in der kritischsten Lage; vergebens boten der Marschall und der König Joseph, der Bruder Napoleons, alles auf, um die Ordnung herzustellen und die Offensive wieder zu ergreifen, die französischen Linien wichen auf allen Seiten zurück. Der Marschall stürzte sich, durch seinen Muth fortgerissen, mitten in ein halbvernichtetes Regiment, sammelte dasselbe wieder und griff an der Spitze dieser Hand voll Leute eine große Schaar feindlicher Kavalerie an. Man schlug sich mit Erbitterung, aber endlich trug die Ueberzahl den Sieg davon; die meisten Officiere fielen um den Marschall her; er selbst war umringt, bereits verwundet und hätte in dem nächsten Augenblicke fallen müssen; zehn Säbel waren gegen ihn geschwungen, als plötzlich ein junger Officier sich zwischen ihn und die Feinde stürzte und ausrief:

„General, ich löse eine Spielschuld!"

Fast in demselben Augenblicke fiel er unter mehreren Streichen, aber die edle Aufopferung hatte einer französischen Schwadron Zeit gegeben, hinzuzukommen. Der Marschall wurde befreit, die Ordnung wieder hergestellt und die Armee gerettet.

Als Jourdan nach Paris zurückkam, erzählte er diesen schönen Zug in einer Gesellschaft, in welcher sich auch Madame Serrurier befand, die sogleich fragte:

„Hieß dieser Officier nicht Desclair?"

„Das war allerdings sein Name."

„Der Unglückliche! Er ist durch meine Schuld gefallen."

„In diesem Falle, Frau Marschallin, kann man sagen, daß die Leute, welche Sie umbringen, sich sehr wohl befinden, denn Herr Desclair, der von seinen Wunden vollkommen wieder hergestellt wurde, ist jetzt Oberstlieutenant, und ich könnte das Vergnügen haben, Ihnen denselben morgen vorzustellen."

Jener Ausruf der Marschallin Serrurier veranlaßte damals eine Menge sehr gewagter und nicht eben menschenfreundlicher Muthmaßungen; einige Aeußerungen gelangten selbst zu den Ohren ihres Mannes; der Marschall aber, welcher das Abenteuer kannte, antwortete lächelnd:

„Die Leute wollen die Dinge, die mich so nahe berühren, besser wissen, als ich." (Bl. a. d. Gegenw.)

Miscellen und Anecdoten.

— Wie würde sich Moses wundern, wenn er wiederkäme und die Wüste um's rothe Meer herum noch ein Mal durchwanderte. Jetzt geht dort von Suez nach Kairo ein englischer Eilwagen, mit frischem Vorspann alle zwei Meilen, mit Einkehrhäusern, und Kellnern in grünen Schürzen. Der Weg durch die Wüste wird in vier Tagen zurückgelegt.

— Ein galanter Herr gab einer Dame folgende Charade auf: „Wenn ich mein Letztes auf Ihre beiden Ersten werfe, so wird mir die Ewigkeit zum Ganzen." — Die Auflösung war: — Augenblick.

(Reugeld.) In den Contracten der Schauspieler und Schauspielerinnen werden gewöhnlich für den Fall eines vorzeitigen Rücktrittes, nach Umständen größere oder kleinere Reugelder festgesetzt. Ein reicher Engländer, der den Continent bereisete, hatte sich gewaltig in die zweite Liebhaberin Dem. K. in B. verliebt und schlug dieser eine gemeinschaftliche Reise in die lachenden Gefilde Italiens vor. Die Schauspielerin wurde weniger durch ihre Tugend, destomehr aber durch das zu zahlende Reugeld verhindert, dies reizende Anerbieten anzunehmen. Als sie ihrem Engländer das Sachverhältniß auseinander setzte, sagte er: „Goddam! ich bezahlen werde das Geld vor die Reue." — Die Schauspielerin ging zu ihrem Director und erzählte ihm das ganze Sachverhältniß. „Ich bin Ihnen leicht entbehrlich," sagte sie, „und deshalb hoffe ich, daß Sie das Reugeld auf die Hälfte herabsetzen werden; mein Engländer wird es dann sogleich zahlen." — „Wo denken Sie hin," erwiederte der kluge Director, „im Gegentheil, ich werde es verdreifachen. Ihr Reugeld beträgt 1000 Thaler. Lassen wir Ihren Engländer 3000 zahlen, ich gebe Ihnen dann 1000 davon ab. So verdienen wir Beide etwas bei dem Handel." Die Schauspielerin war es zufrieden und der gefühlvolle Engländer zahlte. Er hatte jedoch kaum das Geld gegeben, so erfuhr er, welche Bewandtniß es eigentlich damit habe. Er sagte nichts als: „Goddam," und reisete allein nach Italien.

(Der Haarhandel in Frankreich.) Der Haarhandel ist bekanntlich in Paris sehr bedeutend. Unter den amtlichen Notizen über den Handel Frankreichs während des Jahres 1841 figuriren unter den Einfuhrartikeln nicht weniger als 425 Kilogramme (850 Pfd.) Haare! Die schönen üppigen Locken, welche so manchen weißen Hals umwallten, werden von den französischen Zollbeamten mit derselben Gleichgültigkeit eingetragen, wie Steinkohlen oder Bauholz. Dieser Schmuck so manches schönen Mädchenkopfes wird von den französischen Spekulanten aus Deutschland, der Schweiz und Italien nach Paris geschleppt, wo er in allen Schattirungen, vom schimmernden Goldgelb bis zum glänzenden Rabenschwarz verarbeitet wird. Wie sehr sind doch die armen Landmädchen zu beklagen, welche durch das Elend gezwungen werden, für ein ordinäres Kattuntuch ihre langen üppigen Flechten hinzugeben, welche dann später auf dem kahlen Scheitel funfzigjähriger Koketten und abgelebter alter Jungfern figuriren. Die französischen Zollämter schätzen das Kilogramm dieser Waare auf 8 Fr. Wie viele Landmädchen in den Departements übrigens auch ihre Köpfe der Scheere dieser Pariser Spekulanten preisgeben, geht daraus hervor, daß Frankreich weit mehr Haare ins Ausland versendet, als es daher bezieht; denn im Jahre 1841 sind 6659 Kilogramme blonder, brauner und schwarzer Locken versandt worden, welche das Haupt mancher vornehmen Dame zieren werden. England hat allein beinahe die Hälfte davon genommen; die übrigen Locken haben sich in alle fünf Welttheile zerstreut. Die Pariser Haarkünstler arbeiten für die Damen in Schweden und in Haiti, für die Portugisinnen und Columbierinnen.

(Die Messe auf dem Meere.) Vor allen Provinzen Frankreichs zeichnet sich die Bretagne durch religiösen Geist aus. Die blutgierigen Agenten der Revolution hatten in dieser Provinz schwere Arbeit. Der Kampf der Guillotine mit dem frommen Glauben des Volkes war lang und hartnäckig: er ermüdete die Guillotine mit den Opfern. Priester und Volk blieben einander bis zur äußersten Noth treu. Vergebens sprachen die republikanischen Commissionen die Todesstrafe gegen den Geistlichen aus, der eine kirchliche Handlung verrichten würde, vergebens zerstörten sie die Kirchen. „Ich will Eure Glockenthürme niederreißen," rief der berüchtigte St. André dem Maire eines Dorfes zu, „dann habt Ihr nichts mehr, das Euch an den Aberglauben der alten Zeiten mahnt." —

„Ihr müßt uns doch die Sterne lassen," war die merkwürdige Antwort des Bauern.

Ein einziger von Souvestre erzählter Fall wird die furchtlose Frömmigkeit von Priestern und Volk hinreichend ins Licht setzen. Zu Crozon waren alle Kirchen niedergerissen; die Priester, Tag und Nacht verfolgt, konnten keinen einsamen Ort finden, um die Messe in Sicherheit zu lesen, die Dörfer waren mit Soldaten angefüllt. Wie machten sie es, in solcher Lage den Gottesdienst abzuhalten, die Neugebornen zu taufen, die Brautpaare einzusegnen? Man höre! „Die Mitternachtsstunde schlägt, und ein flackerndes Licht erhebt sich in einiger Entfernung auf der See; der Ton einer Glocke klingt halb verloren im Gemurmel der Wellen. Plötzlich sieht man hinter jedem Felsen hervor, aus jeder Bucht und jeder Bai lange schwarze Schatten über die Wellen hingleiten. Es sind die Boote der Fischer, belastet mit Männern, Weibern und Kindern, die hinausfahren nach der offnen See, und alle nach einem Punkte ihre Richtung nehmen. Die Glocke wird jetzt lauter, das Licht deutlicher, und endlich erkennt man den Gegenstand, der die Menge mitten auf dem Meere zusammenlockt. Es ist eine Barke, auf deren Verdeck der Priester bereit steht, die Messe zu lesen. Sicher, nur Gott zum Zeugen zu haben, hat er die benachbarten Kirchspiele zu dieser Feierlichkeit zusammenberufen, und das treue Volk hat seinem Rufe entsprochen. Alle liegen auf den Knien, während die See unter ihnen dahinrollt, und der Himmel über ihnen mit Wolken überzogen ist." Kann man sich ein ergreifenderes Schauspiel denken!

— Auf dem Neustadter Kirchhofe in Dresden befindet sich ein Leichenstein mit der Inschrift: „Hier ruht in Gott der königl.-polnische und kurfürstl. sächs. Oberbauamts-Director-Adjunct cum spe succedendi, Herr N. N."

— Der splenetische Engländer, welcher neulich in Lyon ein Dampfboot für sich und Mylady aus Eifersucht allein miethete, nahm in Marseille das ganze Hotel des Ambassadeurs auf 8 Tage in Beschlag: eben so wollte er für die Vorstellung der Demoiselles de Saint-Cyr das ganze Theater miethen, und da die Polizei dies nicht zugegeben hätte, kaufte er mindestens sämmtliche Billets für die Gallerielogen.

(Newton's Geistesabwesenheit.) Doctor Stuckely, ein vertrauter Freund Newton's, war eines Tags bei demselben zu Gaste geladen und erschien, da das Essen schon aufgetragen, Newton aber noch nicht bei Tische erschienen war. Nachdem Doctor Stuckely lange gewartet, wurde er endlich ungeduldig, hob den Deckel von einem gebratenen Huhn ab, verzehrte dasselbe, legte alsdann die Beine wieder in die Schüssel und setzte den Deckel über dieselbe. Ueber eine Weile kam Newton in das Zimmer und setzte sich nach den üblichen Begrüßungen zu Tische; als er den Deckel von der Schüssel mit dem gebratenen Huhn aufhob und nur noch die Gebeine des letztern sah, bemerkte er mit dem Ausdrucke einiger Ueberraschung: „Es kam mir vor, als hätte ich noch nicht zu Mittag gegessen, doch jetzt sehe ich deutlich, daß ich mich geirrt."

(Angebliche Wirkung der Seife.) Der französische Jurist Claudius Le Brun erzählt: Im J. 1588, als ich unter die Advocaten aufgenommen wurde, habe ich einen Räuberhauptmann von riesenmäßigem Wuchs auf der Folter einschlafen sehen. Die beiden großen Zehen wurden ihm abgerissen, ohne daß er ein Zeichen des Schmerzes von sich gab. Endlich verrieth einer von seinen Spießgesellen, daß er Seife gegessen habe, welche die Kraft hat, die Nerven zu betäuben, und zugleich gab er das Gegenmittel an, nämlich Wein. Demnach ward der große Franz (so hieß der Räuberhauptmann) gezwungen, Wein zu trinken. Sofort erklärte er: „Ich bin verloren!" und ohne sich weiter zerren zu lassen, gestand er offen eine Unzahl von Mordthaten und Diebstählen, für welche er dann mit seinen Gesellen gerädert ward. — Ein andrer Jurist Binsfeld tadelte die Grausamkeit, mit welcher gewisse Richter die Verbrecher foltern ließen, und lobte den Marsilius, daß er ein gelindes Mittel gefunden habe, um die Verbrecher zum Geständniß zu zwingen. Marsilius (sagt er) ließ den Angeschuldigten auf eine Bank zwischen zwei Henker setzen, und diese hatten nichts zu thun, als ihn Tag und Nacht wach zu halten. Wenn die zwei Henker müde waren, wurden sie durch zwei andere abgelöst. Verfiel der Angeklagte in Schlaf, so ward er sogleich durch heftige Schläge auf den Kopf wieder geweckt. Der kräftigste, hartnäckigste Verbrecher hielt dies nicht länger als 40 Stunden aus, und durch dies sanfte Mittel ward er genöthigt, zu bekennen, was man von ihm wollte(!)

(Wie dumm!)

Es gibt in der Welt kein fataleres Wort
Fürwahr als das häßliche dumm;
Und mich just verfolgt es von Ort zu Ort,
Man nennt, was ich thue, nur dumm.

Ich suchte in fernen Landen mein Glück,
Da riefen die Meisten: Wie dumm!
Drauf kehrt' ich zum Vaterhause zurück,
Auch da wieder sprach man: Wie dumm!

Ich glaubte an Freundschaft, an Tugend und Ehr',
Und Jedermann lachte: Wie dumm!
Da meint' ich, daß Jeder ein Schurke wär',
Und wieder hieß es: Wie dumm!

So gings überall, bald gewöhnt' ich mich dran,
Jetzt härm' ich mich nicht mehr darum;
Doch einmal hat's gar zu wehe gethan,
War's gar zu bitter, das Dumm.

Ich hatte ein Liebchen so hold und so schön,
Das brach mir die Treu; — ich blieb stumm;
Doch wollten die Augen mir übergehn,
Und spottend rief Alles: Wie dumm!

(Gesellschafter.)

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Zu Kleidern zum Ausgehen früh kennen wir keinen bessern Stoff als den Alpacca (eine Art leichten und einfachen Wollenatlasses). Solche anspruchslose Kleider haben enge Aermel, ein glattes, hohes Leibchen und einen Gürtel mit Schnalle. Recht gut passen dazu halbwattirte, leicht gesteppte Atlascapoten ohne Blumen und ohne allen Ausputz bis auf ein einfaches Band, und sodann ein französischer Shawl oder ein Jacht-Victoria-Langshawl.

Man sieht auf der Promenade auch viele Ueberrockkleider

von einfarbiger Seide, die mit gesteppten Sammetstreifen besetzt sind, eine neue Erfindung, der es weder an originellem Aussehen, noch an Eleganz gebricht. Sie haben ein glattes Leibchen und einen Rock ohne Besatz; die erwähnte Besetzung geht rund herum, der Kragen ist von Spitzen und die Manschetten sind es ebenfalls. Dazu trägt man einen Cashemir-Lanashawl, und einen Hut von Gros de Naples in zarter Farbe, der mit Spitzen überzogen ist und an der linken Seite ein Blumenbouquet hat.

Die Aermelmäntel von rosa, weißem und himmelblauem Atlas werden mit Schnuren besetzt, und ein Mantel, der gewiß nicht gemein wird, ist von schwarzem Cashemirtuche, mit einem kleinen dicht am Halse anliegenden Kragen und einer Schnur mit Troddeln. Dieser oben an den Schultern enganliegende Mantel wird unten weit und fällt mit schönen Falten bis unter die Knie. Die Nähte sind mit Posamentirarbeit, einer Schnur oder Tresse in Schwarz besetzt, die zwar in keiner Weise absticht, dem Mantel aber doch ein reicheres Aussehen gibt.

Der sogenannte Caftan, das den Türken entlehnte, aber sehr veränderte Kleidungsstück, scheint als Mantel großen Beifall zu finden, namentlich für die nicht sehr großen Damen, welche letztere bis jetzt den russischen Palletot noch lieber tragen, da es ihren schlanken Wuchs sehr vortheilhaft heraushebt.

Die Leibchen an den Oberröcken sind noch immer glatt und hoch; eine hübsche Form heißt à la Valentine. Dieser Oberrock ist von leichtem Tuche, mit seidenen Borden, mit Knöpfen und Troddeln auf dem Leibchen und den Aermeln besetzt. Auch die Kleider zum Halbputz haben ein glattes langes Leibchen. Die griechische Form steht zu Putzkleidern sehr in Gunst; diese Kleider haben nur einen Rock, der à la Aspasia offen ist.

Morgennegligee. Ueberrock von carrirtem Poil de Chevre mit nicht garnirtem Nacken, hohem Leibchen und kleinem einfachen Kragen: kleine Cravate von Filet; Hut von Gros de Naples mit einem einfachen Bande; französischer, teppichartiger Shawl; Täschchen; Taschentuch; schwarze Stiefelchen mit kleinen Absätzen. — Promenade-Anzug. Halbausgeschnittenes Kleid von gestreiftem Damast, mit glattem Leibchen und Revers, die vier verschiedene Blätter haben; Rock mit einer einzigen großen Falte; Atlascapote mit einem Chou von Tülle an der Seite; wattirter Caftan, an den Rändern mit gepreßtem Sammet besetzt; Fichu mit kleinem Puritaner-Kragen; algierisches Täschchen; Taschentuch mit Guipure-Einfassung in zwei Farben. — Mittagspromenade. Ueberrock à la Valentine von Albano von geköpertem Tuch mit langem glattem Leibchen, das auf den Nähten wie auf denen der Aermel glattaufgenähte Borten, so wie Troddeln und Oliven hat, welche sich ebenfalls auf den Aermeln und vorn auf dem Rocke finden. Hut von Sammet, unter dem Schirme mit einer Spitze ausgeputzt, auf dem Schirme mit einem Paradiesvogel; indischer Cashemirshawl; Muff von sibirischem Marder; Taschentuch mit gothischem Namenszuge und durchbrochener Bordüre. — Visiten-Anzug. Kleid von pekinirter und glasirter Ageanno mit Streifchen, die mit Blümchenreihen abwechseln; glattes Leibchen, enge Aermel und ein einziger Volant auf dem Nacken; Mäntelchen von Sammet; Sammethut mit glasirten leichten Federn; Hermelinmuff; Sammetstiefelchen. — Toilette für das Theater. Kleid von Tarlatan mit Pünktchen, die in goldfarbiger Seide eingestickt sind; griechisches Leibchen; nur ein Rock, der sich nach griechischer Art öffnet; Haarputz mit hängenden Blumen; Ueberwurf von Atlas, wattirt und mit Seiden-Guipüre besetzt.

Herren-Mode. Die Westen sind fast alle von Sammet mit großen Carreaux in braunem, grünem oder schwarzem Grunde, und mit schwarzen oder rosa Schnürchen eingefaßt, was allerliebst aussieht. Zwar sieht man auch noch einige Cashemir-Westen, aber sie sind in geringer Anzahl vorhanden. Was die Form der Westen zur Toilette betrifft, so haben sie einen Shawlkragen oder sehr große Klappen, die sich weit zurücklegen; die Westen mit Stehkragen werden nur bei großer Toilette getragen.

Der Twine-Palletot, welcher, wie es scheint, in der Tracht der eleganten Herren eine große Rolle spielen soll, wird diesen Winter von sogenanntem Bärenfell (peau d'ours), einem Stoffe gemacht werden, der weder rechte noch linke Seite hat. Man hat ihn in verschiedenen Farben, zieht aber das gemischte Grau oder eine Art Grün vor. Die Form des Twine ist noch immer dieselbe, d. h. die Klappen werden sehr breit gemacht, wie auch der Kragen; Klappen und Kragen sind mit Seide von derselben Farbe gefüttert, wie das ganze Kleidungsstück.

Der Frack, den man zur großen Toilette trägt, hat einen nicht sehr hohen, aber ziemlich breiten Kragen, die Taille geht genau bis auf die Hüften und ist sehr breit; die Schößen reichen kaum bis an die Kniekehlen, sind unten nicht sehr breit und an den Schenkeln hinunter gerade geschnitten, die Klappen schlagen sich bis noch unten um. Die Aermel sind kurz und eng, die Aufschläge sehr klein. Der Kragen ist bald wie ein M, bald gerade geschnitten. Die Knöpfe sind mit einem Cashemirstoffe von gleicher Farbe übersponnen, sehr flach und von gewöhnlicher Größe. Die vorherrschenden Farben solcher Fracks sind das Dunkelblau, das Smaragdgrün, das Nachtgrün, das Braun und Schwarz.

Die Beinkleider sind von schwarzem Cashemir-Atlas, halb anliegend und auf der Fußbiege sehr ausgeschnitten, so daß man Stiefeln oder Schuhe nach Belieben dazu tragen kann.

Neben dem Twine wird diesen Winter jedenfalls der Ueberzieherock viel getragen werden. Die Taille desselben geht über die Hüften hinunter und die Schößen reichen bis unter die Wade; er ist sehr weit und in den Schößen in röhrenförmige Falten gelegt. Die Revers sind breit, die Aufschläge rund und so, daß sie herunter- und hinaufgeschlagen werden können; die Schößen sind wie der Leib mit Seide gefüttert. In den Schößen bringt man an beiden Seiten vorn Taschen an und zwar an der Stelle, bis zu welcher die Hände reichen. Die Farben, welche man bei den Ueberröcken besonders liebt, sind Orange, Braun, Englisch-Schwarz, Hofgrün und Hellblau. Alle Ueberziehröcke werden mit einer runden Schnur von gewöhnlicher Dicke eingefaßt; die Knöpfe sind groß, flach und von derselben Farbe. Die langen Taillen, sowohl an den Fracks als an den Röcken sind noch immer allgemein beliebt, aber sie müssen an den Hüften ganz faltenlos anliegen.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Blauer Frack mit breiten Klappen und breiten Schößen. No. 2. Aermel-Mantel von Atlas mit Spitzen besetzt. Sammethut. No. 3. Sammethut. Oberrockkleid mit langem Leibchen und engen Aermeln und mit Schnürchen besetzt.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 8. (5. Jahrgang. IV. Quartal).

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst Modenkupfer. Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31/11. Druck von F. Andrä in Leipzig.

Leipzig=



Pariser Moden=Journal.

No. 9. Sonnabend, den 25. November **1843.**

Das Mährchen von der Seife*).

Ich weiß nicht, ob sich meine freundliche Leserinnen an die Geschichte von dem Manne mit der gebissenen Wange erinnern, welche die Sultanin Sheherazade so rührend zu erzählen pflegte. Für solche, die sich mit ihrem Gedächtniß diesfalls überworfen haben, oder dieses Mährchen nie vernahmen, mag es hier eine Stelle finden.

Sie trug weiße Kleider, die Heldin dieses Mährchens, und hatte einen gelinden Mohrenteint, und so sah sie nach Santa Clara aus, wie eine Fliege in der Milch. Wer hätte sie geheirathet? Man liebt ein blondes Schicksal, man verträgt ein brünettes Sort, aber ein kohlschwarzes Loos — wir küssen die Hand, der Mensch muß nicht von Allem haben. Aber sie war reich, sehr reich und konnte jeden Morgen ein kleopatrisches Frühstück nehmen, das will sagen, sie hätte jeden Tag eine werthvolle, tausend Pfund werthe Perle zerstoßen und in Kaffee zu sich nehmen gekonnt, und wäre noch immer geblieben eine Nabobin unter morgenländischen Naboben.

Eine in Gold gefaßte Häßlichkeit ist sehr sauber. Wer diese heirathet, besitzt ex officio Fassung, und ein gefaßter Mann erträgt Alles, auch eine Mitternacht in weißem Brautgewande. So that ein junger Kaufmann. Er heirathete mit ungemeinem Heldenmuthe die reiche, schwarze Frau zu Bagdad. Er lebte ziemlich glücklich, nur daß er vieles Lampenöl verbrauchte; mußte er doch bei der ersten Dämmerung hundert Ampeln in Dienst setzen, und dies Alles in der leidigen Furcht, seine schwarze Schönheit in der schwarzen Finsterniß zu verlieren. Aber er verlor sie nicht. Ehegattinnen und Gläubiger gehen nie verloren. Für diese gibt es keinen Tod. Krieg, Meuterei, Feuersbrünste, Ueberschwemmungen, Pest und Hungersnoth gehen spurlos an diesen rührenden Gestalten vorüber. Wer sie besitzt, ist ohnehin so gut wie erschossen, hat sich garstig verbrannt, dem rinnt schon seit Jahren das Wasser ins Maul, der klagt ewig über Pestilenz, und für den Hunger darf er auch nicht sorgen. Zu was hätte er Gläubiger.

Also sicher vor schwarzem Verlust, die redlichen Finder verwünschend, welche denselben unmöglich machten, saß der junge Kaufmann eines Tages in seiner Bude und that, was jeder Crösus thut, nämlich nichts, er ließ blos einfach sein Geld für sich arbeiten. Da trat eine fahrende Krämerin in das Gewölbe, und bot ihm ihre hundert kleine Artikelchen, als da sind: Parfüms,

*) Wiener Volksgarten.

Cire de moustache, Löwenpomade, Schlafhauben u. s. w. zum Verkaufe an. Unwillig wies sie der gestörte Krösusbeflissene hinaus; denn es gibt keine größere Störung, als einen Ehemann zu belästigen, der gerade glücklich, sehr glücklich ist, das heißt, fern von seiner Gattin, die Zeit mit Nichtsthun zubringt. Die Krämerin aber meinte, er solle sein Glück nicht mit Füßen hinwegstoßen.

Nureddin, so hieß der Mann, horchte hoch auf. Die Krämerin zog ein pfiffiges Gesicht und präsentirte ihm eine Seifenkugel. „Diese Seife," sprach sie mit geheimnißvoller Miene und leiser Stimme, „hat wundervolle Kräfte. Sie wäscht eine Mohrin weiß, und selbst Satan wird am Tage der Vergebung in ihrer Lauge gereinigt, mit wächsernen Fittigen himmelwärts fliehen." Nureddin war vor Wonne außer sich. Er bot einen Piaster, tausend Zechinen, sein halbes Vermögen. Die Marchande de savon wollte jedoch von diesem Kaufpreis nichts wissen, — sie verlangte blos einfach — einen Kuß. Nun, die Dirne war bildhübsch, und ein bildhübsches Kind küssen ist immer ein anmuthiges, nervenstärkendes Unternehmen. Und dennoch zögerte Nureddin. „Ich werde Sie schwarz machen," lispelte er endlich ziemlich verlegen. Dem Mohrenbräutigam ging es wie den Kaminfegern, die auch im Sonntagsstaat aus Vergeßlichkeit „aufgeschaut" rufen, wenn sie an weißwäschigen Leuten vorübergehen.

„Denken Sie an meine Seife," entgegenredete die Krämerin. Da faßte sich Nureddin ein Herz und dachte: „Ist es Dir so oft bei der Zärtlichkeit Deiner Ehegesponsin schwarz, kann es ihr auch einmal grün und gelb vor den Augen werden!" Gesagt, gethan! Er bog sich küssend zu der kleinen Hexe nieder — und schrie laut auf. Die kleine Hexe biß ihn nemlich derb in die Wange und entfloh.

Nureddin war verdutzt. Er heftete die Wunde mit einem Stück Pflaster zusammen, übergab seine Bude dem ersten Commis und eilte dann, in seltsamen Gedanken mit der schwer erkauften Seife nach Hause. Sein schwarzes Weib empfing ihn ziemlich freundlich, und frug fast besorgt, was ihn zu so ungewöhnlicher Stunde aus dem Gewölbe getrieben. Nun, im Lügen sind wir Männer stark und mir wäre daher um Nureddin nicht im Mindesten bang, stände nicht die Krämerin lauschend hinter einem Vorhange des prachtvollen Salons. Er erzählte ihr, ein konstantinopolitanischer Geschäftsfreund habe ihm ein köstliches Stück Seife gesendet, welche der Haut die Glätte und Frische der Jugend bis in die spätesten Tage erhalte, ja, er verstieg sich so weit, zu behaupten, diese Seife würde sogar einen Todtenkopf zu einer zweiten Suleikha und Schirla, oder, um abendländisch zu sprechen, zu einer andern Ninon de l'Enclos umgestalten.

Die Schwarze frug um den Kaufpreis. Nureddin wurde etwas verlegen, log aber frisch darauf los. Da trat die Krämerin hervor, und den Lügner traf der Schlag. Er sah aus, wie Butter in der Sonne. Es ist ein schönes Ding um eine Gardinenpredigt! Wer einmal eine solche Predigt vernahm, glaubt steif und fest an die Unsterblichkeit der Seele; denn kein Sterblicher ertrüge diese Last von zarten Flüchen, die da herunterregnen auf das verschmte, schafköpfige, ehemännliche Haupt. Es ist ein schönes Ding um eine Gardinenpredigt. Man sieht da klar die Nichtigkeit aller Dinge ein, denn man wird wirklich behandelt wie ein wahrhaftiges Nichts. Es ist ein schönes Ding um eine Gardinenpredigt! Man genießt den höchsten Genuß. Dieser ist nach dem Ausspruch aller Weisen ein unbeschreiblicher, und der Genuß einer Gardinenpredigt läßt sich nicht beschreiben.

Auch Nureddin genoß unbeschreiblich. Ihm bangte furchtbar. Vor was? Vor dem Schlusse der Predigt. Dieser ist gewöhnlich ein — Kuß der Versöhnung. O sie schmecken gallenbitter, diese versöhnenden Küsse! Wird man doch meist heruntergekanzelt, weil man nicht liebt, und weil man nicht liebt, soll man küssen? Aber so entsetzlich kam es nicht. Es kam blos etwas unangenehm. Die Schwarze klatschte in die Hände. Darauf stürzten ihre Sklaven herbei, prügelten den Treulosen wacker durch, und warfen ihn zum Hause hinaus. So halten es die häßlichen, reichen Weiber im Morgenlande, und die Männer machen sich auf Ehre blutwenig aus den Prügeln, waren sie doch bereits geschlagene Leute zur Stunde, als sie sich vermählten. Selbst das aus dem Hause werfen genirt nicht im Mindesten. Wer ließe sich nicht mit Vergnügen aus der Hölle werfen? Ich selbst pränumerire mich darauf — denn man kann nicht wissen — — —

Nureddin stand auf und war glücklich, denn sie hatte ihn nicht versöhnlich geküßt. Nureddin blickte heiter, denn ihm war es nicht mehr schwarz vor den Augen, weil sie fern war, die Fliege in der Milch. Auch seine Seife hatte er noch. Mit dieser beschloß er in die weite Welt zu ziehn, mit dieser gedachte er sein Glück zu machen. „Viel kühner Muth, doch so lieb' ich meine Seifenhändler!"

Und seine Kühnheit betrog ihn nicht. In einer stillen Nacht trat eine Peri an sein hartes Lager auf den Steinen des Feldes, das ihm doch so weich erschien, denn hier wurde nicht gardinengepredigt, daß sich die Steine hätten erbarmen mögen. An dieses Lager trat, wie ge-

sagt, eine mitleidige Fee, und sprach: „Armer Dulder, die Seife war der Grund Deines Malheurs — Unglück kann ich wohl nicht füglich sagen, es ist zu viel Glück dabei gewesen — sie sei auch das Fundament zu Deiner künftigen Seligkeit! Ich will ihr übermenschliche Kraft verleihen. Wer sich damit wäscht, soll um zehn Jahre jünger werden!"

Darauf verschwand sie, und Nureddin erwachte. Sein erster Gang führte ihn in die nahe gelegene Hauptstadt von Persien. Dort trat eben — er kam in der Morgendämmerung an — ein Ausrufer auf den Bazar und verkündete: eine steinreiche Dame, welche jede Minute an Altersschwäche zu sterben fürchtet, werde denjenigen heirathen und zum Erben ihres unermeßlichen Vermögens einsetzen, der ihr das Leben erhalte. Nureddin eilte in den Palast. Da lag sie auf einem purpursammtnen Divan, und ertheilte Unterricht in der Magerkeit und Häßlichkeit, und die ergrautesten, rothkupferigsten Aerzte wurden furchtbleich, wenn sie ihr blos den Puls fühlen sollten. Aber der Mann einer Mohrin weiß nichts von einer bleichen Furcht, der scheut sich nicht einmal vor dem schwarzen Tod — weil er sein alter Bekannter ist.

Darum trat auch Nureddin furchtlos an den purpurnen Divan, auf dem da ruhte die Lehrerin in der Magerkeit und Häßlichkeit und sprach mit sonorer Stimme: „O Du, die einst schön war wie die Rose von Saron und flötest wie die Nachtigall von Schiras, jetzt aber Saffran speist und hüsteist hörbar von Gog bis Magog, willst Du mich als Dein muhamedanisches Ehegemahl erkennen und einsetzen zum Erben all Deines Mammons, wenn ich Dein Leben friste und erhalte?"

Daß sie ja sprach, versteht sich von selbst. Darauf wusch er sie und wurde wiederum ein Krösus. Nun kommt die Räthselfrage: Wie oft wusch er die achtzigjährige Abzehrung? Die schönen Leserinnen werden gewiß auf ein halbes Dutzend Mal rathen. Eine Königin von sechzehn oder vielmehr zwanzig Jahren ist ja eine anmuthige Erscheinung nicht blos auf der Bühne, nein noch mehr im Leben. Groß geirrt! Ich könnte nun den Grausamen spielen, und die Auflösung auf das nächste Heft des Volksgartens verschieben. Und ich thue es auch:

(Auflösung folgt im nächsten Hefte.)

Schließlich kann ich nur noch beifügen, daß Nureddin in einem spätern Krieg die wundervolle Seife verlor. Sie soll sich aber stückweise erhalten haben und in Besitz von mehreren pfiffigen Eltern gerathen sein, welche noch heute zu Tage ihre mirakulösen Kinder damit zu waschen pflegen, ich meine die musikalischen Wunderkinder.

Geniestreiche des Magiers Don Philippe Villani zu Neapel.

Gleichwie Chiaja die Straße der Aristokratie und der Fremden, Toledo die Straße der Müßiggänger und der Läden ist, ist Forcella die Straße der Advokaten und ihrer Clienten.

An dem Tage, als wir diese Straße in Augenschein nahmen, war sie mit Menschen angefüllt; wir waren gezwungen, aus unserm Corricolo zu steigen und unsern Weg zu Fuße fortzusetzen. Wir schickten uns so eben an, mittelst unserer Ellbogen durch das Menschenmeer durchzurudern, als wir es gerathen hielten, zuvor zu fragen, weshalb hier Alles heute zusammenströme? Man antwortete uns, daß ein Proceß geführt werde zwischen der Brüderschaft der Pilger und Don Philippe Villani. Wir forschten nach der Ursache dieses Processes und man erwiederte uns, daß der Beklagte sich vor einigen Tagen auf Kosten der Brüderschaft der Pilger habe beerdigen lassen, und daß er jetzt vorgefordert worden, um gesetzlich zu beweisen, daß er wirklich todt sei. Man begreift, der Proceß war originell genug, um eine zahlreiche Menschenmenge herbeizuziehen. Wir fragten unsern Führer, wer Don Philippe Villani sei? Er deutete auf ein Individuum, das an uns vorüberrannte; „da geht er," sagte er.

„Wie, der, der vor acht Tagen beerdigt worden?"

„Derselbe."

„Wie hängt denn das aber zusammen?"

„Er muß wieder auferstanden sein!"

„So ist er ein Zauberer."

„Er ist ein Neffe Cagliostros."

Und wirklich war es dem Don Philippe, Dank seiner Abstammung von dem berühmten Magier und einer Reihe von drolligen Kunststücken, gelungen, in Neapel sich den Ruf eines Zauberes zu erwerben.

Man that ihm Unrecht! Don Philippe war mehr als das, er war der neapolitanische Robert Macaire. Der industrieuse Neapolitaner aber hat ein großes Uebergewicht über den industrieusen Franzosen. Der Robert Macaire der Franzosen ist eine Gestalt der Einbildungskraft, eine sociale Fiction, eine philosophische Mythe, während der neapolitanische Macaire ein Wesen von Fleisch und Blut ist, eine handgreifliche Individualität, eine sichtbare Excentricität.

Don Philippe ist ein Mann von 35 bis 40 Jahren, mit schwarzem Haar, feurigem Blick, beweglichen Zügen und raschen vielfachen Geberden. Don Philippe hat Alles gelernt und weiß etwas von Allem; er versteht ein wenig von der Rechtsgelehrsamkeit, von der Arzneikunst, von der Chemie, von der Mathematik, der Astronomie u. s. w., welches zur Folge hatte, daß er, da er sich über der Gesellschaft erhaben sah, in deren Mitte er lebte, den Entschluß faßte, auf Kosten dieser Gesellschaft zu leben.

Don Philippe war zwanzig Jahr alt, als sein Vater starb, er hinterließ ihm gerade Geld genug, um einige Schulden machen zu können. Don Philippe war aber so klug, zu borgen, noch bevor er gänzlich zu Grunde gerichtet war, so daß seine ersten Wechselschulden pünktlich bezahlt wurden; es kam darauf an, seinen Credit festzustellen. Alles in dieser Welt aber hat einmal sein Ende. Ein Tag trat ein, an welchem Don Philippe zur Verfallzeit nicht zu Hause war; man erschien am folgenden Tage wieder, er war bereits ausgegangen, man fragte am Abend wieder nach, er war noch nicht wieder heimgekehrt. Der Wechsel ward protestirt. Hieraus entstand, daß Don Philippe aus den Händen der Banquiers in die der Geldmäkler überging, und daß er jetzt statt sechs Procent zwölf Procent jährlich zahlen mußte.

Nach Verlauf von vier Jahren hatte Don Philippe die Geldmäkler abgenutzt, wie er früher die Banquiers abgenutzt hatte, er sah sich demnach genöthigt, aus den Händen der Geldmäkler in die der Geldwucherer überzugehen. Die neue Bewegung bewerkstelligte sich ohne empfindliche Erschütterung; nur daß er, statt sonst zwölf, jetzt funfzig Procent jährlich bezahlen mußte. Das kümmerte aber Don Philippe nur wenig, welcher nachgerade anfing, ganz und gar nicht mehr zu bezahlen. Hieraus aber entstand, daß er nach zwei Jahren, zu welcher Zeit er ganz nothwendig tausend Thaler brauchte, nur mit großer Mühe einen Juden fand, der endlich einwilligte, ihm diese Summe gegen eine kleine Vergütung von zweihundert Procent zu leihen. Endlich nach einer Reihe von Negociationen, in welchen Don Philippe genöthigt war, alle erforderlichen Hilfsquellen anzuwenden, die der Himmel ihm verliehen hatte, erschien der Abkömmling Isaaks mit dem bereits ausgeschriebenen Wechsel. Derselbe lautete auf die Summe von 9000 Francs; der Jude brachte 3000 Francs, es war nichts dagegen einzuwenden, man war dahin übereingekommen.

Don Philippe warf auf denselben einen flüchtigen Blick, griff nachlässig nach seiner Feder, that, als tauche er sie in das Dintefaß, setzte sein Accept und seine Unterschrift unter den Wechsel, streuete über seine Schrift einen blauen Sand und gab dem Juden den Wechsel offen zurück. Dieser untersuchte den Letzteren mit forschendem Auge, Accept und Unterschrift waren mit sehr großen Buchstaben höchst leserlich hingestellt; der Israelit nickte daher zufrieden mit dem Kopfe, legte den Wechsel vorsichtig zusammen und steckte ihn in eine alte Brieftasche, in der er bis zum Verfalltage bleiben sollte, da die Unterschrift des Don Philippe seit geraumer Zeit in Neapel keinen Cours mehr hatte.

Als nun die drei Monate abgelaufen waren, erschien der Jude wieder bei Don Philippe. Gegen seine Gewohnheit war Don Philippe diesmal zu Hause. Gegen die Erwartung des Juden war er sogar zu sprechen. Der Israelit ward zu ihm eingeführt.

„Mein Herr," begann der Jude, indem er seinen Schuldner mit einer tiefen Verbeugung begrüßte, „Sie werden sich hoffentlich erinnern, daß heut ist der Verfalltag von unserm Wechselchen. Ich denke, der Herr wird getroffen haben die nöthigen Anstalten zur Zahlung."

„Keineswegs," versetzte Don Philipp, „ich habe mit keiner Sylbe daran gedacht."

„So weiß der Herr, daß ich ihn werde verklagen."

„Immerhin!"

„Weiß auch der Herr, daß eine Wechselklage Gefangennahme nach sich zieht?"

„Ich weiß das."

„Damit Sie sich nicht mit Unwissenheit entschuldigen, sage ich Ihnen hiermit, daß ich auf der Stelle meine Klage einreichen werde."

„Thun Sie das."

Der Jude ging brummend fort und ließ Don Philippe verklagen. —

Don Philippe erschien vor dem Tribunal, der Jude brachte seine Klage vor.

„Erkennen Sie diese Schuld an?" fragte der Richter.

„Keineswegs," antwortete Don Philippe, „ich weiß auch gar nicht, was der Herr von mir will."

„Zeigen Sie Ihre Papiere vor," sprach der Richter zu dem Juden. Dieser zog aus seiner Brieftasche den Wechsel des Don Philippe hervor und reichte ihn noch immer zusammengefaltet dem Richter hin. Der Richter überflog das Blatt: „Das ist allerdings," sprach er, „ein Wechsel, aber ich sehe darauf weder ein Accept, noch eine Unterschrift."

„Wie?" fragte der Jude erblassend.

„Sehen Sie selbst," fügte der Richter hinzu, und er reichte dem Kläger den Wechsel wieder hin.

Der Jude wäre vor Schrecken fast zu Boden ge-

gesunken, das Accept und die Unterschrift waren wie durch einen Zauber verschwunden.

„Nichtswürdiger Betrüger!" rief der Jude, sich zu Don Philippe wendend, „das sollst Du mir theuer bezahlen."

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Felix, im Gegentheil das Zahlen wird Ihr Theil sein," versetzte Don Philippe, und zum Richter gewandt, fuhr er fort: „Excellenz, Sie wollen gütigst zu Protokoll nehmen lassen, daß ich im Angesicht dieses Tribunals ohne den kleinsten Beweggrund auf schmachvolle Weise insultirt worden bin."

„Ich kann das nicht verweigern," bemerkte der Richter.

Mit dem Auszuge des Protokolls versehen, verklagte Don Philippe nunmehr den Israeliten, und da die Sache klar war, ließ das Urtheil nicht lange auf sich warten. Der Jude ward zu dreimonatlicher Gefängnißstrafe und zu einer Geldbuße von tausend Thalern verurtheilt.

Jetzt wollen wir das Wunder erklären. Statt die Feder in das Dintenfaß zu tauchen, hatte Don Philippe sie nur mit seinem Speichel benetzt, auf diese nasse Unterschrift hatte er den blauen Sand gestreut; der Sand hatte die Buchstaben gebildet, so wie aber der Speichel getrocknet war, war der Sand abgefallen, und mit ihm Accept und Unterschrift verschwunden.

Don Philippe gewann durch dieses Taschenspielerstückchen 6000 Francs, aber er verlor durch dasselbe den Ueberrest seines Credits, der ihm übrigens keine 6000 Francs mehr einbringen konnte. —

Wenn man aber mit tausend Thalern auch noch so sparsam umgeht, sie können dennoch nicht ewig dauern; überdem setzte Don Philippe ein viel zu großes Zutrauen in sein Genie, als daß er seine Sparsamkeit hätte in Geiz ausarten lassen sollen. Er versuchte es, ein anderes Darlehn zu negociren, die Geschichte des armen Felix aber hatte zu großes Aufsehen erregt, und obgleich Niemand den Juden beklagte, so empfand doch Jedermann den größten Widerwillen, mit einem Taschenspieler zu unterhandeln, der seine Unterschrift aus der Tasche des Gläubigers zu escamotiren verstehe.

Unterdessen war man bis zum Anfang des Aprils gelangt. Der 4. Mai ist in Neapel die Epoche, in welcher stets die Wohnungen gewechselt werden. Don Philippe war seinem Hauseigenthümer den zweimaligen Miethzins schuldig, und derselbe erklärte ihm deshalb, daß, wenn er ihn nicht innerhalb der nächsten 24 Stunden bezahle, er im Voraus bei dem Richter die nöthigen Anstalten treffen würde, um ihn bei Verfallzeit des dritten Miethzinses aus dem Hause zu treiben.

Der dritte Termin erschien, und da Don Philippe nicht bezahlt hatte, nahm man ihm seine Möbeln weg, und verkaufte sie, bis auf sein eigenes Bett und das einer alten Magd, ein Inventarium seiner Familie, die ihn nicht hatte verlassen wollen, und die getreulich jeden Wechsel seines Schicksals theilte. Am Tage vor dem, an welchem er seine bisherige Wohnung verlassen sollte, machte er sich auf, um sich eine andre aufzusuchen. Das war für ihn keine leichte Aufgabe; er war gar zu sehr berüchtigt in Neapel; fest überzeugt also, daß ihm Niemand in Neapel gutwillig eine Wohnung vermiethen würde, beschloß er, sich solche durch Gewalt oder durch List und Schlauheit zu verschaffen.

Don Philippe kannte ein Haus, das dessen Eigenthümer aus Geiz lieber verfallen ließ, als daß er an demselben die nöthigen Ausbesserungen vorgenommen hätte. Zu jeder andern Zeit würde ihm dieses Haus keineswegs seiner würdig erschienen sein, die Widerwärtigkeiten aber hatten Don Philippe sich fügen gelehrt. Er überzeugte sich im Laufe des Tages, daß dieses Haus durchaus nicht bewohnt sei; und als die Nacht hereingebrochen war, packte er mit der alten Magd die beiden Betten auf und wanderte mit ihr der neuen Wohnung zu. Die Thür war verschlossen, aber ein Fenster stand offen. Er schwang sich durch dasselbe hinein, öffnete seiner Begleiterin die Thür, wählte das beste Zimmer für sich, gestattete der Magd, sich gleichfalls eins zu wählen, und eine Stunde darauf hatten sich Beide dort häuslich niedergelassen.

Einige Tage darauf fand der alte Geizhals sein Haus, als er dasselbe besuchte, bewohnt. Es war ein glücklicher Umstand für ihn, denn seit zwei oder drei Jahren befand sich dies Gebäude in einem so verfallenen Zustande, daß er es an Niemand vermiethen konnte. Er zog sich demnach zurück, ohne ein einziges Wort zu sagen; nachdem er zuvor die Lage der Dinge durch zwei Nachbarn hatte constatiren lassen.

Als die Zeit der Miethebezahlung gekommen war, erschien Don Bernardo mit dem erwähnten Dokumente in der Hand. „Mein Herr," sprach er, „ich komme, Sie freundlichst um das Geld zu ersuchen, das Sie mir gütigst zuwenden wollen, indem Sie sich ohne mein Vorwissen hier einlogirt haben."

„Mein lieber charmanter Freund," erwiederte Don Philippe, ihm mit großer Herzlichkeit die Hand drückend, „erkundigen Sie sich überall in Neapel, fragen Sie überall nach, wo ich gewohnt habe, ob ich irgendwo die Miethe zahlte, und wenn Sie in ganz Neapel auch nur einen einzigen finden, der Ihnen darauf eine bejahende

Antwort gibt, will ich Ihnen das Doppelte Ihrer Forderung zahlen, so wahr ich Don Philippe Villani heiße."

Bei diesem allgemein gefürchteten Namen erblaßte der Hauseigenthümer. Bis jetzt hatte er nicht gewußt, welche erlauchte Person in seinem Hause logire. Das Gerücht von den Zaubereien, welche Don Philippe vollbringe, kam ihm wieder in den Sinn, und er glaubte sich nicht blos zu Grunde gerichtet, weil er einen insolventen Miethsmann beherbergt habe, sondern er hielt sich auch für verdammt, weil ein Hexenmeister in seinem Hause verweilt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

(Napoleons Reliquien.) Eine sehr eigenthümliche Ausstellung, welche beweiset, daß die Schwärmerei, mit welcher noch die Engländer dem Andenken Napoleons ergeben sind, weit entfernt ist, zu erlöschen, findet gegenwärtig in London statt. Hier folgt die Aufzählung der hauptsächlichsten Gegenstände, aus denen jene Art von Museum besteht, welches mehr denn 500,000 Rthlr. gekostet hat, und welches unter dem hochtrabenden Titel: Reliquien von Napoleon einen großen Zulauf Neugieriger herbei zieht:

Das Feldbett mit dem noch mit Blut befleckten Lager, auf welchem Napoleon gestorben ist; der Mantel, welchen er in der Schlacht bei Marengo getragen; eine ihm ähnliche Figur, bekleidet mit einem vollständigen Anzuge, wie er ihn auf St. Helena getragen; sein und Josephinens Krönungskleid; die Fahne, welche er der Nationalgarde der Insel Elba gegeben; der Ehrensäbel, welcher ihm von dem französischen Volke bei seiner Rückkehr aus Italien überreicht wurde; das Porzellan-Service und das Couvert, dessen er sich auf St. Helena bediente; das Ehrenkreuz, welches er beständig auf der Insel Elba getragen, mit der schönen Tabatière von Gold, mit seiner Namens-Chiffre verziert, und der Ring, welchen er seinem Bruder Lucian bei Gelegenheit ihrer Versöhnung im Jahre 1815 gab; sein Bild in Lebensgröße, von Robert Lefevre gemalt; desgleichen der Marie Louise, Josephine, Caroline, Königin von Neapel, Schwester Napoleons und Lucians, gemalt von Gerard, David und Lethière; die prächtige Wiege des Königs von Rom; der Militair-Wagen Napoleons, welcher bei Waterloo genommen, und von Herrn Bullack für Se. Majestät Georg IV. für 2500 Pfd. St. gekauft wurde; endlich der kostbare Marschall-Tisch, ein Meisterstück der Manufactur von Sèvres, von Isabey gemalt, und von Napoleon der Stadt Paris geschenkt. Dieser letzte Gegenstand ist zu verkaufen, und ist das Eigenthum des Herrn von Serres.

— Eine Entweichung, welche an Diejenige des berühmten Lavalette erinnert, hat kürzlich in dem Gefängniß von Yvetot sich ereignet. Ein gewisser Garelli, ein Preuße von Geburt, welcher kraft eines vom königl. Procurator erlassenen Verhaftsbefehles zu Havre arretirt worden war, befand sich seit einigen Tagen in dem Gefängniß von Yvetot, in Erwartung des Transports, welcher ihn nach Paris schaffen sollte. Am 12. October besuchten im Laufe des Tages mehrere Male zwei anständig gekleidete Damen den Verurtheilten, von denen die eine sich für dessen Schwester, die andere für seine Frau ausgab, und welche Beide mit ihm Deutsch sprachen. Am Abend gegen 6 Uhr erschienen sie noch einmal. Der Gefängnißwärter, welcher kein Mißtrauen in die Absicht jener Damen setzte, ließ sie einen Augenblick mit dem Gefangenen allein, und trat in ein kleines Nebenzimmer, um daselbst sein Bett zu machen. Nach einigen Minuten ward er an die Thür gerufen, und die eine der Damen fragte ihn, ob sie wohl am andern Morgen wieder kommen dürfe, um ihren Mann zu besuchen. Die andere der Frauen, in einen weiten Shawl gehüllt, das Gesicht unter einem großen, mit einem schwarzen Schleier garnirten Strohhut verborgen, sprach kein Wort. Das Sprachzimmer des Gefängnisses ist dunkel, der Gefängnißwärter ahnte die Verkleidung nicht und öffnete sorglos die Kerkerthür. Als er am andern Morgen in das Schlafzimmer trat, um Garelli zu wecken, welcher mit dem Transport nach Rouen abgehen sollte, fand er das Nest leer und den Vogel ausgeflogen. Die Schwester von Garelli hatte die Nacht in dem Bette ihres Bruders an der Seite von drei andern Gefangenen zugebracht, welche nicht im entferntesten das Geschlecht ihrer Stubengenossin ahnten. Am Morgen war sie im Unterrock und mit einem Foulard um den Kopf hinabgegangen, und derselbe Gefängnißwärter, welcher ihren Bruder hatte entkommen lassen, öffnete auch ihr die Pforte, in der Meinung, ein anderer Thürsteher hätte sie in der Frühstunde eingelassen. — Bei der Nachricht jener, durch die Gegebenheit einer Frau so geschickt angelegten Entweichung mußten alle Gendarmen sogleich aufsitzen, um die Spur des Flüchtigen zu verfolgen; allein der entkommene Gefangene hatte den Vorsprung einer ganzen Nacht, und sie vermochten nur, eine Meile von Yvetot, die Heldin dieser schwesterlichen Aufopferung zu verhaften. Sie ist eine Frau von etwa 25 Jahren und ziemlich hübsch.

(Fiat applicatio.) Hume, der berühmte Historiker, äußerte einst in Gesellschaft, daß er gewiß volle Ursache habe, über die Ungerechtigkeit der Welt, über ihren unvernünftigen Tadel sich zu beklagen. „Ich habe viele Bände geschrieben," sagte er, „die nur zwei oder drei Seiten enthalten, worüber ich allenfalls getadelt werden kann, und wegen dieser paar Seiten werde ich mißhandelt, verfolgt, in Stücken zerrissen." — Die Gesellschaft schwieg, bis ein ältlicher Herr das Wort nahm. „Ihre Aeußerung," bemerkte er trocken, „erinnert mich an einen alten Bekannten, einen Advocaten, der das Unglück hatte, wegen einer gefälschten Unterschrift gehangen zu werden. Der meinte auch, es geschähe ihm das himmelschreiendste Unrecht, denn viele tausend Bogen habe er geschrieben, wegen welcher man ihm nicht das Geringste anhaben könne, und nun solle er wegen einer einzigen Zeile hängen."

(Statistisches.) Die Bevölkerung Londons ist in dem Zeitraume von 10 Jahren um mehr als eine Viertelmillion gestiegen. Denn im Jahre 1831 betrug sie 1,594,890, und nach der Zählung des Jahres 1841 schon 1,870,727 Seelen, d. h.

bedeutend mehr, als die gesammte Bevölkerung des Königreichs Sachsen.

(Verunglückte Speculation.) Die Pariser Industrieritter und Taschendiebe haben jetzt das Börsengebäude in besondere Affection genommen, vorzüglich an den Liquidationstagen halten sie reiche Ernte. Wenn die Monatsrechnungen geschlossen werden, so circuliren immer einige Millionen Francs in den Taschen der Anwesenden. Die meisten Wechsler sind zerstreut in Folge des Ereignisses, welches ihnen die Banknoten aus der Brieftasche lockt, oder ihre Geschäfte erweitert; ihre ungeduldigen aber ängstlichen Blicke irren umher, sie bahnen sich mit Mühe einen Weg durch die Menge, und unterdessen greift eine langgefingerte Hand nach der Brieftasche, Börse und Uhr. Es findet keine Liquidation statt, wo nicht einige dieser Glücksritter eingefangen werden; aber trotz der außerordentlichen Wachsamkeit der Polizei und der für sie dadurch entstehenden Gefahr, kommen sie durch den Klang des Goldes angelockt, immer wieder. Unlängst ersah sich einer dieser Flibustier einen unbefangenen Speculanten, welcher mit wohlgefüllter Brieftasche erschienen war und den Liebhabern zu sagen schien: Plündert mich nur getrost aus, ich werde dorthin schauen. Der Taschendieb folgte der Kundschaft und einen Augenblick später war die Brieftasche des Letztern in seinen Händen. Der Handgriff blieb indessen nicht unbemerkt, einer der Umstehenden faßte ihn in dem Augenblicke, als er die geraubte Brieftasche einstecken wollte. Durch einen in solchen Fällen sehr gewöhnlichen Kunstgriff steckte der Gauner das corpus delicti einem seiner Spießgesellen zu, welcher in der Hast die Brieftasche fallen ließ und sich bückte, um sie aufzuheben; aber er war nicht glücklicher, als der Andere. Eine kräftige Hand faßte ihn, und hielt ihn in der kauernden Stellung fest. „Halt! was machen Sie da, s'il vous plait?" fragte der Haltende halb drohend halb ironisch. — „Wie Sie sehen" — erwiederte der Escamoteur — „ich speculire auf das Fallen der Staatspapiere."

(Merkwürdige Mordgeschichte.) Ein Irländer wurde vor einigen Jahren gedungen, einen gewissen ihm bezeichneten Herrn zu ermorden. Als er auf dem Wege war, um sein Opfer aufzusuchen, überfiel ihn auf offener Straße ein plötzliches Ungewitter. Ein Herr, der den Schutzlosen und Jammernden auf der Straße fand, nahm ihn in seinem Wagen auf und führte ihn in sein benachbartes Schloß, wo er ihn in der Bedientenstube erquicken, trocknen und Essen reichen ließ. Als der Mann sich nach dem Namen seines Wohlthäters erkundigte, fand es sich, daß es gerade derjenige Herr war, dessen Mörder er werden sollte. Er kehrte darauf zurück, ohne seine That vollführt zu haben. Uebrigens kam er mit einem seiner Genossen zusammen, dem er den Vorfall erzählte, und dem er versicherte, daß es ihm nun ganz unmöglich sei, diesen Mann, der so freundlich gegen ihn gewesen, ums Leben zu bringen. Sein Genosse, der einen Auftrag in Bezug auf das Sein und Nichtsein eines anderen Herrn empfangen hatte, machte ihm darauf den Vorschlag, daß sie ihr Opfer austauschen möchten, er wolle seinen Herrn nehmen, der ihm so schon widerstehe, und dafür solle der Andere den ihm bezeichneten auf sich nehmen. Dies ging der Irländer, der auf diese Weise sein Gewissen von Undank frei fühlte, ein, und sie führten beide ihre Mordthat aus.

(Spielgeschichten aus Baden-Baden.) Ein Major hatte in kurzer Zeit 300,000 Fr. gewonnen, und mit dieser Summe zufrieden, faßte er den weisen Entschluß, Fortunas Gunst nicht länger zu vertrauen, und sich wieder zu seinem Regimente zurück zu begeben. Er hatte bereits Postpferde bestellt, und sein Reisewagen stand fertig und bepackt da, als er bemerkte, daß das Geld, welches er zu sich gesteckt hat, zu Deckung der Reisekosten nicht ganz ausreichen wird. „Meiner Treu," sagte er zu sich, „ich will den Koffer nicht erst öffnen, und den schönen Schatz angreifen; mit den Louisd'ors in meiner Börse will ich mir das Fehlende noch geschwind an der Roulette ergänzen." — Der Major begibt sich rasch ins nahe Spielhaus und in wenig Minuten sind seine Louisd'ors fort. — Er muß also doch seinen Gewinn angreifen, bestellt die Pferde ab, öffnet seinen Koffer und kehrt wieder an den grünen Tisch zurück. Den andern Tag war er nicht nur seiner 300,000 Francs, sondern auch seines Reisewagens ledig, und mußte mittelst der Diligence, statt der Extrapost, in seine Garnison zurückkehren.

Auch die Damen versuchen ihr Glück im Spiel. Eine schöne Engländerin verlor mit vieler Liebenswürdigkeit ihre Guineen, und ließ jeden Abend ihre 2000 bis 3000 Francs in die Bank fließen. Ihr Gemahl versicherte einen Nebenstehenden: „Es hat mir unendliche Mühe gemacht, meiner Frau die Leidenschaft des Spieles beizubringen; nun es mir endlich gelungen ist, bin ich nicht wenig erfreut darüber. Meine Umstände erlauben mir dies Opfer, das ich gern darbringe, um meine Eifersucht zu beruhigen. Ich sehe meine Frau lieber mein ganzes Geld verspielen, als sich auf dem Balle unter schönen Intriguants bewegen, denen nichts auf der Welt heilig ist."

(Der alte Kriegskamerad.) Peter Giverne, ein unpoetischer Bauernbursch, steht seit 10 Monaten in Paris unter der Fahne und gehört nicht zu denjenigen, welche aus vollem Herzen singen: „O welche Lust, Soldat zu sein!" auch nicht zu denen, welche den Ausspruch Ludwigs XVIII.: „Jeder Soldat hat in seiner Patrontasche den Marschallstab" wörtlich nehmen. An einem schönen Nachmittage in diesem Sommer erhielt er Erlaubniß, bis um 8 Uhr auszugehen. Er benutzte sie, um im Pflanzengarten herumzuspazieren. Ein Ding, welches sich wie eine dicke Schlange in der Luft bewegte, zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Ehe er ergründen konnte, daß es der Rüssel des hinter dem Gebüsch stehenden Elephanten sei, trat ein Unbekannter zu ihm und begrüßte ihn: „Guten Tag, Kriegsmann!" — „Guten Tag, Bürgersmann." — „Ich bin erfreut, Euch zu treffen, Kriegsmann." — „Das ist um so schöner von Euch, da ich Euch unbekannt bin." — „Ihr seid Kriegsmann, das ist mir genug. Ein schöner Stand, Euer Stand." — „So heißt's im Lied, ich finde es aber nicht." — „Aha, Ihr möchtet Krieg haben, todt schießen, Euch todt schießen lassen." — „Bewahre Gott, ich möchte meine Kartoffeln hacken." — „Seht, Alter, ich habe auch gedient, unter dem Andern. Damals stand der Soldat in Ansehen. Wenn ein Bürger, wie ich jetzt einer bin, einem Soldaten begegnete, wie Ihr jetzt einer seid, so bezahlte er ihm zu essen, zu trinken u. s. w. Ihr lacht. Nicht wahr, das gefiele Euch?" — „Warum nicht?" — „Nun so kommt her, Alter." Und der alte Bürgersmann, der unter dem Andern gedient hatte, zog den

jungen Soldaten mit sich fort zu einem Speisewirth, fragte ihn, was er gern esse, ließ nach seinem Geschmack Kalbsbraten auftragen und nach eigenem Geschmack verschiedene Weine, und Beide speisten zusammen in der heitersten Laune von der Welt. Nach eingenommener Mahlzeit fing der Bürgersmann an, Geschichten zu erzählen, daß der Kriegsmann sich vor Lachen den Bauch halten mußte, und dabei schenkte er ihm fleißig ein. Der Wein in Verbindung mit den Zwergfellerschütterungen bewirkten eine ungewöhnliche Spannung von Peters Nerven; der Spannung folgte Abspannung, und Peter schlief ein. Der Schlummer dauerte mehrere Stunden. Endlich ward Peter geweckt mit den Worten: „Auf Kamerad! Es ist 9 Uhr, es ist Zeit, fortzugehen und zu bezahlen." Bei dem Worte 9 Uhr fiel es Petern ein, daß er schon um 8 Uhr in der Caserne sein sollte. Er griff nach seiner Uhr, um nachzusehen, ob es wirklich so spät sei. Sie war fort. Er sah sich nach seinem lustigen Kumpan um; der war ebenfalls fort. Dagegen stand der Bürger Wirth da und verlangte 18 Frans 85 Centimes als Betrag der Zeche. Peter hatte nur 55 Sous bei sich. Der Wirth ließ sich von ihm seinen Namen, sein Regiment, sein Bataillon, seine Compagnie angeben, und hielt ihn nicht weiter auf. Peter, in die Caserne zurückgekehrt, hatte eine schlaflose Nacht und kam am folgenden Tage auf einen halben Monat in den Polizeisaal. Ein Kamerad that ihm den Gefallen, dem nächsten Polizeicommissair sein Abenteuer zu erzählen und den Bürgersmann genau zu schildern. Da die Polizei in Paris mehr Augen hat, als weiland Argus, so gelang es bald, den lustigen Kumpan in dem Augenblicke zu entdecken, wo er Peters Uhr verkaufen wollte. Es war ein alter Kunde, bereits drei Mal wegen Diebstahl verurtheilt. Für dies Mal bekam er 2 Jahre, Peter aber erhielt seine Uhr wieder.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die griechische Form steht zu Putz-Roben noch immer in hohem Ansehen, und besonders sieht man sie gegenwärtig im italienischen Theater; jene Roben haben nur einen offenstehenden Rock im Aspasia-Styl. Zu solchen Roben, welche immer sehr leicht sind, tragen die Damen noch die Ball-Mäntelchen von wattirtem Atlas, mit einer seidenen Guipure verziert.

Die Leibchen der Oberröcke sind immer glatt und hoch hinauf gehend; ein reizendes Modell führt den Namen Oberrock à la Valentine; man macht ihn von geköpertem Tuche und verziert ihn mit seidenen Borten, mit Knöpfen und Troddeln auf Leibchen und Aermeln in ihrer ganzen Länge.

Die Roben zur Halb-Toilette sind gleichfalls mit glatten und langen Leibchen; nichts erscheint distinguirter, als die seidenen Pekinée-Roben mit einem einzigen und breiten Volant. Das knappe Anschließen jener Roben macht mehr als jemals die Benutzung der sinnreich zusammengesetzten Corsets unentbehrlich. Bei dieser Gelegenheit bringen wir den Damen die Corps der Madame Joly, rue neuve St. Augustin Nr. 37, an denen man die Fischbeinstangen durch solche von Schildkröte ersetzt hat, in Erinnerung.

Die Blonden sind wieder mehr als jemals in die Mode gekommen; man kann sich keinen Begriff von der Verschiedenartigkeit der Dessins machen. Bemerkenswerth ist, daß die neuen Blonden sämmtlich gerade, oder nur wellenartig geformt sind; die Blonden mit Zacken werden in Paris nicht mehr zum Kauf ausgeboten. Wir haben auch eine große Anzahl neuer Zusammenstellungen in den Zwirn-Spitzen und namentlich in den Applications und englischen Spitzen bemerkt. Unter den neuen Mode-Artikeln erwähnen wie der Schleier von der schönsten Arbeit, der Antoinetten in neuer Manier und mit neuen Dessins, und besonders der Berthen mit vier Oeffnungen; dieser hübsche Schnitt macht als Revers auf Putz-Roben einen herrlichen Effect.

Es ist von der größten Wichtigkeit, die Coiffüren passend zu den Roben anzufertigen; das Haus Mariton entledigt sich gewissenhaft dieser Sorge, und bringt gleichzeitig mit den neuen Roben eine Menge Hüte, Capoten, Bonnets und Coiffüren zu den Parüren in dem neuesten Style. Wir erwähnen noch, daß die Form seiner Hüte zu der gegenwärtigen Art, sich zu coiffüren, übereinstimmend ist, d. h. etwas hoch, oder mindestens doch horizontal: folglich sind die Formen von kleinem Umfange, die Backen reichen tief herab, doch nicht so weit wie im vergangenen Jahre; der Fond ist in gerader Linie und etwas hochstehend — in Allem keine Uebertreibung. Unter den Sammethüten bemerkten wie einen schwarzen Sammethut, mit einer schwarzen Reiherfeder verziert; unter der Krempe Maneinis von kleinen Blumen; ein solcher Hut eignet sich zu einer ernsten, doch distinguirten Kleidung.

In einem ganz andern, doch nicht minder eleganten Genre ist eine Capote von farbigem blauen Atlas, gänzlich mit einer französischen Spitze überzogen; eine andere Capote von paille Atlas, mit eben solchen orange gestreiften Bändern verziert, mit Rüchen von glattem Tüll, gebauscht in einer dazu passenden Quaste, und auf die rechte Seite gesteckt.

Herren-Mode. Die Herrenmoden haben in diesem Jahre den Fortschritten, welche alle geschmackvolle Erfindungen gemacht, nichts nachgegeben. Den Sack-Paletots, den Twines, welche nur zur Bequemlichkeit dienten, ist ein eleganter Paletot mit Pelerine gefolgt.

Robin fügt dem Morgen-Anzuge ein marmorirtes Pantalon vom besten Geschmack und ein schottisches Gilet mit Revers hinzu. Sein Frack trägt das Gepräge eines Mannes von gutem Geschmack, und in seinem Schnitt, die sich, was die Schöße betrifft, immer mehr dem Frack à la français nähert, ist nichts Uebertriebenes. Niemals bemerkt man bei Robin's Erfindungen eine neue Erscheinung, welche nicht geschmackvoll wäre. Er versteht zugleich Eleganz mit Einfachheit zu vereinigen, und in diesen beiden Elementen des guten Geschmackes hat er seinen ausgezeichneten Ruf gegründet, seinen Namen in der Pariser Eleganz berühmt gemacht.

In den Huten besitzt Deevreu das Monopol der ersten Moden, und seine Formen genügen diesem Winter allen Anforderungen und Wünschen, und sind bis zu den Kinder-Hüten wahre Meisterwerke des guten Geschmackes und der Anmuth.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Kurzer Ueberzieherock mit Patten auf den Hüften. No. 2. Hut mit Feder. Großer Shawl. Glattes Oberrockkleid, vorn mit Knöpfen besetzt. No. 3. Capote mit Marabouts ausgeputzt. Aermelmantel, kurz, und mit Garnirungen verziert.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 9. (5. Jahrgang. IV. Quartal).

Negerklugheit. — Etwas bewiesen. — Aussichten für die Zukunft der Dampfkraft. — Der Schleier. — Plaudereien der Eisenbahn-Passagiere. — Miscellen und Anecdoten. — Die Täuschung (mit Abbildung).

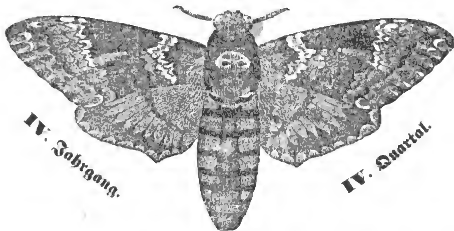
Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst Modenkupfer. Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31.

Druck von F. Andrä in Leipzig.

Leipzig=

IV. Jahrgang. IV. Quartal.



Pariser Moden=Journal.

No. 10. Sonnabend, den 2. December. 1843.

Geniestreiche des Magiers Don Philippe Villani zu Neapel.

(Fortsetzung.)

Don Bernardo zog sich eiligst zurück, um in dieser bedenklichen Lage einen Entschluß zu fassen. Wäre er „der hinkende Teufel" gewesen, er würde das Dach weggehoben haben, da er aber nur ein Geiz=Teufel war, so entschloß er sich, es hinabfallen zu lassen, welches übrigens bei dem verfallenen Zustande des Hauses ohnehin bald von sich selbst geschehen mußte. Es war gerade in der regnichten Jahreszeit, und wenn es in Neapel regnet, so weiß man, mit welcher Freigebigkeit der Himmel seine Tropfen spendet. Der Hausbesitzer zeigte sich aufs Neue auf der Schwelle des Hauses.

Gleich unsern Urvätern, welche die Rache des Höchsten verfolgte, der sie sich zu entziehen suchten, war Don Philippe vor der herabströmenden Sündfluth von Zimmer zu Zimmer geflüchtet. Der Hauseigenthümer glaubte anfänglich, daß sein Miethsmann die Absicht habe, auszuziehen, aber ward bald seiner Täuschung entrissen. Von der Stimme Don Philippes geleitet, erreichte er endlich ein kleines Kabinet, welches dem Regen weniger zugänglich war, als der übrige Theil des Hauses. Dort fand er seinen Miethsmann auf einem Bette liegend, einen Parapluie in der einen Hand über sich, in der andern ein Buch haltend, aus welchem er mit lauter Stimme mehrere Verse des Horaz declamirte.

Der Hausbesitzer hemmte einen Augenblick lang regungslos und schweigend seine Schritte vor dem Enthusiasten. „Sie wollen also wirklich nicht abziehen?" fragte er mit schwacher, ängstlicher Stimme.

„Hören Sie an, mein guter Freund, hören Sie mich an, mein ehrwürdiger Herr Hauswirth," versetzte Don Philippe, indem er sein Buch zuschlug. „Um mich von hier wegzutreiben, müssen Sie mit einen Proceß machen, so viel ist gewiß, denn ich bin in dem Besitz. Nach einem Monat werde ich verurtheilt auszuziehen, gut, ich appellire. Es vergeht wieder ein Monat, ich werde wieder verurtheilt, ich appellire nochmals. Wieder einige Monate, neue Urtheile, neue Appellation — ein Jahr ist vergangen und Sie haben nichts gewonnen, als das Vergnügen, die Proceßkosten zu bezahlen."

„Wie, die Kosten ich? die müssen Sie bezahlen!" schrie der Eigenthümer.

„Allerdings, ich werde dazu verurtheilt werden, Sie aber werden sie bezahlen, denn ich besitze keinen Sous."

„Das ist leider nur allzurichtig," stöhnte der Geizhals.

„Das kann eine Geschichte von 600 Ducaten werden," fuhr Don Philippe fort.

„So ungefähr," versetzte der Hauswirth, der in der Eile die Kosten für Richter, Advokaten, Abschreiber u. s. w. überschlagen hatte.

„Wohlan, ehrwürdiger Herr Hauswirth, so lassen Sie uns unterhandeln."

„So lassen Sie einmal hören."

„Geben Sie mir die Hälfte der Summe, und ich ziehe auf der Stelle freiwillig ab."

„Wie, ich soll Ihnen dreihundert Ducaten zahlen, während Sie mir den Miethzins zwei Mal schuldig sind?"

„Sie wollen nicht, auch gut! Ich wollte mich Ihnen nur gefällig erweisen."

„Unverschämter, mir gefällig!"

„Keine Beleidigungen, ich bitte, mein werther Herr Wirth, Sie wissen, das hat Herrn Felix zu Nichts geholfen."

„Wohlan," fuhr der Geizhals zögernd fort, „so will ich die Hälfte zahlen."

„Dreihundert Ducaten," wiederholte Don Philippe, „keinen Sous weniger, keinen Sous mehr!"

„Nun und nimmermehr!" schrie der Geizhals.

„Nehmen Sie sich in Acht. Wenn Sie wiederkommen, lasse ich mich nicht für diesen Preis finden."

„Wohlan, so wage ich den Proceß, und sollte er mich auch sechshundert Ducaten kosten."

„Thun Sie das, verehrter Herr, thun Sie das!"

„Adieu denn, morgen werden Sie Stempelpapier zu schauen bekommen."

„Das werde ich erwarten."

„Gehen Sie zum Teufel!"

„Auf das Vergnügen, Sie wieder zu sehen."

Und während Don Bernardo sich wüthend zurückzog, stimmte Don Philippe seine Ode des Horaz wieder an.

Der nächste Tag verging, der nächstfolgende, die ganze Woche schwand dahin, ohne daß Don Philippe irgend eine Citation empfing; im Gegentheil, nach vierzehn Tagen erschien der Hausbesitzer wieder eben so weich und fügsam, als er sich früher drohend und furchtbar gezeigt hatte.

„Mein lieber Miethsmann," sprach er, „Sie besitzen eine solche Beredsamkeit, daß man wirklich thun muß, was Sie wollen. Hier sind die dreihundert Ducaten, die Sie verlangt haben, ich hoffe, Sie werden jetzt Ihr Versprechen halten. Sie haben mir zugesagt, daß Sie, wenn ich Ihnen dreihundert Ducaten brächte, sich auf der Stelle freiwillig wegbegeben würden."

„Ganz recht, wenn Sie sie mir denselben Tag zahlen würden; ich habe aber hinzugefügt, daß, falls Sie zögern sollten, ich das Doppelte verlangen würde. Sie haben gezögert, zahlen Sie mir also sechshundert Ducaten, lieber Freund, und ich ziehe aus."

„Das ist mein Ruin!"

„Es ist nur der zwanzigste Theil der Summe, die Ihnen gestern für Ihr Haus geboten worden."

„Wie! Sie wissen?"

„Daß Lord Blumfield Ihnen 10,000 Thaler dafür bezahlt."

„Sie sind also ein Zauberer?"

„Und das wußten Sie nicht?" fragte Don Philippe.

„Zahlen Sie mir 600 Ducaten, lieber Freund, und ich ziehe aus," fuhr Don Philippe fort.

„Nimmermehr!" sprach der Geizhals.

„Wenn Sie wiederkommen, werde ich 1200 Ducaten verlangen."

„Nehmen Sie Vernunft an. Ich will Ihnen 450 zahlen."

„Sechshundert, Herr Wirth, sechshundert! Bedenken Sie doch, wenn Sie nicht bis morgen mit Mylord Blumfield abschließen, kauft der das Haus Ihres würdigen Collegen, des Papa Felix."

„Wohlan, so schreiben Sie mir Ihre Obligation," versetzte der Geizhals, indem er Schreibmaterialien hervorzog. „Sagt man gleich, daß Ihre Unterschrift keinen Werth habe."

„Wie, eine Obligation? Sie wollen sagen eine Quittung."

„Meinetwegen denn, Ihre Quittung. Sprechen wir nicht weiter davon. Unterzeichnen Sie, hier ist Ihr Geld!"

„Hier Ihre Quittung!"

„Und jetzt," nahm der Hauswirth wieder das Wort, indem er auf die Thür deutete.

„Das ist nicht mehr als recht und billig," versetzte Don Philippe, indem er sich anschickte, sich zu entfernen.

„Aber Ihre Magd?"

„Maria," rief Don Philippe, und die alte Dienerin erschien.

„Maria, ehrliche Haut, wir ziehen aus," sprach Don Philippe, nimm meinen Regenschirm, nimm Abschied von unserm ehrwürdigen Hauswirth und folge mir."

Maria nahm den Regenschirm, verneigte sich gegen den Hauswirth und schritt hinter ihrem Herrn drein.

Am folgenden Tage erwartete der Geizhals den ganzen Tag lang den Besuch des Mylord Blumfield, er wartete auf ihn den nächstfolgenden Tag, die ganze Woche; jedoch vergebens. Mylord Blumfield erschien

nicht. Der unglückliche Hausbesitzer forschte in allen Hotels von Neapel, nirgends kannte man einen Engländer dieses Namens. Eines Abends aber, als er zufällig im Theater Fiorenti war, sah Don Bernardo dort einen Schauspieler, der seinem unauffindbaren Mylord ähnlich war, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Er fragte bei der Direction nach und erfuhr, daß der erwähnte Acteur den Charakter eines Engländers vortrefflich darzustellen wisse. Er erkundigte sich weiter, ob dieser Schauspieler nicht etwa mit Don Philippe in Verbindung stehe, und man sagte ihm, daß sie nicht nur genaue Freunde wären, sondern, daß der Acteur dem Don Philippe nichts abschlagen könne, weil der Letztere sein Lob unablässig in dem einzigen literarischen Journal Neapels ausposaune.

Auf diese industrieuse Weise setzte sich Don Philippe in den Stand, sich eine Wohnung miethen zu können, von der er dem Hauseigenthümer die Miethe für den ersten Termin vorausbezahlte. Auch konnte er sich von dem erhaltenen Gelde einige nothwendige Mobilien anschaffen.

Sechshundert Ducaten aber konnten in den Augen eines Mannes, der die Zukunft als die seinige betrachtete, nicht lange vorhalten; die Pünktlichkeit seiner Zahlungsweise hatte ihm wieder einigen Credit verschafft, so daß es ihm, als die 600 Ducaten ausgegeben waren, gelang, auf einen Wechsel 150 Ducaten geliehen zu erhalten.

Diese 150 Ducaten wanderten den Weg der übrigen; sie verschwanden, der Wechsel aber blieb. Es gibt zwei Dinge, die niemals verloren gehen: eine Wohlthat und ein Wechsel.

Jeder Wechsel aber hat einen Verfalltag. Der Verfalltag des Wechsels des Don Philippe erschien.

Der Gläubiger erschien, ihm folgte der Huissier, diesem das Urtheil, das am nächsten Tage vollstreckt werden sollte. Am Abend zuvor kehrte Don Philippe nach Hause zurück, beladen mit dem schönsten chinesischen Porcellan, das vormals kostbar, jetzt aber in Stücke zerschmettert war. Mit Hilfe der alten Magd arrangirte er sofort ein Büffet gegen die Eingangsthür, auf dieses Büffet stellte er mühsam sein Porcellan auf, dann legte er sich zu Bette und erwartete ruhig den Erfolg.

Dieser Erfolg war leicht vorauszusehen. Am folgenden Tage um acht Uhr pochte der Huissier an die Thür, Niemand antwortete; der Huissier klopfte aufs Neue, dieselbe Stille; er pochte zum dritten Mal, Alles wieder still.

Der Huissier zieht sich zurück, um einen Polizei-Commissair und einen Schlosser herbeizuholen. Mit diesen zurückgekehrt, pocht er aufs Neue an, aber es erfolgt auch jetzt keine Antwort. Der Polizei-Commissair gibt dem Schlosser den Auftrag, die Thür zu öffnen. Der Schlosser steckt den Dietrich in das Schlüsselloch, die Feder hebt sich, dennoch aber widersetzt sich noch etwas dem Oeffnen der Thür.

„Soll ich zustoßen?“ fragte der Schlosser.

„Immerhin,“ antwortete der Polizei-Commissair. Der Schlosser stieß heftig gegen die Thür. — In demselben Augenblicke aber erschallte es im Zimmer, als ob ein ganzer Laden von Steinzeug in Stücke zerschlagen werde, und ein lautes Geschrei ließ sich vernehmen. „Zu Hilfe, zu Hilfe!“ rief es, „Räuber, Mörder! man will mich ausplündern, mich tödten, ich bin ein zu Grunde gerichteter Mann!“

Der Commissair trat ein, ihm folgte der Huissier, diesem der Schlosser. Sie fanden Don Philippe, welcher sich das Haar ausraufte, vor seinem, in zahllose Stückchen zerschmetterten, alten Porcellan.

„Unglückselige!“ rief er den Eintretenden entgegen, „was habt Ihr gethan! Ihr habt mir für 2000 Thaler Porcellan zerbrochen.“

Das war niedrig taxirt, wäre das Geschirr nicht schon im Voraus zerbrochen gewesen. Das aber wußten weder der Polizei-Commissair, noch der Huissier, sie standen bestürzt vor den Scherben.

Das Büffet war umgestürzt, das Porcellan lag in Stücken da, sie hatten das Unglück angerichtet. Das Unangenehme ihrer Lage ward durch Don Philippes grenzenlose Verzweiflung noch mehr gesteigert.

Man begreift, daß in diesem Augenblicke von keiner Ausführung des Urtheils die Rede sein konnte. Wie hätte man für armselige 150 Ducaten die Mobilien eines Mannes pfänden können, dem man so eben für 2000 Thaler Porcellan zerbrochen hatte! —

Der Polizei-Commissair und der Huissier suchten Don Philippe zu trösten; Don Philippe aber war untröstlich, nicht blos, wie er betheuerte, wegen des Werthes des Porcellans, denn er hatte, wie er sagte, in seinem Leben schon andere Verluste erduldet, sondern weil er nur der Aufbewahrer desselben gewesen sei. Der Eigenthümer, ein Liebhaber von Seltenheiten, werde das Porcellan reclamiren, er könne es ihm nicht wieder zurückgeben, er sei daher zu Grunde gerichtet, entehrt.

Der Polizei-Commissair und der Huissier besprachen sich mit einander. Die Geschichte, ward sie ruchbar, konnte ihnen großen Nachtheil bringen. Das Gesetz gestattete seinen Agenten das Recht, die Mobilien zu saisiren, nicht aber, sie zu zerbrechen.

Sie boten demnach dem Don Philippe die Summe

von 300 Ducaten als Schadenersatz an, so wie ihren Einfluß bei seinem Gläubiger, um eine Prolongation des Wechsels auf einen Monat zu erlangen. Don Philippe zeigte sich gegen den Commissair und den Huissier großmüthig, der wahre Schmerz ist kein Rechenmeister. Er willigte in Alles ein, worauf der Polizei-Commissair und der Huissier sich zurückzogen, schmerzerfüllt und in dumpfer Verzweiflung.

(Fortsetzung folgt.)

Tal para cual.
(Für einen Schelm zwei.)

I.

Seitdem die Königin Christine von Spanien in der Straße Courcelles zu Paris ihren Wohnsitz aufgeschlagen hat, sind diese und alle benachbarten Straßen von einer großen Zahl spanischer Familien bewohnt, welche natürlich dem Glanze einer Majestät folgen, die im Besitze der Reichthümer, weder der Macht noch der Hoffnungen entbehrt. So ist nun die Vorstadt du Roule, wenn auch in ziemlich kleinerem Maßstabe, das, was zu Zeiten Ludwigs XIV. Saint-Germain war, als seine Gastfreundschaft einem vertriebenen Stuart dort ein Asyl gewährte. In einer der Straßen, die an das von der Königin Christine gekaufte Hotel grenzen, lebte vor ungefähr zwei Jahren die Seńnora Dona Juana Figuieras. Sie war eine reiche Witwe, hatte ihr Vermögen glücklich in das Ausland gebracht, das Vaterland verlassen und gleich ihrer Souverainin das Hotel, das sie bewohnen wollte, als ihr Eigenthum erworben. Dona Figuieras gehörte jedoch nicht zum Hofe; sie war zwar zu derselben Zeit, wie die Königin, nach dem gastlichen Frankreich gekommen, aber ihr Heimathswechsel war durch keine Stelle, weder als Hofdame noch als Reisegesellschafterin bedingt gewesen; ganz unabhängig in jeder Beziehung, hatte sie nur ein Land fliehen wollen, das vom Bürgerkriege zerrissen, seit langer Zeit den Revolutionen zum Opfer geworden war, welche dort, wie die Häupter der Hydra, eine aus der andern entstehen.

Sie war jung noch und schön, und von einer Tochter und einem Neffen begleitet. Sobald sie in Paris angekommen, war es ihre erste Sorge gewesen, die spanischen Ducaten und Quadrupel gegen das Haus, das sie bewohnte und ein schönes Landgut im Departement des Loire: umzutauschen. Dann kaufte sie Staatspapiere, auch Actien der Stadt Paris, und als sie so ihr Einkommen gesichert hatte, regelte sie auch ihre Lebensweise aber nicht wie eine Spanierin, die noch an den Verhandlungen der Cortes Theil nehmen, oder sich um die Thaten eines Espartero kümmern will, sondern wie eine Mutter, die ihre Tochter in dem neuen Vaterlande, das sie sich gewonnen, verheirathen will.

Isabelle war siebenzehn Jahre alt und von reizendem Aussehen. Wohl war ihr Teint etwas bräunlich, doch die beiden Perlenreihen, die ihren kleinen Mund schmückten, das glänzende, längliche Auge, die rabenschwarzen Haare, der kleine Fuß, kleiner noch als der der Frauen von Sevilla, obschon Isabella aus Madrid war, waren Vorzüge, die ein siebenzehnjähriges Mädchen nothwendig zur Schönheit erheben mußten. Zu diesem nun noch der Vortheil einer bedeutenden Mitgift, der Vorzug, einzige Tochter und Erbin der reichen Dona Figuieras zu sein, und wer wird erstaunen, wenn die jungen Männerherzen vor der schönen Spanierin schmachteten, und die ehrgeizigen Väter sie für ihre Söhne als eine glänzende Partie wünschten?

Dem Hotel von Dona Figuieras gegenüber, wohnte Alfred Matherel, der Sohn eines Banquiers, der sich schon seit längerer Zeit mit einem mäßigen Vermögen zurückgezogen hatte. Der alte Herr Matherel war einer von jenen vorsichtigen Männern, die mehr aus Furcht, etwas zu verlieren, als aus Mangel an Ehrgeiz auf dem halben Wege zum Glücke inne halten; er hatte ein ruhiges Leben den Gefahren der Börse vorgezogen und ein sorgenloses Alter schien ihm wünschenswerther, als seinem Sohne große Reichthümer zu hinterlassen.

Alfred hat zu leben, tröstete er sich, Mancher wäre zufrieden, so viel zu besitzen; ist er nicht damit zufrieden, so mag er sich selbst mehr erwerben.

Der junge Mann hatte eine schöne Figur, war geistreich und konnte auf eine reiche Heirath Anspruch machen. Das Schicksal schien ihn auch zu begünstigen. In Frankreich ist es nicht so schwer wie in Spanien, wo junge Mädchen in ihrer Freiheit so sehr beschränkt sind, derartige Bekanntschaften anzuknüpfen. Alfred begegnete Isabella in den Tuilerien, in den Champs-Elysées und ward von ihrer Schönheit bezaubert. Es gelang ihm, sich bei Dona Figuieras vorstellen zu lassen, und als er der Gegenliebe Isabellas gewiß zu sein glaubte, machte er eines Morgens seinen Vater zum Vertrauten seiner Liebe. Der Vater war indeß von Allem schon besser unterrichtet als der Sohn, doch nahm er den Schein gänzlicher Unwissenheit an.

Lieber Vater, begann Alfred, Sie haben mir mehr als einmal gesagt, daß das Glück dieser Welt von einem

vernünftigen und regelmäßigen Lebenswandel abhängt, und ich glaube bisher ihre Lehren befolgt zu haben.

Ich mache Dir auch keine Vorwürfe, mein Sohn.

Das weiß ich; aber nun liebe ich, mein Vater — — - - Zürnen Sie mir nicht, die strengste Moral könnte meiner Neigung Nichts anhaben, die unschuldig und deren einziges Ziel die Ehe ist. Gewiß, mein Vater, die strengsten Sittenrichter würden an meiner Liebe nichts zu tadeln finden.

Das hängt von der Wahl, die Du gemacht hast, ab; antwortete der Vater mit vielem Ernst.

Ich liebe Fräulein Isabella Figueiras.

Der Tausend! sagte der alte Banquier und schnitt eine Grimasse, die seine Zufriedenheit bezeugen sollte; aber liebt sie Dich auch?

Ich glaube. — Wir sind reich, fuhr Alfred fort...

Durchaus nicht, mein Freund, unterbrach ihn der Vater.

Nun so haben wir doch ein ansehnliches, ehrlich erworbenes Vermögen?

Das ist wahr.

Und wir sind rechtschaffene Leute?

Das ist wiederum wahr.

So können wir uns also auch mit einer eingewanderten Familie verbinden, die Nichts vor uns voraus hat, als vielleicht etwas mehr Geld.

Vielleicht? erwiederte der Vater lebhaft. Du irrst Dich, mein Sohn, Madame Figueiras ist reich, sehr reich, ich kenne ihr Vermögen.

Das ist schlimm, entgegnete Alfred, ich meinestheils wünschte, daß Isabella Figueiras keinen Sous besäße; denn wenn sie gar nichts hätte, und ich um ihre Hand würbe, müßte die Mutter erkennen, daß ich nicht ihr Geld, sondern Isabella um ihrer selbst willen liebe.

Das sind edle Gefühle, sagte Herr Matherel, und ich selbst habe so viel Gutes von Fräulein Figueiras gehört, daß ich Deine Wahl nur billigen kann; aber wir sind nicht in diesem Falle, sondern im entgegengesetzten, denn Isabella ist reich und Dein Vermögen nur sehr bescheiden.

Leider, ja! Doch da das Glück meines Lebens von ihrem Besitz abhängt und sie mich liebt, was soll uns denn sonst hindern, glücklich zu sein? Wenn Sie die Mutter Isabellas wären, und ein junger Mann wie ich, dessen Charakter rechtlich und dessen Liebe innig wie die meinige, der allein Ihre Tochter wahrhaft glücklich machen könnte, wenn ein solcher Mann sie von Ihnen begehrte, würden Sie ihn zurückweisen?

Gott sollte mich davor bewahren; rief Herr Matherel bewegt. — Mein Sohn, es ist ja nicht Gold noch Geld, was uns auf dieser Erde glücklich macht; Einfachheit, Mäßigkeit, und des Herzens stille Tugenden sind die Gründer unseres Glückes hienieden.

So darf ich also hoffen, mein Vater, daß Sie einen Schritt thun werden, der mich auf den Gipfel des Glückes erheben wird? —

Wie meinst Du das, Alfred?

Daß Sie für mich bei Madame Figueiras um die Hand Isabellas anhalten werden.

Aber mein Gott, Alfred, wenn ich auch Deine Wahl lobe, wenn ich auch Deine Vorsätze gut finde, so ist das doch nicht so leicht, wie Du Dir denkst. Es hat nicht Jeder dieselben Ansichten vom Glück wie wir. Madame Figueiras ist reich, ihre Tochter eine reiche Erbin, wer weiß, was sie für Pläne im Kopfe führt.

Glauben Sie das nicht, mein Vater. Nur weil Sie nicht wissen, wie man mich dort empfängt, weil Sie nie gesehen, wie man meine Liebe aufmuntert, können Sie solches Mißtrauen hegen. Warum sollte man mich so täuschen? Welchen Zweck könnte eine Mutter dabei haben? — Sie haben nichts zu befürchten, lieber Vater, nimmer würde Ihr Sohn Sie zu einem leichtsinnigen Schritte bewegen.

Matherel, der Vater, wünschte so sehnlich wie der Sohn, daß die Heirath zu Stande kommen möchte, denn eine so reiche Verbindung übertraf fast seine Hoffnungen. Auch hatte er der Mäßigkeit und der einfachen Sinnesart nur deshalb Lobreden gehalten, weil ihm diese Gefühle nützlich sein konnten. Er versprach also Alfred, den Schritt bei Dona Figueiras zu wagen, obschon eine abschlägliche Antwort nicht unmöglich wäre.

Aber, wenn Du Dich dennoch irrst, wenn das Mädchen Dich nicht liebt, wenn die Mutter Dich nicht zum Eidam will, was machst Du dann? fragte noch einmal der Vater den Sohn.

So werde ich Isabella entführen, rief Alfred kühn und feurig. Ihre Mutter kann sich über meine Gefühle nicht täuschen; sie kann ihnen eben so wenig entgegen sein, sonst würde sie meine häufigen Besuche zu verhindern suchen. Wenn mich Madame Figueiras getäuscht hätte, so verdiente sie keine Schonung.

Herr Matherel ließ zwar Alfred fühlen, daß solche Schlußfolgerungen sehr des Rechts entbehrten und die Tochter der Mutter zu entführen, durch keine Lage entschuldigt werden könne, ja, daß es unredlich von einem Manne sei, ein Mädchen dem Schutze des elterlichen Hauses zu entziehen, aber doch lag in diesen Vorwürfen ein Etwas, was den jungen Liebenden errathen ließ, ein

solches Vergehen sei nicht unverzeihlich, und eine wahre Liebe, fern von unlauterer Absicht könne immer auf Vergebung hoffen, kurz, Alfred sah, daß wenn der besprochene Fall sich wirklich ereignete, er in seinem Vater einen nachsichtigen Richter finden würde.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

— Wir lesen in einem New-Yorker Blatte folgende Anecdote: Ein Arzt ging eines Morgens an der Werkstätte eines Steinmetzen vorüber. „Guten Morgen, Freundchen!“ rief er hinein. „So viel ich sehe, haben Sie bereits einen hübschen Vorrath von Grabsteinen fertig. Ich begreife nicht, was Sie damit anfangen werden. Doch ja — ich sehe, daß weiter keine Inschrift darauf befindlich ist, als die Worte: „hier ruht die sterbliche Hülle“ — vermuthlich warten Sie also, bis sich ein Käufer findet, und fügen dann den Namen des Verstorbenen nachträglich hinzu.“ — „So ist es, Herr Doktor,“ entgegnete der Steinmetz, „ausgenommen Jemand ist krank, und Sie behandeln ihn, dann mache ich die Inschrift gleich ganz fertig.“

(Häuptlingsprüfung in Südamerika.) Durch Gleichmuth in Erduldung von Körperschmerzen sind die Indianer Nordamerikas berühmt; die Rothhäute Südamerikas dagegen sind von den Reisenden häufig als verweichlichter, entnervte und ganz den Sinnengenüssen ergebene Wilde geschildert worden. Daß aber auch sie Hunger und Durst und alle erdenklichen Plagen zu erdulden wissen, beweist ein Missionair, der unter ihnen das Christenthum predigte. Bei den Piatis wohnte er der Prüfung eines Kriegers bei, der Häuptling werden wollte. Die Probe begann mit einem langen und strengen Fasten, wie es schwerlich ein Europäer aushalten würde. Sodann versammelten sich die Krieger, und jeder gab dem Candidaten der Häuptlingswürde aus Leibeskräften drei Peitschenhiebe, wovon sein Körper ganz zerfleischt wurde. Nach einiger Zeit wurde seine Standhaftigkeit auf eine noch härtere Probe gestellt: man legte ihn mit gebundenen Händen in eine Hängematte und überschüttete ihn mit einer zahllosen Masse giftiger Ameisen, deren Biß die heftigsten Schmerzen und brennende Entzündung verursachte. Doch auch hiemit noch nicht zufrieden, bedeckte man ihn mit Palmblättern und zündete unter seiner Hängematte ein Feuer von stinkenden Gräsern und Kräutern an, dessen Qualm und Rauch ihn zu ersticken drohten und wovon er fast gebraten wurde. Hätte er bei allen diesen Quälereien, die Mancher mit dem Leben büßt, das leiseste Zeichen der Ungeduld oder auch nur des geringsten Schmerzgefühls blicken lassen, so würde er für immer entehrt und als der Ehre nicht würdig verworfen worden sein. Der Wilde ertrug glücklicherweise Alles, ohne auch nur einen Schmerzenslaut von sich zu geben, und als er seine Prüfung mit stoischem Muthe überwunden hatte, wurde er vom ganzen Stamme jubelnd begrüßt, und man erzeigte ihm alle die Achtung, welche ein barbarisches Volk seinem Oberhaupte zollt. So groß ist bei den Söhnen der Wildniß das ungezähmte, wilde Verlangen nach Ruhm und die wundervolle Gewalt einer frühen, dahin abzweckenden Erziehung, daß sie dem schrecklichsten Martertode trotzen, sobald es die Befriedigung dieses schon mit der Muttermilch eingesogenen, unbändigen Ehrgeizes gilt.

(Weimar.) Ein französischer Kritiker schildert bei der Anzeige eines deutschen Buches über Weimar das dortige Treiben der Unberühmten von Heute auf den Gräbern der Berühmten von Ehemals in sehr ergötzlichen Zügen: Jeder Deutsche, der nur ein wenig Literatur im Kopfe und nur etwas Geld in der Tasche hat, hält sich auch verpflichtet, nach Weimar zu pilgern, um dort am „Grabe der Propheten“ sein Gebet zu verrichten. Die Weimaraner verstehen es, die großen Erinnerungen, die sich an ihre kleine Stadt knüpfen, vortrefflich auszubeuten, und die berühmten Todten kommen den unberühmten Lebenden sehr gut zu Statten. Im Gasthofe zum Erbprinzen, wo wir abstiegen, erbietet sich der Hausknecht, der uns so eben die Stiefel geputzt, uns morgen „zu Göthe“ zu führen. Er ist ein Bauer aus der Umgegend, der erst seit sechs Wochen in der Residenz sich befindet, aber von dem Dichter spricht, als hätten sie beide zusammen den „Faust“ gemacht. Im nahen Tieffuhrt zeigt man uns eine Büchse mit drei Vorlegeschlössern, die ein armer Teufel respektvoll öffnet, um uns eine Kugel von Eichenholz zu präsentiren, mit welcher der berühmte Bürger, der Dichter der „Lenore,“ vor vielen Jahren Kegel geschoben und die er bei seiner Abreise ihrem gegenwärtigen Besitzer, Namens Hemmling, zum Andenken zurückgelassen. Der Schneider, der Schuster, den wir uns in Weimar kommen lassen, sie haben entweder für Göthe, für Schiller oder Herder gearbeitet. Der Schuhmacher Heitmann besitzt sogar noch ein von seinem Vater ererbtes, eigenhändiges Billet von Schiller, in welchem dieser dem Letztern schrieb, welcher Art er seine Stiefel eingerichtet zu haben wünschte. Wollen Sie vielleicht das Billet lesen? Herr Heilmann wohnt hier am Markte, nicht weit vom „Erbprinzen“ und es ist nur zu verwundern, daß diese kostbare Reliquie bis jetzt den Autographenstöberern entgangen, die auch in Weimar so hitzig hinter den Papierkörben der berühmten Männer her sind.

(Neue Industrie.) Vor Kurzem verließ eine Dame in Berlin etwas spät eine Abendgesellschaft, aus der ihr Bruder sie vergessen abzuholen. Auf der Straße verfolgt sie Jemand mit unanständigen Redensarten, so daß sie sich endlich genöthigt sieht, einen andern vor ihr gehenden Herrn um Schutz zu bitten. Dieser gibt ihr den Arm, und bringt sie bis an ihre Wohnung. Dort stellt er sich sehr breitbeinig vor die Hausthür und sagt lakonisch: ich bitte mir für diesen Gang 15 Silbergroschen aus, so etwas thu' ich niemals umsonst. Die Beschützte hat zufällig einiges Geld bei sich, und gibt ihm das Verlangte. Darauf nimmt er den Hut ab und sagt gute Nacht. Beim Umsehen bemerkt die Dame, wie bei dem Schein einer Laterne ihr Beschützer und ihr Verfolger mit lautem Gelächter das Abgezwungene theilen.

(Ein Unterschied.) Vor Kurzem saßen in einem der kleinen Salons der „Maison d'Or“ in Paris einige adelige Lebemänner zusammen und tranken Champagner, während aus dem Nebenzimmer Gesang und Lärm von nicht weniger lebhaf-

ten Genossen tönte. Da stand einer von jenen drei erstgenannten Zechern, ein Marquis, auf, und zog so stark an der Klingelschnur, daß acht Bediente auf einmal in's Zimmer traten. Zu diesen sprach er: „Leute, seht nach, wer im Nebengemach so unanständigen Lärm macht. Ist's bürgerliches Gesindel, so prügelt es, sind es Edelleute, so bittet sie, uns die Ehre zu geben, mit uns zu soupiren."

— Die Zahl der Armenhäuser, welche in Irland gebaut werden sollen, beträgt 130. Im Herbst vorigen Jahres waren bereits 100 davon fertig. Ganz Irland scheint mir überhaupt ein Armenhaus zu sein.

(Der Dichter.) Neulich erging sich Nachts bei Mondenschein ein junger Mann mit fliegenden Haaren, begeistertem Antlitz, hoher Stirn und von pittoresk-romantischem Ansehen, aber in ziemlich schadhaften Kleidern, auf dem Boulevard de la Madeleine, die Augen zum Himmel erhoben und laute Exclamationen an die Sterne richtend, als eine prosaische Runde Municipalgardisten erschien und ihn fragte, was er zu dieser Stunde hier thue? Der junge Mann fuhr mit der Hand durchs Haar, richtete sich stolz auf und antwortete mit theatralischen Gebehrden in fließenden Versen:

Ich geh', ich komm', ich schau', ich schweife nach Gefallen;
Ich lieb' es, hier allein am Seinestrand zu wallen,
Die große Weltstadt lieb' ich, wenn sie in Nacht verschwimmt,
Die flücht'ge Welle lieb' ich, wenn drauf das Mondlicht glimmt,
Die kleinen Sterne lieb' ich, die dort am Himmel funkeln,
Die Dämmrungsschleier lieb' ich, die leise wehn im Dunkeln.
Ich flieh' des Tags Gewühl, still in mich selbst verschlossen,
Den wüsten Straßenlärm, das Rasseln der Karossen.
Sobald der Morgen steigt von seinem Rosenbette,
Unter der Brücke dort find' ich die Schlummerstätte.

Der Sergeant der Patrouille schien aber kein Freund der Poesie und verstand nur die letzte Zeile. „Mein Herr," sprach er, „ich muß Sie ersuchen, mit mir zu kommen, es ist nicht erlaubt, im Freien zu schlafen." Mit einem verachtungsvollen Lächeln ergab sich der Poet der Gewalt, welche ihn durchaus vor Erkältung bewahren wollte, und ließ sich gefangen abführen. Vor Gericht am Tage darauf nach seinem Namen gefragt, nachdem ihm der Präsident mitgetheilt, daß man ihn wegen nächtlichen Umherschweifens festgenommen, räusperte er sich und hob mit lauter Stimme an:

Ja, ich bin Vagabund, ich habe nichts, was mein.
Nicht Freunde, Eltern, Brüder, mein Schutz ist Gott allein.
Was kümmert mich Familie, was frag' ich nach Verwandten?
Nach Onkeln und Cousins, nach Schwägern und nach Tanten?
Laßt mir den Horizont des Lebens, den beschränkten,
Nie hab' ich die gekannt, die mir das Leben schenkten!

Schonend versetzte der Präsident, da er sah, mit wem er es zu thun habe: „Aber Sie müssen doch irgend einen Erwerb, einen Stand haben, mein Herr?" Wie? fuhr der junge Mann fort:

Wie? Einen Stand? O nie! Werft mich nicht zu den Thoren!
Ist es denn nicht genug, ein Dichter sein geboren?

Er wollte sich noch weiter über den letzten Punkt auslassen, doch der Präsident machte ihm bemerklich, daß dies nicht nöthig sei. Der Dichter-Vagabund wurde zu 14 Tagen Gefängniß verurtheilt.

(Der todte Generalissimus als Heerführer in der Schlacht.) Der König von Portugal hatte sich den Feinden Philipps V., König von Spanien, angeschlossen. Berwick wurde beauftragt, das Königreich gegen diesen neuen Widersacher zu vertheidigen. Er lagerte mit einem Truppencorps an den Ufern des Flusses Sabugal, den die Portugiesen, die Engländer und die Holländer überschreiten wollten. Schon traf Berwick Anstalt, sie zurückzuweisen, als er plötzlich bemerkte, daß eine große Unordnung in ihren Reihen einriß, und dann traten sie in wilder Verwirrung die Flucht an. Berwick verfolgte sie, und nahm ihnen einige Gefangene ab; diese ließ er vor sich kommen und fragte sie nach der Ursache ihres panischen Schreckens, wo er dann Folgendes vernahm: Sanct Antonius von Padua ist der Schutzpatron des Königreiches Portugal. Als die Portugiesen das Joch Spaniens abschüttelten, beschützte der heilige Antonius sein Land bei mehreren Gelegenheiten, und seinem Beistande verdankten die Portugiesen den Erfolg ihrer Unternehmung. Aus Dankbarkeit ersuchten die Portugiesen ihren neuen König, den heiligen Antonius für ewige Zeiten zum Generalissimus des Heeres zu ernennen. Es wurde zur Berathung ein Kriegsrath versammelt; die Großen des Reiches erklärten, der Schutz des heiligen Antonius hätte in der That die Nation gerettet, und so wurde er für ewige Zeiten zum Generalissimus der portugiesischen Heere ernannt. Da er nun die Truppen nicht selbst anführen konnte, wurde seine Büste stets dem Heere nachgetragen, und man erwies ihr die Ehrenbezeigungen, die seinem hohen Range gebührten. An dem Morgen des erwähnten Tages, als die verbündeten Truppen eben im Begriffe waren, über den Fluß zu gehen, wurde die Büste des heiligen Antonius von einer Kanonenkugel getroffen. Verwirrt durch den Verlust ihres Generalissimus, ergriffen die Portugiesen die Flucht, in welche sie auch ihre Verbündeten mit fortrissen. — Das also war die Ursache des panischen Schreckens und des übereilten Rückzuges.

— Man hat es als ein Wunder gepriesen, daß es in Petersburg möglich gemacht geworden, den abgebrannten Winterpalast in einem Jahre vollständig wieder herzustellen. Wie man dabei zu Werke ging, erzählt Custine. Sechstausend Arbeiter waren ununterbrochen an dem Baue beschäftigt; zwar starben täglich mehrere, sie wurden aber sofort durch andere ersetzt. Bei einer Kälte von 25—30 Grad waren diese Arbeiter in den Sälen beschäftiget, die man bis zu 30 Grad heizte, damit die Mauern schnell trockneten. Man hat mir erzählt, setzt Custine hinzu, daß die, welche in den am stärksten geheizten Sälen malten, eine Art Eismützen aufsetzen mußten, um in der glühenden Temperatur, in der sie während der Arbeit auszuhalten hatten, ihre Sinne zu behalten. Auf diese Weise gelang es, den Riesenbau binnen einem Jahre vollkommen zu beendigen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Alle Seidenstoffe, so wie Sammete und Cashemies sind gegenwärtig sehr gesucht. Für den gewöhnlichen Anzug zieht man die carrirten Cashemirs, die sogenannten schottischen Flanelle, die Krepps von thibetanischer Wolle, die theils carrirt, theils gestreift sind, so wie wollene Pekins vor, und zwar zu Ueberröcken und Ueberrockkleidern, die hoch hinaufgehen, enge Aermel mit Achselstücken oder doppelten Querstreifen und kleine Pelerinenkragen haben, welche die Schultern bedecken und vorn von oben bis unten zugeknöpft sind.

Die Leibchen trägt man fortwährend lang, doch nicht übermäßig, ein wenig gesteift, doch ohne spitze Schneppe. Auch die Röcke sind sehr lang. Die Leibchen sind im Allgemeinen hoch, in der sogenannten Puritanerform. Zum Ausputz auf Ueberröcke von Atlas oder Sammet verwendet man Resillen, Chenillefransen, Schnürchen, venetianische Spitzen und seidene Guipure. Auch Pelzwerk kommt zum Vorschein und wird wahrscheinlich stark getragen werden, nicht blos in Muffen, Pelerinen &c., sondern auch als Besatz auf Kleider, zu welchem letzteren Zwecke man Schwan, Chinchilla, Hermelin, Marder &c. benutzt.

Man wird diesen Winter Aermelmäntel, Burnusse und gewöhnliche Mäntel tragen, die, wie es scheint, dem Schnitte und dem Ausputze nach sehr verschieden sind. Der neue Langshawl, Victoria-Yacht, ist eine Art schottischer Plaid in sehr großem Muster und von sehr weichem Gewebe. Die Langshawls von Sammet haben Halbärmel und Klappen.

Schleier und Spitzen trägt man viel auf den Herbst- und Winterhüten, und man muß gestehen, daß sie zu Atlas, Sammet und den gemusterten Seidenzeugen, welche jetzt modisch sind, sehr gut passen.

Die Hüte sind fortwährend klein und schmal an den Ohren, haben aber einen mehr rundlichen Kopf als bisher und sind vorn offener als in der letzten Zeit. Grüne Sammethüte hat man mit weißem Atlas gefüttert und weiße Atlashüte mit rosa Atlas. Viele Sammethüte sind mit Federn ausgeputzt, denen man die Gestalt eines Paradiesvogels gibt, und welche man gern in der Farbe des Hutstoffes wählt. Bisweilen trägt man zwei solcher Federn auf einem Hute, und sie fallen dann beide auf einer und derselben Seite herab. Einer der hübschesten neuen Hüte ist der von Colibri-Sammet, mit Colibri-Marabouts ausgeputzt, d. h. mit einer Mischung von blauen und rothen Marabouts, die meist glasirt sind.

Was die Häubchen betrifft, so ist die Form à la paysanne die fashionabelste. Sie hat einen sehr kleinen Boden, einen flachen Stirnstreifen und an den beiden Seiten Barben. Auch die Häubchen à la vieille, die Schleifen von Band und Barben haben, hält man für hübsch.

Die Taschentücher haben Ränder mit großen bunten Flecken (Bohnen), Streifen in einer oder zwei Farben, mit Zipfelverzierungen und dem Anfangsbuchstaben des Namens der Besitzerin.

Die Haarputze werden zum Negligee ansehnlich höher getragen als bisher und man liebt namentlich die glatten Scheitel; zu Gesellschaften trägt man dagegen Schildkrotkämme nebst Blumen oder einem Kranze von Rosen dicht über der Stirn; der kleine Perlkranz von Gold und Perlen sieht sehr gut aus; er geht um den Kopf herum und wird hinten mit Troddeln zusammengebunden.

Atlas und Sammet werden ausschließlich zu Hüten und Capoten verwendet, wenn man auch gestehen muß, daß die Sammetcapoten etwas schwer aussehen. Die Sammethüte sind deshalb auch bei weitem die zahlreichsten. So wenig verschiedenartig ihre Form ist, so mannigfaltig weiß man sie auszuputzen. Ein sehr hübscher schwarzer Sammethut zum Halbputz ist z. B. mit rosa Band ausgeputzt, das einen Kranz bildet und einen Strauß Rosen oder Dahlien fast ohne Blätter hält. Hüte einer andern Art haben als Ausputz eine Rolle von gleicher Dicke, die aus Sammet von zwei verschiedenen Farben besteht, wie grün und blau &c. Unter dem Schirme sieht man dann grüne Bandschalen und gleiche Bindebänder. Sehr hübsch und namentlich für ein langes Gesicht und eine sehr hohe Stirn vollkommen passend ist ein Hut von schwarzem Sammet mit einem gordischen Knoten oder einer Bueidan-Faldel von Sammet, mit Atlas von gleicher Farbe gefüttert, auf dem Schirme, und mit einem Streifen von glattem rosa Krepp, der bogenförmig unter dem Schirme angesetzt ist, und wie Bindebänder an den Wangen herabgehen. Man sieht auch noch geputztere Hüte, auf denen sich Esprits, vollständige Vögel oder Vogelflügel bewegen. Die Augen an diesen Vogelköpfen werden durch zwei Rubinen dargestellt.

In Bezug auf die Mäntel hat die Mode sich nun wohl entschieden erklärt, und man wird also diesen Winter tragen: Ballüberwürfe, mit oder ohne steife Capuze von vollem oder ungerissenem Sammet, die mit Schwan oder Zobel besetzt, wattirt sind und Aermel haben oder ärmellos sind; ferner Sammetcamails, mit kostbarem, warmem, aber sehr dünnem Pelz gefüttert und oft auch mit Pelz besetzt; den Damen-Twine von sehr weichem, sehr warmem, obgleich dünnem Cashemirstoffe; den seidenen Kaftan, der warm gefüttert, mit Hermelin oder mit gepreßtem Sammet besetzt ist, und endlich die Ueberziehröcke von Atlas, die kurzen Sammetmäntel und die großen Mäntel von Cashemir oder Seide. Alle diese Kleidungsstücke haben dieses Jahr Aermel, und zwar weite Aermel, die mit Sammetstreifen, mit Posamentirarbeit, mit Knöpfen &c. in großem Luxus besetzt und mit Sammetspitzen oder sehr reichen schwarzen Spitzen eingefaßt sind. Die Garnirungen à la vieille, die Rüchen von Band sind bereits so allgemein geworden, daß man daran denken muß, sie durch neue Schöpfungen zu ersetzen.

Die Aermel, welche wir oben erwähnt haben, sind unten sehr weit, oben weniger, und heißen dänische, venetianische oder spanische. Die letzteren haben das Eigenthümliche, daß sich neben dem Aermelansatze oben ein Schlitz befindet, durch den man den Arm stecken kann, ohne den Aermel zu benutzen, der dann an dem Körper herabhängt.

Man denkt an sehr schöne Staatstoiletten, und die Muster, welche wir gesehen haben, hatten sehr tief ausgeschnittene Leibchen mit Revers und namentlich mit viertheiligen Spitzenberthen und sehr kurzen Faltenärmeln. Der Rock war mit flatternden Bändern besetzt, die am Ende durch Blumenbouquets oder Büschel von buntglasirten Federn gehalten wurden, oder auch blos durch Straußenfedern oder durch eine einzige Feder, die dann durch Blumen umfaßt ist. Dieser Ausputz muß stets dem Kopfputze entsprechen.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Kurzer Mantel mit carrirtem Futter. Carrirte Weste mit Shawlkragen. Frack mit breitem weit herab überschlagendem Kragen. Halbenge Beinkleider. No. 2. Sammethut mit Feder und Bandausputz. Carrirter Langshawl. Kleid oben mit Sammet-Revers, und unten mit dreifachen Sammet-Volants. No. 3. Hut mit Bandrollen und einer Feder ausgeputzt. Polonaise mit Pelz besetzt; darunter ein glattes Kleid.

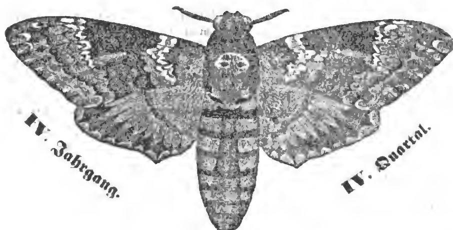
Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst **Modenkupfer.** Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31/20.

Druck von **F. Andrä** in Leipzig.



Leipzig=



Pariser Moden=Journal.

No. 11. Sonnabend, den 9. December. **1843.**

Zur gefälligen Beachtung!

Unser **Moden=Journal** hat sowohl hier als auswärts eine beifällige Aufnahme und weite Verbreitung gefunden, daher wir sowohl den Veeehelichen **Mode=** und **Putzhandlungen** dasselbe zu ihren Ankündigungen (die gespaltene Zeile odee deeen Raum 1½ Ngr.), als auch den Herren **Buchhändlern zu literarischen Bekanntmachungen** und **Beilagen** empfehlen können.

Der neue Jahrgang unserer Zeitschrift wied sich fortwäheend durch Schönheit des Kupfer, durch abwechselnde Unterhaltungslectüre, und namentlich wie bishee dadurch auszeichnen, daß die pariser Moden **um volle acht Tage früher** erscheinen, als in jeder andern deutschen Modenzeitung, wovon man sich bei nur einiger Aufmerksamkeit und eesp. Vergleichung mit andern Mode=Journalen übeezeugen kann.

Zugleich nehmen wir Veranlassung, den geehrten Lesern dieses Blattes unsere **Leipzig=Dresdner Eisenbahn,** Wochenblatt für Deutschland, zu empfehlen, die sich durch ihre **pikante Kürze** und **launige** und **humoristische Tendenz** schon seit Jaheen eines großen Lesekreises erfreut und seit dem abgelaufenen Quartale durch ihee

Komischen Bilder aus dem öffentlichen und Familienleben

einen neuen Aufschwung erhalten hat. Wöchentlich ein Bogen, in vorliegendem Format, **alle vierzehn Tage ein Bild,** vierteljährlich für **10 Ngr.** und auswärts **11½ Ngr. (9 gGr.)** Zu beziehen durch alle **Wohllöblichen Postämter und Buchhandlungen des In= und Auslandes,** in **Leipzig** durch die betreffende **Expedition, Peterssstrasse No. 31/11.**

NB. Die **komischen Bilder** des abgelaufenen Quartales sind: **Ländliche Freuden eines Ehemannes. — Hm! hm! Erst vierzehn Tage verheirathet! — Die Carambolage. — Der Mann ohne Hausschlüssel. — Die getäuschten Damenjäger. — Die Emancipation der Frauen. — Die Schwitzkur,** sämmtlich mit **humoristischen Artikeln.**

Geniestreiche des Magiers Don Philippe Villani zu Neapel.

(Fortsetzung.)

Der für Don Philippe verlangte Aufschub verstrich indessen, ohne daß, wie man sich leicht denken kann, der Schuldner auch nur im geringsten darauf bedacht gewesen wäre, à conto des Wechsels etwas abzutragen. Hieraus erfolgte, daß Don Philippe, als er eines Morgens das Terrain durchforschte, wie er stets zu thun pflegte, wenn er eine Arrestation zu befürchten hatte, gewahrte, daß die Thür seines Hauses mit Dienern des Gerichts besetzt war. Don Philippe war Philosoph, er beschloß daher, den Tag über daheim zu bleiben, um über den Wechsel des Lebens nachzudenken und von jetzt an nur Abends auszugehen. Ueberdem befand man sich im heißen Sommer, und wer verläßt wohl im heißen Sommer in Neapel sein Haus? Nur die Hunde und die Gerichtsdiener. Es vergingen also wohl acht Tage, während welcher Zeit die Häscher zwar sorgsame, aber fruchtlose Wache hielten.

Am neunten Tage erhob sich, wie gewöhnlich, Don Philippe von seinem Lager. Don Philippe war sehr träge geworden, seitdem er nicht mehr ausging. Er blickte durchs Fenster, die Straße war frei, kein einziger Gerichtsdiener zeigte sich; Don Philippe aber kannte die Vigilanz seines Feindes zu gut, um sich so ganz ohne Ursache auf einmal von ihm befreit zu halten. Wo konnten seine Verfolger verborgen sein, um über ihn herzufallen, so wie er, nach Sonne und Luft verlangend, sein Haus verlassen würde? Oder suchten sie vielleicht bei dem Präsidenten um die Erlaubniß nach, ihn in seiner Wohnung zu arretiren? Die Gefahr ward dringend, also seiner würdig, und er beschloß, derselben mit seinem ganzen Genie entgegen zu treten.

Don Philippe war einer jener geschickten Generale, die nie eine Schlacht wagen, wenn sie nicht im Voraus überzeugt sind, sie zu gewinnen, die aber zur rechten Zeit, wie Fabius, zu temporisiren, oder wie Hannibal, schlau zu verfahren verstehn. Diesmal galt es nicht zu kämpfen, es galt zu fliehen. Diesmal kam es darauf an, eine unantastbare Zufluchtsstätte zu finden, er mußte eine Kirche zu erreichen suchen; eine Kirche in Neapel, der sichere Schutzort für die Diebe, die Mörder, und selbst für die Schuldner.

Aber eine Kirche zu erreichen, war keine leichte Aufgabe. Die nächste Kirche stand wenigstens 600 Schritte weit entfernt. Es gibt, wie wir bereits erzählten, ein Buch: „Neapel ohne Sonne," aber es gibt keines, was den Titel führt: „Neapel ohne Häscher." Da ersteigt in seinem Gehirn plötzlich ein großer Gedanke. Am Abend zuvor hatte sich seine alte Magd etwas unwohl gefühlt; er begibt sich in ihre Kammer, findet sie im Bett, nähert sich ihr und fühlt ihren Puls. „Maria," sprach er kopfschüttelnd, „arme Maria, es steht also heute mit Dir schlimmer als gestern?"

„Nicht doch, Excellenz," antwortete die Alte, „es geht weit besser, und ich wollte so eben aufstehen."

„Um Gotteswillen nicht, gute Maria, das gebe ich durchaus nicht zu, Dein Puls geht so schwach, unregelmäßig, Du bist schlechter."

„Wie, Excellenz, so wäre mein Zustand gefährlich?" fragte erschrocken die Magd.

„Gefährlich, gute Maria! Für einen Philosophen ist Alles gefährlich, für einen Christen aber ist Alles wünschenswerth, selbst der Tod, der den Philosophen mit Schrecken, den Christen aber mit Freude erfüllt. Der Philosoph sucht ihm zu entfliehen, der Christ bestrebt sich, sich auf ihn vorzubereiten."

„Glauben Sie, mein Herr, daß es an der Zeit sei, auch an das Heil meiner Seele zu denken?"

„Daran muß man immer denken, meine gute Marie, das ist das sicherste Mittel, nicht vom Tode überrascht zu werden."

„Ich soll also jetzt dazu thun?"

„Nicht doch, nicht doch, so weit ist es noch nicht mit Dir. An Deiner Stelle aber, gute Maria, würde ich nach dem heiligen Abendmahl schicken."

„Ach, mein Gott, mein Gott!" jammerte die Alte.

„Fasse Muth, gute Maria. Thust Du es nicht um Deinetwillen, thue es mir zu Liebe. Ich bin ängstlich, unruhig; das würde mich beruhigen, auf meine Ehre!"

„Ja, ja, ich fühle mich in der That recht krank," stöhnte die alte Magd.

„Da siehst Du, daß ich Recht habe."

„Wer weiß, ob es nicht schon zu spät ist."

„Nicht doch, aber wir dürfen keine Zeit verlieren."

„Keinen Augenblick! das Abendmahl, das Abendmahl, mein lieber Herr!"

„Sogleich, gute Marie, sogleich!"

Der kleine Knabe des Portiers ward unverzüglich fortgeschickt und zehn Minuten darauf hörte man schon das Sterbeglöcklein des Sacristans. Don Philippe faßte neuen Muth.

Die alte Magd verrichtete ihre Andacht mit einer Frömmigkeit und einer Ergebung, welche alle Anwesenden erbaute. Nach der Ceremonie erfaßte ihr Herr, der während derselben nicht von ihrem Lager gewichen war, einen Stab des Thronhimmels, um die Prozession in

die Kirche zurück zu geleiten. Vor der Hausthür standen die Gerichtsdiener, welche mit dem Befehl in der Hand so eben angelangt waren, um ihn in seiner Wohnung zu arretiren. Bei dem Anblick des heiligen Sakramentes sanken sie nieder auf ihre Knie und sahen zuvörderst den Sakristan mit seiner Klingel voranschreiten; dann folgten zwei Lazzaroni als Engel gekleidet, dann die Arbeiter der Gemeinde, Paarweise, jeder eine Kerze in der Hand tragend. Dann kam der Priester, der das heilige Sakrament trug; und alsdann ihr Schuldner, der ihnen entschlüpfte, indem er den Stab des Thronhimmels mit beiden Händen gefaßt hielt, und mit lauter Stimme das Tedeum laudamus sang.

In der Kirche angelangt und sich in völliger Sicherheit wissend, schrieb er sofort an die gute Marie, und benachrichtigte sie, daß sie durchaus nicht kränker sei, als er selbst, und daß sie unverzüglich zu ihm eilen solle. — Eine Stunde darauf war das würdige Paar wieder vereinigt.

Der Gläubiger fand nichts als vier Stühle, ein Büffet und vier Körbe mit zerbrochenem Porcellan angefüllt; dies Alles ward öffentlich für zehn Carlinen verkauft.

Don Philippe bedurfte übrigens in diesem Augenblicke keiner Mobillen, er hatte eine möblirte Wohnung gefunden. Sein Freund, der Schauspieler, welcher den Engländer so trefflich darzustellen wußte, war plötzlich zum Millionair geworden, durch eine jener Launen der Glücksgöttin, die eben so sehr überraschen als erfreuen. Ein enorm reicher Engländer, welcher sein Vaterland verlassen und den Spleen hatte, war, wie alle Engländer, nach Neapel gekommen. Er hatte den Polichinell geschauet, aber er hatte nicht gelacht.

Der reiche Engländer hatte die Predigt der Kapuziner mit angehört — er hatte nicht gelacht. Er hatte den Wundern des heiligen Januarius beigewohnt — er hatte nicht gelacht. Sein Arzt hatte ihn aufgegeben.

Da fiel ihm eines Abends ein, das Theater Fiorentini zu besuchen. Man gab eine Uebersetzung des Stücks: „Die Engländer zum Lachen," von dem Illustrissimo Signor Scribe. In Italien ist Alles von Scribe. Ich sah dort das Trauerspiel „Marino Falieri" von Scribe; „Lucrezia Borgia" von Scribe; den „Antonin" von Scribe; und als ich abreiste, annoncirte man den „Glöckner von Notre Dame" von Scribe.

Der kranke Britte war also ins Theater gegangen, um die Aufführung der „Engländer zum Lachen" mit anzusehen, und bei dem Anblicke Lelios (so nannte sich der Freund Don Philippes), welcher eine der beiden Damen repräsentirte, hatte unser Engländer so unmäßig gelacht, daß sein Arzt anfänglich befürchtete, er werde ersticken.

Am folgenden Tage hatte er sich wieder in dasselbe Theater begeben; man spielte „die beiden Engländer von Scribe" und der Britte mit dem Spleen lachte noch mehr als am vergangenen Abend.

Am nächsten Tage unterließ der Reconvalescent nicht, ferner ein Mittel anzuwenden, das ihm so wohlzuthun schien. Er begab sich zum dritten Mal in das Theater Fiorentini. Er sah den „Murrkopf" von Scribe, und er hatte noch mehr gelacht, als an den vergangenen Tagen.

Hieraus entstand, daß der Engländer, der weder aß noch trank, nach und nach Hunger und Durst wieder bekam, und zwar in einem Grade, daß er drei Monate darauf an einer Indigestion starb. Aus Erkenntlichkeit hatte der würdige Insulaner dem Lelio, der ihn kurirt hatte, eine jährliche Rente von 3000 Pfund Sterling hinterlassen, auf welche Weise, wie schon gesagt, Lelio zum Millionair geworden war. Er hatte sich natürlich sogleich vom Theater zurückgezogen, nannte sich Don Lelio, und hatte das erste Stockwerk in dem schönsten Pallast der Straße Toledo gemiethet, von wo aus er, eingedenk seiner Freundschaftspflicht, sich beeilt hatte, dem Don Philippe Villani eine Wohnung anzubieten. Dies ihm erst am Abend zuvor gewordene Anerbieten machte Don Philippe gleichgiltig gegen den Verlust seiner armseligen Mobilien.

Ein Jahr verging nunmehr, ohne daß man von Don Philippe Villani auch nur im geringsten sprechen hörte. Einige behaupteten, er sei nach Frankreich gegangen, um dort Unternehmer von Eisenbahnen zu werden; Andere meinten, er habe sich nach England begeben, um dort eine neue Gasart zu erfinden. Niemand aber konnte mit Bestimmtheit angeben, was aus Don Philippe Villani geworden sei; da empfing plötzlich am 15. November 1833 die Brüderschaft der Pilger folgende Notiz:

„Da Don Philippe Villani am Spleen verstorben ist, so wird die ehrwürdige Brüderschaft der Pilger hiermit aufgefordert, das Nöthige zu seinem Begräbnisse zu veranstalten."

Damit unsere geschätzten Leser den Sinn dieser Aufforderung begreifen, ist es nothwendig, in der Kürze zu berichten, auf welche Weise in Neapel die Leichenbegängnisse stattfinden.

(Fortsetzung folgt.)

Tal para cual.
(Für einen Schelm zwei.)
(Fortsetzung.)

Einige Stunden nach dieser Unterredung begab sich Herr Matherel zu der reichen Spanierin. Er fand sie in ihrem Salon, mit gekreuzten Beinen, nach der Sitte der maurischen Frauen, auf ihrem Divan ruhend und behaglich una pajita rauchend, deren Duft das ganze Zimmer mit Wohlgeruch erfüllte. Seit Alfred Matherel ein gewöhnlicher Gast im Hause der Dona Figuieras geworden war, hatte auch sein Vater die Ehre gehabt, bei derselben vorgestellt zu werden. Sein Besuch hatte also nichts Außergewöhnliches; doch war die Spanierin zu schlau, um nicht an seiner feierlichen Miene und aus seinem schwarzen Kleide den Grund seines Kommens zu errathen. Ohne ihre pajita, die sie mit dem Rande der Lippe hielt, wegzunehmen, hob sie sich halb von ihrem Sitze empor und bot dem Vater Alfreds einen Platz in einem neben ihrem Sopha stehenden Lehnstuhl an.

Dieser forschte mit Aufmerksamkeit in den Zügen der Dame, ob er Güte und mütterliche Liebe, oder Stolz und Habsucht darin zu lesen vermöchte. Für Herrn Matherel war indeß Alles vorhanden; denn die Liebe seines Sohnes, selbst die Liebe Isabellas, vorausgesetzt, daß sie wirklich liebte, war für den prosaischen Sinn eines Herrn Matherel nur die Fabel im Leben, nicht die Geschichte. Es ist so natürlich, daß ein junger Anbeter sich den süßesten Täuschungen hingibt, doch bei einer Mutter ist dieses nicht vorauszusetzen. Ungeachtet der Zuversicht seines Sohnes, mußte sich also Herr Matherel auf eine mögliche Zurückweisung gefaßt machen und seine Sorge war es daher, die Sache so anzugreifen, daß eine solche nichts Beschämendes haben möchte. Denn trotz aller Mühe konnte er, sei es aus Mangel an Scharfsinn oder wer weiß welcher Ursache, auf dem Gesichte der Dona Figuieras nichts anders lesen, als Zufriedenheit und frohe Laune.

Wo ist Ihr Sohn geblieben? fragte sie den alten Herrn mit einem unverkennbaren spanischen Accent.

Ihm schien diese Anrede ein gutes Zeichen.

Mein Sohn, gnädige Frau? Ich bin ganz erstaunt, ihn nicht hier zu finden. Seit Sie ihn so freundlich aufgenommen, ist er mehr bei Ihnen, als bei mir zu Hause, das Ihrige ist ein gefährlicher Aufenthalt.

Gefährlich? Wie so, mein Herr.

Ja, meine Gnädige, erwiederte Matherel mit Galanterie, es ist schwer, sein Herz bei zwei so reizenden Damen, wie Sie und Ihre Fräulein Tochter, frei zu erhalten.

Wir wollen nur von Isabelle sprechen, mein Herr, ich habe längst allen Ansprüchen entsagt.

Viele würden in ihrer Wahl schwanken, gnädige Frau; doch um der Wahrheit treu zu bleiben, gestehe ich Ihnen, daß mein Sohn der Schönheit Ihrer Fräulein Tochter nicht zu widerstehen vermochte.

Wirklich?

Ja, Signora; er liebt sie, und wenn er mich nicht getäuscht, wenn er nicht selbst im Irrthum befangen ist, so ist Ihnen das Geheimniß schon längst keines mehr.

Es ist wahr, ich glaubte zu bemerken, daß die jungen Leute —

Wäre es möglich? Meinem Sohne wäre das Glück zu Theil geworden, wieder geliebt zu sein?

Nun ja, ich glaube, daß Alfred Isabellen nicht gleichgiltig ist.

So ist er der glücklichste Sterbliche auf Erden, rief Herr Matherel begeistert aus, denn Ihre Tochter ist so voll erhabener Tugenden und edler Eigenschaften, daß, stände sie allein auf der Welt, ohne Familie, ohne Heimath, ohne Vermögen, ich es doch als ein großes Glück für Alfred betrachtete, von einem solchen Wesen geliebt zu werden, und ich wäre stolz, sie meine Tochter zu nennen.

Ich danke Ihnen im Namen Isabellens für diese Gefühle, erwiederte Dona Figuieras.

Unglücklicher Weise ist aber dies hier keineswegs der Fall.

Unglücklicher Weise? rief die Spanierin mit spöttischem Lächeln.

Nun ja, fuhr Herr Matherel fort, Sie sind reich, hundert Mal reicher als ich, und mein Sohn ließ sich so von der Leidenschaft hinreißen, daß er jetzt nicht mehr ruht, bis ich — — —

Bis — was? Reden Sie doch aus, Herr Matherel.

Ohne sich um die Scheidewand zu kümmern, die der Reichthum zwischen uns zieht, will er, daß ich von Ihnen die Hand Ihrer Tochter begehre.

Die Hand Isabellas?

Ja, die Hand Isabellas; er schmeichelt sich mit dem Glauben, daß Sie ihn nicht bis jetzt so freundlich aufgenommen, um ihn nun zurückzuweisen.

Ihr Herr Sohn, sagte Dona Figuieras, ist ein liebenswürdiger junger Mann; geistreich, hübsch, von interessantem Aeußern, voll Ehrgefühl und Rechtlichkeit und von mildem Sinn, auch....

Gnädige Frau, unterbrach Herr Matherel die Spanierin, Alles, was Sie die Güte hatten, von meinem Sohne Lobenswerthes zu sagen, ist wahr; ich bin sein

Vater, kenne ihn und stehe für ihn ein; doch in einem Punkte sind Sie im Irrthum, Alfred ist nicht so milde, seine Leidenschaften sind heftig. Halten Sie es für möglich, meine Gnädige, daß, als ich ihm die Möglichkeit vorstellte, Sie könnten schon über die Hand Ihrer Fräulein Tochter verfügt haben, er dergestalt aufbrauste, daß er unter andern tollen Dingen, die nur Verliebte vorbringen können, sogar auf den Gedanken einer Entführung kam!

Ei, ei!

Gewiß, gnädige Frau.

Und was sagten Sie dazu, mein Herr?

Ich erfüllte meine Pflicht, Signora; ich habe Ihre Rechte und Ihre mütterliche Gewalt vertheidigt; doch unter uns, ich begreife die Leidenschaft meines Sohnes — Ihr Fräulein Tochter ist ein kostbares Kleinod. Ha! hätte ich Alfreds Jahre, ich dächte, wie er!

Wirklich? Doch lassen wir diese Kindereien, die nicht mehr für unser Alter passen, sagte Madame Figuieras, lassen Sie uns ernsthaft werden. Zuerst also, mein Herr, habe ich, wie Sie richtig vermutheten, die gegenseitige Neigung Ihres Sohnes und Isabellas wohl bemerkt.

Herrn Matherel entfuhr bei diesen Worten ein kaum unterdrückter Jubelruf.

Doch gestehe ich Ihnen auch, fuhr die Signora fort, daß ich andere Pläne mit Isabella hegte, die nun durch die Liebe der jungen Leute gestört worden sind. Alonzo Ronda, der Sohn meines Bruders, ist, wie Sie wissen, mit mir aus Spanien hierher gekommen, und ihm, aufrichtig gestanden, mein Herr, hatte ich Isabella zugedacht; denn auch Don Alonzo liebt sie.

Und wer sollte sie nicht lieben! rief Herr Matherel mit Emphase und ein wenig getrübter Miene.

Aber, sagte die Spanierin, Isabella liebt Don Alonzo nicht, und ich habe niemals daran gedacht, mein gutes Kind gegen seine Neigung zu verheirathen.

Gute, herrliche Mutter! rief Herr Matherel.

Mein Herr, die Ehe ist ein Joch; beide Gatten müssen es gleich leicht finden.

Eine Blumenkette, sagte Herr Matherel.

Ich habe mit meinem Neffen viel darüber gesprochen; ich habe ihm gesagt, Isabella liebt Dich nicht, warum bestehest Du mit solchem Eigensinn darauf, Dich bei ihr durch diese ewigen Erklärungen verhaßt zu machen; hast Du nicht wie ich bemerkt, daß sie einen jungen Mann liebt, der entweder liebenswürdiger oder glücklicher ist, wie Du? Man muß die Neigung eines jeden Mädchens ehren, ja, man muß sich willig in den Vorzug ergeben, den die Franzosen vor uns haben. Es hat viele Mühe gekostet, Don Alonzo zur Entsagung zu bereden, doch endlich ist es gelungen. Ihr Sohn wird nicht genöthigt sein, Isabella zu entführen. Ich gewähre ihm gern die Hand Derjenigen, die er so heiß liebt.

Gnädige Frau, welche Dankbarkeit sind wir Ihnen schuldig; wie haben Sie mich und meinen Sohn glücklich gemacht! rief Herr Matherel außer sich vor Entzücken.

Ehe wir aber weitere Schritte thun, ist es meine Pflicht, Sie mit meinen Schicksalen bekannt zu machen, sagte Dona Figuieras.

Noch habe ich kein Recht auf Ihr Vertrauen, gnädige Frau, doch das Band, das uns bald vereinigen wird...

Nein, mein Herr, Sie müssen durchaus wissen, wer Isabella und wer Dona Juana Figuieras ist.

Bei diesen Worten klingelte die Dame, und eine spanische Zofe brachte Eiswasser, azucarillas und pajitas.

Dona Figuieras tauchte den Zucker in das Wasser, verschluckte ihn, und forderte Herrn Matherel auf, ihr nachzuahmen, dann zündete sie eine pajita an und begann:

Ich bin in Madrid geboren und nenne mich Dona Juana Ronda. Mit 16 Jahren heirathete ich Don Xavier Figuieras, und obschon mein Gemahl ziemlich älter war als ich, liebte ich ihn doch so sehr, als ich von ihm geliebt wurde. Nach Verlauf eines Jahres waren wir noch so glücklich, wie am ersten Tage unserer Ehe, nur Eines fehlte uns, was besonders Don Xavier traurig machte: wir hatten noch kein Kind. In meinem Alter hatte dies gar nichts Beunruhigendes, doch war mein Gemahl nicht sehr vernünftig in der Sache. Wir hielten neuntägige Andachten, wallfahreten endlich zum heiligen Jacob von Compostella. Auf der Rückkehr nach Madrid wurde unser Wagen einen Augenblick von einer Bande Gitanos, was Sie Zigeuner nennen, aufgehalten; es war eine zahlreiche Truppe, und es ist nicht ganz gefahrlos, ihnen zu begegnen; man entfernt sie am leichtesten, wenn man ihnen Almosen zuwirft. Don Xavier hatte schon seine Hände mit Silberstücke gefüllt, und wollte sie ihnen zuwerfen, als ich ihn aufhielt.

Du wünschest Dir ein Kind, sagte ich zu ihm, kaufe Dir hier eines; Du kannst auf diese Weise Deinem Hause, was Dir zu öde scheint, Leben verleihen und zugleich eine gute Handlung ausüben.

Ich hatte in den Armen einer der Zigeunerinnen ein kleines Mädchen von 2—3 Jahren bemerkt, das mit Lumpen bedeckt war, und obschon etwas bräunlich, doch schön zu werden versprach.

Wie viel wollt Ihr für das Kind? fragte ich die Zigeunerin.

Die Halskette, welche Ihr tragt, antwortete die Frau.

Ich warf ihr die Kette zu, mein Gemahl nahm das Kind und wir reiseten weiter.

Isabella nun ist dieses Kind.

Isabella! Isabella ist nicht Ihre Tochter? rief Herr Matherel fast außer sich.

Ich liebe sie so sehr, als ob sie mein eigenes Kind wäre, fuhr die Spanierin ruhig fort; aber ich habe sie von Zigeunern gekauft und sie kostet mich eine Kette vom feinsten mexikanischen Gold, die so lang war, daß ich sie sechsmal um meinen Hals schlingen konnte, es thut mir aber nicht leid darum.

Sie haben also keine andern Kinder? fragte Herr Matherel, den dieses Vertrauen sehr unbehaglich machte.

Keine.

Aber Sie haben Isabella adoptirt?

Keineswegs.

Aber wird das junge Mädchen Ihre Erbin sein?

Eben so wenig.

Also ist sie arm?

Ganz arm, nicht einen Duero, nicht einen Maravedi kann sie ihr eigen nennen. Ich wollte sie darum, fuhr Dona Juana mit echt kastilianischer Kaltblütigkeit fort, mit meinem Neffen, Don Alonzo, vermählen, der natürlich mein Erbe sein wird; aber da sie ihn nicht liebt, und ich ihre Neigung nicht erzwingen will, so ist sie freie Herrin über ihre Hand, und sie besitzt ja, wie sie selbst sagten, herrliche Eigenschaften genug, um den Mangel des Vermögens zu ersetzen.

Ihr Sohn und Sie, vor Allem Sie, mein lieber Herr Matherel, wünschten ja so sehnlich, daß Isabella arm wäre, daß sie weder Vermögen, noch eine Heimath besitzen möchte — — Sie sehen diese Wünsche nun schnell erfüllt, denn ich gebe mit Freuden meine Einwilligung zu der Verbindung Isabellas mit Ihrem Sohne. Er möge nun selbst kommen, daß ich ihn seiner Geliebten als Bräutigam vorstelle und besonders beruhigend ist es für mich, zu wissen, daß der Vater sich dieser Heirath so sehr erfreut, wie der Sohn.

O gewiß — gewiß, stotterte Herr Matherel, und erhob sich vom Lehnstuhl und verließ das Zimmer in einer Verwirrung, die für das neue Brautpaar von übler Vorbedeutung war.

(Beschluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

— In der „Literary-Gazette“ schildert ein Engländer einen Ausflug von New-York nach den Canada-Seen. In dem Artikel kommt folgende Stelle vor: „Nachdem ich einige angenehme Tage mit Löwenjagd zugebracht“ u. s. w. Löwenjagd in der Union? Die Sache hat ihre Richtigkeit, nur daß der Ausdruck Löwe dort jetzt merkwürdige Personen und Gegenstände bedeutet: „Löwenjagd“ heißt Aufsuchen und Besuchen der Tageshelden und Sehenswürdigkeiten in einer Stadt oder einem Lande nach der neuesten Touristensprache. Eine Modedame ersten Ranges heißt Tigerin; ihre Courmacher gehen daher auf die „Tigerjagd,“ wenn sie die Angebetete zum Tanze führen.

(Wie eine traurige Begebenheit lustig endet.) In einem Städtchen in Oberhessen starb neulich ein Kind. Die Leidtragenden versammeln sich in dem Hause, wo das todte Kind liegt, und begleiten den Sarg zur Gruft. Im Trauerhause wieder angekommen, setzen sie sich zum Leichenschmaus. Auf einmal kommt die Mutter des verstorbenen Kindes und schreit: „Ach Gott! was habt ihr gemacht! mein Kind liegt ja noch in der Wiege!“ Dem war in der That so; Jedermann hatte die Leiche im Sarg geglaubt. Es blieb nun nichts übrig, als diesen auszugraben und die Beerdigung von neuem vorzunehmen.

(Wie eine lustige Begebenheit traurig endet.) Ein Bauer auf einem eingepfarrten Dorfe begab sich mit einer fröhlichen Taufgesellschaft in die Stadt, um sein neugebornes Kind taufen zu lassen. Als die Handlung vorüber war, zogen alle in ein Wirthshaus, um sich an einem Schnaps zu erwärmen, denn es war im Winter. Der Schnäpse wurden aber so viele, daß die ganze Gesellschaft das Gegentheil von nüchtern war. Jubelnd und scherzend trat sie in der Dämmerung den Rückweg an. Aber man denke sich das Entsetzen der zu Hause gebliebenen Kindbetterin, als sie nach ihrem Kinde fragt und es sich zeigt, daß Niemand dasselbe hat. Einige liefen sogleich zurück, und fanden auch wirklich das Kind am Wege liegend, aber erfroren.

(Die gebackenen Leichen.) In dem Kloster St. Lorenzo auf Sicilien ist ein Grabgewölbe eigner Art. In weiten unterirdischen Räumen laufen hier drei Reihen Nischen übereinander hin und jede Nische ist zu einer Leiche bestimmt; diese wird mit einem Leichentuche bekleidet, aufrecht darein gestellt, indem ein Band, das unter die beiden Achselröhren durchgezogen und hinten in der Wand an einem Haken befestigt wird, als einziger Halt dient. Je nachdem nun dieses Band zufällig länger oder kürzer ist, nehmen die Gerippe, deren Blöße durch das Leichentuch dem Auge kaum verhüllt wird, allerhand Stellungen an. Die einen lehnen sich, wie um auszuruhen, an die Seitenwand; andere hängen, halb in die Knie gesunken, vorn über den Kopf auf die Brust gesenkt; einige scheinen es sich bequem gemacht zu haben, indem sie sich in ihrer Nische setzten und die Füße vorn heraushangen lassen. Natürlich würden die Skelette ohne eine besondere Vorrichtung auseinander fallen, sobald das Fleisch von den Knochen herab verwes't ist, auch könnte die Verwesung, in einem offenen Raume vor sich gehend, nur die allergefährlichsten Krankheiten herbeiführen, deshalb werden die Leichen, um ihnen den nöthigen Halt zu geben, vor ihrer Aufhängung gebacken, d. h. sie werden in einen stark geheizten Ofen gebracht und hier so stark

ausgedörrt, daß die Verwesung an den mumienartig zusammengeschrumpften Körpern dadurch verhindert wird. Was für einen schauerlichen Anblick diese langen Reihen von Knochengerippen gewähren, an denen die gebräunte Haut an vielen Stellen mit der Länge der Zeit herabfällt, kann man sich leicht denken.

(Die Marchande des Modes.)

Du bist der Ring, an welchem sich die große Kette
Der heiligen Verschönerungskünste hält,
Du brichst, und mit dir stürzt die Toilette
In Nichts zurück sammt unserer schönen Welt.
Es denken beim Erwachen unsere Schönen
Zuerst an dich, o holde Marchande de Modes,
Zuerst muß dir des Weihrauchs Opfer brennen,
Und dann erst spät dem lieben Gott.
Du lieferst stets die Waffen zu dem Liebeskriege,
Den das Geschlecht mit wilden Männern führt:
Dir danken uns're Schönen ihre Siege,
Durch die ihr Reich erweitert wird.
Ja sollte man von dir sich wenden,
Und dich, o theure Marchande de Modes,
Zurück in's Land der Moden senden,
So wär' in einem Tag die halbe Wienstadt todt.

— Es gibt doch auch unter den Deutschen wunderliche Leute, nämlich in Südrußland. Dort wohnen sehr viele würtembergische Separatisten, die mit der Kindertaufe, mit der Ehe und mit dem Lehramt nichts zu thun haben wollen und die Offenbarung Johannis nach ihrer Ansicht deuten. Unter diesen that sich seit einem Jahr eine Frau Spohn in Katharinenfeld hervor, machte den Richter, hörte Beichte und erklärte, sie sei für das weibliche Geschlecht eben das, was Christus für das männliche. Sie wurde daher auch als Braut Christi und als Königin göttlich verehrt. Nun verkündigte sie, Gott habe befohlen, man solle in Masse nach Palästina ziehen, und wirklich wollte am 30. Mai eine Schaar von 368 Köpfen ausziehen. Sie wurden mit Gewalt zurückgehalten und warten noch jetzt auf ein Wunder, das ihnen den Auszug möglich macht.

(Die Trauer der Portugiesinnen um den Gemahl.) Es herrschte einst in Portugal unter den Damen von Rang und Ansehen der Gebrauch, bei dem Tode ihres Gatten die Fenster zu schließen, und sich in einen finstern Winkel des Hauses zurückzuziehen, wo sie oft ein ganzes Jahr verblieben, auf dem Fußboden schliefen, und weder das Zimmer verließen, noch Besuche empfingen. Gefährliche Krankheiten, welche nicht selten den Tod herbeiführten, waren die Folgen dieses absurden Gebrauchs. Es erschien daher um das Jahr 1760 eine königliche Verordnung, welche den Witwen verbot, sich in finstere Gemächer einzuschließen, oder sich des gewöhnlichen Bettes zu berauben, oder ein ganzes Jahr im Hause zu verbleiben. Es wurde ferner befohlen, daß die Witwen nach dem Tode des Gatten eine andere Wohnung nehmen, oder, wenn dies nicht möglich wäre, die Wohnung zwar beibehalten sollten, ohne jedoch die Fensterladen zu schließen, ohne länger als acht Tage sich schwarz zu kleiden, oder länger als einen Monat zu Hause zu verbleiben, oder auf dem Fußboden eines finstern Gemachs zu schlafen. — Bei uns bedarf es einer solchen Verordnung nicht.

(Woher kommen die mancherlei Fratzen, Ungeheuer, wilden Thiere und andre auffallende Gestalten in den alten Domen?) Diese Frage drängt sich wol fast Jedem auf, der einen alten Dom besucht, und ist in verschiedener Art beantwortet worden. Im Stephansdome zu Wien kriechen Kröten auf dem steinernen Geländer der Kanzel, im Magdeburger sieht man im Abendchor eine Sau, im Merseburger einen Narrenkopf, am Thor des Wormser Domes herumwandernde Löwen, und andre nagen an einem Menschenkopfe; an der Balustrade des Kaiserstuhles aus dem ehemaligen Goslarer Dome erblickt man affen- und fischartige Ungethüme u. s. f., und oft sind sie so täuschend und sorgfältig gearbeitet, daß man ausrufen möchte:

Lebt nicht dieses Gethier, drohend mit steinernem Bisse?
Ungethüm, teuflische Brut, was willst du am Hause der Gottheit?

Hebe dich weg! —

Weshalb aber schuf die Kunst der alten Bildhauer dergleichen mitten unter dem Heiligen? Eben als Gegensatz desselben, meint der Kunstkenner Boisserée; es sollte symbolisch der Gedanke versinnlicht werden, daß es hier dem Heiligen unterthan sei, von ihm vertrieben aber doch beherrscht werde. Bei einer neuen Kirche fand auch eine Einweihung statt, indem man sie mit Wasser und Salz besprengte, und dabei Gott bat, alle bösen und unreinen Geister daraus zu entfernen, sie unter den Schutz und Schirm der Engel des Friedens, der Keuschheit und Wahrheit zu stellen. Was hier erfleht wurde, wollte der Bildhauer sinnlich darstellen. So scharfsinnig aber auch diese Hypothese ist, und so gut sie zur Erklärung vieler solcher Embleme hinreichen möchte, so wenig wird sie bei allen genügen. So findet man in Straubingen z. B. einen Juden, der eine Sau küßt, in Saalfeld einen Mann, der einen Hering in der Hand hält und eine Tonne voll dergleichen neben sich hat. Auf der andern Seite desselben steht ein Bursche mit einem Stabe, ganz roh gearbeitet. Wer will hier oder bei der Narrenkappe im Merseburger Dome mit dieser Erklärung ausreichen? Es sind Hieroglyphen, welche die Zeitgenossen verstanden, aber wir nicht.

(Oekonomie.) Im „Ausland" erzählt ein Reisender von einem Lyoner Kaufmann, der seiner Frau zur Bestreitung des Haushaltes monatlich 200 Franken ausgesetzt hat, zahlbar am 15. jeden Monats. Hat die Frau aber schon ihr Geld am 1. nöthig, so zahlt sie ihm einen Disconto von 1 Proc., und erhält nur 198 Franken. Dieses Uebereinkommen der sehr glücklich lebenden Gatten soll bereits Nachahmer gefunden haben.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. In den großen Theatern sieht man in der Regel die schönsten Toiletten. So bemerkten wir: ein Kleid von schwarzem Moire mit sehr breiten Volants von schwarzen Spitzen und mit schmalen Atlasbandfältchen über jedem Volant. Dieses Kleid konnte, je nach seiner Bestimmung, zwei Leibchen haben, eins zur Soirée, tief ausgeschnitten, fichuartig mit alten Spitzen garnirt und mit sehr kurzen Aermeln, die ebenfalls mit Spitzen garnirt sind; ein anderes, hoch hinaufgehend, mit langen engen Aermeln. Ferner: einen hübschen

Ueberrock von sehr lichtgrauem Pekin mit halbausgeschnittenem Leibchen, das mit einer Halbberthe von dem Kleidstoff garnirt war, während der Rock vorn Aufschläge hatte, die mit röhrenförmig gebrochtenem Atlasbande besetzt waren. Die Aermel waren eng und lang und endigten in Vorärmeln, welche zur Hälfte die Hand bedeckten.

Die Mode der Coiffüren von Glasflußgeflechten, von Perlen aller Arten, von algierischen Troddeln, türkischen Fransen, Goldreifen und ähnlichen Phantasien scheint mehr und mehr zu gefallen. Großen Beifall findet die Tyroler-Coiffüre, die aus einem Boden von Gaze besteht, welcher mit Perlen und Gold gestickt ist, und aus langen Geflechten von Perlen und Gold, die an jeder Seite wie Zöpfe herabfallen. Einfacher hat man diesen Kopfputz, wenn man den Boden von ponceaurothem Sammet mit Reliefstickereien wählt und die Flechten von einer hübschen braunen und ponceaurothen Posamentirarbeit macht. Für große Soireen ist eine solche Coiffüre sehr empfehlenswerth. Auch die kleinen Stuart-Häubchen verdienen eine rühmende Erwähnung. Man macht sie von außerordentlich schönen englischen oder Valencienner Spitzen, denn die Form dieser Häubchen verträgt sich nur mit etwas sehr Reichem.

Die großen schwarzen Schleier, welche bis in die Gegend der Knie herabreichen, sind in den letzten Tagen, als sich Kälte einstellte, von Neuem erschienen, und man trägt sie nicht blos, weil sie modisch sind, sondern auch, weil sie zugleich das Gesicht vor der kalten Luft schützen. Morgennegligee. Vor dem Negligee, d. h. vor dem Ausgehen Vormittags wird der Morgenüberwurf getragen. Die schönsten sind von Cashemir, mit Seide in abstechenden Farben gefüttert. Die Façon ist einfach und bequem, wie dies bei einem Kleidungsstücke sein muß, das man anlegt, indem man das Bett verläßt. Das Leibchen ist glatt, mit Revers und man kann es entweder offen stehen lassen oder übereinanderschlagen, je nachdem man einen kleinen Fichu oder eine Chemisette trägt. Der Rücken des Leibchens bildet eine Faltengarbe. Die Besetzungen dieser Kleider sind meist breite Sammetstreifen. Zum Ausgehen des Vormittags sind die Kleider von Alpacca sehr beliebt, die man theils gestreift, theils carrirt, theils getüpfelt trägt. Zu diesen Morgenkleidern, die ein hohes glattes Leibchen und einen Gürtel mit Schnallen haben, gehört ein hübscher gesteppter Atlashut, der keinen andern Ausputz hat, als ein Band. Ferner trägt man gern einen großen Shawl oder einen mit Pelz gefütterten Mantel dazu, und zwar meist einen von den beiden gleich zu erwähnenden Formen. Der eine dieser Mäntel ist lang, ist in Falten gezogen um das obere Stück herum, welches ein nicht sehr weiter, eckiger Kragen bedeckt; zwei Arten von Patten, die Halbärmel bilden, sind daran befestigt und schützen die Arme; der Kragen und diese Halbärmel sind mit canadischem Marder besetzt, wie die beiden Vordertheile. Der andere Mantel hat dieselbe Form, aber statt des Kragens einen Capuchon und paßt deshalb besonders zum Umhängen bei dem Fortgehen aus dem Theater oder von einem Balle. Man macht ihn deshalb auch nicht von schwarzem Sammet oder Atlas, wie den erstern, sondern von heller Farbe und besetzt ihn mit Hermelin. Bei dem Hermelin erinnern wir uns einer sehr schönen Pelerine, die wir kürzlich an einer Dame sahen. Diese Pelerine heißt à la Königin Bianca, ist kurz und ihre langen schmalen Vorderblätter wenden sich nach hinten, wo sie befestigt werden. Die Taille erhält dadurch eine ganz eigenthümliche Grazie. Die Morgentoilette gestattet auch, wenn der Mittag herankommt, die Kleider von einfarbiger Seide, die mit Atlasstreifen besetzt sind. Man läßt diese Kleider Oberrockartig machen mit einem glatten Leibchen und einem langen Rocke ohne Besatz. Die Mittagszeit ist auch diejenige, in welcher man Hüte von Gros de Naples oder paille ungerissenem Sammet mit Ausputz von schönen Blumen, Rosen, Malven, blauen Glockenblumen ꝛc. sieht. Das Ausgezeichnetste auf einem solchen Hute ist ein Reiherbusch oder ein Bouquet von Marabouts auf dem sonst ganz glatten Schirme. Abendtoilette. Die gestreiften und geblümten Pekins, die silber- oder goldfarbig schillernden Camäleons, so wie alle andern kostbaren Seidenzeuge wetteifern um den Beifall der Damen, die sich gut zu kleiden verstehen. Die Tarlatankleider stehen noch immer wie bisher in Gunst, und mit Recht; dasselbe gilt von den leichten mit Silber broschirten und mit rosa Flittern durchwirkten Stoffen, die bei Licht einen reizenden Effect machen. Die Kleider aus diesen Stoffen sind meist griechisch. Eine Guirlande von weißen Narzissen paßt ganz vortrefflich zu einem solchen Kleide. Turbans mit langen flatternden Gazebarben, Blondenhäubchen mit Sammetausputz und Blumen oder leichten Träubchen, die an der Seite herabfallen, stehen in gleicher Gunst.

Ueber den halblangen Handschuh muß noch immer ein Armband getragen werden; oft ist es eine Schlange von schwarzem Glasflusse, die sich in den Schwanz beißt und an deren Kopfe gute Steine funkeln; oder ein leichtes Band, dessen beide Enden herumflattern, nachdem sie einen Knoten gebildet haben; dieses Band ist smalteblau, mit Gold emaillirt; ein anderes stellt einen einfachen goldenen Ring dar, an welchem sich ein goldenes Kreuz befindet.

Herren-Mode. Die Negligeeröcke sind kurz und knapp mit sehr breitem Kragen und sehr breiten langen Klappen. Viele sind wattirt und das Schwarz ist noch immer die Farbe, welcher man am allgemeinsten den Vorzug gibt. Früh trägt man zu diesen Röcken weite, am Gürtel in Falten gelegte Beinkleider ohne Fußriemen; die hübschesten sind diejenigen, welche in das Bräunliche oder Graue fallen. Die Schöße der Staatsfracks, d. h. der blauen und schwarzen Fracks, mit glatten goldenen oder schwarzen Knöpfen, sind nach englischer Mode kurz und gar nicht breit. Zur Abendtoilette müssen die Beinkleider halbanliegend und so kurz sein, daß man etwas von den durchbrochenen Strümpfen und den lackirten Schuhen sieht. Die Westen, welche man jetzt trägt, sind von Sammet und von Cashemir, Farbe auf Farbe gestickt, aber auch von gesticktem weißem Piqué. Die weißen Cravaten sind die einzigen, welche zu einer Abendtoilette getragen werden können.

Erklärung der Modenkupfer.

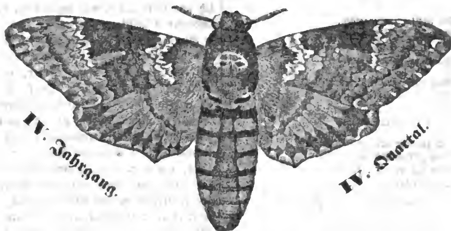
No. 1. Schwarzer Frack mit engen kurzen Aermeln, niedrigem Kragen und sehr breiten Klappen, die sich fast bis zum letzten Knopfe hinunter umschlagen; weiße Atlasweste mit Ausschnitt und kleinem Stehkragen; bunte Cravate; schwarze enge Beinkleider. No. 2. Hut von Sammet, mit Feder und Bandausputz. Mantel von Cashemir mit weißen Chenille-Spitzen garnirt, mit Quaste, mit blauem Atlas gefüttert, und Posamentier-Verzierungen in Blau unten herum besetzt. Robe von carrirtem Pekin. No. 3. Sammthut mit zwei nach einer Seite herabfallenden Federn. Mantelet von Camäleon-Sammet mit Chenillespitzen garnirt. Einfarbiges Kleid von Pekin.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 11. (3. Jahrgang. IV. Quartal).

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst Modenkupfer. Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31/10. Druck von F. Andrä in Leipzig.

Leipzig=



Pariser Moden=Journal.

No. 12. Sonnabend, den 16. December. **1843.**

Der Christbaum.

Eine Lehre für alle jungen Mädchen.

Vom trüben, kalten Himmel
Die Winde eisig weh'n,
Die Kinder dort im Hause
Froh um den Christbaum steh'n.

Sie stehen da, geblendet
Vom hellen Lichterschein,
Sie freuen sich so innig,
Die Herzchen sind noch rein.

Und schöne Sachen zieren
Den Christbaum überall,
Und goldne Nüsse glitzern
Daran, fast ohne Zahl.

Sie suchen, hoch erstaunet,
Ein Jedes seinen Platz,
Und finden voll Entzücken
Den reichen Gabenschatz.

Die Teller sind mit Aepfeln
Und Nüssen ganz gefüllt,
Und auch das kleinste Wünschen
Der Kinder ist gestillt.

Da leget klein Mariechen
Die Nüsse hin geschwind:
Gib, Mutter, mir die Nüsse,
Die an dem Baume sind.

Sie glänzen ja so golden
In hellem Lampenschein,
Was müssen nicht darinnen
Für schöne Kerne sein.

Mein Kindchen, laß sie hängen
Sie sind des Baumes Zier,
Ich gab ja, um zu essen,
Die andern Nüsse Dir.

Ach nein, die seh'n so ärmlich,
So braun und häßlich aus —
O nimm mir aus dem Baume
Die goldnen Nüss' heraus. —

Suchst Du nur in dem Golde
Allein ein höh'res Glück?
Hier hast Du sie, doch gebe
Die andern mir zurück.

Und freudig gibt sie alle
Die Nüsse der Mutter hin,
Und ruft nun voll Entzücken:
Seht nur, wie reich ich bin!

Schnell hat sie schon geöffnet
Die erste goldne Nuß,
Doch wirft sie weg die Hülle
Voll innerem Verdruß.

Denn in der goldnen Schaale
Fand sie den Kern nicht mehr.
Sie öffnet sie nun alle,
Und findet jede leer.

Um leichter zu vergolden,
Nahm man die Kern' heraus,
Und klebt mit Wachs zusammen
Das leere goldne Haus.

Nun bittet sie die Mutter,
Die lächelnd bei ihr steht:
Gib mir die Nüsse wieder,
Die eben ich verschmäht.

Ich sah nur auf das Aeuß're,
Den goldnen Schimmer hin,
Nun seh ich voller Kummer,
Daß ich betrogen bin.

Voll Ernst sprach nun die Mutter:
Hier hast Du sie zurück,
Doch sei's Dir eine Lehre:
Bau' nie auf Gold Dein Glück!

Sieh' auch im künft'gen Leben
Nicht stets auf goldnen Schein,
Der Tausch möcht' Dir nicht immer
So leicht wie heute sein.

* * *

Nehmt, Mädchen, das zu Herzen,
Wenn Jemand treu Euch liebt,
Der goldne Schein sehr selten
Das wahre Glück Euch gibt.

Doch wer als gut und weise
Euch sicher ist bekannt,
Dem reichet am Altare
Mit Freuden Eure Hand!

(Berliner Figaro.)

Tal para cual.
(Für einen Schelm zwei.)
(Beschluß.)

II.

Erfüllt von dem Verdruß der vereitelten Hoffnungen und fehlgeschlagenen Berechnungen, verließ Herr Matherel das Haus der Dona Figuieras. Er hatte so prächtig die Rolle eines Uneigennützigen gespielt, hatte sich so gleichgiltig gegen Reichthum gezeigt, hatte sich so täuschend mit patriarchalischen Tugenden geschmückt, daß er jetzt in seinem eigenen Netze gefangen lag. Anstatt nach Hause zurückzukehren, wo er wahrscheinlich seinen Sohn seiner harrend gefunden hätte, schlenderte er die Tuilerien entlang, ließ die Brücke, welche zur Deputirtenkammer führt, zur Linken und kam, ohne es zu beabsichtigen, in eine Seitenallee der Champs-Elysées. Er sah und hörte nichts, was um ihn her vorging. Seine Gedanken beschäftigten sich nur mit der Unklugheit, die er eben begangen, über die er bald sich Vorwürfe machte, bald verwundert nachsann, wie es denn möglich gewesen, daß ein vernünftiger Mann wie er, zu einer fremden Frau dergleichen Albernheiten habe sagen können, wie z. B. er werde sich eben so glücklich schätzen, Isabella seine Tochter zu nennen, wenn sie ganz arm wäre, ja, er werde sie mit Freuden aufnehmen, selbst wenn er sie in Lumpen, ohne Eltern, ohne Heimath wüßte! Dummes Zeug, das man nicht einmal über die Lippen bringen sollte, wenn man auch weit davon entfernt ist, es wirklich zu empfinden. Und dazu kam noch, daß seine Worte nicht in die Luft geredet waren, sondern daß die schlaue Spanierin sie sogleich aufgefaßt und zu ihrem Vortheil benutzt hatte. Was sollte er nun thun? Sollte er etwa, um sich nicht zu widersprechen, zu einer lächerlichen Heirath seine Zustimmung geben? Nimmermehr! so weit will ich meine Thorheit nicht treiben, murmelte er vor sich hin. Alfred soll sehen, wie er mit sich fertig wird, Elegien mag er machen, so viel er Lust hat, aber heirathen soll er mir Isabella nicht.

Was das für ein listiges Weib ist! wie sie so geschickt ihren Neffen, diesen Don Alonzo Ronda, vorzuschieben wußte, der in das junge Mädchen verliebt sein soll! Ja, wenn Don Alonzo jemals daran gedacht hätte! Und wenn dem so wäre, so würde Madame Figuieras die Erste sein, die ihren Neffen von einer so unsinnigen Verbindung abhalten würde. Man heirathet keine Zigeunerin! Eine Zigeunerin, rief er in sich hinein, und ballte dabei die Fäuste, die für eine goldene Kette gekauft wurde! Es scheint, die Madame Figuieras ist nur nach Frankreich gekommen, um ihrer los zu werden. — Ganz bestimmt ist das so; aber meinen Sohn und meine 10,000 Francs Renten soll ihre Zigeunerin nicht haben! Das Fräulein Isabella mag sich einen Andern aussuchen. Jetzt erstaune ich nicht mehr, daß man meinen Sohn angelockt hat; ich sollte hintergangen werden.

Als Herr Matherel sich eben diesen Gedanken hingab, schlang sich ein Arm um den seinen, und sein Sohn Alfred fragte mit der feurigen Ungeduld des Jünglings: Nun! mein Vater.... Madame Figuieras .... waren Sie bei ihr?

Ich komme eben daher.

Sie waren bei ihr — haben sie allein gefunden — haben ihr Alles gesagt?

Ja, alle möglichen Albernheiten, mein Herr Sohn, worüber ich mir vor Aerger schon seit einer Stunde die Finger zerkaue.

Mein Gott! rief Alfred, so ist Alles verloren! Sie hat uns abgewiesen!

Wir sind nicht so glücklich gewesen.

Was soll das heißen?

Daß Du nicht mehr an diese Heirath denken sollst, ich will nichts von einer solchen Isabella wissen.

Madame Figuieras will mir ihre Tochter nicht geben! O ich ahnte es.

Madame Figuieras hat keine Tochter!

Sie ist todt! Isabella todt! schrie Alfred schmerzlich auf.

Nein, Herr Sohn, Isabella befindet sich ganz vortrefflich, aber sie ist nicht für Dich.

Der verrätherische Alonzo!

Ganz und gar nicht, mein Lieber.

So erklären Sie sich doch, mein Vater, ich beschwöre Sie, erklären Sie sich.

Ich erkläre Dir, daß Madame Figuieras keine Tochter hat, daß Isabella eine ....

Was eine?

Daß sie eine Tochter von Räubern, Dieben, Zigeunern ist. Ja, mein Sohn, von Zigeunern ist sie auf offener Landstraße gekauft worden, für eine goldene Kette, vielleicht auch für eine messingene.

Aber, mein Vater, das ist ja für uns sehr gleichgiltig....

Gleichgiltig? So, glaubst Du, daß ich Dich eine Zigeunerin werde heirathen lassen, die weder Haus noch Hof hat, und die von ihren lumpigen Verwandten alle Tage zurückgefordert werden kann?

Aber, lieber Vater, erlauben Sie mir doch ....

Ich werde es niemals erlauben.

Erlauben Sie mir nur eine Bemerkung. Isabella mag nun die Tochter von Madame Figuieras sein oder nicht, so ist sie doch standesmäßig erzogen und besitzt darum nicht minder alle die Eigenschaften, die Sie ihr selbst zugestanden haben; Sie erinnern sich, daß wir Beide gewünscht haben, sie möchte ohne Vermögen sein, um dieser fremden Familie beweisen zu können, daß wir nur Isabella, nicht ihr Geld wollen.

Du hast diese Dummheit gesagt, und bist Schuld, daß ich sie wiederholt habe.

Wie, mein Vater, Sie haben mich also getäuscht?

Nein, mein Sohn, ich habe Dir nur die überspannten Ideen Deines Alters nachgesehen, ohne sie deshalb fur vernünftig zu halten. Je heiliger die Ehe ist, desto mehr muß man sich vor einer möglichen Reue, oder einem unangenehmen Rücktritt sicher stellen; um dies zu erreichen, muß man nur mit rechtlichen Menschen sich verbinden, mit solchen, deren Vermögensverhältnisse den seinigen gleichkommen. Du siehst, daß keine dieser Bedingungen hier vorhanden ist. Ich bin demnach genöthigt, Dir jeden Gedanken an die Heirath mit dem jungen Mädchen zu untersagen, ja nicht einmal den fernern Zutritt bei Madame Figuieras kann ich Dir gestatten.

Es wäre unmöglich, das Erstaunen Alfreds bei diesen Worten zu schildern; er war jung und verliebt, folglich enthusiastisch und leichtgläubig, und seine Rechtlichkeit empörte sich bei dem eben Gehörten so sehr, daß er sich vielleicht zu einer heftigen Aeußerung gegen seinen Vater hätte hinreißen lassen, wenn nicht in demselben Augenblicke die prächtige Equipage der Dona Figuieras auf der Straße ihnen entgegen gekommen wäre. Es war eine offene Kalesche, in welcher Isabella mit einer alten Duenna saß.

Ich sagte Ihnen, ich würde sie entführen, wenn man sie mir verweigerte, sprach Alfred hastig, Sie, mein Vater, schienen das nicht so sehr unrecht zu finden. Als ich den Vorsatz äußerte, dachte ich, daß die Schwierigkeiten von Madame Figuieras kommen könnten, und gestehe Ihnen auch, daß ich die Einwilligung Isabellas dazu hatte. Wir hatten uns gegenseitige Gelübde gethan, und obschon jetzt die Hindernisse zu meiner Heirath von Ihrer Seite mir in den Weg gelegt werden, so werde ich nichts desto weniger mein Wort halten. Leben Sie denn wohl, mein Vater, ich werde Isabella entführen und mich in Spanien mit ihr vermählen.

Nach diesen Abschiedsworten verließ Alfred seinen Vater und eilte dem Wagen zu; dieser hielt an, der Schlag wurde geöffnet, der junge Mann setzte sich neben Isabella und im Galopp enteilten die Pferde, deren Ungestüm der Kutscher kaum hatte zügeln können.

Alfred! Alfred! schrie Herr Matherel; aber schon war der Wagen hinter der Barriere de l'Etoile verschwunden.

Entsetzt über die Unbesonnenheit seines Sohnes, blieb der alte Herr stehen, und wußte keinen Rath; er war so außer sich, daß ihm einen Augenblick jede Ueberlegung fehlte, und er auf dem Punkte war, die Gendarmen gegen die Flüchtigen zu Hilfe rufen; doch diese Wächter der öffentlichen Sicherheit arretiren nicht auf das Verlangen des ersten Besten junge Leute in glänzender Equipage von reich gallonirten Bedienten beschützt; hierzu bedarf es eines höheren Befehles, auf den Herr Mathere

sich nicht berufen konnte, und zeitig genug fiel ihm dieses ein, um sich eine Lächerlichkeit zu ersparen. Noch andere, und zwar sehr einfache Gedanken, hielten ihn von jedem auffallenden Schritte zurück und gewährten ihm nach dem ersten Schrecken einige Beruhigung; man reist nämlich nicht nach Spanien mit Stadtpferden, und in einer offenen Kalesche, denn der Weg von den Champs-Elisées nach der Puerta del sol ist etwas weit; auch braucht man Geld und Pässe zu einer so großen Reise, und so viel Mühe auch Alfred und Isabella sich geben mochten, so wird es ihnen doch schwer sein, am heutigen Tage einen großen Vorsprung zu gewinnen. Von der andern Seite aber mußte er daran denken, daß Dona Figuieras Benehmen vollkommen gerechtfertigt werden könne; Herr Matherel hatte bei ihr um die Hand Isabellas geworben, es war ihm die Wahrheit enthüllt worden, er hatte sein Wort nicht zurückgenommen, er mußte also so schnell wie möglich zur Spanierin eilen, diese Unbesonnenheit wieder gut zu machen, um, wenn die jungen Leute nicht heimkehrten, sich an die Behörden wenden zu können und von dem Präfecten zu erlangen, daß durch den Telegraphen der Befehl an die Grenze gelange, den Flüchtling aufzuhalten.

Guter Gott! sagte er zu sich selbst, indem er mit großen Schritten nach dem Hotel der Dona Figuieras eilte, wer weiß, zu was diese Spanierin fähig ist, um sich auf eine anständige Art von ihrer Zigeunerin loszumachen? Es könnte möglich sein, daß sie selbst Alles zur Abreise meines Sohnes vorbereitet hat; sie ist reich, mit Gold läßt sich Alles machen und sie wird es nicht sparen — Pässe kann sie sich unter falschem Namen verschafft haben — Himmel! — vielleicht reist in diesem Augenblicke schon mein Sohn unter dem Namen eines spanischen Edelmannes mit einer Zigeunerin! —

Er verdoppelte seine Schritte und kam bald bei Dona Figuieras an. Diese war aber bei ihrer Toilette, und Herr Matherel mußte warten, bis dies wichtige Geschäft beendigt war; ein Geschäft, was für eine Madriderin von 36 Jahren eben so viel Zeit erfordert, wie für jede Andere in diesem Alter.

Das ist eine List, um Zeit zu gewinnen, dachte Herr Matherel, denn diese Toilette wird ja in Ewigkeit nicht fertig.

Sie dauerte auch wirklich sehr lange, doch gelangte sie zu Ende, und Madame Figuieras trat in ihrem Salon von Seide und Juwelen strahlend.

Sie, mein Herr? sagte sie sehr höflich zu Herrn Matherel, das ist sehr schön von Ihnen, ich erwartete Sie beinahe. Sie werden mit uns speisen?

Mit Ihnen speisen? sagte Herr Matherel, das kommt mir nicht in den Sinn.

So wie wir jetzt mit einander stehen ....

Wie stehen wir denn mit einander, Madame? Ich hatte die Ehre, Sie um die Hand Ihrer Fräulein Tochter für meinen Sohn zu bitten; Sie haben keine Tochter, also ....

Um Vergebung, mein Herr, Sie haben um die Hand Isabellas angehalten, weil die schönen Eigenschaften des jungen Mädchens Sie angezogen haben. Nur sie allein wollten Sie, wünschten, daß keine Reichthümer sie umgeben möchten. Ihr Sohn, wie Sie selbst, trachteten nur nach Isabellen, und diese habe ich Ihnen zugesagt. Ist das nicht Uebereinstimmung?

Uebereinstimmung? Nein, Madame. Sie sind zu vernünftig, um zu glauben, daß in Frankreich sich eine angesehene Familie mit einer Zigeunerin verbinden möchte...

Eine Gitana! sagte Dona Figuieras, das war in Spanien schon mehr wie einmal der Fall.

Und dann das Vermögen, das Vermögen, fuhr Herr Matherel fort, kann ein Vater für seinen Sohn dies aus den Augen lassen?

Ich widerspreche dem nicht, doch sie selbst schienen ja darauf gar keinen Werth zu legen.

Und wissen Sie, was vorgeht, fragte Herr Matherel.

Was?

Ihre Zigeunerin entführt meinen Sohn, oder mein Sohn Ihre Zigeunerin, wie es Ihnen am angenehmsten klingt.

Ist es möglich?

Nichts ist möglicher — eben — im Augenblick — in den Champs-Elysées. —

Dona Figuieras sann einen Augenblick nach.

Im Grunde genommen, sagte sie, ist das ganz natürlich.

Wie so ganz natürlich?

Ja; haben Sie nicht Alfreds Liebe gebilligt? Auch Isabella hat mir ihre Neigung für Ihren Sohn gestanden, und nach Ihrem Besuch diesen Morgen konnte ich nicht anders, als ihr beipflichten; sie sind also Beide in ihrem Recht.

Im Recht? rief Herr Matherel außer sich, und Sie glauben, daß die mir entlockte Einwilligung giltig sei? Ich werde die Gesetze, die öffentliche Meinung für mich haben ....

Was die Gesetze betrifft, so kenne ich sie als Fremde nicht; doch die öffentliche Meinung, denke ich, wird gegen Sie sein. Was ist denn so Außerordentliches dabei, wenn ein junger Mann ein hübsches, gebildetes

Mädchen liebt und sie heirathet, auch wenn sie eine Zigeunerin ist? Das geschieht alle Tage. Sollten sie wirklich Frankreich verlassen und nach Spanien gehen, so wird es Niemand erfahren und Niemand sich darum bekümmern.

Nun, ich sehe jetzt klar, schrie Herr Matherel, Sie haben der Unerfahrenheit meines Sohnes Netze gestellt....

Netze! sagte Dona Figuieras, und warum? Wenn Herr Alfred ein Prinz wäre, oder wenigstens sehr reich, so könnte man allenfalls so etwas vermuthen; aber Sie selbst gestanden mir, daß Sie nur ein mittelmäßiges Vermögen besitzen. Welchen Vortheil könnte ich also aus dieser Verbindung ziehen? Sie wissen doch zur Genüge, wie sehr ich Isabella liebe, wie sehr ihre Nähe mir süß und theuer ist — wie es auch kommen möge, ich kann dabei nur verlieren.

Also wollen Sie sich nicht mit mir vereinen, um die Flüchtlinge aufzuhalten?

Warum das? Da ich nicht Isabellas Mutter bin, sie auch nicht gerichtlich als Kind angenommen habe, so fehlt mir jedes Recht über sie.

Also wird es mir allein obliegen, rief Herr Matherel wüthend; gut, ich benachrichtige Sie, daß ich die Polizei ihnen unverzüglich nachsenden werde.

Wie es Ihnen beliebt, mein Herr.

Man wird Sie verhören, Sie werden sich in eine unangenehme Geschichte verwickelt sehen.

Unangenehm für Sie, mein Herr. Meine Rolle ist ganz passiv, ich habe Ihnen nicht einen Augenblick die Wahrheit verborgen. Ueberdies, mein Herr, ist es gewiß, daß wenn wirklich eine Entführung statt findet, und die jungen Leute Paris verlassen, Ihr Sohn nicht der Entführte, sondern der Entführer ist, und in diesem Falle habe ich Gerechtigkeit zu verlangen.

Außer sich, die Arme gekreuzt, lief Herr Matherel im Zimmer auf und ab.

Sie werden nicht weit kommen, sagte er plötzlich, mein Sohn hatte nicht mehr als 400 Francs in seiner Kasse, und in unserm Jahrhundert entführt man ohne Geld keine Infantin.

Isabella, bemerkte Dona Figueras gleichgültig, besitzt ungefähr 100 Quadrupel, auch erinnere ich mich, ihr einige Diamanten gegeben zu haben.

Der Teufel hole die Liebe! rief Herr Matherel; sie verführt die Jugend, macht die Eltern unglücklich und zerstört die Wohlhabenheit der Familien.

Darin haben Sie Recht, sagte Dona Figuieras, doch hier handelt es sich um eine ehrliche Liebe, deren Ziel die Ehe ist, um eine Liebe, die Sie selbst billigten, um eine Neigung zu einem Mädchen voll der besten Eigenschaften.

Aber eine Zigeunerin! stöhnte Herr Matherel.

Isabella ist keine Zigeunerin; sie ist von Zigeunern geraubt worden, das ist wahr, aber vielleicht ist sie die Tochter eines spanischen Granden. — Seien Sie offenherzig, Herr Matherel, und gestehen Sie, daß Sie Ihren Sinn nur änderten, weil die äußere Lage Isabellas nicht mehr dieselbe ist, daß Sie Ihres Sohnes Leidenschaft nur tadeln, weil Isabella kein Vermögen hat, bekennen Sie immerhin, daß Ihre heute morgen ausgesprochene Großmuth bloße Täuschung war.

Während Madame Figuieras noch sprach, öffnete sich die Thür, und zum großen Erstaunen Herrn Matherels trat Isabella ein.

Mutter, liebe Mutter! rief sie, und stürzte sich in die Arme der Spanierin. Er will mich entführen, will mich heirathen, mich, die verkaufte, elternlose Zigeunerin; nichts kann ihn abhalten, weder die Furcht vor Armuth, noch der Schmerz der Trennung von seiner Familie und seinem Vaterland — mich liebt er, mich, nur um meinetwillen, wir können dessen ganz gewiß sein.

Braver Junge! rief Dona Figuieras.

Was, braver Junge? schrie Herr Matherel, Sie sollen ihn aber nicht haben, den braven Jungen, Mademoiselle, dafür stehe ich Ihnen, und sollt' ich ihn einsperren, er soll einmal die Narrheit nicht begehen, Sie zu heirathen.

Er wird sie aber doch heirathen, sagte Dona Figuieras ruhig.

Er wird mich heirathen, wiederholte freudig das Mädchen.

Und Sie werden mit uns speisen, fügte die Mutter hinzu.

Ich werde keinen Fuß mehr über Ihre Schwelle setzen, Madame.

Pah! Sie werden mit der Zigeunerin heute zu Mittag essen, sage ich. Hören Sie mich an. Ich bin sehr reich; fremd in Frankreich und verlassen, wie jede Witwe, die ihre Heimath vertauscht, wünschte ich, mich mit einer französischen Familie zu verbinden, indeß nur unter der Bedingung, daß mein künftiger Eidam meine Tochter um ihrer selbst willen, nicht ihres Geldes wegen liebe, daß er die Vorzüge seines Alters besitze, die Uneigennützigkeit, Aufrichtigkeit und selbst die natürliche Unbesonnenheit der Jugend .... Eben so wünschte ich, daß der Vater meines Schwiegersohnes ein vorsichtiger, für sein Vermögen besorgter Mann sei, der sich einst auch meiner Tochter also annehme, der, ohne habsüchtig zu

sein, das Vermögen der Liebe vorziehe, während sein Sohn das Gegentheil thut. Als ich nun sah, daß Sie Isabellen ohne Haus und Gut, selbst ohne Eltern begehrten, faßte ich den Entschluß, Sie Ihnen nicht zu geben, wenn Ihr Sohn übertrieben und Sie die Wahrheit geredet hätten. Ich wünschte von Alfred die Sorglosigkeit seiner Jahre, von Ihnen die Klugheit der Ihrigen, und stellte auf diese Weise zwei Proben auf einmal an.

Die Uneigennützigkeit, mit der Sie mich zu täuschen suchten, hatte mir für das Vermögen meiner Tochter Besorgnisse eingeflößt; Alfreds Liebe zu Isabella konnte auch Habsucht sein. Ich wollte darüber ins Klare kommen und zwang meine Lippen zu Worten, die meinem Herzen wehe thaten; ich stellte Ihnen meine Tochter als ein Kind vor, das gekauft wurde, um die Zärtlichkeit meines Gemahls zu mißbrauchen, und welches mein kaltes Mitleid nicht einmal werth geachtet, an Kindesstatt anzunehmen, und bei dieser gefährlichen Probe fürchtete meine Tochter so sehr wie ich, sowohl die Gleichgiltigkeit des Sohnes, als auch das Vorurtheil des Vaters. Wenn der Sohn sich zurückzog, wollte Isabella ihrer Liebe entsagen; wenn der thörichte Vater eine Schwiegertochter ohne Vermögen und Namen angenommen hätte, würde ich mich widersetzt haben.

Es war also nur eine Probe? rief Herr Matherel.

Die glücklich von beiden Seiten gelöst worden .... Sollte ich kleine Mädchen kaufen? Tal para cual, mein lieber Herr Matherel.... Kommen Sie zu Tische, Ihr Sohn erwartet uns im Speisesaal.

Die Verbindung wurde ohne Entführung geschlossen.

Miscellen und Anecdoten.

(Menschenfresserei in Europa. Ein englischer Militairchirurg, der die Feldzüge von 1811 bis 1814 in Spanien mitgemacht hat, berichtet folgenden Vorfall nach dem Gefecht von Carris. „Unsere Leute erreichten bald den Gipfel der Höhe, zerstreuten den Feind und machten einige hundert Gefangene. Etwa funfzig Franzosen versteckten sich in einem Haus, und blieben unbemerkt. Unsere Leute stellten ihre Gewehre zusammen, zündeten ihre Wachtfeuer an und sahen keiner weitern Störung entgegen, als jener Trupp aus dem Hause hervorbrach und das Weite suchte. Die Unseren griffen zum Gewehr, verfolgten sie und schossen oder schlugen sie todt. Als der Mond aufging, sah man ihre nackten Körper weiß in der Ebene liegen. Gegen die Entkleidung, welche nichts Gebotenes und nichts Verbotenes war, ließ sich nichts sagen. Aber empörend war es, am folgenden Morgen zu sehen, wie an den Leichen die hervortretendsten fleischigen Theile bis auf die Knochen abgeschnitten waren. Wie das zugegangen war, darüber erhielt man keine Gewißheit. Indeß lief das Gerücht um, ein Regiment in Byngs Brigade, recrutirt innerhalb Temple Bar (dem Elsaß in Nigel's Schicksalen von Walter Scott) mit allen möglichen bösartigen Talenten Londons, habe die Schenkel der getödteten Franzosen in Schweinefleisch verwandelt und an die Portugiesen für Rum verhandelt.

(Um der Wohlthat des Gesetzes theilhaftig zu werden, muß man das Gesetz übertreten.) Dieser Satz würde allerwärts für baren Unsinn gelten, in Frankreich aber und auch in andern Ländern, ist er in einem gewissen Fall rechtsgiltig. Im französischen Gesetzbuch steht: „Das Betteln ist straffällig an denjenigen Orten, wo Armenhäuser sind." Mit Rücksicht auf dies Gesetz wandte sich in Paris Frau Rabard, welche sich länger als ein halbes Jahrhundert redlich mit Waschen ernährt hatte, in ihrem 71sten Jahre, als sie arbeitsunfähig geworden war, an die Vorsteher des Armenhauses mit der Bitte um Aufnahme in die Anstalt. „Wir können Euch nicht anders aufnehmen, als Kraft eines Richterspruches, welcher Euch wegen Bettelns verurtheilt hat," antworteten die Vorsteher. „Aber das Betteln ist ein Vergehen," wandte das arme Weib ein, „und ich will mich keines Vergehens schuldig machen. Ich bin 71 Jahre alt geworden, ohne je vor Gericht erschienen zu sein; ich will mich nicht in meinen letzten Lebenstagen mit einer Verurtheilung brandmarken lassen. Nehmen Sie mich aus Gnaden auf!" — „Es ist unmöglich," erwiederten die Vorsteher. „Laßt Euch verhaften," und damit schlugen sie der armen Frau die Thüre vor der Nase zu. Die Alte ging weg, und gewahrte einen Polizeidiener. „Lieber Mann," sagte sie, „ich bin hilflos; verhaften Sie mich. — „Wegen Mittellosigkeit kann ich Niemanden verhaften." — „Ich habe gebettelt." — „Das ist möglich, aber ich habe es nicht gesehen. Ich kann einen Bettler nur dann verhaften, wenn ich ihn auf der That ertappe." Die arme Frau nahm sich zusammen, und streckte die Hand nach einem Vorübergehenden aus. Jetzt verhaftete sie der Polizeidiener, und am 2. October erschien sie, als des Bettelns beschuldigt, vor Gericht, und das Gericht sprach, daß sie zur Strafe 24 Stunden im Gefängniß sitzen und dann ins Armenhaus abgeliefert werden sollte.

(Noahdenkmal.) Im Hamburger Correspondenten steht ein „Aufruf an Europa," der sich als Inserat mitten unter den ehrlich gemeinten Anpreisungen von Stahlfedern, Macassaröl, arabischen Hengsten, Lotterieloosen ꝛc. um so drolliger ausnimmt. Er lautet: „Europäer! Die Zeit der Denkmäler ist erschienen, Verdienste werden anerkannt. Den ausgezeichnetsten Männern neuerer Zeit werden mit rühmlichstem Eifer Denkmäler errichtet, aber dennoch sei es gegönnt, auf die Verdienste eines der Männer ältester Zeit aufmerksam zu machen. Eine der edelsten Gaben der Natur, den Wein, genießt im Allgemeinen der Mensch, vergessend, welchen Dank er dem zu zollen schuldig ist, der zuerst die Rebe pflanzte und so der Erfinder dieses edlen Getränkes wurde. Deshalb gebührt unserm ehrwürdigen Stammvater Noah vor Allem, als Anerkennung dieses unbegrenzten Verdienstes, ein Monument. Die Wahl des Ortes zur Ausführung dieses Planes schien im Anfange große Schwierigkeiten darzubieten, bis sich endlich nach gründlichen Forschungen erwies, daß der Brocken auf dem Harze durch die

allergrößte Aehnlichkeit mit dem Berge Ararat auffällt. Somit wird Europa aufgefordert zu dieser großartigen Idee." Wahrlich, wo ein Herrmannsdenkmal Wahrheit ist, kann ein Noahdenkmal beinahe nicht als Ironie gelten.

(Bärenschlauheit.) Ein Herr Durand erzählt in einer französischen Zeitung folgende Geschichte von zwei jungen Bären. Die Bären im Pflanzengarten zu Paris hatten sich dergestalt vermehrt, daß es nöthig schien, dieser Uebervölkerung ein Ziel zu setzen. Eine alte Bärin ward mit ihren zwei Jungen dem Tode geweiht. Die Alte ward in eine Schlinge gelockt und erdrosselt, aber auf eine so ungeschickte Weise, daß die Execution zwanzig Minuten dauerte und das Geheul des Opfers die ganze Nachbarschaft unangenehm berührte. Bei den Jungen beschloß man eine andere Todesart anzuwenden. Erst aber mußte man sie haben, und durch das Schicksal der Alten gewitzigt, hatten sie sich verkrochen. Nachdem sie 24 Stunden gehungert, legte man ihnen zwei mit Arsenik bestreute Kuchen hin. Sie kamen hervor, beschnüffelten die Kuchen und fanden sie einladend. Nur kam ihnen der Quasizucker so verdächtig vor, daß sie die Kuchen an den Brunnen trugen und erst sorgfältig abwuschen, bevor sie sie speisten. Ein Mittagsmahl, dessen Sauce mit Arsenik gewürzt war, wurde von ihnen in ähnlicher Weise behandelt und die Folge war, daß die Thierchen keine üblen Wirkungen nach dem Genusse verspürten. Mehrere Gelehrte, welche Zeugen der zweiten Wäsche gewesen sind, haben sich so erbaut gefunden, daß sie sofort den Bären unter die Zahl der klügsten Thiere versetzt haben. Die Verwaltung des Pflanzengartens hat beschlossen, die jungen Schlauköpfe zu begnadigen und an einen Gaukler zu verschenken, unter dessen Leitung sie sich für das dramatische Fach ausbilden werden.

(Die vereitelte Schiffstaufe.) Letzthin sollte im Nürnberger Kanalhafen eine Schiffstaufe stattfinden. Der Schiffer Vogel von Bamberg hatte beschlossen, seinem Schiffe, weil der König dasselbe bei seiner letzten Anwesenheit hier in näheren Augenschein zu nehmen geruht hatte, zum Andenken an diesen Besuch den Namen des Monarchen beizulegen. „Ludwig der Große" sollte das Schiff heißen. Der König hatte dafür „Ludwig der Deutsche" zu setzen befohlen. Zum großen Mißvergnügen des schaulustigen Publikums wurde jedoch das ganze Vornehmen zu Wasser. Es stellte sich nämlich heraus, daß das fragliche Schiff nicht ganz neu, sondern bereits früher auf den Namen von Meister Vogels Ehegattin getauft war; der loyale Schiffsmann hatte es nur neu antünchen lassen, um ihm den neuen Namen beilegen zu können. — Allein der zur Vornahme der religiösen Handlung requirirte Geistliche erklärte: daß er unter solchen Umständen die Taufe nicht vollziehen könne. Und so muß das Schiff Kunigunde oder Margarethe heißen fort und fort, bis an das Ziel seiner irdischen Lebenstage.

— Wie kommt es, daß die Männer an der eigenen Frau verdammen, was sie an der fremden billigen und liebenswürdig finden? Dies ist namentlich bei der Koketterie der Fall. Wohl gibt es keine glückliche Ehe, wo die junge Frau dem Manne Koketterie und deren Zwillingsschwester, Putzsucht, als Morgengabe zubringt, aber inconsequent bleibt es denn doch immer, wenn der Mann mit seinem Weibe über das hadert, was er an der Geliebten bewunderte oder doch gut hieß. Uebrigens sind die Männer größtentheils an der Koketterie des weiblichen Geschlechts Schuld, weil sie häufig nur dem frivoleren Theile desselben ihre Huldigungen darbringen, während sie die züchtigeren, und darum weniger hervortretenden Naturen meistens unbeachtet lassen. Das weibliche Geschlecht wird solider werden, sobald die Solidität desselben in den Augen des männlichen an Werth gewinnt. (Wandelstern.)

(Die Affencultur unter den Indianern.) Die Indianer sind die vollendetsten Meister im Zähmen von wilden Thieren; jeder nur irgend culturfähige Mitbewohner der Wälder wird von ihnen zum Hausthiere erhoben. Die Säugethiere werden noch ganz jung aufgesucht und gewöhnen sich schnell an die Milch der Indianerin, besonders die Affen, welche bald so zahm werden, daß sie der Adoptivmutter nicht von der Seite gehen. Diese Affen werden dann als förmlich zur Familie gehörend betrachtet, erhalten gleich den Kindern ihren Glasperlenschmuck und ihren Platz am Topfe, wobei sie sich aber häufig dadurch auszeichnen, daß sie die besten Bissen zuerst zu nehmen wissen und mit den Indianerkindern häufig in Streit gerathen. Die Indianer nehmen sogar die Affen mit in die Kirche. Wollen die Indianer einen ältern Affen zähmen, so bestreichen sie unter anderm die Pfeile mit stark verdünntem und daher schwachen Gift, das nach der Verwundung nur eine Betäubung nach sich zieht, saugen dann die Wunde aus und graben den betäubten Burschen bis an den Hals in die Erde, wobei sie ihm noch als Gegengift Salz in das Maul streuen. Hat sich der Affe wieder erholt und einige Zeit in dieser Zwangsjacke gesteckt, so wird er herausgenommen und wie ein Wickelkind in ein Zeuch einige Tage lang ganz fest eingeschnürt und mit gekochten Nahrungsmitteln gefüttert. Befreit man ihn dann von seinen Banden, so ist die Erinnerung an die Vergangenheit mit allen ihren Gewohnheiten rein verschwunden. Der ergrauteste Bursche ist vollkommen zahm.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Zu den vielen Arten von Ueberwürfen, die wir bereits erwähnt, den Burnuß, kurzen Mänteln mit Aermeln rc., hat die Mode die walachischen Mäntel und die polnischen Röcke oder Cazawaikas hinzugefügt. Die Bequemlichkeit, namentlich des letztern Kleidungsstückes, der anmuthige Schnitt desselben, der glückliche Contrast zwischen Sammet und reicher Pelzbesetzung empfehlen es ungemein. Die beliebtesten Cazawaikas reichen bis an die Knie und heben die Taille heraus, die durch zwei verzierte Oliven bezeichnet wird; sie sind mit Hermelin, mit Zobel oder irgend einer andern kostbaren Pelzart gefüttert und besetzt. Statt einen liegenden Kragen oder Klappen zu haben, bemerkt man an diesem Kleidungsstücke eine ununterbrochene shawlartige Klappe, die man nach Belieben ganz umschlagen und so den Hals frei erscheinen und das darunter befindliche Kleid sehen lassen kann, das meist hoch hinaufgeht. Aendert sich dagegen die Witterung, so kann man die Cazawaikas auch vollkommen schließen und in ein hoch hinaufgehendes Kleidungsstück verwandeln, das den Hals und die Brust schützt. Durch reiche Schnuren werden diese Cazawaikas zusammen gehalten.

Die Form des walachischen Mantels ist vielleicht originell, aber es fehlt ihm auch durchaus nicht an Auszeichnung. Es ist eine außerordentlich große Pelerine, ein sehr weiter Camail, wenn man will, und zwar ganz von Sammet, mit Atlas gefüttert, wattirt, in allen Spitzenmustern gesteppt und mit Hermelin oder Marder besetzt. Diese Vorderärmel sind so angebracht, daß man sie nicht sehen kann; die Dame, welche

einen solchen Mantel trägt, kann deshalb die Aermel benutzen oder nicht, je nach Belieben.

Endlich erscheinen auch wiederum zwei Artikel, die in den letzten Jahren des napoleonischen Kaiserreiches sehr gefielen, nämlich die wattirten Oberröcke und die mit Pelz besetzten Ueberröcke, welche die Franzosen Witchouras (von dem deutschen Worte Wildschur) ·Eine solche neumodische „Wildschur" ist von vollem oder ungerissenem Sammet, mit reichem Pelz wattirt und kann deshalb nur von den elegantesten Damen getragen werden.

Die Roben von Tuch gehören jetzt zu dem Beliebtesten, was die neueste Mode, wenn nicht aufgebracht, doch nach ihrer Art modificirt hat. Sie sind in einer Art von classischem Styl, möchte man sagen, doch zugleich so bequem, daß die elegantesten Damen sie gern tragen, zumal mit der neuen Art Peterine. Diese Pelerinen sind ebenfalls von Tuch und können als Ersatz für alle andern Sorten Pelerinen und Scharpen gelten. — Die großen schwarzen Schleier, welche bis zu den Knien herniedkragehen, sind in den letzten etwas kalten Tagen sehr häufig erschienen und bewähren sich als vortheilhaft im hohen Grade, denn sie sind das sicherste Präservativ gegen rothe Nasen und bleiche Lippen.

Der wattiete Oberrock ist nicht so kostbar wie der vorhin erwähnte, er sieht aber ebenfalls sehr gut aus, namentlich wenn er von weißem Reps, von schillerndem Atlas gemacht ist, und wenn die Dame einen reichen Spitzenkragen und einen vorzüglichen Cashemirshawl mantelartig dazu trägt.

Man sieht sehr viel Spitzen, sowohl weiße als schwarze, die Chenillespitzen, die man Sammetspitzen nennt, sind eine neue Erfindung und sehen sehr schön und reich auf Kleidern und Mänteln von Sammet aus. Außerdem haben sie den Vortheil, daß sie auch der Farbe nach dem Kleidungsstücke, das sie schmücken sollen, entsprechend gewählt werden können. Sie haben übrigens mit allen andern Spitzenarten nichts als den Namen gemein.

Um wieder auf die Putzkleider zurückzukommen, erwähnen wir als eines, das allgemein gefiel, ein Kleid von rosa Moiree, das tief ausgeschnitten war, doppelte Revers und eine spiralförmige Besetzung von reichen Spitzen hatte, ein anderes von Barège-Gaze mit drei Röcken übereinander, von denen jeder etwas kürzer, als der andere, von gleicher Farbe, aber von etwas verschiedener Nüance war, und endlich ein Kleid von Glanzgaze über einem durchscheinenden Rocke. Der Gazenrock war an der Seite durch eine Blumenagrafe aufgenommen, welche den Agrafen auf den Aermeln entsprach. Am Leibchen befand sich ein kleines Bouquet von ähnlichen Blumen und eine Guirlande schmückte das Haar.

Der Sammet stehet mehr als je in Gunst, und wir sehen mit Vergnügen, daß auch der hellfarbige getragen wird. Man besetzt die Sammetkleider mit hohen Volants und Mantillen von schwarzen Spitzen, und trägt zu Besuchen und großen Diners schwarze, smaragdgrüne und saphirblaue Sammetkleider; Abends dagegen zieht man Kleider von rosa, himmelblauem und maisfarbigem Sammet vor. Einige dieser prächtigen Kleider sind mit einer einfachen Goldfranse besetzt, während ein Goldgeflecht die Berthe bildet.

Was den Haarputz betrifft, so sind noch immer gleichzeitig die langen englischen Locken, sowie die glatten Scheitel beliebt, die ersteren bei den Damen, welche bemerken, daß sie, um im Spiegel ein schönes Portrait zu erhalten, dasselbe hübsch einrahmen und ihm etwas Schatten geben müssen. Die zahlreichen Locken, welche dann an dem Gesichte herabfallen, heben die Farbe desselben. Der übrige Theil des Haares ist hinten ganz einfach zusammengenommen, oder auch, und zwar zu Hause, mit einer Art Resille von schwarzen Spitzen oder Chenille einhüllt, die durch drei goldene Nadeln gehalten wird. Die jungen Mädchen und sehr jungen Frauen theilen das Haar vorn auf der Stirn in Raphaelischer Art und stecken hinten einen etwas hohen Kamm ein. Damen, welche sich etwas außer der herrschenden Mode Liegendes erlauben zu können glauben, erneuern wohl auch die kleinen Löckchen, die man vor vielen Jahren einmal allgemein trug.

Herren-Mode. Die Bälle und Soireen haben begonnen, und wir fanden Gelegenheit, die neuesten und elegantesten Anzüge zu bemerken. Der junge Graf von W. trug letzthin einen Frack von violettem Cashemirtuch mit niedrigem Kragen, einer über die Hüften hinabreichenden Taille und Schößen, welche bis an die Kniekehlen gingen, breit und unten eckig waren und an den Schenkeln ganz gerade herunterfielen. Jeder Schoß hatte eine quergeschnittene Tasche und eine Patte darüber, wenig unterhalb der Hüfte. Aus einer dieser Taschen sah ein Zipfel eines außerordentlich reichen ostindischen seidenen Taschentuches heraus. Die Aermel waren kurz und anliegend. Kragen und Revers waren nicht getrennt, so daß ein bis an den letzten Knopf hinunter sich umschlagender Shawlkragen entstand. Auf diesem Shawlkragen, sowie auf den Schößen bemerkte man eine kleine Guirlande von Rosenblättern in der Farbe des Fracks, was sehr gut aussah. Die Knöpfe waren ziemlich glockenförmig, von Gold und hatten in der Mitte eine weiße Rose; die Schöße waren mit weißem Atlas gefüttert.

Die Weste war von weißem Spitzensammet und mit Gold broschirt; sie hatte einen Stehkragen, war auf der Brust sehr weit ausgeschnitten, lang und bildete eine Spitze unten. Nur vier Knöpfe, Diamanten, waren zugeknöpft. Die Weste war rund herum mit einem Goldschnürchen eingefaßt. Die Beinkleider waren von weißem Cashemir und ganz eng, hatten aber unten, zur Erleichterung des Anziehens, einen kleinen Schlitz, der durch 5 Diamant-Knöpfe geschlossen war. Dazu eine Cravate von weißem, mit Gold broschirtem Atlas, weiße seidene Strümpfe und Schuhe von lackirtem Leder.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1. Brauner Ueberziehrock, kurz, mit breitem Kragen und breiten bis über die Taille herab überschlagenden Revers. Tiefe Taille und Patten an den Seiten. Hinten Paletotform. Gestreifte Beinkleider. Das Ganze die Kehrseite von No. 3. No. 2. Ballanzug. Kopfputz mit Schlangenlocken und Blumen. Robe, bis oben herauf mit schmalen Spitzenvolants, nach unten zu etwas breiter. An der Seite drei Rosen und unten zur Seite aufgenommen, mit Rosen. Darunter ein rosa Unterkleid. Schneppenleib, kurze Aermel mit halblangen Handschuhen. Eine Art Pelerinenkragen, aus drei Spitzenvolants bestehend, in der Mitte zusammengehalten durch drei Rosen. No. 3. Ueberziehrock wie No. 1, darunter schwarzer Frack. Gestreifte Weste mit Stehkragen, und die Streifen einander entgegenlaufend. Enge schwarze Beinkleider.

Inhalt der Leipzig-Dresdner Eisenbahn Nr. 12. (5. Jahrgang. IV. Quartal).

Wöchentlich ein ganzer Bogen nebst Modenkupfer. Preis ½ Thaler oder 15 Ngr. vierteljährlich. Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen, in Dresden bei Herrn Arnold. Haupt-Expedition für Hamburg, Altona und Holstein: die Hamburg-Altonaer Buchhandlung in St. Pauli (24 ß Cour. pr. Quartal).

Expedition: Petersstraße No. 31.   Druck von F. Andrä in Leipzig.

1946

6 Bde



